LIBRARY OF PRINCETON
JAN 23 1900
THEOLOGICAL SEMINARY.

Division BX1386
Section .N713
No. .....

Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Vatikankonzil.

Kleine Schriften
zur inneren Geschichte des Katholizismus.
Erster Band:

Aus dem letzten Jahrzehnt
vor dem
Vatikankonzil.

Von

Friedrich Nippold.

Jena,
Hermann Costenoble.
1899.

Alle Rechte nach dem Gesetz vom 11. Juni 1870,
insbesondere das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten.

Zum hundertsten Geburtstag

Richard Rothe's

28. Januar 1899

und

Ignaz von Döllinger's

28. Februar 1899.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
	Einleitung	1
I.	Die sogenannten Jansenisten im 19. Jahrhundert oder die Veteranen des alten Katholizismus im Kampfe gegen den Jesuitismus	10
II.	Der Ultramontanismus am Niederrhein	38
III.	Pater Passaglia und der Passaglismus in Italien	74
IV.	Ein Osterfest in Jerusalem	117
V.	In Steyermark	150
VI.	Aus den letzten Jahren des selbständigen Herzogtums Nassau	176
VII.	Aus Mainz	191
VIII.	Der Konfessionswechsel im 19. Jahrhundert	209
IX.	Zeitgeschichtliches in Vorreden	259
X.	Der Jesuitenorden von seiner Wiederherstellung bis zur Gegenwart	276
XI.	Die verschiedenen Stadien des sogenannten preußischen Kirchenstreites (nach Bunsens Papieren)	302
XII.	Von der Mündung des Rheins (Tagebuchblätter aus Holland)	392
XIII.	Kirchenpolitische Rundschau im Advent 1868	438
XIV.	Im Kampf um die alte nassauische Kirche und Schule	500
XV.	Eine Kontroverse mit dem Bischof von Ketteler	534
XVI.	Aus der Vorgeschichte der altkatholischen Bewegung	558

Einleitung.

Das Jahrzehnt vor dem Vatikankonzil ist zugleich das Jahrzehnt der Neugestaltung des deutschen Reiches. Die dumpfe Reaktion der fünfziger Jahre nach der Sturmflut der allgemeinen Revolution hat mit dem Ende des Jahres 1858 einer „neuen Aera" Platz gemacht, in viel höherem Grade, wie man es damals meinte, als der Antritt der Regentschaft des nachmaligen ersten Kaisers mit diesem Namen belegt wurde. Schon im Frühjahr 1859 ermöglichte es der österreichisch-französische Krieg dem italienischen Volke, der deutschen Einheitsbewegung das Vorbild zu geben. Nicht einmal der „innere Konflikt" in Preußen, dem das „liberale" Ministerium erlag, hat das dem Staate Friedrichs II. noch einmal klar gesteckte Ziel fürderhin zu verrücken vermocht. Schon 1864 wurde in Schleswig-Holstein die schwer empfundene Schmach der Revolutionszeit gesühnt, der „verlassene Bruderstamm" von der Fremdherrschaft befreit. Im heißen Sommer von 1866 folgte die — durch die noch schwerere Schmach von Olmütz unvermeidlich gewordene — Auseinandersetzung zwischen Oesterreich und Preußen. An den nochmaligen Entscheidungskampf in Böhmen aber mußte endlich 1870 wie mit Naturnotwendigkeit die (nach Leipzig und Waterloo vergeblich erhoffte) Frucht der Befreiungskriege sich anreihen. Aus dem Sturz des französischen empire erhob sich das neue deutsche Reich, welches die von jenem fälschlich ausgegebene Losung zur Wahrheit machte, ein Reich des Friedens zu sein.

Gleich einer von vornherein von Glied zu Glied auf einander berechneten, unzerreißbaren Kette erscheint dem seither herangewachsenen Geschlecht das eine dieser großen Ereignisse mit dem anderen verbunden. Die Mitlebenden dagegen haben eine ganz andere Erinnerung an jene Jahre, wo der eine weltgeschichtliche Konflikt aus dem anderen hervorwuchs, bewahrt. Es ist eine Zeit tiefster Spannung und Erregung

gewesen. Es thut heute mehr als je Not, sich diese Zeit in allen ihren inneren Krisen zu vergegenwärtigen. Daß dies nicht so einfach ist, zeigen beispielsweise die mancherlei Kontroversen über die Bismarcksche Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage, wie sie seit Sybels und Bernhardis allgemeinerer Darstellung und den Spezialwerken von Jansen-Samwer einer-, von Henrici andererseits erst recht ausgebrochen sind. Umgekehrt aber ist es nicht minder lehrreich, den Verhandlungen der badischen und hessischen Kammern in den Jahren 1866—1870 nachzugehen und sie mit denjenigen des preußischen Abgeordnetenhauses und des Zollparlamentes zu vergleichen. Damals hat der deutsche Parlamentarismus auf seiner Höhe gestanden. Und wenn die Debatten in Stuttgart und München zeitweilig noch einen anderen Eindruck hinterließen, so darf um so mehr dem deutschen Volke von damals als solchem bezeugt werden, daß jeder Deutschgesinnte, in welcher Stellung auch, an seinem Platz seine Schuldigkeit that.

Der nationale Hintergrund des ereignisvollen Jahrzehnts, dem die nachfolgenden Einzelbilder entnommen sind, ist in den letzteren selber freilich nur hier oder da gestreift worden. Denn es sind Bilder aus dem kirchlichen Leben, und zwar zunächst aus dem inneren Leben der katholischen Kirchen. Aber das geschichtliche Interesse, welches dieses kirchliche Leben zu beanspruchen hat, ist kein geringeres als das der politischen Ereignisse. Auch in kirchengeschichtlicher Beziehung ist kaum ein anderes Jahrzehnt von solcher Tragweite für die immer noch im Werden begriffene Neugestaltung gewesen.

Der schließliche Ausgang auf beiden Gebieten steht dem äußeren Scheine nach im denkbar schärfsten Kontrast. Hier die nationale Einigung Deutschlands, die das Sehnen so vieler Geschlechter erfüllt und den Boden geebnet hat für die freie Entwickelung der Zukunft: ihre Devise ein Vorwärts wie niemals zuvor. Dort der Triumph des Jesuitendogmas, die Unterjochung des germanischen Geistes im Katholizismus durch den romanischen: das Feldgeschrei ein Rückwärts, in viel ausgedehnterem Sinn als in der ersten Gegenreformation.

Es fruchtet zu nichts, diesen grundverschiedenen Gang der Dinge zu vertuschen und das Auge davor zu verschließen, daß in derselben Zeit, welche ein von Rom unabhängiges deutsches Reich erstehen sah, die Regisseure des vatikanischen Konzils ihre Sache nicht minder verstanden haben, als der gewaltigste der deutschen Staatsmänner. Der Vatikanismus ist heute nicht nur im deutschen Reichstag, sondern von Land zu Land Trumpf. Nur derjenige, welcher den ganzen Ernst dieser Lage erfaßt, kann an wirklicher Reform mitarbeiten. Von der

vatikanischen Politik soll man vor allem eins lernen, nicht bloß von heute auf morgen zu rechnen, sondern mit den Keimen und Saaten, die in Jahrzehnten und Jahrhunderten aufwachsen.

Thut man dies aber wirklich konsequent, so gewinnt wieder gerade das Jahrzehnt von 1860–1870 auch kirchengeschichtlich zugleich noch eine weitere Bedeutung. Die in ihm ausgesäeten Samenkörner idealer Natur sind im staatlichen Leben vielleicht gar zu schnell aufgesproßt, ohne daß die Wurzel tief genug ging. Kirchengeschichtlich betrachtet, haben sie das Los gehabt, welches Hebels feinsinnige Dichtung im Anschluß an das Gleichnis des Evangeliums ausgemalt hat, daß in derselben Zeit, wo der schlummernde Keim in dem Korne erwacht, nach unten die Wurzel streckt und nach oben die Erde durchbricht, sich die Schneedecke darüber legt und Stürme über die junge Pflanze dahin brausen. Denn weit entfernt, dadurch vernichtet zu werden, muß sie gerade auf diesem Wege allmählich erstarken. Ja, je dichter die Schneedecke ist, desto mehr trägt sie die Bürgschaft der späteren Ernte in sich.

Von diesem „Naturgesetz des Himmelreichs" aus betrachtet, ist — dem Vatikanum zum Trotz — das gleiche Jahrzehnt, welches dem deutsch-nationalen Leben die größten Errungenschaften brachte, auch in den kirchlichen Dingen kein rückschrittliches gewesen. Die „neue Aera" hat zunächst das evangelisch-kirchliche Leben von jenem schweren Drucke befreit, unter welchem dasselbe gelegen hatte, während die Schüler des im Geheimen übergetretenen K. L. Haller den evangelischen Herrscher Preußens beherrschten. Welch ein Aufatmen in den weitesten Kreisen, als der kirchliche Teil des Programms des Prinzregenten bekannt wurde. Aber auch außerhalb Preußens begegnet uns bald ein ähnliches Schauspiel. Die geistesmächtige Bewegung, welcher das badische und württembergische Konkordat erlag, ist vom Sehwinkel des kleinstaatlichen Partikularismus aus einfach unverständlich. Die Entscheidungsschlachten in der Lombardei, denen der Anfang der Befreiung Italiens vom Alp des Kirchenstaates folgte, haben dazu ebenso mitgewirkt, wie der Umschwung in Preußen. Wie die päpstliche Politik nur international verstanden werden kann, so auch das, was ihr entgegenwirkt, was aber freilich nicht von den Tagespolitikern gemacht wird, sondern am stillen Webstuhl des Geisteslebens.

Es ist auch im kirchlichen Leben ein gewaltiges Ringen und Kämpfen gewesen: in denselben Jahren, wo die vorerwähnten Ereignisse der politischen Geschichte sich abspielten. Kaum jemals sind die Gleichzeitigkeiten von gleichem Interesse. Das Jahr des dänischen

Krieges ist auch das des Syllabus Pius' IX. gewesen. Die Schlacht von Königgrätz entlockte Antonelli den Stoßseufzer Casca il mondo. Und dieselben Faktoren, welche den unglücklichen Napoleon III. in den Krieg trieben, präparierten die Geschäftsordnung und die Majoritätsbeschlüsse des Vatikankonzils.

Die Berechnungen der päpstlichen Kurie bei der Vorbereitung und Berufung des Konzils haben sich mit Bezug auf die Haltung sowohl der Bischöfe wie der Politiker durchaus bewährt. Nur in einem einzigen Punkt haben sich die klugen Rechner getäuscht: in der Ueberzeugungstreue der deutschen Katholiken, welche sich noch ein eigenes Gewissen bewahrt hatten. Gerade die allerseits anerkannten Führer des deutschen Katholizismus haben das Hefelesche sacrificio dell' intelletto verschmäht. Mag ein kirchlich gleichgültig gebliebenes Geschlecht es immer noch nicht verstehen, was es für die Reformationskirchen bedeutete, als dem infallibel erklärten Papsttum gegenüber auch die bisherigen Führer der deutschen Katholiken ihnen und den Orientkirchen zur Seite traten — es ist damit doch ein völlig neues Ferment in die kirchliche Gesamtentwickelung hineingetreten.

Mit den Nachwirkungen des Vatikankonzils haben es die in diesem ersten Bande gesammelten Bilder allerdings noch nicht zu thun. Das ist erst mit denen des zweiten Bandes der Fall. Wohl aber haben, und zwar ohne daß dabei irgend eine Absicht obwaltete, die zumeist auf Reisen aufgenommenen Momentbilder, die hier zusammengestellt sind, die „zwei Seelen" im Katholizismus, wo sie irgend zu Tage traten, auf die Platte gebracht. Gerade weil sie so unwillkürlich eines nach dem anderen entstanden sind, legen sie heute noch einen anderen Vergleich nahe: mit den „Studien" eines Vautier z. B., die nachmals in seinen größeren Gesamtbildern nur unbedeutsam verändert ihre Stelle gefunden haben.

Es ist ein kühner Vergleich. Aber der Verfasser fühlt sich gerade heute dazu verpflichtet, wo diejenigen das große Wort führen, welche von jener gewaltigen Zeit keinerlei eigene Erfahrung besitzen. Es ist wohl das schwerste Verhängnis unserer jetzigen kirchlichen Lage, daß hüben und drüben, in Katholizismus und Protestantismus gleich sehr, die am zuversichtlichsten über die andere Volkshälfte absprechen, welche ihr inneres Leben am allerwenigsten kennen. Es wird sich später von selbst die Gelegenheit finden, die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Fehlgriffe in der Beurteilung und Behandlung des deutschen Katholizismus bei deutschen Protestanten, welche nie inmitten desselben gelebt, in ihrem eigenen Zusammenhang darzulegen. Die Vorbereitungen

dafür sind bereits in Vorträgen in Köln und Leipzig getroffen [1]). In den vorliegenden Blättern aber soll den jüngsten protestantischen Lakaien des Jesuitenordens einfach die Erinnerung an jenes Jahrzehnt eines inneren Umschwunges von ungeahnter Kraft entgegengestellt werden.

Zwei Namen von vielen werden genügen, um das evangelischerseits am wenigsten Geahnte dieses Umschwunges zu kennzeichnen. An der Schwelle des Jahrzehnts hat der damals schlagfertigste der protestantischen Polemiker (Schenkel) „die kirchliche Frage und ihre protestantische Lösung" im Gegensatz gegen Bischof v. Ketteler und Stiftspropst v. Döllinger gezeichnet. Eine ganze Reihe Kettelerscher Schriften hatten seine Herausforderung vom Bonifatiusjubiläum — gegen

[1]) Es mag an diesem Orte nicht unangebracht sein, da im Folgenden die in der zusammenfassenden „Geschichte des Katholizismus seit der Restauration des Papsttums" (1883) zu Grunde gelegten Einzelstudien an einander gereiht sind, auch die seither erschienenen, in das gleiche Gebiet einschlagenden weiteren Beiträge übersichtlich zusammenzustellen. In engster Beziehung zu dem Handbuch steht zunächst das demselben 1884 gefolgte 4. Heft der Berner Sammlung „Zur geschichtlichen Würdigung der Religion Jesu": das ideale Prinzip des Katholizismus — zugleich als Korrelat zu Heft 5: das einheitliche Prinzip des Protestantismus, und Heft 6: das Wesen des christlichen Glaubens. Den Jahren 1883/5 gehören ferner an die verschiedenen Nachträge zu dem § 14 des Handbuches über „die päpstliche Verwertung der Orientkrise" (Pr. K. Ztg. 1883 Nr. 1. 2. 30. 41; 1884 Nr. 50; 1885 Nr. 35. 36. 45. 46. 48. 49); sowie die Aufsätze: „Warneck gegen Johann Janssen" (a. a. O. Nr. 46/7); Likowski über die ruthenische Kirche (Jen. Lit. Ztg. 1885, Nr. 44). Von 1885 bis 1887 haben die neuen Ausgaben der drei ersten Bände von Hagenbachs Kirchengeschichte in ihrem jeweiligen Anhange die passendste Gelegenheit zur Uebersicht der zahlreichen, neu aufgeworfenen Geschichtskontroversen geboten. Mit dem Jahre 1886 begann zugleich die Rubrik „Interkonfessionelles" im Theol. Jahresbericht. Der Begründung des Evang. Bundes im Jahre 1887 ging das Programm seiner Preßarbeit zur Seite (seither neu abgedruckt in „Die Anfänge des E. B." S. 94 ff.). Ebenso hing der Vortrag „Romanismus und deutsch-christlicher Katholizismus" (Pr. K. Ztg. Nr. 12) mit derselben zusammen. Ein im Jahre 1888 in Emmerich gehaltener Vortrag über „Kirchengeschichtliche Epochen im Rahmen einer Kleinstadt" konnte noch nicht für den Druck niedergeschrieben werden. Dagegen sind — meist in Zusammenhang mit der Organisation des Ev. Bundes — im Jahre 1888 erschienen die „Drei zeitgeschichtlichen Untersuchungen", über „Katholisch oder Jesuitisch?", die beiden Broschüren über „Die Thümmelschen Religionsprozesse" und die Flugschrift über „Die katholisch-kaufmännischen Vereine"; im Jahre 1889 die vertrauten Briefe des Erzbischofs Spiegel und das Tagebuch des Jesuitenpaters van der Heyden; 1890 die Vorträge in Breslau und Stuttgart über die schlesischen und württembergischen Verhältnisse; 1891 die drei Hefte über die lokalen Jesuitenstreitigkeiten dieses Jahres (1. in Wiesbaden, 2. in Rimbeck, Spiesen, Malstatt, Hamm, Speyer, Oldenburg, Torgau, Stettin, 3. in Sachsen, Württemberg, Elsaß,

die Reformation als den Messiasmord des deutschen Volkes — zugleich auch gegen den aus dem Protestantismus erwachsenen modernen Staat zugespitzt. Döllinger aber hatte zur Sühne für die Odeonsvorträge, welche dem von der Verquickung mit dem Kirchenstaat befreiten Papsttum erst die rechten Triumphe versprachen, jene Zeichnung von „Kirche und Kirchen" entworfen, welche die protestantischen Kirchen damit hinlänglich gekennzeichnet glaubte, daß die Ausfälle der positiven Blätter gegen die liberalen, der liberalen gegen die positiven und beider gegen die Mitte als zuverlässige Geschichtsquellen neben einander gestellt wurden.

---

in Wetzlar, Herborn, Saarbrücken und Mainz); 1892 die Broschüre über die jüngsten Religionsprozesse (jene zugleich in Frankfurt a. M. und Elberfeld, diese in gleicher Weise in Barmen und Bielefeld in Vorträgen behandelt) und das Vorwort zu einer neuen Ausgabe des klassischen Theinerschen Werkes über den Zwangszölibat. Aus dem Jahre 1893 gehört das Sendschreiben an Graf Wintzingerode über den christlichen Adel deutscher Nation und der Essai der D. Revue über „interkonfessionelle Parallelen in der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts" in den gleichen Zusammenhang; aus dem Jahre 1894 mehrere (bisher ungedruckt gebliebene) Vorträge in Köln, Darmstadt und Hamburg, von welchen zunächst der letztere über Bischof Laurent als apostolischer Delegierter in Hamburg im Druck erscheinen dürfte. 1895 sind der Darmstädter Vortrag über die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland und der Zwickauer über die internationale Seite der päpstlichen Politik (auch in Stettin, Weimar und Gotha behandelt) in Druck gegeben, außerdem einige Beiträge zum „Oesterreichischen Altkatholik". Das Jahr 1896 brachte die — alsbald gedruckten — Vorträge in Jena und Halle über Bischof Reinkens, in Dresden über die idealen Mächte im deutschen Katholizismus, in Bochum: Was haben wir aus den letzten Thümmelschen Prozessen zu lernen?, in Dortmund: Die Uebertragung der konfessionellen Gegensätze auf Handel und Wandel (auch in Altenburg und Plauen besprochen). Aus dem Jahre 1897 ist der Crefelder Vortrag über „die Hemmungen des deutschen Protestantismus in der Wahrung seiner Interessen" in Druck gegeben. Ebenso sind die Ansprachen auf dem Wiener Altkatholikenkongreß in den D. ev. Bl. 1897, Heft 12, niedergelegt. Dagegen sind die im Text erwähnten, in Köln und Leipzig gehaltenen Vorträge über die Fehlgriffe deutscher Protestanten in der Beurteilung und Behandlung des Katholizismus bisher nur bruchstückweise in der lokalen Presse erschienen. Auch der von 1898 in Limburg über das geschichtliche Erbe und die zukünftige Aufgabe der kirchlich-liberalen Richtung muß erst druckfertig gemacht werden. Wohl aber bedarf es hier noch des Hinweises auf die (zuerst in der Revue internationale de théologie erschienene) Melanchthon-Rede, welche speziell die „katholische" Seite in Melanchthon in Parallele mit Döllinger kennzeichnet. Und ich darf schließlich wohl noch meine Freude darüber aussprechen, daß inzwischen auch die auf meine Bitte von Reusch kommentierten „Briefe an Bunsen von römischen Kardinälen und Prälaten, deutschen Bischöfen und anderen Katholiken aus den Jahren 1818 bis 1837" in einer Gesamtausgabe erschienen sind (Leipzig, Jansa 1897). Die kirchengeschichtliche Bedeutung derselben hat den Spectator der Allg. Ztg. sofort zu einem eigenen „kirchenpolitischen Briefe" veranlaßt.

Wie anders die Stellung beider im Jahre 1870! Auf dem Konzil hat der stolze westfälische Freiherr den bekannten Fußfall vor dem weibischen Pius IX. gethan, um ihn zu beschwören, von dem verhängnisvollen Dogma Abstand zu nehmen. Unmittelbar nach dem Konzil aber hat Döllinger für seine unwiderlegliche Erklärung an den Erzbischof von München die Exkommunikation auf sich genommen.

Mitten in jener Uebergangszeit sind die beiden ersten Auflagen des kirchengeschichtlichen Handbuches des Verfassers erschienen[1]). Dasselbe ist, genau ebenso wie die ihm vorhergegangenen Einzelstudien, ohne vorherige Absicht aus der Verbindung der in diesem Bande zum ersten Male gesammelten Einzelbilder mit einander erwachsen. Von denselben sind an diesem Orte freilich nur diejenigen vom Boden des Katholizismus in ihrem ursprünglichen Entwurfe zusammengestellt worden, alle die anderen, auf andere „Zeitfragen" bezüglichen ausgeschieden. Aber wenigstens die Sammlung der ersteren hat sich von Jahr zu Jahr mehr als unumgänglich herausgestellt. Die alten „Studien" sind teils in seither eingegangenen Zeitschriften zerstreut, teils als Broschüren vergriffen. Es gilt dies zwar ebensosehr von den anderen, welche sich teils auf allgemein religionsgeschichtliche Probleme beziehen, teils protestantisch-kirchliche Zustände schildern. Und es ließ sich immerhin fragen, ob es sich, nachdem der Verfasser sich einmal zu einem solchen Sammelwerke entschlossen, nunmehr nicht zugleich empfohlen haben würde, alle jene gleichzeitig entstandenen „Kleinen Schriften" zusammenzufassen. Schon der mannigfachen Abwechslung wegen wäre es ein lesbareres Werk für den größeren Leserkreis geworden. Ueberdies haben manche der jetzt zurückgestellten Essais — wie alsbald die in der Einleitung zu Nr. I genannten Hollandica — an Ort und Stelle eine nicht uninteressante Nachwirkung gehabt. Aber jede derartige Ausdehnung des Planes mußte vor der Erwägung dahinfallen, daß die maßlose Unkenntnis katholischer Dinge im protestantischen Deutschland zu einer sich noch immer steigernden Notlage geführt hat, und daß deshalb kirchengeschichtlich nichts Anderes so wichtig ist, als wenigstens das zukünftige Geschlecht besser für die ihm obliegenden Aufgaben zu schulen. Denn je mehr die Gegenwart sich in ihren politischen und wirtschaftlichen Errungenschaften zu sonnen liebt, um so ernster wird die Aufgabe, an das Wehe des Evangeliums gegen die

[1]) Die erste Ausgabe dieses „Handbuchs der neuesten Kirchengeschichte seit der Restauration von 1814" (Elberfeld 1867) ist von Richard Rothe bevorwortet, die zweite mit einem Nachwort „zum Gedächtnisse R. Rothes" vermehrt.

„Satten" zu erinnern und mit dem nur zu bald vergessenen Programm Kaiser Wilhelms von 1858 das religiöse Leben vor „Heuchelei und Scheinheiligkeit" zu bewahren.

Wenn der Verfasser aber somit auch von einem gleichzeitigen Neudruck der nicht auf den Katholizismus bezüglichen „Kleinen Schriften" Abstand nehmen zu müssen glaubte, so hat ihm dafür die Einleitung zu jeder einzelnen der nachfolgenden Skizzen Gelegenheit geboten, die gleichzeitigen Studien auf anderen Gebieten nebenher zu erwähnen. Es ist dies zugleich die einzige Art, in welcher er dem ihm wiederholt ausgesprochenen Wunsche nach der Aufzeichnung seiner Lebenserinnerungen nachkommen kann. Noch im letzten Jahre haben wir wieder mehrfach lebensvolle Autobiographieen von theologischer Hand erhalten. Beyschlag, Rogge, Thikötter sind dem Vorbilde von Harleß, Gerok, Heinrich Lang u. a. gefolgt. Aber die künstlerische Begabung, die jenen Autoren sämtlich eignet und ihren Aufzeichnungen einen steigenden Leserkreis sichert, ist dem Verfasser nicht gegeben. Um so mehr liegt es ihm dagegen ob, den wissenschaftlichen Zusammenhang, in welchem die ihm zugefallenen Arbeitsgebiete zu einander stehen, und durch welchen sich zumal die Studien über Katholizismus und Protestantismus gegenseitig bedingen, gerade bei dem jetzigen Anlaß klar heraustreten zu lassen. Dabei ist der ganze Nachdruck darauf gelegt, den Persönlichkeiten, welche die Möglichkeit zu diesen Arbeiten und den in ihnen niedergelegten Gedankenreihen geboten haben, ein dankbares Andenken zu widmen. Das eigene kleine Ich kann niemals in einem weiteren Kreise Beachtung beanspruchen, um so mehr aber die Fäden, die den Einzelnen mit den vielen Anderen verbinden. Um diese Fäden aufzuweisen, sind denn auch die einzelnen Einleitungen in eine möglichst enge Verbindung mit einander gebracht und bieten dadurch dem Leser, der sie mit einander verbindet, ein in sich zusammenhängendes Ganzes. Andererseits aber ist auf diese Weise zugleich sowohl jedes Einzelbild in den entsprechenden Rahmen gestellt, als für das sie seiner Zeit zusammenfassende Werk die für dasselbe unentbehrlich gewordene Ergänzung geboten.

Das in frischem Jugendmut rasch hingeworfene „Handbuch" hat nämlich ein eigentümliches Geschick gehabt. Die erste Auflage war in weniger als drei Monaten vergriffen. Der Verleger machte solche Hast mit dem Neudruck, daß er sogar von der Autor-Korrektur Abstand zu nehmen ersuchte. Die Folge dieses Grundfehlers war eine kaum zu zählende Masse von Druckfehlern, zumal in den Namen. Das Buch wurde dadurch für seinen Handbuchszweck so gut wie unbrauchbar.

Als dann, eine Anzahl von Jahren nachher, die Notwendigkeit einer Neubearbeitung heraustrat, genügte die ursprüngliche Form dem Verfasser selber nicht mehr. Es schien ihm obenan ein Unterbau nötig[1]). So ist das Ganze in eine andere Form gegossen, die, obgleich um vieles ausführlicher, doch dem berechtigten Vorwurfe nicht entgangen ist, bei dem Leser zu viel vorauszusetzen. Diesem Mangel soll durch die Ergänzung der leichter hingeworfenen Reisebilder, soweit möglich, abgeholfen werden. Ueber einen anderen Zweck, dem ihre Herausgabe ebenfalls dienen mag, wird sich die Einleitung zum zweiten Bande aussprechen.

---

[1]) Diesen Unterbau hat der unter dem Spezialtitel „Einleitung in die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts" erschienene erste Band zu geben versucht. Ihm folgte 1883 der zweite Band unter dem Spezialtitel „Geschichte des Katholizismus seit der Restauration des Papsttums". Seither sind noch Band III, Abth. I (Geschichte des Protestantismus seit dem deutschen Befreiungskriege I, Geschichte der deutschen Theologie. 1890); Band III, Abth. II (Interkonfessionelle Zeitfragen und Zukunftsaufgaben. 1896) und Band IV (Amerikanische Kirchengeschichte seit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten. 1892) gefolgt.

I.

Die sogenannten Jansenisten im 19. Jahrhundert
oder
Die Veteranen des alten Katholizismus im Kampfe gegen den Jesuitismus.

Im Jahre 1860, als die nachfolgende Erstlingsarbeit entstand, war die Lage des deutschen Katholizismus noch eine völlig andere als zehn Jahre später. Gerade in Deutschland stand die römisch-katholische Kirche als eine in sich geschlossene Einheit dem Protestantismus gegenüber. Dieselben Männer, welche nachmals gegen das vatikanische Dogma Front machten, gingen damals noch Hand in Hand mit dem auf dasselbe hinarbeitenden Jesuitenorden. Woher bei solcher Lage der Titel dieses Aufsatzes: Kampf zwischen dem alten Katholizismus und dem Jesuitismus? Zehn Jahre, bevor in Deutschland von Altkatholiken die Rede war? Die Wahl des Titels ist Sache des Herausgebers der Prot. Monatsbl., Prof. Gelzer in Basel, gewesen. Daß aber auch der Inhalt mit diesem Titel in Uebereinstimmung war, daß dem noch so jugendlichen Verfasser schon damals der diametrale Gegensatz zwischen Jesuitismus und altem Katholizismus aufgegangen war, das verdankte er einer ihm ohne sein Zuthun vermittelten persönlichen Bekanntschaft, welche ihm den Weg zu den Quellen jener Erkenntnis gebahnt hatte.

Ohne daß Ort und Name genannt waren, ist bereits bei dem ersten Erscheinen des (übrigens alsbald unter dem noch bezeichnenderen Titel Eene stem uit Duitschland over de Oudkatholieken in Nederland ins Holländische übersetzten) Aufsatzes dieser Persönlichkeit und des unauslöschlichen Eindruckes, welchen sie auf den Verfasser machte, gedacht worden. Heute liegt kein Anlaß mehr vor, den Namen zu verschweigen. Im Gegenteil scheint es nunmehr an der Zeit, demselben einige genauere Daten beizufügen, und lassen wir deshalb zunächst die (in dem Juliheft der Prot. Monatsbl. von 1861, S. 21/22) unter dem Text stehende Note dem Aufsatze selber vorangehen:

„Ich kann bei diesem Anlaß eine mir persönlich unvergeßliche Erinnerung nicht zurückhalten, wie mir selbst zuerst der verschrieene Jansenismus entgegentrat. Es war in einer der größeren Mittelstädte Hollands, wo sich eine kleine altkatholische Gemeinde erhalten hat, daß ich deren fast 70jährigen Pastor kennen lernte, und schon das erste Mal unserer Zusammenkunft

konnte erst der späte Abend uns trennen. Ein herrlicher jugendfrischer Greis, war er ein würdiges Vorbild jener ausdauernden Begeisterung und jenes unerschütterlichen Gottvertrauens, durch die allein das Bestehen der Klerese möglich ist. Selbst ein tief religiöser und wahrhaft aufgeklärter (das Wort hat ja auch seine gute Seite) Charakter, beklagte er bei den römischen Gegnern vor allem die unsittlichen Tendenzen und den sich immer steigernden Obskurantismus des Jesuitenordens. Aber diese ihm unkatholisch erscheinenden Tendenzen hinderten ihn nicht, von ganzem Herzen Katholik zu sein und zu bleiben. In jedem der streitigen Punkte vertrat er würdig und fest die katholische Ansicht: wie über den Begriff der Kirche und der Tradition, so über Beichte und Taufe; er bedauerte die durch die Reformatoren bewirkte Kirchenspaltung, konnte selbst ihre Verheiratung nicht begreifen. Aber auch die am meisten von der evangelischen Auffassung des Christentums abweichenden Ansichten waren von einer solchen ethischen Begeisterung und einer so innerlich-christlichen Frömmigkeit getragen, daß man ihren Vertreter gerade um der Art willen, wie er sie aussprach, nur um so mehr achten mußte, wie denn auch er selbst dem aufrichtigen evangelischen Christen seine vollste Achtung zollte. So standen sich denn in all' unseren Gesprächen die katholische und evangelische Ausprägung des Christentums direkt gegenüber; aber unter dem Kreuze Christi fanden wir uns als Brüder zusammen, die bei aller Verschiedenheit im Einzelnen sich des gleichen Strebens bewußt waren, Jesum Christum, den gekreuzigten Erlöser der Welt, und ihn allein zu bekennen und zu verkündigen."

Aus den eben mit angezogenen Schlußworten erhellt, daß auch diese persönliche Anregung in den Dienst der allgemeinen Geschichtsbetrachtung gestellt war, die über dem Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus eine höhere Einigung suchte. Das Schlußergebnis dieser Erstlingsstudie vom Boden des Katholizismus trat somit von selbst in Parallele zu der Schlußbetrachtung, in welcher die gleichzeitig geschriebene und gedruckte Erstlingsstudie vom Boden des Protestantismus ausmündete: „Was wir für Hollands Zukunft hoffen, ist nicht, daß die eine oder andere Partei siegen, vielmehr, daß die eine von der anderen und alle immer aufs neue von Dem lernen mögen, der allein unser aller Meister ist, und daß vor allem die Liebe, an der Christus uns als die Seinen erkennen wird, immer reichlicher durch seinen heiligen Geist in allen eindringen und Wurzel schlagen möge." Bei dem nunmehrigen Rückblick auf beinahe vier Jahrzehnte litterarischer Thätigkeit kann sich der Verfasser nur um so freudiger zu diesem Anfang derselben bekennen und seinem Gott danken, daß jene Grundanschauung sich stets mehr gefestigt hat. Aber der Zweck, um dessentwillen die damalige Schlußanmerkung jetzt obenan gestellt worden ist, liegt darum doch nicht in diesem prinzipiellen Gesichtspunkt. Es sollte vielmehr schon hier ebenso wie in den nachfolgenden Aufsätzen das damals bloß Angedeutete enträtselt werden.

Die Persönlichkeit, von welcher in jener Anmerkung die Rede ist, war nämlich der im Jahre 1880 in 90jährigem Alter verstorbene altkatholische Pastor von Delft, Cornelius Harderwyk. Sein unerschütterliches Gottvertrauen hat ihn nicht getäuscht. Er hat noch „die apostolische Reise des Erzbischofs Loos" nach Bayern und die ihr folgende Konstituierung der deutschen und schweizerischen Episkopalkirche erlebt und ist mit einem Simeons-

gefühl heimgegangen. In dem „altkatholischen Volkskalender" von 1891 ist seine Lebensskizze mit seinem Porträt erschienen.

Woher aber die Beziehung zu diesem Delfter Pastor bei einem deutschen evangelischen Kandidaten? Für holländische Leser würde die Auskunft genügen, daß diese Beziehung durch den damaligen Bürgermeister von Delft vermittelt worden war: van Kuyk, langjährigen konservativen Landtagsabgeordneten, zuletzt „Commissaris des Konings" (das dem Oberpräsidenten in Preußen entsprechende Amt) in der Provinz Drenthe. Er war mit Pastor Harderwyk ebenso befreundet, wie sein Schwiegervater Daniel van Koetsveld, Lid van gedeputeerde Staten van Zuid Holland (Mitglied der Provinzialregierung der sich selber verwaltenden Provinz).

In dem Hause des letzteren, meines Großoheims, war ich von Kind an heimisch gewesen. Dort habe ich u. a. den durch den grauenhaften Frankfurter Aufstand gekennzeichneten September des Revolutionsjahres 1848 verbracht. Der Eindruck, den der zehnjährige Knabe empfing, als sein greiser Onkel entsetzt die Nachricht von der bestialischen Ermordung Auerswalds und Lichnowskys vorlas, ist mir noch im eigenen Greisenalter unvergeßlich geblieben. Mehrere andere Besuche sind diesem ersten gefolgt (1851, 1856), ohne jedoch eine weitere Bedeutung zu gewinnen, als daß sie mich schon früh mit Land und Leuten bekannt machten. Anders aber war es mit dem längeren Aufenthalt im Jahre 1860.

Den größten Teil dieses Jahres haben Studien auf den Amsterdamer Bibliotheken über die anabaptistischen Sektenstifter Heinrich Niklaes und David Joris (von Delft) eingenommen. Mit denselben mußten jedoch Nachforschungen im Reichsarchiv im Haag, sowie im städtischen Archiv in Delft verbunden werden. Wie der Reichsarchivar Bakhuizen van den Brink, so nahm auch der Delfter Stadtarchivar Soutendam an diesen Studien ein warmes persönliches Interesse. Gleich jenen eben genannten Verwandten war auch er mit Pastor Harderwyk näher bekannt, und haben wir u. a. einen für mich äußerst lehrreichen Abend bei letzterem zusammen verbracht.

Die durch Harderwyk angeregten Studien standen jedoch zugleich in einem allgemeineren wissenschaftlichen Zusammenhang, der wenigstens in Kürze berührt werden muß. Sie sind nämlich nicht nur ein Bruchteil umfassender Untersuchungen über das holländisch-kirchliche Leben überhaupt gewesen, sondern diese selber waren wieder aus den vorerwähnten Studien über die Reformationszeit erwachsen. Während die letzteren jedoch erst im Laufe der Jahre zu den Monographieen führten, auf welche gleich nachher noch mit einigen Worten eingegangen werden muß, sind die Ergebnisse der ersteren alsbald in einer Reihe von Einzelaufsätzen niedergelegt, welche meist schon im Jahre 1861 gedruckt sind. Der im Juli 1861 erschienenen nachfolgenden Arbeit war bereits im Juniheft der gleichen Prot. Monatsbl. diejenige über den „holländischen Protestantismus der Gegenwart in seinen theologischen Schulen und Parteien" vorhergegangen, deren Schlußgedanke schon erwähnt wurde. Im Oktoberheft folgte die Studie „Da Costa und Geneste, Religiöse Gegensätze in der poetischen Litteratur der Gegenwart". Fast gleichzeitig erschienen in der Schenkelschen „Allg. kirchl. Zeitschrift" die Abhandlungen über die (eine denkwürdige Parallele zu den deutschen Altlutheranern bildenden) separierten Altcalviniſten (Heft 6), über die niederländischen Taufgesinnten (Heft 10)

und über die Arbeiten der inneren Mission im gleichen Lande (Heft 9). Um die Uebersicht der damaligen Hollandica vollständig zu machen, sei endlich noch der Erstlinge im Evang. Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen über die „Nykerker Erweckung" (1861 Nr. 4) und Da Costa (Nr. 7—9) gedacht. Uebrigens führt sich auch die erst im Jahre 1865 in der Zeitschrift für historische Theologie gedruckte deutsche Bearbeitung von Scholtens Leer der Hervormde Kerk auf den gleichen Ursprung zurück.

Bei den früheren Veröffentlichungen haben die persönlichen Beziehungen, welche diese unter sich sehr verschiedenen und doch die gleiche Zukunftsaufgabe anbahnenden Einzelarbeiten ermöglichten, kein Interesse für die Leser gehabt. Auch bei der jetzigen habe ich längere Zeit vor der Frage gestanden, wieweit solche persönlichen Dinge zum Verständnis der Einzelarbeiten förderlich sein würden. Nachdem aber die einleitenden Bemerkungen zu den Uebersetzungen der seither auch in Deutschland recht eigentlich populär gewordenen Schriften C. E. van Koetsvelds eine so allseitig freundliche Aufnahme gefunden haben, scheinen einige weitere Ergänzungen zu den (im Vorwort zu den „Gleichnissen des Evangeliums" und zu den „Skizzen aus dem Pfarrhause von Mastland") niedergelegten Daten am Platze.

In den Mittheilungen über den Oheim, welcher „von früh an das Ideal für mich war, welchem ich nachstrebte", ist eigentlich nur die Darstellung der theologischen Schulen und Parteien im holländischen Protestantismus gestreift worden. Und es mußte dabei naturgemäß außer Betracht bleiben, welche Bedeutung dieselbe für die holländische Theologie selber gewonnen, die bis dahin nur von Sudhoffs und Köhlers Parteitendenz aus in Deutschland Beachtung gefunden hatte. Denn der Gesichtspunkt, unter dem des genannten Essai überhaupt Erwähnung geschah, war begreiflicher Weise von dem Zweck der Charakteristik des Verfassers der in Deutschland neu einzuführenden Werke abhängig. Die genannte Darstellung hatte nämlich „von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken eine Fülle von Namen aufgezählt". „Von Groen van Prinsterer und Capadose, van Oosterzee und Doedes wird hier ebenso ein über die Personen wie über ihre Schriften referierender Bericht gegeben, wie von den Groningern, von den Leidenern und von den ersten Wortführern der sich damals „modern" nennenden Richtung. Den Namen van Koetsveld aber würde man hier vergeblich suchen. Und doch hatte kein anderer größeren Einfluß auf die Urteilsweise einer Untersuchung gehabt, welche die verschiedensten auf evangelischem Boden erwachsenen Richtungen mit gleichem Maße zu messen strebte. Aber sein Name brauchte dessen ungeachtet nicht genannt zu werden. Denn er gehörte eben keiner „Schule", keiner „Partei" an."

Ich muß diese Worte hier nochmals anführen, weil es sich nunmehr ziemt, gleichzeitig der prinzipiellen Kontroverse zu gedenken, welche sich an jenen Aufsatz anschloß. Gerade der ebengenannte Grundgedanke, mit gleichem Maße zu messen, führte nämlich zu einem unausgleichbaren Gegensatz zu dem Vertreter eines Standpunktes, welcher seinen Ausdruck in der These fand: „Es giebt nur eine Wahrheit: diese ist in der Kirchenlehre gegeben. Bei den von der Kirchenlehre abweichenden Richtungen kann nur insofern von einem Reste der Wahrheit die Rede sein, als sie eben noch einen Rest dieser Kirchenlehre bewahrt haben." Die in dieser Form von dem damaligen

Haager Prediger Koegel (dem nachmaligen Berliner Oberhofprediger) verfochtene Abart des vatikanischen Infallibilismus ist in der Jenaer Prorektoratsrede von 1887 über „Infallibilismus und Geschichtsforschung" näher gekennzeichnet worden. Vgl. den Abdruck dieser Rede in der Monographie über „die theologische Einzelschule" (I. Abteilung, Nr. 8, sowie daselbst näher S. 189—192).

Die im Obigen genannten Einzelarbeiten über das vielfarbige kirchliche Leben Hollands kommen jedoch für den heutigen Zweck vor allem wegen des inneren Zusammenhanges in Betracht, in welchem sie gegenseitig zu einander stehen. Die Zeit, in welcher sie entstanden, ist nämlich, ohne daß mir dies damals irgendwie zum Bewußtsein gekommen wäre, eine an die Universitätsjahre sich anschließende neue Studienzeit in höherem Sinne geworden.

Weder der einen noch der anderen Arbeit hat irgend eine jener Absichten zu Grunde gelegen, wie sie gewöhnlich die Erstlingsarbeiten eines jungen Dozenten bedingen. Ungeahnt, ungewollt haben jene Studien sich an einander gereiht, sind sogar im tiefsten Grunde aus jähem Zusammenbruch aller eigenen Pläne und Hoffnungen erwachsen. Als Student im 7. Semester, daneben zugleich in einer Lehrerstellung in Bonn thätig, welche eine längere Dauer der Universitätszeit ermöglichen sollte, war ich von einem akuten Brustleiden befallen und auf längeren Aufenthalt im Süden verwiesen worden. Aus leicht begreiflichen Gründen nicht imstande, alsbald diesem ärztlichen Rate zu folgen, überdies durch ein unheilbares schmerzliches Leiden der Mutter und schwere Sorgen des Vaters niedergebeugt, hätte ich selber kaum einen Ausweg gefunden. Da hat der als klassischer Dichter hochgeschätzte E. J. Potgieter (Begründer und Redakteur der Zeitschrift De Gids) mich zunächst nach Holland gezogen. Er ist es gewesen, der mir in der Amsterdamer Mennonitenbibliothek die Geschichtsquellen nachwies, welche mir bei einer akademischen Preisarbeit (Variae Antinomismi in ecclesia evangelica formae adumbrentur et dijudicentur) hinsichtlich der antinomistischen Tendenzen der Wiedertäuferbewegung gefehlt hatten. Aus diesen Studien sind zuvörderst die Monographieen über Heinrich Niklaes und David Joris erwachsen. Auf Riedners Wunsch sind beide in der Zeitschr. f. hist. Theologie (1862—1868) veröffentlicht worden, dadurch freilich den jüngeren Fachgenossen zum guten Teil unbekannt geblieben. Aber persönlich habe ich es immer jenen — eine Reihe von Jahren sich hinziehenden — Spezialarbeiten gedankt, daß ich dadurch wie von selbst in der Reformationszeit und der Litteratur über sie heimisch geworden bin. Denn in Amsterdam fanden sich nicht nur die eigenen Schriften jener „Erzketzer", ihrer Anhänger und Gegner (bei Joris allein nach dem auf meiner Biographie fußenden und sie noch vervollständigenden bibliographischen Verzeichnis von Dr. R. van der Linde 264 Nummern umfassend), sondern auch sonst eine reichhaltige internationale Litteratur über die Reformationszeit, wie sie in Deutschland kaum irgendwo ihresgleichen hat. Dem bleibenden Dankgefühl für die damals empfangene Anregung ist nachmals in der Bevorwortung der deutschen Uebersetzungen von de Hoop Scheffers Geschichte der ersten niederländischen Reformation bis 1531 (1886) und von Hofstede de Groots „Hundert Jahre aus der Geschichte der Reformation in Holland" (1893) Ausdruck gegeben worden. Bei

dem jetzigen Anlaß möge nur noch die weitere Ergänzung beigefügt werden, wie es der gleiche Potgieter gewesen ist, der bald auch dazu gemahnt hat, die gute Gelegenheit zu benutzen, um mit der Vergangenheit zugleich auch der neueren kirchlichen Entwickelung Hollands näher zu treten.

Für holländische Leser sind die reichen Anregungen, welche ich gerade als Kirchenhistoriker dem Aesthetiker und Kritiker Potgieter schulde, in mehreren litterar-geschichtlichen Abhandlungen über ihn niedergelegt worden. (Vgl. Mannen van beteekenis in onzen tijd, 1875; Tijdspiegel 1882; Zondagsblad van het Nieuws van den dag 1894). Für deutsche Leser mögen einstweilen die vorher angeführten Einleitungen zu den van Koetsveldschen Werken genügen. So braucht es an diesem Ort keiner weiteren Wiederholung des dort schon Gesagten. Es genüge, daß — nachdem im Sommer 1860 die Promotion in der Tübinger philosophischen Fakultät an Stelle des früher beabsichtigten theologischen Examens getreten, und nachdem weiter im Herbst d. gl. J. der unvermeidliche Aufenthalt am Genfer See möglich geworden war — außer den schriftlichen Aufzeichnungen reiche litterarische Schätze mitgenommen werden konnten. Und wieder war es dann Pastor Harderwyk, der mir die in dem ersten Aufsatz benutzte Litteratur über den holländischen Altkatholizismus mit auf den Weg gab. Niedergeschrieben ist der Aufsatz in Montreux.

Es gehört zu den schönsten Vorzügen der uns durch die Reformation und ihre Entwickelung geschenkten freien wissenschaftlichen Forschung, daß sie, weil sie weiß, daß die von ihr vertretene Sache nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gotteskraft beruht, nicht bloß unbefangen und wahrheitsgetreu gegnerischen Auffassungen gegenübersteht, sondern daß sie sich aufs höchste darüber freuen kann, wenn sie z. B. auf katholischer Seite frisches christliches Leben findet. Mächtig allein durch den Geist Christi, weiß die evangelische Christenheit gerade dadurch, daß dieser Geist wehet, wohin er will, daß er an keine äußere Form gebunden ist, daß es überall Glieder des Leibes giebt, von dem Christus das Haupt ist. Wird nun freilich unser Blick auf den gegenwärtigen Zustand des abendländischen Katholizismus meist recht trübe, wenn wir sehen, wie immer mehr die ungöttlichen Mächte in ihm überhand genommen haben, um so mehr erfreut und erlabt es, wenn man echt religiösen Bestrebungen begegnet, die doch auch auf katholischem Boden nie ganz aufhören können, weil Gottes Vorsehung auch über ihm waltet. Freilich der Verfall des immer mehr jesuitisch verderbten römischen Kirchentums ist immer ärger geworden, und während gerade jetzt jene unselige Verwechselung des Weltlichen und Geistlichen Millionen

von Gewissen beschwert [1]), hat fast jedes der letzten Jahre neue Züge zu einem recht traurigen Bilde geliefert, mögen wir nun an das jüngst so pompös verkündigte Dogma [2]) oder an den Kindesraub zu Bologna [3]), mögen wir an die Aachener Reliquienausstellung [4]), an die konkordatlichen Anstrengungen in den kleineren Fürstentümern [5]) oder an die Intoleranz des tiroler Priestertums [6]), das freilich Ursache hat, den protestantisch-sittlichen Geist zu fürchten, denken. Dennoch aber ist es nicht bloß in der Erinnerung an die Vergangenheit, daß wir uns über die Regungen christlichen Geistes auf katholischem Boden freuen können; noch ist die Gesinnung nicht ausgestorben, von der einst so großartige Reformbestrebungen wie die jansenistische ausgingen; es ist ein Beispiel von dem Fortleben gerade der letzteren Bewegung, das uns jetzt beschäftigen soll.

Wohl ist es eine großartige Geschichte, an die uns der Name des sogenannten Jansenismus gedenken läßt: dasselbe religiöse Bedürfnis, welches anderthalb Jahrhunderte früher die Reformatoren zu dem Urquell der göttlichen Gnade gebracht hatte, brach sich im Katholizismus selbst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts noch einmal Bahn. Es hatte nichts geholfen, daß die von Bajus in die Tridentiner Kanones gelegten Augustinischen Ideen (1567 und 1579) verdammt wurden, daß die entgegengesetzten Molinistischen Grundsätze (1588) weit und breit eingedrungen waren. Es war ohne Erfolg geblieben, daß die von Clemens VIII. (1597) eingesetzte Kongregation, die über den Beistand der göttlichen Gnade zur Bekehrung des Menschen berathen sollte, von Paul V. (1607) „auf gelegenere Zeit“ (die aber bis jetzt nicht gekommen ist) verschoben worden war. Mit alledem war der Geist des Augustinus auch in der katholischen Kirche nicht erstickt; die nach Jansenius genannte Bewegung vertrat ihn im Gegentheil mächtiger als irgend eine frühere. In der That, eine großartige Bewegung! Man gedenkt immer auf's Neue mit Bewunderung jenes

---

[1]) Die dem Kriege von 1859 gefolgte internationale Agitation für die Wiederherstellung des Kirchenstaates, zumal im Gegensatz zu Döllingers Odeonsvorträgen.

[2]) Das Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria, dem zu Ehren bereits die Marienfäule in Köln errichtet worden war.

[3]) Der Raub des hinter dem Rücken der Eltern von einer untreuen Amme getauften Knaben Mortara.

[4]) Die Ausstellung der gleichen Windeln, welche 1888 noch viel prunkhafter wiederholt wurde.

[5]) Die Wirren in der sogenannten oberrheinischen Kirchenprovinz seit dem badischen und württembergischen Konkordat.

[6]) Hirtenbrief des Fürstbischofs Riccabona von Trident zur Säkularfeier des dortigen Konzils und Proteste gegen die Duldung evangelischer Gemeinden.

Jugendbundes, aus dem der Abt von St. Cyran[1]) zu seinen Bestrebungen für die Freiheit der Kirche, aus dem der Bischof von Ypern[2]) zu seinem berühmten Werke über Augustinus Mut und Ausdauer gewann. Jansen's Werk wurde verdammt (zuerst durch die Bulle Urbans VIII in eminenti 1642). Hatte die Publikation nicht verhindert werden können, so ließ man es wenigstens an Flüchen gegen sie nicht fehlen. Aber nur um so mächtiger reagierte der religiöse Geist gegen solche Unterdrückung. Es ist das Kloster Port Royal, das zum Mittelpunkte wird; seine Aebtissin Maria Angelika, eine echte Tochter des Arnauld'schen Stammes, weiß alle seine Zellen mit ihrer Religiosität zu durchdringen, und Dr. Heinrich Arnauld wagt den Kampf gegen die päpstlichen Bullen (1653 von Innocenz X., 1656 von Alexander VII.), die nicht bloß den ketzerischen Sinn der aus Jansen's Werk gezogenen berühmten fünf Sätze verdammt, sondern die päpstliche Unfehlbarkeit bis auf die Behauptung der Thatsache, daß sie in diesem Sinne bei Jansen sich fänden, ausgedehnt hatten. Nächst ihm Pascal, ein Christ, in dem Christus seine volle Gestalt gewonnen, als Naturforscher und Mathematiker von eingreifendster Bedeutung, als Denker über die Wahrheiten der Religion kaum von irgend einer andern Zeit erreicht, als Polemiker gegen die Unmoral des Jesuitenordens so gewaltig, daß seine Provinzialbriefe bis auf den heutigen Tag klassisch geblieben sind. Und weiterhin Quesnel mit seiner so echt evangelischen Auslegung des Neuen Testamentes, dem damals noch nicht durch die Hofgunst erkauften Noailles gewidmet, und so manche Andere, alle echte Streiter für Christi Reich unter katholischer Form. Wahrlich, Ehrfurcht gebietende, gewaltige Persönlichkeiten, vor denen man sich beugen muß, die trotz ihres Gegensatzes gegen die protestantische „Kirchenspaltung" doch von demselben Gottesgeist berührt sind wie einst die Reformatoren! Es sind schöne Erinnerungen, wie traurig auch das Ende des Kampfes ist. Denn auch da reiht sich freilich eine Erinnerung an die andere: der Abbruch von Port Royal (1709), weil die Nonnen sich weigern, dem Papst die Entscheidung über das „fait" zuzugestehen und die fünf Sätze in Jansen's Werk hineinzulügen; die traurige Bulle „Unigenitus" (1713), unvergeßlichen Andenkens, in der der heilige Vater sich nicht scheute, in den 101 aus Quesnels Neuem Testamente gezogenen Sätzen fast buchstäblich Worte

[1]) Duvergier (lat. Verger) † 1643, „ein Johannes im Kerker Richelieu's und mit höherem Ehrgeiz als dieser".

[2]) Cornelius Jansen, seit 1636 Bischof, † 1640.

der heiligen Schrift zu verdammen, gewiß bis auf Pio Nonos „unbefleckte Empfängnis" die tiefste Stufe, die der Abfall Roms vom göttlichen Worte erreicht, — und endlich noch trauriger als die immer weiter gehende Christus-Verleugnung Roms, nach all' den mutigen Kämpfen der „Appellanten" gegen die „Acceptanten", der Verfall des Jansenismus selbst in den Verzuckungen und Krämpfen auf dem Grabe des Franz von Paris.

Trotz dieses Endes aber bleibt die Zeit des Jansenismus eine mächtige Epoche in der Geschichte der katholischen Ausprägung der Religion Christi, und wie unbedingt ihre Vertreter auch niedergeschmettert wurden, doch blieb ihre Anstrengung noch lange nachwirkend. Wie eigentümlich ergreifend ist es, in Zinzendorfs und anderer Tagebüchern über das Frankreich gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts zu lesen, wie sie unter all' dem durch den Jesuitismus und seine natürliche Konsequenz, den Voltairianismus, hervorgerufenen Unglauben doch in allen Ständen ethische Christen finden, an Jansens und Pascals Geiste genährt [1]). Und hat freilich auch der entsittlichende Unglaube, der, nachdem reformatorische wie jansenistische Bewegung unterdrückt waren, immer mehr in Frankreich aufkam, bittere Früchte getragen, und kann unser immer aufs Neue von Revolutionen durchzucktes Jahrhundert gar Manches von seinen Wirkungen erzählen, — doch fehlt es auch heute im Katholizismus selbst nicht an edleren Kräften, die gegen das allgemeine Verderben ankämpfen und nicht müde werden in solchem Kampfe. Nicht freilich gedenken wir an jene große Masse, die, äußerlich der Priesterherrschaft ergeben, innerlich mit ihr seinen Spott treibt — wenn es auch freilich den auf ihre Millionenzahl pochenden Ultramontanen nicht schaden würde, daran zu denken, wie Viele dieser Millionen wirklich im päpstlichen Sinne katholisch sind —; aber die merkwürdige geistige Tendenz, von der in Frankreich selbst die Zeitschrift Observateur catholique ein so mutiges Zeugnis ablegt, steht nicht ohne Bundesgenossen da. Eigentümlich ist die Stütze, die sie in dem Lande hat, in dem einst Jansenius gewirkt hatte, und in das Arnauld und Quesnel flüchteten, in den Niederlanden; es ist die altkatholische Kirche von der Kleresie, das Erzbistum Utrecht mit seinen zwei Bistümern Haarlem und Deventer, das hier unsere Aufmerksamkeit wachruft.

---

[1]) Die hier nur im allgemeinen gemachte Bemerkung ist seither quellenmäßig belegt durch die wertvolle Studie von Bernh. Becker über Zinzendorfs Beziehungen zur römischen Kirche: St. u. Kr. 1890, S. 321 ff. Vgl. dort besonders die Beziehungen zu Noailles.

Noch haben zwar Viele auf diese belangreichste unter allen Protestationen des Katholizismus gegen den Romanismus wenig geachtet, und wenn zuweilen etwas von der „jansenistischen" Kirche verlautet, wird es kaum verstanden, erregt es meist nur Spott. Jesuitische Kunst hat es ja verstanden, auch diese Bewegung, gleich der lutherischen, nach dem Namen eines Menschen bezeichnen und so ihre göttliche Kraft vergessen zu lassen, und die kleine Zahl der Glieder der altkatholischen Kirche, statt daß sie Bewunderung und Nachahmung solch' festen Vertrauens auf Gott und in ihm auf die eigene Sache erregen sollte, wird verlacht, ihr Auftreten unbegreiflich gefunden. Wir erinnern uns, im Laufe der letzten Jahre mehrmals in deutschen Zeitungen Berichte gefunden zu haben, daß wieder ein neuer „jansenistischer" Erzbischof oder Bischof gewählt sei, seine Wahl nach alter Gewohnheit dem Papste angezeigt habe und nach ebenso alter Gewohnheit von diesem exkommuniziert worden sei. Auf die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung aber ließ man sich nirgends ein. Und so ist es auch in Deutschland längst vergessen, daß bei der denkwürdigen Aprilbewegung, die Niederland im Jahre 1853 erschütterte, es katholische Bischöfe waren, die am nachdrücklichsten gegen die Anmaßung der römischen Kurie protestierten, und das noch merkwürdigere Faktum, daß unter den katholischen Stimmen, die sich gegen das von Pius IX. in der gaëtanischen Verbannung beschlossene neue Mariendogma erhoben, vor allem ein Hirtenbrief dreier katholischer Bischöfe, deren Sitze zu den ältesten und ehrwürdigsten Europas gehören, der aufmerksamsten Beachtung wert war.

Je mehr man sich aber mit der erzbischöflichen Kirche von Utrecht, sowohl mit ihrer Vergangenheit als mit ihrem gegenwärtigen Zustande, bekannt macht, um so größer wird die Achtung vor solchem echten Katholizismus, um so fester die Hoffnung, daß auch der — solch' heiligende Kräfte in sich schließenden — katholischen Konfession noch eine bessere Zukunft blühe. Denn was giebt es Ergreifenderes, als eine kleine Schar tapferer Männer, die unter den größten Widerwärtigkeiten und Unfällen im Inneren, unter immer steigender Verkennung und Verschmähung von außen, durch das einfache Bewußtsein, eine göttliche Sache zu vertreten, gestählt, nicht müde werden in ihrem Kampfe und überzeugt sind, daß Gott sie nicht verlassen werde? Selbst diejenigen, die diesen Kampf als einen vergeblichen ansehen, weil sie im Jesuitismus die naturgemäße Konsequenz, im Jansenismus nur eine Inkonsequenz des Katholizismus finden, müssen doch den Kämpfern ihre Bewunderung zollen,

wie es noch Réville [1]) in seinem bemerkenswerten Aufsatze über Holland in der Revue des deux mondes vom 15. Juni 1860 thut, wenn er (S. 932 f.) seine prägnante Schilderung der ernsten, frommen Bewegung mit den Worten schließt: Quelque chose de triste et de touchant s'attache à ses derniers vétérans d'une grande cause perdue! Ob freilich die Sache so unbedingt verloren, muß die Zukunft zeigen; wir können es nicht glauben, wenn wir auf Vergangenheit und Gegenwart des Utrechter Erzbistums unseren Blick richten. Geben wir daher zunchst eine kurze Uebersicht der früheren Geschichte des holländischen „Jansenismus"!

Man würde sehr irren, wenn man in dem Schisma, das die Katholiken Hollands trennt, protestantischen Einfluß sehen wollte; es führt sich im Gegenteil auf das Streben zurück, die Rechte der katholischen Landeskirche und der bischöflichen Autorität zu wahren gegen die absolutistisch-papale Tendenz der Jesuiten, verbunden mit den großen Gedanken über die göttliche Gnade und ihren heiligenden Einfluß, welche Jansen und Pascal nach Augustins Vorgang aufs Neue im Katholizismus angeregt hatten. Eine durch und durch katholische Auffassung des Christentums wurde von Anfang an bis auf unsere Tage von den „Altkatholiken" oder von der „Kleresie" vertreten, wie schon die Gründung des erzbischöflichen Stuhles zu Utrecht selbst gerade der Bekämpfung des holländischen Protestantismus seinen Ursprung verdankt. Denn das erste durch Willibrord gegründete norddeutsche Bistum wurde zum Erzbistum von Philipp II. erhoben, zugleich mit der Stiftung der andern Bistümer, worin Granvellas weltliche Klugheit das beste Mittel zur Ausrottung der verhaßten protestantischen Tendenz fand. Doch blieb nichtsdestoweniger die Gesinnung des Kapitels eine echt holländisch-freie, gegen die Geistesknechtschaft und den Obskurantismus der Jünger Loyolas opponierende, und derselbe Erzbischof Sasbold Vosmeer, der (1592) zur Unterstützung seiner Geistlichen die ersten Jesuiten berufen hatte (und jahrelang die Heiligsprechung des Balthasar Gerards, des Mörders des Wilhelm von Oranien, betrieb), wurde den nur zu bald zu Tage tretenden Ordenstendenzen später abhold, so daß die frommen Väter den Scheltnamen „Sasboldisten" für die Vertreter der Unabhängigkeit der bischöflichen Würde aufbrachten. Sein Nachfolger Philipp Rovenius (1620) suchte noch bestimmter ihrem schädlichen Einflusse entgegenzuwirken, wie er überhaupt sein eigenes so ganz anderes Streben nicht besser als durch die Empfehlung der Lektüre der

[1]) Der heutige berühmte Herausgeber der Revue de l'histoire des religions.

heiligen Schrift kennzeichnen konnte. Aber während der ihm (1651) gefolgte Jacob de la Torre aus Holland verbannt war, konnten sich die jesuitischen Tendenzen recht ausbreiten, und fand ihr auf ihre eigene Herrschaft gerichtetes Streben fruchtbareren Boden. Dennoch waren ihre Anstrengungen, die bischöfliche Autorität zu vernichten, vergeblich, so lange der bedeutende Johannes van Neercassel (1663) Erzbischof war; sie konnten nur für die Folgezeit den Boden unterminieren, indem sie in Rom aussprengten, daß ein eigenes Utrechter Bistum nicht nötig sei und die Bedürfnisse der holländischen Katholiken viel besser durch Missionäre ihres Ordens erfüllt würden. Zugleich konnten sie jetzt auch an der Stelle der früheren Verketzerung der Sasboldisten den noch schlimmer klingenden Namen dee Jansenisten anwenden, da dieser Reformversuch innerhalb des Katholizismus selbst im Utrechter Klerus viele Vertreter gewonnen hatte. So wurden denn ihre Versuche, die bei Neercassels Lebzeiten fehlgeschlagen waren, sofort nach seinem Tode mit Erfolg gekrönt; zunächst wurden mehrere vom Kapitel Vorgeschlagene in Rom nicht acceptiert, und als endlich Petrus Codde (1689) als Erzbischof anerkannt war, entlud sich gerade gegen ihn, unter dessen Regierung die Utrechtsche Kirche blühender wie seit lange war, aber um so mehr den Verdacht des Gallikanismus und des Jansenismus auf sich zog, das volle Unwetter. Die Art, wie man gegen ihn verfuhr, ist durch und durch jesuitisch; mit Recht wird noch heutzutage von Seiten der Altkatholiken auf solches Pröbchen Loyolistischen Geistes aufmerksam gemacht. Im Jahre 1700 zur Feier des Jubeljahres nach Rom eingeladen, wurde Codde dort nicht nur aufs freundlichste, sondern selbst mit besonderen Ehren empfangen. Während seines dortigen Aufenthaltes vernahm er, daß seine jesuitischen Gegner Klagen gegen ihn verbreitet hätten; er verlangte von dem strengsten Gericht, dem Inquisitionstribunal, gerichtet zu werden, und über 300 Priester seiner Diözese, d. h. fast alle mit Ausnahme der jesuitischen Missionäre, sandten eine Schrift zu seinem Gunsten ein. Es kam aber zu gar keiner Untersuchung; man entließ ihn unter den höchsten Ehrenbezeigungen, — und an der Grenze Hollands angekommen, vernahm er, daß er während seines Aufenthaltes zu Rom durch ein vor ihm selber geheim gehaltenes Dekret abgesetzt sei [1]). Es war sicher ein Beweis einer ganz besonders friedliebenden Gesinnung, daß er dennoch, um ja keine Kirchenspaltung zu verursachen, seine Würde niederlegte,

[1]) Hinsichtlich des Ergebnisses ist Codde's Romaufenthalt ein denkwürdiges Vorbild für Wessenberg's Romreise gewesen.

und daß auch das Kapitel, dessen vorher immer anerkannte Rechte jetzt auf einmal geleugnet wurden, sich noch lange mit Protesten gegen Roms Handlungsweise begnügte. Erst 1711 kam es zur förmlichen Trennung; seit diesem Jahre besteht neben der altkatholischen Kirche von Utrecht die neukatholische Kirche der Mission, die im Laufe der Zeit freilich die große Mehrzahl der holländischen Katholiken für sich gewann.

Dies war natürlich nicht zu verwundern. Zwanzig Jahre waren die „Altkatholiken" ohne Bischof, konnten keine neuen Geistlichen weihen; viele Priester, die den Streit mit dem mächtigen Jesuitenorden fürchteten, traten zurück, während die einheitliche, in sich geschlossene Macht des Ordens auch hier wie an so vielen Orten durch die weltlich-klugen Mittel, die er anwandte, vor allem durch die Leichtigkeit, mit der er den Himmel gewinnen ließ, ihren Zweck nicht verfehlte. Auch die friedliebende Gesinnung der Klerese befand sich den Bannflüchen Roms gegenüber, was das Resultat anging, im Nachtheil. So kam es denn, daß, während im Jahre 1701 sich über 300 Priester zu Coddes Gunsten erkläit hatten, 1736 nur noch 74 altkatholische Priester gezählt werden konnten, und die Missionäre fast das ganze Gebiet des Utrechter Kapitels erobert hatten. So ist es denn auch geblieben; kaum 6000 Seelen zählt heutzutage die altkatholische holländische Kirche; dennoch aber hat sie im ganzen letzten Jahrhundert kaum an Terrain verloren, und um so ehrwürdiger bleibt bei den äußeren Schlägen und Verlusten das feste Gottvertrauen, der Mut und die Ausdauer der als Jansenisten Verhöhnten, denen dadurch ihr teuerster Schatz, ihre Katholizität, abgesprochen wurde.

In sehr eigentümlicher Weise wurde die Lebensfrage, einen ordnungsmäßig geweihten Bischof, der die nach katholischem Gesichtspunkt so wichtige apostolische Succession fortpflanzen könne, wieder zu gewinnen, für das Kapitel entschieden. Durch die Vermittelung des französischen Bischofs Varet, der 1719 zum Bischof von Babylon ernannt war, aber, weil er sich bei einem Aufenthalte in Holland mit der Klerese befreundet hatte, bei seiner Ankunft in Ispahan ähnlich wie früher Codde erfahren mußte, daß man ihn ohne sein Wissen abgesetzt habe, und der deshalb nach Holland zurückkehren mußte, wurde das von allen Nachbarbischöfen verlassene Kapitel gerettet. Er weihte hintereinander die vier ersten Bischöfe der von Rom getrennten Utrechtschen Kirche. So zunächst, nachdem man sich lange Zeit mit Vikaren beholfen hatte, 1723 den greisen Cornelius Steenoven, dem aber bald der thatkräftige Johannes Barchmann als Utrechter Erzbischof folgte,

der während seiner Wirksamkeit aus allen katholischen Ländern die ehrendsten Anerkennungen erhielt. Um aber für immer der apostolischen Succession gewiß zu sein, bedurfte man mehrerer Bischöfe, und deshalb ging das Utrechtsche Kapitel dazu über, als das Haarlemer der Uebermacht der Jesuiten gewichen war, jure devolutionis zuerst (1727) einen Bischof von Haarlem, sowie später (1758) noch einen Bischof von Deventer weihen zu lassen.

Auch eine andere Lebensfrage für die Existenz der Kirche, die Bildung ihrer Geistlichen, wurde, nachdem das frühere Seminar aufgehoben war, durch Gründung eines neuen Seminars in Amersfoort geordnet. Denn die Klerese hatte nicht nur das Bedürfnis gründlicher wissenschaftlicher Vertretung, sondern sie hat auch eine ganze Reihe tüchtiger Gelehrter aufzuweisen, wenn auch, da ihre praktische Thätigkeit dem überhandnehmenden Proselytismus der Jesuiten gegenüber sie ganz in Anspruch nahm, die schriftstellerischen Produktionen selbst nicht gerade sehr zahlreich sein konnten. Trotzdem war im Laufe des vorigen Jahrhunderts oft genug ein litterarischer Streit mit jesuitisch Gesinnten auszufechten, Streitigkeiten, die nicht blos im höchsten Grade interessant, sondern auch sehr lehrreich sind. Der Gegensatz gegen Rom, das immer aufs Neue exkommunizierte und dabei selbst alle kanonischen Formen verletzte, wurde freilich immer schärfer — wie z. B. gleich 1713 die Bulle „Unigenitus" selbstredend in Holland nicht „acceptiert" wurde —, und nur einmal, unter Clemens XIV., schien wirklich die Möglichkeit einer Versöhnung geboten. Aber die Katholizität wurde darum nichtsdestoweniger bewahrt; ein 1763 herausgegebenes Recueil de témoignages enthält Erklärungen der bedeutendsten Männer des damaligen Katholizismus zu Gunsten der Klerese, während die juristischen Rechte derselben z. B. durch zwei ausführliche Konsultationen von 12 und hernach von 22 Advokaten des Pariser Parlaments (1771 und 1786) klar entwickelt und verteidigt wurden. Und so ist denn auch unter allen Veränderungen der Zeiten neben der mehr und mehr ultramontan gewordenen römisch-katholischen Kirche Hollands die altkatholische Kirche von der Klerese erhalten geblieben. Von den Gegnern als gallikanisch und jansenistisch bezeichnet, zeigt sie in ihrer ganzen Erscheinung in reichstem Maße gerade das, was wir Protestanten so oft bei unserer Polemik gegen den Romanismus uns wünschen, ein echtes Bild des wahren christlichen Katholizismus. Wir werden dies um so eher verstehen, wenn wir jetzt das Auftreten der Klerese in unserem Jahrhundert nach seinen wichtigsten Momenten kurz verfolgen.

Zunächst blieb sie trotz ihrer steigenden Bekämpfung des Romanis-

mus durch und durch im alten Sinne des Wortes katholisch. Sie sieht sogar nach wie vor im Bischof von Rom den primus inter pares; jeder neu gewählte Bischof ersucht den Papst um Anerkennung; an allen Interessen des Katholizismus nimmt auch diese kleine Kirche lebhaft theil, und wenn auch die über die innerkatholische Kirchenspaltung noch weit mehr als über die Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts erbitterten Gegner schon mehr als einmal den Wunsch laut werden ließen, daß die unbequemen Jansenisten doch lieber ganz Protestanten werden möchten; wenn auch ein später zu nennendes Breve des gegenwärtigen Papstes[1]) — mit des sogenannten Hauptes der Christenheit recht würdiger christlicher Liebe — sie als monstrum und pestis bezeichnet, so sind die Altkatholiken nichtsdestoweniger wirklich aufrichtige Katholiken geblieben. Einen Beweis dafür giebt z. B. unter vielen anderen ein Ausschreiben der drei Bischöfe an alle Priester ihrer Diözesen, als Leo XII. im Jahre 1826 ein Jubeljahr ausgeschrieben hatte. Auch sie ermahnen zur Theilnahme daran, vergessen dann aber freilich nicht, in erster Reihe darauf aufmerksam zu machen, daß es sich nicht darum handelt, das Gewissen der Unbußfertigen durch Vollbringen einiger äußerer religiöser Zeremonieen in Schlaf zu wiegen, sondern vielmehr gerade darum, rechte Buße zu thun und Früchte der Buße zu bringen.

Die kleine Schrift ist außerordentlich interessant, fast noch mehr aber die Hirtenbriefe der neu geweihten Bischöfe, von denen wir beispielsweise den ziemlich ausführlichen des 1819 zum Bischof von Haarlem ernannten Johannes Bon anführen. Auch hier ist es immer der erste Hauptzweck, die Katholizität darzuthun und den Vorwurf, Schismatiker und Ketzer zu sein, abzuwenden, zu welchem Zwecke meist die Geschichte der Kirchenspaltung näher behandelt wird. Leider können wir auf alle solche höchst belangreichen Aktenstücke nur kurz aufmerksam machen, da wir noch eine ganze Reihe der wichtigsten Fakta zu behandeln haben. So erwähnen wir es denn auch nur kurz, daß gegen die immer aufs neue erfolgten päpstlichen Exkommunikationen die altkatholischen Bischöfe es nie an näheren Deklarationen fehlen ließen, die teilweise außer in holländischer auch in französischer Sprache erschienen sind und darum leicht auch von denen, welche des Holländischen nicht kundig sind, verglichen werden können. Besonderer Beachtung wert erscheint uns darunter die Déclaration des évêques de Hollande adressée a toute l'église catholique et

[1]) Pius IX.

acte d'appel des bulles d'excommunication lancées contre eux par Léon XII les 25 août 1825 et 13 janvier 1826 (Paris 1827); wir nennen diese, weil gerade hier verschiedene bedeutsame Quellenstücke beigefügt sind.

Ueberhaupt versäumten die eifrigen Vertreter dieses echten alten Katholizismus niemals, wo es not that, eine gründliche Darlegung ihrer katholischen und gerade darum den Romanismus bekämpfenden Grundsätze. Unter den vielen derartigen Stücken greifen wir noch einen 1844 erschienenen Hirtenbrief des damaligen Bischofs von Haarlem, Johannes van Buul, über die Ursachen der Kirchenspaltung unter den niederländischen Katholiken heraus, der recht genau in die Fakta selbst hineinblicken läßt. Ausführlich wird besonders der Vorwurf abgewiesen, daß das Utrechter Kapitel wegen seiner Ketzereien verdienterweise unter den kirchlichen Bann gefallen sei. Die strafwürdigen Vergehen bestanden nämlich nach dieser bischöflichen Erklärung darin, daß man sich geweigert habe, einen Meineid zu begehen, und daß man das Erbteil der Väter gegen fremde Willkür verteidige. Denn es hieß nichts anderes als fordern, einen Meineid zu begehen, wenn man verlangte, ketzerische Lehren als diejenigen Jansens zu verurteilen, ohne den Beweis, daß Jansen sie gelehrt. Die von der Kirche verworfenen Lehren zu verwerfen, war man zu allen Zeiten bereit, aber die Gegner wollten die Unfehlbarkeit Roms auch in einer Thatsache anerkannt haben, was gegen das Gewissen war. Und ebenso war es nichts als eine berechtigte Verteidigung der von den Vätern überkommenen Rechte, was man als Aufruhr gegen die Kirchenregierung auslegte. Denn von früh an hatte Utrecht eine selbständige Kirche mit eigenen Bischöfen, deren Wahl das Kapitel besorgte, wie es auch bei Vakanzen selbst regierte. Dieses Recht war von Rom in der mannigfachsten und entschiedensten Weise anerkannt; nach der Absetzung Coddes wurde es auf einmal bestritten, weil man eben die selbständige Kirche vernichten und eine durchaus von Rom abhängige Mission haben wollte. Nachdem so gezeigt ist, wie bei den Romanisten Beschuldigungen die Stelle von Beweisen vertreten, wird fernerhin bemerklich gemacht, daß trotzdem der Kirchenbann nur berechtigt gewesen sei bei Hartnäckigkeit und Verstocktheit. Wie aber diese in dem — trotz des himmelschreienden, ihm widerfahrenen Unrechts so friedfertigen — Benehmen Coddes oder in den Schritten des Kapitels, welches, trotzdem daß einmal selbst seine Existenz negiert wurde, noch auf alle Weise den Frieden zu erhalten gesucht hatte, aufzufinden sein möchten, möchte schwer zu sagen sein. So kommt denn die bischöfliche Unterweisung zum Resultate, daß nicht

die Bischöflichen, sondern die Missionäre die Kirchenspaltung verursachten, welches Resultat sie noch dadurch begründet, daß sowohl die Verwerfung der Bulle „Unigenitus“ als die Weihung des Erzbischofs Steenoven erst nach der Trennung stattgefunden hätten, also diese gewiß nicht veranlaßt haben könnten. Darauf werden noch die heillosen Folgen des Abbruches der Kirchengemeinschaft dargestellt, und dann schließt der Hirtenbrief, der sich an alle holländischen Katholiken wendet, von den Protestanten dabei gar nicht redend, in der würdigsten Weise: sie möchten klein an Zahl sein, aber die Heiligkeit ihrer Sache mache sie stark; sie möchten verfolgt und geschmäht werden, sie fänden in der Wahrheit ihren Trost und seien nach des Heilandes Wort selig, als um der Gerechtigkeit willen Verfolgte. — So dieser Brief, aus dem wir wenigstens einige Hauptpunkte mittheilen mußten, um doch zum Mindesten eine kleine Probe von der Art aller anderen zu geben. Denn, wie schon gesagt, es existiert eine ganze Reihe solcher Hirtenbriefe, und nicht blos über diesen einen Punkt; gleich im folgenden Jahre 1845 z. B. erließen alle drei Bischöfe einen gemeinschaftlichen Brief über die Pflichten ihrer Diözesanen gegen die bürgerliche Obrigkeit in schwierigen Zeitverhältnissen. Dieser im höchsten Grade würdig gehaltene Brief war dadurch veranlaßt, daß die Regierung, die gerade damals in Rom in konkordatlichen Unterhandlungen stand, dem Papste zu Gefallen gern die Rechte der Altkatholiken ignorieren wollte; hiervon gingen die Bischöfe aus, um ihren Gläubigen nichts destoweniger das christliche Gebot des Gehorsams gegen die Obrigkeit dringend vorzuhalten. Nur mit dem größten Bedauern können wir es uns versagen, aus diesem trefflichen, wahrhaft apostolischen Schreiben Näheres mitzuteilen. Aber wir müssen von diesen früheren Lebenszeichen der Klerisie jetzt schon deshalb absehen, weil die näher liegende Gegenwart noch wichtigeres bietet.

In doppelter Weise trat nämlich während des letztverflossenen Jahrzehnts die bischöfliche Klerisie auf den allgemeinen Schauplatz, bei Gelegenheit des päpstlichen Breves über Holland (1853) und auf Veranlassung des neuen Dogmas von der conceptio immaculata (1856). Die päpstliche Allokution vom 4. März 1853, die eine neue Hierarchie in Holland aufrichtete und durch die verletzende Art, wie sie von den holländischen Protestanten sprach, die berühmte Aprilbewegung gegen das Ministerium Thorbecke (das den römischen Anmaßungen die Hand geboten, dagegen begründete Rechte, wie der Protestanten, so der Altkatholiken verletzt hatte) erregte, hatte sich ganz besonders der Klerisie gegenüber gehässig und ungerecht gezeigt. Deshalb erließen denn auch

die altkatholischen Bischöfe zu derselben Zeit, als aus allen Teilen des Landes Adressen an den König gegen die römische Willkür eingereicht wurden, zunächst ebenfalls (am 10. April) eine bündige, kernige Adresse an den König, worin sie baten: 1) die offizielle Anerkennung der neuen kirchlichen Hierarchie zu verweigern, weil sie auf die eigenmächtige Vernichtung einer zu Recht bestehenden Kirchengemeinschaft gegründet und dadurch in Streit mit der Verfassung sei; 2) die Titel „Erzbischof von Utrecht" 2c. der Klerisie aufs neue offiziell zuzuerkennen, da man sie ihr in den letzten Jahren wegen der Unterhandlungen mit Rom verweigert und in die ihr Recht eigentlich nicht anerkennenden „Erzbischof zu Utrecht" 2c. umgewandelt habe. — Sie wiesen in dieser Adresse die angekündigte neue Hierarchie als Anmaßung und Willkür und als einen Hohn gegen diejenigen nach, deren heiligste Rechte, nachdem sie 150 Jahre lang mit Füßen getreten seien, jetzt mit einem schmählichen Stillschweigen übergangen würden. Sie zeigten, daß die bischöfliche Klerisie nur durch die Handhabung des altbischöflichen Rechtes gegen die Anmaßungen und durch die Verteidigung ihrer Selbständigkeit gegen die erniedrigenden Forderungen Roms bestehe, das von den holländischen Katholiken begehre, daß sie keine andere Autorität kennen, kein anderes Wort hören, keinem anderen Befehle gehorchen sollten, als was Rom gut dünke. Die neue Hierarchie sei nun direkt eine bestimmte Kriegserklärung gegen die Klerisie und zeige zugleich den alten Geist Roms aufs deutlichste, indem von all' den andern früheren Diözesen, wie Leuwarden und Groningen, keine einzige erneuert worden sei, dagegen die Sitze zweier Bisthümer in die nächste Nähe voneinander gelegt seien, aus keinem andern Grunde, als weil allein in Utrecht und Haarlem noch Parochieen beständen, die der Autorität der Klerisie folgten, und weil man diese verhaßte Autorität ganz zu vernichten wünsche.

Wichtiger noch als diese Adresse ist aber der lateinisch und holländisch erschienene Brief der Bischöfe an den Papst[1]) (10. August 1853), der, selbst wenn man den andern Punkt ganz außer acht läßt, ob der Papst berechtigt war zur Einsetzung der neuen Hierarchie, wo die altholländische bischöfliche Kirche nie zu bestehen aufgehört hatte, vor allem schon durch den Nachweis wichtig ist, wie es im Punkte geschichtlicher Wahrheit mit der päpstlichen Unfehlbarkeit

[1]) Illustrissimorum et reverendissimorum D. D. Johannis van Santen, archiepiscopi Ultrajectensis, et Henrici Johannis van Buul, episcopi Harlemensis, epistola ad summum pontificem Pium IX. de literis apostolicis „Ex qua die" d. d. 4. m. Martii 1853.

steht. Eigentlich ist jede Zeile dieses Briefes von der höchsten geschichtlichen Bedeutung. Die Bischöfe beginnen damit, daß auch sie durch die Zeitungen den apostolischen Brief kennen gelernt hätten, der eine neue Hierarchie in ihrem Vaterlande anordne. Wären unter dieser Anordnung nicht auch die Utrechtschen und Haarlemschen Bischofssitze begriffen, so würde es ihnen erlaubt sein, zu schweigen; jetzt aber, wo das Breve nach Willkür auch über die Kirchen entscheide, zu deren Verwaltung sie von der Vorsehung berufen und nach den Regeln der katholischen Disziplin gesetzmäßig geweiht seien (wovon sie auch seiner Zeit den apostolischen Stuhl benachrichtigt hätten), wäre Schweigen Sünde, und ein offenes und klares Sprechen zwar eine undankbare, aber eine notwendige Pflicht. Mit bitterer Betrübnis seien sie nämlich durch den genannten Brief erfüllt worden, der durch das gegen sie angewandte Verfahren die schon früher gehegten Besorgnisse noch weit übertroffen habe, und damit diese ihre Worte nicht in Erstaunen setzen könnten, wollten sie dieselben mit bündigen Argumenten stützen. Der Streitpunkt, um den es sich handle, schwebe schon seit 150 Jahren und sei bis heute noch von keinem kompetenten kirchlichen Tribunal entschieden. Der verletzte Ehrgeiz einiger falscher Brüder, die vergebens gesucht hätten die holländische Kirche ihrer Herrschaft zu unterwerfen, habe die Kapitel im geheimen bei Clemens XI angeklagt; aber nie hätten sie ihre Ankläger gesehen, nie habe man ihnen Gelegenheit zur Vertheidigung gegen die ihnen zur Last gelegten Beschuldigungen, nämlich die Anmaßung unberechtigter Autorität, den Irrtum in der Lehre, das Schisma in der Kirche, gegeben. Trotz der Falschheit dieser Beschuldigungen und trotz des ohne Verhör geschehenen Urteils seien sie dennoch immer zur Rechtfertigung bereit gewesen, wie die Erklärung vom 20. Februar 1705, sich jedem kompetenten Tribunal unterwerfen zu wollen, wie die am 9. Mai 1719 zuerst und seitdem öfters ausgesprochene Appellation an ein allgemeines Konzil beweise. Alles dies habe zu nichts geführt, und jetzt sei endlich zugleich mit dem Gerüchte, daß die Verwaltung der holländischen Kirche neu geordnet sei, der sogenannte apostolische Brief erschienen, welcher die alten Ungerechtigkeiten wiederhole, die Beschuldigungen erneuere, von den rechtmäßigen Bischöfen schweige und andere mit ihrem Titel beschenke, welcher so das Schisma trotz aller Appellationen an die höchste kirchliche Autorität, der auch der Papst unterworfen sei, verewige. Dabei sei die Darstellung der Vergangenheit so voller geschichtlicher Unwahrheiten, daß man allein darüber zweifelhaft sein könne, ob sie durch Unwissenheit oder Lüge veranlaßt seien. — Dies wird an vielen einzelnen Punkten mit schlagender

Evidenz nachgewiesen, und nach dieser merkwürdigen Aufzählung von Thatsachen schließt der Brief mit der Bezeugung, daß sie trotzdem die Würde des heiligen Stuhles in nichts schmälern wollten, und mit der hierauf basierten Bitte, die Wahrheit zu untersuchen und darnach zu entscheiden.

Ist dieser Brief eines der wichtigsten Dokumente für die ganze Geschichte des gegenwärtigen Katholizismus, — auch an anderen Anstrengungen gegen die römische Usurpation ließen es die Vertreter der Klerese nicht fehlen. Wir erwähnen davon aber nur noch zwei neuere Schriften. Die erste ist die durch eine historisch treue und genaue Schilderung, sowie durch eine wahrhaft glutvolle Sprache ausgezeichnete „Schets eener Geschiedenis der Roomsch-Katholijke Oud-Bischoppelijke Klerezij in Nederland“ [1]). Ergreifend ist schon der Beginn der Vorrede. „Es ist also wahr, daß bei den Katholiken der Mission eine eigene kirchliche Organisation eingerichtet wird? Es ist also wahr, daß Rom damit endlich das Werk von Willkür, Anmaßung und Ungerechtigkeit, das es vor 150 Jahren begann, vollenden wird? Es ist also wahr, daß es das Schisma, welches es mit so berechnetem Mutwillen veranlaßte, zu Ende führen und, wie es schon seit lange Altar gegen Altar aufgerichtet, so jetzt auch Bischofssitz neben Bischofssitz einsetzen wird, um so das traurige Schisma unwiderruflich zu befestigen? Wie dem aber auch sei, — was dabei geschieht, in Verbindung betrachtet mit dem, was vorangegangen ist, wird immer in der Geschichte der Kirche eine äußerst merkwürdige Seite füllen. Mit unauslöschlichen Zügen wird es für alle Jahrhunderte aufgezeichnet sein, daß Rom vor nichts zurückschreckt, daß es sich auch vor dem schreiendsten Unrecht nicht scheut, daß es die Wahrheit absichtlich mit Füßen tritt, aber auch zugleich, daß es nicht abgeschreckt wird durch tausend Umwege und mit unüberwindlicher Ruhe auf den passenden Augenblick lauert, wenn es die Ausbreitung von Gewalt und Herrschaft gilt, und es den Traum von sklavisch unterworfenen Kreaturen vergrößern will.“

Ist hier die Art jesuitischer Kampfesweise nach dem Leben gezeichnet, so einige Seiten später das Ziel solches Strebens. „Rom, das trotzige und unersättliche Rom, schlug seine Tatzen in den Busen der holländischen Kirche. Es beschuldigte sie, daß sie frei sein wollte. Ja, sie wollte frei sein, aber frei von Unterdrückung und sklavischem

[1]) Als Verfasser (der mir damals noch nicht bekannt war) darf heute der spätere Erzbischof Loos genannt werden.

Zwang. Dies war ein Greuel für Rom; es kennt keine andere Freiheit als die, sich vor seinem Willen zu beugen und vor seinem Wink zu zittern und zu kriechen. Die Einbildung der Freiheit mußte ihr genommen werden; sie mußte lernen, auf kein anderes Wort zu achten, als auf das Roms; sie mußte lernen nicht mehr Leben zu wollen, als Rom ihr geben wollte. Darum warf Rom sie nieder in den Staub und zertrat sie, bis sie anerkennen würde, nichts als ein verachtetes und unwertes Findelkind zu sein, durch Rom, seinen Wohlthäter, aus dem Staube aufgehoben. Dann, aber auch dann allein, sollte ihr Gunst zu teil werden." — Dem gegenüber aber das Resultat für die Angegriffenen. „Die Erniedrigung traf nicht die holländische Kirche, sie traf die entarteten, von ihr abgefallenen Kinder. Die Kirche stand fest in dem ärgsten Leid, steht auch jetzt noch, wo die entarteten Nachkömmlinge an den Platz der Mutter gestellt werden." — Der Beweis dafür wird dann in der ausführlich nach lauter authentischen Quellen gezeichneten Geschichte der Kleresie seit dem Schisma gegeben, wie wir sie bereits oben kurz mitgeteilt haben. Besonders wird auch der Vorwurf des Jansenismus näher beleuchtet, wie es nicht darauf ankomme, von der Kirche verurteilte Lehren zu verwerfen, sondern blind gehorsam zu sein gegen eine historische Lüge der Jesuiten. Mit Recht wird hierbei darauf aufmerksam gemacht, daß an die Ketzerei gar nicht gedacht werde, wenn man nur bereit sei, zur größeren Kirche überzugehen und einige äußere Formen mitzumachen, als besonders „einige Kunststückchen mit den Herzen von Maria und Jesus, mit Skapulieren und wunderthätigen Medaillen, Prozessionen nach Laren-Jan und Kevelaer, Bestürmen des Himmels durch die Kraft von Ave Marias, Rosenhütchen und Litaneien, Teilnahme an Bruderschaften und Nachlaufen von Missionen, sowie möglichst oft wiederholtes Beichten, vor allem aber unbegrenzte Ehrfurcht vor den Priestern und lebhaftes Interesse für alles, was ihnen vorteilhaft ist."

Der bittere Schmerz, der aus solcher Schilderung spricht, verleitet trotz alledem nicht dazu, dem Beispiel der Jesuiten zu folgen. Die Geschichte wird objektiv wahr gegeben; wie in dieser, so in einer andern noch ausführlicheren Broschüre: „De bischoppelijke Klerezij onder de oude Staatskerk en later", die eine Reihe der wichtigsten Dokumente mitteilt, zum Beweise dafür, daß die altkatholischen Bischöfe unter der Herrschaft der alten Staatskirche in ihren Rechten und Titeln immer anerkannt worden seien. — Soviel über die bei der Einführung der neurömischen Hierarchie in Holland von der Kleresie ausgegangenen Schritte. Zwar weder die Proteste der Kleresie, noch diejenigen der

Protestanten konnten es auf die Länge verhindern, daß die päpstlichen Bischöfe eingeführt wurden; aber für die altkatholischen Bischöfe hatte der Streit wenigstens den Erfolg, daß sie wieder offiziell als Bischöfe von Utrecht ꝛc. anerkannt wurden; und ihre mutige Polemik gegen die päpstliche Willkür reiht sich würdig den andern glorreichen Erinnerungen aus ihrer Geschichte an.

Nicht minder verdient aber das Auftreten der altkatholischen Bischöfe bei Gelegenheit des neuen Dogmas über die unbefleckte Empfängnis unsere Beachtung. In erster Reihe ist hier ein Hirtenbrief der drei Bischöfe (vom 9. Juli 1856) zu nennen, der auch in französischer Uebersetzung zugleich mit einem von ihnen an den Papst gerichteten Schreiben in den von der Redaktion des Observateur catholique herausgegebenen „Actes relatifs à la prétendue définition de l'immaculée conception" erschienen ist. Der Hirtenbrief enthält eine bündige Widerlegung aller in dem päpstlichen Dekret vom 8. Dezember 1854 zu gunsten des neuen Dogmas aufgeführten Argumente. Es wird darin der Reihe nach mit wörtlichen Anführungen aus der Schrift, den Kirchenvätern, den päpstlichen Konstitutionen und andern offiziellen Schriften gezeigt: daß das fragliche Dogma weder durch die heilige Schrift, noch durch die Tradition gelehrt ist; daß es erst im vierzehnten Jahrhundert entstanden ist und auch nach dieser Zeit nur eine Parteimeinung ausgedrückt hat; daß die wunderbare Uebereinstimmung der katholischen Hirten und Gläubigen, die der Papst anführt, nie existiert hat; daß die alten päpstlichen Konstitutionen über dieses Dogma nur den Zweck hatten, die Streitigkeiten beizulegen, zu denen es Veranlassung gegeben, ohne weder dafür, noch dagegen zu entscheiden; endlich daß, da die unbefleckte Empfängnis weder überall, noch zu allen Zeiten, noch von allen geglaubt worden, sie nie einen Glaubensartikel ausmachen könne. — Nicht nur als ein katholischer Protest gegen das jesuitische Dogma ist dieser Hirtenbrief höchst wichtig, sondern in der Behandlung der Fakta weist er zugleich auf manchen sonst übersehenen Punkt hin. So werden die Beschlüsse des Tridentiner Konzils sehr genau durchgegangen, der Streit der Scotisten und Thomisten im vierzehnten Jahrhundert, sowie der nach dem Tridentiner Konzil in Spanien ausgefochtene Kampf zwischen den Jesuiten und Dominikanern ausführlich behandelt, die Antworten der Bischöfe auf die päpstliche Enzyklika von 1849 geprüft, und endlich aus den Beschlüssen der früheren Päpste ausführlich gezeigt, wie keiner es gewagt, eine so schwankende Sache durch einen Machtspruch abzuthun.

Von wie außerordentlichem Belang eine solche Polemik gegen das neue Dogma ist, braucht gar nicht angedeutet zu werden. Wenn die evangelischen Christen[1]) es als einen äußerst traurigen, aber durch frühere Prämissen bedingten neuen Abfall Roms vom Worte Gottes wie von dem uns von Gott zur Prüfung gegebenen Verstande ansehen und beklagen, — hier haben wir echte Katholiken, die gegen die unbefleckte Empfängnis aus dem durchaus katholischen Gesichtspunkte opponieren, daß die unfehlbare Lehre der Kirche immer dieselbe sein und bleiben müsse; daß man wohl habe schweigen können, so lange das Gefühl über den streitigen Punkt ein privates war, daß es aber jetzt, wo man es zur Glaubenswahrheit machen wolle, Pflicht des wahren Katholiken sei, gegen die neue Lehre aufzutreten. Es wird direkt ausgesprochen, daß die Kirche, eben weil ihre Lehre unfehlbar und immer dieselbe sei, keine neuen Glaubenswahrheiten aufstellen könne. Gegenüber dem päpstlichen Breve, welches alle Gegner der neu aufgestellten Lehre mit Gottes Zorn bedrohte, erklären diese katholischen Bischöfe, daß sie diesen gerade auf sich laden würden, wenn sie den unkatholischen Beschluß blindlings annehmen. Sie bezeugen ihre Ehrerbietung vor dem heiligen Vater als dem Haupte der Kirche und dem Mittelpunkte der katholischen Einheit, sind aber zugleich überzeugt, daß er kein unfehlbares Wort gesprochen, und stehen nicht an, seine Enzyklika ein Gewebe von falschen Behauptungen zu nennen. So durchaus katholisch ist aber trotzdem die Veranlassung ihrer Opposition, daß an anderm Orte sogar direkt darauf hingewiesen wird, daß es gerade den Protestanten gegenüber, die Papst und Kirche verwechseln und darüber triumphieren, wie es durch die letzte Handlungsweise des Papstes völlig erwiesen sei, daß die Einheit und Beständigkeit des katholischen Glaubens ein Hirngespinnst sei, not thue gegen solche Verwechselung von Papismus und Katholizismus aufzutreten.

Ungern stehen wir davon ab, nähere Auszüge aus dem Hirtenbriefe mitzuteilen, wir bemerken aber wenigstens noch, daß in dem Begleitschreiben an den Papst, womit die Bischöfe ihm diesen Brief übersandten, sie davon ausgehen, daß gerade ihre Pflicht, für die Reinheit des katholischen Glaubens zu wachen, ihnen verbiete zu schweigen, da das aufgestellte Dogma eine durchaus neue Lehre sei; daß sie ferner gegen die Verhöhnung des bischöflichen Amtes in der Art, wie seine Vertreter in dieser Sache von Rom behandelt worden seien, protestieren, daß sie endlich auch von diesem Beschlusse des Papstes an ein künftiges

[1]) Obenan König Friedrich Wilhelm IV.

allgemeines Konzil appellieren. — Und auch hierbei ließen es die wackeren Verteidiger des altkatholischen Glaubens nicht bewenden. Die Kleresie besorgte die Uebersetzung der in Frankreich gegen das neue Dogma ausgegangenen Schriften, sowie des bekannten Briefes des Priesters Thomas Braun aus dem Bistum Passau, und wir könnten noch eine ganze Reihe von Broschüren zitieren, in denen der moralische Verfall des Romanismus beklagt und auf die wahre alte katholische Lehre hingewiesen wird; sowohl in wissenschaftlicher als in populärer Weise vertreten die Altkatholiken auch jetzt ihre zu allen Zeiten so mutig verteidigten Grundsätze.

So das Auftreten der Kleresie bei solch öffentlichen Gelegenheiten. Aber damit begnügt sich ihre ausdauernde Thätigkeit nicht; beständig ist sie auf alle Weise bemüht, die wahrhaft christ-katholischen Grundsätze nicht nur unter ihren Diözesanen, sondern unter allen holländischen Katholiken zu verbreiten. Von dieser stillen, äußerlich kaum bemerkbaren Thätigkeit dürfen wir doch nicht ganz schweigen. Vor allem verdient ein winzig kleiner Katechismus über die Geschichte der katholischen Kirche in den Niederlanden (1859) Beachtung; in 16 Lektionen wird die Gründung der katholischen Kirche in Holland, die Reformation, das Auftreten der Jesuiten und der Streit zwischen dem Papst und den altkatholischen Bischöfen behandelt, und die kleine Schrift stellt den von der Kleresie vertretenen Standpunkt in so ausgezeichnet bündiger Weise dar, daß wir sie am liebsten vollständig übersetzen würden. Führen wir daher wenigstens einige besonders wichtige Punkte an! Während gleich bei der Erzählung von der Gründung der Kirche bemerklich gemacht wird, daß die Hauptermahnung des Bonifacius gewesen sei, sich fleißig in der Schrift zu üben, wird zugleich darauf hingewiesen daß die damals eingerichtete bischöfliche Verwaltung notwendig für die Kirche sei, und daß außerdem in Utrecht die Wahl des Bischofs nur dem Kapitel zustehe, das bei Vakanzen selbst bischöfliche Macht ausübe. — Unbedingt katholisch, aber, von diesem Standpunkte aus gesehen, sehr billig ist die Beurteilung der Reformation. Sie war ein Versuch, die Kirche von vielen wirklichen oder vermeinten Mißbräuchen zu reinigen, und hervorgerufen durch den schmählichen Mißbrauch des Ablasses; aber durch den heftigen Widerstand der Gegner kamen Luther und seine Freunde auf die „unglückliche Idee", sich ganz von der Kirche loszureißen und „neue Gemeinschaften" aufzurichten. War ihre Predigt gegen die Mißbräuche berechtigt, falsch war ihre Abscheidung von der Kirche. — Größeres Unglück aber noch als die Reformation brachte der katholischen Kirche Hollands der Jesuitenorden, der die

äußere Herrlichkeit der Kirche zum Hauptzweck macht und dadurch Aberglauben, Irrtum und Sünde befördert hat. In Holland auf ihre Bitte zur Aushülfe zugelassen, suchten die Jesuiten alle Gewalt in ihre Hände zu bringen, und um dies leichter zu erreichen, erfanden sie für ihre Gegner die Ketzernamen der Sasboldisten und Jansenisten. Durch ihren Einfluß wurde der Erzbischof Codde wirklich abgesetzt, während sie zugleich seine Abwesenheit in Rom benutzten, um die Kirche selbst in die größte Verwirrung zu bringen, und bald darauf wurde auch das Recht der Kapitel geleugnet, die aber nach manchen Protesten, und nachdem sie allerorten Rat genommen, einen neuen Erzbischof wählten. — Rom hat seitdem alle holländischen Bischöfe exkommuniziert, aber diese Bannflüche sind ohne Wert, weil ungesetzlich; außerdem ist nicht zu vergessen, wie viele Päpste in ihren Aussprüchen geirrt haben. So darf man sich zwar nicht von der Kirche trennen, muß auch den Papst als Haupt der Kirche anerkennen und ihm in allem, was nicht gegen das Gesetz Gottes und die Regeln der Kirche ist, gehorsam sein; aber trotz der Exkommunikation des Papstes sind die Bischöfe verpflichtet, ihren Beruf wahrzunehmen. — Durch die ungerechten Exkommunikationen ist nun leider die katholische Kirche Hollands in zwei Teile zerrissen: die Kirche der Mission, die durch die von ihr angewandten Mittel wohl die Seelenzahl, aber nicht das geistliche Heil ihrer Glieder vermehrt hat, und die seit 1853 eigene Bischöfe erhalten hat, und die altkatholische Kirche, die gegen alle Abweichungen der jesuitischen Partei von der alten Wahrheit protestiert. Speziell wird noch von Jansens „Augustin" gesprochen, daß dieses Werk nichts enthalte als die Augustinische Lehre, daß aber durch den Einfluß der Jesuiten erst einige Sätze, die darin enthalten sein sollten, und dann das Buch selbst als diese Sätze enthaltend verurteilt ist; da aber diese fünf Sätze wirklich in dem ganzen Buche nicht zu finden sind, so darf man dem päpstlichen Stuhl nicht folgen, auch wenn man deshalb ein Jansenist gescholten wird. — Ebenso ist die Bulle „Unigenitus" zu verwerfen, die das heilige Evangelium selbst verurteilt und gegen die Pflicht des Bibellesens ankämpft; nicht minder die Bulle „Ineffabilis" über die unbefleckte Empfängnis, durch deren Annahme man die Lehre der heiligen Schrift und der alten Kirchenväter verwirft; endlich auch alle anderen Lehren, die die Ultramontanen in späterer Zeit zum katholischen Glauben hinzugefügt haben, da dieser ewig und unveränderlich ist.

Das hohe Interesse eines solchen, im Volksunterricht gebrauchten, katholischen Katechismus liegt auf der Hand. Und wie durch die Schule, so suchen die Altkatholiken auch sonst auf die echt katholische Lehre im

Unterschiede von den ultramontanen Entstellungen hinzuweisen. Besonders hat zu diesem Zwecke ein seit mehreren Jahren erschienener „Volksalmanach zur Verbreitung von Wahrheit und Tugend für die niederländischen Katholiken" viel gewirkt, wenn auch, nachdem seine Urheber entdeckt waren, von seiten der Ultramontanen alle Mittel gegen seine Verbreitung ins Werk gesetzt worden [1]). Dies ist freilich leicht begreiflich, wenn man z. B. in den Jahrgang von 1858 hineinblickt, der über Heiligen- und Bilderverehrung, über die Pflicht des Bibellesens, über den Zweck des Fastens echt ethisch-christliche Aufsätze enthält, eine treffende Polemik gegen den Kaufhandel mit heiligen Sachen und gegen die Veränderungen in der unveränderlichen, gegen die Neuigkeiten in der alten katholischen Kirche führt und den Unterschied zwischen den alten und neuen Lehren aufs schärfste hervorhebt. Auch außerdem noch sind die Geistlichen der Klerese für ihre Auffassung des Katholizismus vielfach litterarisch thätig; wir können z. B. noch eine im vorigen Jahre begonnene Uebersetzung des Erasmus nennen; überhaupt werden die wirklichen Ansichten der Kirchenväter gegenüber den jesuitischen Verdrehungen auf alle Weise bekannt gemacht. Dabei machen die herrlichen Bibliotheken und Archive, die der Klerese zu Gebote stehen, ihre Polemik um so furchtbarer für den Gegner.

Und doch würden wir, selbst wenn wir alle diese litterarischen Bestrebungen der Altkatholiken aufs genaueste verfolgt, von ihrem wirklichen Charakter uns noch nicht die richtige Idee machen können, wenn nicht zugleich ihr Auftreten und ihre Erscheinung im Leben so ganz damit übereinstimmte. Nur das Leben selbst kann ja das rechte Bild von dem wahren Wesen einer geistigen Strömung geben; von der Studierstube aus, sei man auch unter den herrlichsten Büchern vergraben, wird man nimmer die lebendige Geschichte völlig verstehen lernen. Gerade die Art nun aber, wie uns die Klerese im Leben entgegentritt, läßt sie erst recht schätzen [2]). Sie ist durchaus katholisch, wie ihre Lehre, so ihr Kultus. Aber Lehre und Kultus werden gleicherweise von einem tief ethischen Geiste getragen, und von allen Ueberlieferungen des früheren Jansenismus ist keine so lebhaft geblieben, als die, welche zum eigenen Lesen der Schrift auffordert. So finden wir denn dieselben Dogmen, dieselben Mysterien, dieselben kirchlichen

[1]) Dieser holländische Volksalmanach hat als Vorbild des deutschen altkatholischen Kalenders (seit 1890) doppeltes Interesse gewonnen.

[2]) Zum Belege dafür war hier bei der zeitschriftlichen Veröffentlichung anmerkungsweise die (bereits oben mitgeteilte) Erinnerung an Pastor Harderwyk eingeschaltet.

Gebräuche wie in jeder katholischen Kirche; aber die Dogmen sind die Hülle lebendig christlichen Lebens, die ultramontanen mariolatrischen Neuigkeiten werden verworfen, und wie die lateinisch vorgetragene Messe von den Gläubigen zugleich in holländischer Uebersetzung gelesen wird, so dient selbst der Gebrauch der Bilder hier zur Belebung und Erbauung. Denn Mittelpunkt aller Predigt und alles Kultus ist die Erweckung zur eigenen Heiligkeit und Liebesthätigkeit, und immer aufs neue wird darauf hingewiesen, daß keine äußere kirchliche Form nütze, wenn ihr dieser Geist fehle. So stehen die Altkatholiken in sich selbst da, und den Romanisten gegenüber hören wir sie nicht mit protestantischen oder jansenistischen Gründen, sondern mit den Worten der ersten katholischen Heiligen ihren Katholizismus verteidigen. Wahrhaft bewunderungswürdig aber ist vor allem die Quelle, aus der all solches Streben hervorgeht, das feste Vertrauen auf Gott und auf den Sieg der Wahrheit. Und so mag denn die Stimme der Klerisei schwach und vielfach geschmäht sein, vergebens ist sie nicht; wird sie keinen direkten Sieg erringen, — der segensreichste Einfluß ist ihr jedenfalls gewiß; denn sie ist, wie ein durchaus nicht für sie eingenommener Beurteiler sagt, sauvée par sa foi et vit de son espérance [1]).

In Holland selbst hat nun die altkatholische, so echt niederländisch-selbständige Kirche längst die ihr gebührende Aufmerksamkeit gefunden; wohl jede bedeutendere Zeitschrift hat hin und wieder auf ihre Bestrebungen hingewiesen; besonders hat Bennink Janssonius, der Groninger theologischen Richtung, die evangelisch, antikonfessionell, antirömisch ist, angehorig, mehrfach ihre Geschichte zum Gegenstand gründlicher Studien gemacht. Hauptwerk für die ältere Geschichte bleibt aber noch immer die 1852 in dritter Auflage erschienene Histoire abrégée de l'église métropolitaine d'Utrecht, par M. G. Dupac de Bellegarde, ancien comte de Lyon. Eine kurze deutsche Verhandlung über das Erzbistum Utrecht hat Augusti (1838) gegeben. Hoffen wir, daß auch andere Forscher mehr und mehr der denkwürdigen Bewegung ihre Aufmerksamkeit schenken, und daß so der doppelte Gewinn, den die Kenntnis einer solchen Erscheinung auf katholischem Boden mit sich bringt, recht vielen zu teil werde.

Denn doppelt ist ja der Gewinn, den wir aus der richtigen Unterscheidung zwischen Romanismus und Katholizismus ziehen, Ermutigung zum Kampf auf der einen, Achtung und Anerkennung auf der andern Seite. Gegen den Romanismus gilt der entschiedene Kampf mit allen

[1]) Réville in dem oben genannten Aufsatz der Revue des deux mondes.

den Christen erlaubten Waffen. Mag auch Roms Stuhl nochmals durch eine Wendung der Politik für eine Zeit lang in seinem wankenden Zustande gestützt werden [1]), — Roms Stunden sind nichtsdestoweniger gezählt, und seine jesuitischen Helfershelfer werden Rechenschaft zu geben haben für die dem unheiligen Zweck entsprechenden unheiligen Mittel, mit denen sie ihre Geistesknechtschaft auszubreiten bestrebt sind. Aber wohl zu unterscheiden von dem auf eigene Herrschaft ausgehenden Streben eines ehrsüchtigen Priestertums ist die katholische Auffassung der Religion Christi, die wir neben der eigenen evangelischen anzuerkennen, von der wir vielleicht manches zu lernen haben. Diese christliche Richtung im Katholizismus wird, wenn sie auch jetzt überall zurückgedrängt und geschmäht wird, nicht für immer ein verstoßenes Kind in ihrer Kirche bleiben können, und der Protestantismus hat sie eben als eine andere Ausprägung desselben Geistes, der auch ihn trägt, zu erkennen und zu achten. Denn nimmer kann ja irgend eine Konfession an die Stelle der Religion gesetzt werden, jene kann immer nur Mittel für diese sein, und die Geschichte zweier Jahrtausende muß uns doch endlich gelehrt haben, nicht in den Aeußerlichkeiten irgend eines Kirchentums, sondern in der persönlichen Gemeinschaft mit dem menschgewordenen Gottessohne, in dem auf dem Gewissen begründeten Aufbau zum christlichen Charakter oder, mit einem Wort, in der eigenen Heiligung den Mittelpunkt aller Christuspredigt zu finden.

---

[1]) Es ist die damalige Politik Napolons III. gemeint.

II.

Der Ultramontanismus am Niederrhein.

Der vorhergehende und der nachfolgende Aufsatz sind in Gelzers Prot. Monatsbl. unmittelbar nacheinander erschienen. Wie der über den sogenannten Jansenismus (im Juliheft 1861) demjenigen über den holländischen Protestantismus (im Juniheft), so folgte der über den Ultramontanismus (im Augustheft) abermals alsbald im nächsten Heft nach. Aber die Abfassung ist einer ganz anderen Atmosphäre entstammt. Es ist ein Gegensatz, der sich schon in der sehr verschiedenen Schreibweise abspiegelt.

Zur Erklärung desselben müssen zunächst wieder die bloß angedeuteten Personen und Ortsnamen genannt werden. Unter den ersteren steht obenan der Verfasser des S. 60—64 auszugsweise charakterisierten „Triumph der wahren Kirche", als das recht eigentliche Vorbild des damals öffentlich noch wenig hervorgetretenen Johann Janssen. Es war Dr. Rütjes, Pfarrer in Obermörmter bei Rees, etwas rheinabwärts von Xanten. Das Verdienst der Priorität der gleichen Geschichtsdarstellung ist für Dr. Rütjes bereits in meinem Vorwort zu der deutschen Uebersetzung von de Hoop Scheffers Reformationsgeschichte Hollands bis 1531 (Leipzig, Hirzel) in Anspruch genommen. An dem gleichen Ort ist ebenfalls schon darauf hingewiesen, wie das von Janssen aufs neue in die Litteratur importierte Lutherbild ihm in seiner Vaterstadt Xanten von Kind an vor Augen gestanden hat: in der ersten Figur der Gruppe „Christus unter den Spöttern" an der Außenwand des Viktorsdomes. Die geistige Luft, die auch heute dort weht, ist seither bei Anlaß des Buschoffschen Prozesses von sprichwörtlicher Berühmtheit geworden. Wer sie noch näher kennen lernen will, sei daneben besonders auf das Wallfahrtsbüchlein des Kaplans Ferber für die sogenannte Viktorstracht verwiesen.

Schon die Auszüge aus dem Rütjesschen Buche werden genügen, um die heute so häufig zu hörende Behauptung zu kennzeichnen, derartige Angriffe auf die Reformation und die Reformatoren seien erst durch den bösen Evangelischen Bund veranlaßt worden. Daß die Litieraturgruppe, der sie angehören, sogar schon sofort mit der Wiederherstellung des Jesuitenordens neu ins Leben gerufen wurde, zeigt die Uebersicht derselben im Anhang zum ersten Bande meines Handbuchs S. 603 ff. Dort hat auch Dr. Rütjes seinen Platz in der Reihe seiner Vorgänger und Nachfolger gefunden.

Die in scharfem Gegensatz zu Rütjes-Janssen stehende ireniſch-katholiſche Richtung, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts auch am Niederrhein herrschte, läßt sich dagegen nirgends besser studieren, als in dem Werke Josetts über die römisch-katholische Kirche in Alt-Niederland. Das Buch ist im Grunde eine der zahlreichen Nachahmungen des Werkes der Brüder Theiner über die katholische Kirche in Schlesien. Der Verfasser selbst aber hat seine Studien zum Teil in Emmerich als Gast des Pfarrers von Olmen gemacht. Daher u. a. seine genaue Beschreibung der Wallfahrten nach Kevelaer, die in dem genauen Auszug seines Buches in meiner Monographie über die römisch-katholische Kirche im Königreich der Niederlande mit übersetzt worden ist. Die Bestrebungen von Olmens, Josetts und ihrer zahlreichen Freunde sind seither ebenso unterdrückt wie die der Hermesianer. Mit welchen Mitteln, darüber geben die Briefe Laurents Auskunft. Selbst die gehässigsten Ausfälle von Dr. Rütjes verblassen dem gegenüber, was in dem panegyrischen Lebensbilde des Aacheners Johann Theodor Laurent (I. Bd. 1887, II. Bd. 1888) von dessen Aeußerungen mitgeteilt ist. Leider hat mein Hamburger Vortrag über den als apostolischer Vikar dorthin berufenen Bischof von Chersones in partibus noch nicht für den Druck niedergeschrieben werden können.

Das Gleiche gilt von dem Emmericher Vortrag „Kirchengeschichtliche Epochen im Rahmen einer Kleinstadt." Es wäre mir sonst überaus lieb gewesen, schon an dieser Stelle auf die ganze Reihe recht eigentlicher Epochen, die sich in der Geschichte meiner Vaterstadt abspiegeln, hinweisen zu können: den Kirchenbau Willebrords, die große Zahl der verschiedenen mittelalterlichen Orden und Klöster, die hervorragende Schule der Brüder des gemeinsamen Lebens; — die Waldensergemeinschaft, die reformatorischen Gemeindebildungen (Reformierte, Lutheraner, Hugenotten, Mennoniten), die Geusenstadt als Asyl der Verfolgten; — dem gegenüber die Errichtung des Jesuitenkollegiums und die Wegnahme der evangelischen Kirchen durch Ludwig XIV.; — dann die Nachwehen der Kämpfe, die preußenfeindliche Haltung der Landbevölkerung im siebenjährigen Kriege, umgekehrt aber auch die Zeit gegenseitiger Duldung u. s. w. Nur im Zusammenhang mit dieser ganzen Vorgeschichte ist ja auch die Erneuerung der jesuitisch-ultramontanen Richtung recht zu verstehen. Aber in diesen einleitenden Bemerkungen muß die Erklärung genügen, aus welchen Gründen eine kirchengeschichtlich so bedeutsame Stadt im Vordergrund der Darstellung steht.

Wie der Name der Stadt, so kann nunmehr auch der bei der ersten Veröffentlichung ebenfalls ungenannt gebliebene Verlag der Rütjesschen Schriften mitgetheilt werden. Es ist der der J. L. Romanschen Buchhandlung in Emmerich. Der Name der durch Verlagsartikel anderer Art nicht unverdienten Buchhandlung, die auch das früher einzige politische Blatt herausgab, konnte damals eben so ungenannt bleiben wie der der Stadt selbst. Es handelte sich eben nicht um kleinliche Personalien, und am wenigsten um persönliche Angriffe, sondern um die Charakteristik des die einzelnen Personen zu seinen Werkzeugen machenden Systems. Die ausgewählten Thatsachen tragen daher durchweg einen typischen Charakter. Daß jeder der hier erzählten Einzelfälle genau auf seine Belege geprüft worden ist, bedarf keiner Bemerkung. Beispielsweise sind die Notizen über die schon damals übliche Proselytenmacherei den Angaben des sel. Pfarrer Uhlenbruck entnommen. Derselbe konnte aller-

dings bei ihrer Mitteilung nicht ahnen, daß die gleiche Taktik sich auf seine eigenen Enkel erstrecken werde.

In späterem Zusammenhang sollen einige weitere, die „zwei Seelen im deutschen Katholizismus“ noch etwas genauer illustrierende Thatsachen aus der Geschichte der — seit 1872 mächtig aufblühenden — Stadt mitgeteilt werden. Hier sei nur einstweilen darauf verwiesen, daß die in der „Ferienreise nach München“ mitgeteilte erste Unterredung mit Döllinger meinerseits mit der Bemerkung begann, wohl in keiner Gegend sei der evangelische Christ mehr als in meiner Heimat der Gefahr ausgesetzt, Katholizismus und Jesuitismus zu identifizieren. Seine erste Frage aber war die, was aus der großartigen Schule der Brüder des gemeinsamen Lebens geworden sei. Eine lehrreiche Frage. Der Züricher Reformator Bullinger, der Altenburger Reformator Hummel waren ihre Schüler gewesen. Aber die Anstalt selbst ging in dem Jesuitenkolleg auf. Aus der nächsten Nachbarschaft stammten Canisius (De Hondt) und Becanus (van Beeck) als die Vorbilder der Rütjes und Janssen.

Doch über diese und ähnliche Daten muß später ohnedem näher geredet werden. An dieser Stelle erübrigt dagegen zunächst noch ein Wort über den Ursprung der nachfolgenden Arbeit als solcher. Derselbe lag nämlich in dem scharfen Kontrast der ganzen Umgebung am Genfer See und am Niederrhein.

Wenn in Montreux die in der Einleitung zu Nr. I. zusammengestellten Arbeiten fast gleichzeitig nebeneinander erstehen konnten, so lag das in erster Reihe an der auch von unzähligen Anderen erprobten Heilkraft des Ortes, In der reinen Luft, in der herrlichen Gegend, in dem belebenden Verkehr war das alte Brustleiden zurückgetreten, hatte sich frische Arbeitskraft eingestellt. Wohl war es eine gemütlich sehr ernste Zeit. Während ich in der Ferne weilen mußte, starb die Mutter, die mich ferne gehalten, weil sie von dem Anblicke ihres Leidens Verschlimmerung des meinigen fürchtete. Was ich ihr für meine gesamte amtliche Schuldigkeit danke, darüber ziemt so wenig zu reden, wie von dem Danke gegen diejenigen, welche bei jenem unersetzlichen Verlust mir persönlich eine Stütze geboten haben. Wohl aber muß hier der wissenschaftlich-religiösen Förderung gedacht werden, welche das schöne Waadtland mir schon damals ermöglicht hat. Nachmals durften eine Reihe meiner historischen Untersuchungen gleich sehr von A. Vinet wie von R. Rothe zehren. Damals hat diese Verbindung der scheinbar so heterogenen Elemente begonnen. Im Sommer und Herbst 1860 hatten sich die persönlichen Beziehungen zu Rothe angeknüpft, deren in der Einleitung zu den „Vorträgen und Abhandlungen R. Rothes aus seinen letzten Lebensjahren“ gedacht ist. Nach Montreux hatte er mir eine Empfehlung an Gräfin Jenison Walworth mitgegeben, deren Nachwirkung bei der folgenden Studie erwähnt werden muß. In Montreux aber folgte dem bald ein enger Verkehr mit begeisterten Führern der waadtländischen Freikirche, während gleichzeitig der verdienstvolle Genfer Historiker Gaberel die fortdauernde Bedeutung der Nationalkirche illustrierte. Trotz des Gegensatzes der beiderseitigen Kirchenprinzipien aber war bereits jene gegenseitige Anerkennung im Werden, von deren schönsten Früchten ich im Jahre 1889 Zeuge sein durfte, als ich in Begleitung der Deputierten beider Fakultäten von Lausanne, Genf und Neuschatel in Vertretung des C. V. des G. A. V. zu dem einzigartig schönen Fest der Waldenserkirche in Torre Pellice reisen durfte. Die ersten zusammenfassenden Aufsätze über die Geschichte der Frei-

kirche und über ihre Synode im Frühjahr 1861 sind bald nachher niedergeschrieben und in Schenkels Allg. kirchl. Ztschr. 1861 Heft 7, 1862 Heft 6 erschienen.

Die letztgenannten Aufsätze und einige kleinere über ein niederrheinisches G. A. Fest. (1861 Heft 8.) u. s. w. sind somit während des gleichen Sommeraufenthalts in Emmerich niedergeschrieben, wie die nachfolgende Skizze. Sie gehören insgesammt der Kategorie an, welche Max Müller als chips of a german workship, van Koetsveld als splinters van de schrijftafel bezeichnet. Die Hauptarbeit galt damals der Monographie über das Haus der Liebe oder die Familia caritatis des Heinrich Niklaes, zu welcher nachmals eine Reihe wichtiger Ergänzungen anderer Forscher in Holland, Belgien, England und Nordamerika hinzutraten. Ohne das Gegengewicht einer derartigen befriedigenden Thätigkeit wäre wohl auch der Rückfall in das alte Leiden, welches der Herbst brachte, ein noch ärgeres gewesen. Denn vermöge des Kontrasts zu dem geistesmächtigen Eindrucke des französisch-schweizerischen Protestantismus mußte die in der eigenen Heimat zur Herrschaft gelangte Tendenz, die Restauration der trübseligsten Jesuitenprodukte der ersten Gegenreformation, noch ganz anders „schwarz" erscheinen, als das von Kind an sie gewöhnte Auge sie schaute. Nur in einem Punkt trägt der nachfolgende Essai den gleichen Charakter wie der vorangegangene und die ihm weiterfolgenden. Sie sind insgesamt in dem Bewußtsein geschrieben: „es kann die letzte litterarische Arbeit sein, die dir vergönnt ist."

Aus eigenen Erlebnissen und Beobachtungen will ich es versuchen, hier ein Bild zu zeichnen von dem Ultramontanismus am Niederrhein.

Es scheint mir dies keine unnötige Aufgabe, gerade — weil ich weiß, daß gar mancher sie für unnötig hält, ungläubig bei dem Wort „Ultramontanismus" den Kopf schüttelt. Wer nie eine Schlacht mitgemacht, kann ihren Verlauf sich nimmermehr vorstellen, wie er in Wirklichkeit ist; wer nie das Gebiet geistigen Kampfes betreten, kann es ebenso wenig. Darum können viele, besonders im östlichen Deutschland, sich gar nicht denken, daß es im heutigen Katholizismus noch etwas anderes giebt, als eine, sei es geistesträge und sinnliche, sei es gemütliche und poetische Seite. Es ist dies auch ohnedies leicht begreiflich. Jener selbstgenügsame Indifferentismus, der so gewaltig tief in den Massen eingewurzelt ist, viel tiefer, als mancher vornehm gegen ihn polternde Eiferer sich denkt, sieht mit philisterhaftem Dünkel auf den „überwundenen Standpunkt" der mittelalterlichen Hierarchie herab, läßt sich nicht träumen, daß sie in unsern Tagen mächtiger und kecker denn je die geistige und religiöse Freiheit der Völker zu ertöten be-

müht ist. Und kommt er selbst mit jesuitischen Predigern, wie in Hannover und Berlin, zusammen, so weiß er nur deren „vernünftige“ und „aufgeklärte“ Predigt zu rühmen, als wenn die alte Taktik des Ordens jetzt aufgehört hätte, überall seine Sendlinge die Rolle spielen zu lassen, die den jedesmaligen größten Vorteil verspricht. — Und braucht es noch einer Bemerkung darüber, wie wenig das entgegengesetzte Extrem die Zeitverhältnisse und die der evangelischen Kirche gestellten Aufgaben zu würdigen weiß?! Sprechen die unionsstürmenden sogenannten Lutheraner heutiger Tage es ja offen aus, daß sie sich mit den Päpstlichen viel mehr verwandt fühlen, als mit den Reformierten! Und wagt es ja das Organ einer bekannten Partei, welches das evangelische Christentum für seine Anhänger allein in Anspruch nimmt, während es seit Jahren den teuersten Interessen desselben entgegengewirkt hat, direkt zu erklären, daß es mit keiner andern politischen Richtung zusammengehen könne, als mit der Fraktion Reichensperger!

So können die nimmermehr urteilen, die den gerecht- und seligmachenden Glauben an Gottes in Jesu Christo erschienene Gnade ergriffen haben und, in katholischer Umgebung wohnend, die heutzutage im römischen Katholizismus herrschenden andern Tendenzen aus Erfahrung kennen. Darum wollen denn die folgenden Blätter jenen falschen, auf Unkenntnis und Parteilichkeit beruhenden Theorien gegenüber eine einfache Schilderung aus dem einfachen praktischen Leben geben. Sie bieten keine dichterischen Phantasien, keine vorgefaßten Ansichten, ja überhaupt keine schnell fertigen Urteile, sondern stellen nackte, dürre Thatsachen zusammen, wie Tausende und aber Tausende deren erleben, wie der Verfasser selbst sie aus eigenster Anschauung kennt. Und sie wollen nichts anders, als den Blick Anderer eben auf solche Thatsachen richten. Möge dann jeder selbst darnach urteilen und handeln!

Es sind keine erhabenen, mächtig ergreifenden Schauspiele, zu deren Betrachtung ich Sie auffordere; es ist nur das gewöhnliche prosaische Alltagsleben. Versetzen Sie Sich einen Augenblick — nicht in politisch bedeutsame Zirkel der Herrscher und Großen der Erde, — nicht in die Mitte bedeutender Geister, die den höchsten Ideen und Interessen der Menschheit leben — auch nicht in die Kreise der neugeschaffenen Größen unserer Tage, die dem Messias der jüdischen Börsenkönige anhängen, — sondern in eine einfache kleine Provinzstadt, und nicht in eine von andern sich irgendwie unterscheidende, sondern eben in eine Kleinstadt, wie alle Kleinstädte zu sein pflegen.

Sie finden dort alle Vorzüge, wie alle Nachteile kleinstädtischen

Lebens. Die Leute sind eben wie überall; Beamte, Kaufleute, Handwerker, Reiche wie Arme, sie gehen alle ihren Gang, die meisten, wie es ja Regel ist, im äußeren irdischen Streben befangen, die Minderzahl mit einem auch auf das Ewige gerichteten Sinn. Das gemütliche Pfahlbürgertum freilich, das in seinen engen Grenzen sich glücklich fühlte, ist dem mächtigen Strome der Neuzeit gewichen, mit dem ein jeder in ein höheres Gebiet gelangen will, als seine Herkunft versprach. Die Eisenbahn, dieses recht eigentliche Symbol unserer Tage, hat auch unsere Stadt berührt, hat Einwohnerzahl und Verdienst vermehrt, leider, wie überall, auch durch das heimatlose Völkchen, das mit ihr zu gehen und zu kommen pflegt, den materialistischen Sinn und die kecke Unsittlichkeit. Aber eine Kleinstadt ist der Ort darum doch geblieben, in den ich Sie führen möchte, und nach wie vor werden hier die Leute geboren, erzogen, erwählen sich einen Beruf, heiraten, zeugen Kinder und sterben — alles, wie es immer gewesen ist. Und wie überall finden Sie hier Schützenfeste und Kirmessen, Weinsozietäten und Bierkneipen. Irgend etwas Außergewöhnliches dürfen Sie durchaus nicht erwarten.

In diesem Orte nun haben, wie fast am ganzen Rheinstrom, seit langer Zeit Anhänger der verschiedenen Konfessionen miteinander gelebt. Früh wurde von Holland aus die Reformation hierher gebracht, jesuitische Gewalt und List wußte ihrem Fortschreiten Hemmungen zu bereiten, konnte sie aber nicht ausrotten, und so wohnen denn seit Jahrhunderten die Bekenner verschiedener Konfessionen hier nebeneinander. Früher bestand, wie sich ja im Rheinlande fast von selbst versteht, auch eine lutherische und reformierte Gemeinde neben einander, und wie im ganzen Rheinlande ist dann die äußere Durchführung der Union nur einem lange gefühlten Bedürfnis entgegengekommen; seit 1817 unterscheidet man nur Evangelische und römische Katholiken.

Das Verhältnis freilich zwischen der Zahl beider Konfessionen hat sich im Laufe der Zeit merklich geändert. Einwanderung von außen her pflegt wie überall so auch im Rheinland oft in kurzer Zeit bedeutende Veränderungen zu schaffen. Kam nun viel gebildeter Zuzug, sei es, daß eine Universität oder eine andere höhere Schule gegründet wurde, sei es, daß Handel und Industrie sich hob, sei es, daß viele neue Beamte hinkamen: so hat die Zahl der Evangelischen zugenommen, wie dies allein Bonn, Köln und Koblenz schlagend beweisen. Trat der umgekehrte Fall ein, kam Zuzug von Fabrikarbeitern, oder drängte sich die Landbevölkerung in die Städte, oder wurden kleinere Geschäftsleute durch äußere Vorteile herangezogen, so nahm

auch die katholische Bevölkerung zu. Nicht bloß an Genf unter Fazy's Régime braucht man in dieser Beziehung sich zu erinnern; das Rheinland selbst bietet auch hier treffende Vorbilder, von denen ich nur Krefeld nennen will. — Nun, der letztere Fall hat auch in unserm Orte stattgefunden; seit lange hat sich demzufolge die Zahl der Katholiken vermehrt, so daß sie zuletzt weit überwiegend wurde[1]). Darum wohnten aber nichtsdestoweniger die Bekenner der verschiedenen Konfessionen einträchtig nebeneinander, Toleranz und Verträglichkeit wurde gegeben und genommen, und an gar viele ehrenwerthe, biedere, gläubig-christliche Katholiken muß auch ich mit Wehmut denken, wenn ich die traurige Umgestaltung in neuerer Zeit vor mir sehe.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß kaum ein größerer Gegensatz denkbar ist, als zwischen dem nationalen und religiösen Katholizismus gegen Ende des vorigen, wie gegen Anfang dieses Jahrhunderts, und zwischen dem heutigen Romanismus. Damals durften deutsche Erzbischöfe es wagen, in den Emser Punktationen die Rechte der deutschen nationalen Kirche zu vertreten; damals wirkten Männer wie Wessenberg und Sailer in den höchsten kirchlichen Aemtern; damals waren die katholischen Geistlichen im allgemeinen biedere, treffliche Leute, die vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchten; damals war der Jesuiten-Orden als das schlimmste Gift für Religion und Sittlichkeit vom römischen Papste, von den katholischen Fürsten aufgehoben. — Wie anders jetzt! Willenlose Werkzeuge der hinter den Bergen thronenden Kurie sind auch die deutschen Kirchenfürsten geworden; statt der Veredlung und geistigen Bildung des Volkes haben sie jetzt zu einem bekannten traurigen Dogma mitgewirkt und ihm zu Ehren Denksäulen errichtet; als Fanatiker der schlimmsten Art treten uns die von Jesuitenschülern geschulten jüngern Geistlichen entgegen. Mit einem Worte: Ultramontanismus und Jesuitismus sind übermächtig geworden. Das so lange und so konsequent erstrebte Ziel ist gelungen. Man hat eine Geistlichkeit geschaffen, die in der Rückkehr zu allen mittelalterlichen Institutionen ihr höchstes Ideal sieht. Durch Abschließung von der Welt und ihrem Verkehre, durch eigene Konvikte und Seminare, durch Askese und Gewissenszwang, durch alle irgendwie als passend erscheinende Mittel hat man statt der frommen und freien Geistlichen früherer Tage uns römische Finsterlinge entgegenzustellen gewußt.

---

[1]) Vgl. die statistischen Daten über den Kreis Rees am Schluß der Abhandlung über den Konfessionswechsel.

Ist dem vielleicht anderswo anders? Ist irgendwo, wo der heutige römische Katholizismus sich in seiner wahren Gestalt zeigt, die Sachlage eine verschiedene?

Mit allen Mitteln und auf alle Weise ist man thätig gewesen, um sich innerlich zu stärken, um nach außen hin sich auszubreiten. Nichts wurde versäumt, was dafür dienen konnte. Und schon seit längeren Jahren sind auch am Niederrhein diese Bestrebungen immer schroffer hervorgetreten.

Freilich, so leicht konnten sie unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht die Oberhand gewinnen. Sie vermochten wohl langsam und stetig den Boden zu unterminieren, aber nur ein außergewöhnliches Ereignis konnte ihnen zum wirklichen Siege verhelfen.

Ein solches außergewöhnliches Ereignis war das Jahr 1848. Dieses Jahr hat auch am Niederrhein die ultramontane Partei an die Spitze gebracht.

Es scheint noch lange währen zu wollen, bis eine jederseits gerechte Würdigung dieses denkwürdigen Jahres eintritt; bis jetzt liegt es zu sehr im Interesse der Parteien, immer nur eine Seite der damaligen Bewegungen ins Auge zu fassen. So ist es denn dem Einen nur das Jahr des Umsturzes und der Gottlosigkeit, während der andere allein von einem Zurückgehen auf dieses Jahr Heil erwartet. Und doch liegt in beiden Ansichten Wahrheit, die nur zu verbinden ist. Gewiß waren es hohe und edle Gedanken, die damals in unserm ganzen Volke glühten; die Begeisterung für die Einheit des Gesamt-Vaterlandes, die immer die Hoffnung unserer edelsten Geister gewesen ist und trotz allen Gegensatzes ihr Ziel bleiben wird, die Opferwilligkeit für die gemißhandelten Schleswig-Holsteiner, das allgemeine Aufatmen aus langer Erstarrung, die unvergeßliche Versammlung in der Pauls-Kirche — alles dies und so viel anderes sind Dinge, die nur der von Parteiansichten Verblendete übersehen kann. Aber ebensowenig dürfen wir die andere Seite vergessen, durch die dieses Jahr wirklich ein Unglücksjahr geworden ist; gerade jetzt möchte es mehr als je not thun, auch der heillosen Revolution zu gedenken, die die Reaktion als unausbleibliche Folge haben mußte. Ja, es gab wirklich aller Orten herrschsüchtige Demagogen, die die untersten Volksklassen nach ihrem Belieben lenkten; selbst Knechte ihrer Leidenschaften, wollten sie das Staatsruder leiten, und ihren Verbrechen vor allem ist es zu verdanken, daß so bald schon die glühendsten Ideale aller deutsch gesinnten Männer für immer zu Grabe getragen zu sein schienen.

Ich mußte dies vorausschicken, weil es sonst unbegreiflich sein würde, wie das Jahr 1848 auf unsere rheinischen Verhältnisse so traurig einwirken konnte. Denn bei uns war eben die letztere demagogische Richtung vorherrschend.

Es ist mir eine unvergeßliche Jugenderinnerung, welche Szenen damals auch in unserer kleinen Stadt gespielt haben. Draußen, kurz vor dem Thore, war ein hölzernes Gebäude errichtet, in dem die sogenannten Volksversammlungen gehalten wurden, d. h. wo bankerotte Kaufleute, ränkesüchtige Winkeladvokaten und andere „Volksfreunde" nicht vor urteilsfähigen Bürgern, nicht vor fleißigen Handwerkern, sondern vor einer trägen, habsüchtigen Menge ihre Tiraden vorbrachten, in denen gegen die Steuern geeifert, jeder Besitzende bedroht und die Person, wie des damaligen, so vor allem des jetzt regierenden Preußenkönigs in schmutzigster Weise beschimpft wurde. Das waren Tage, die man nimmer vergißt. Jetzt sind sie vorbei, — aber nicht ihre Folge.

Diese Folge war eben hierzulande nichts anderes als die Untergrabung der staatlichen Autorität, der Sieg der staatsfeindlichen ultramontanen Tendenz. Es war interessant, zu beobachten (wenn nur nicht die angewandten Mittel so traurig gewesen wären), wie sie auch bei uns die Revolution in ihren Dienst zu ziehen wußte, wie allmählich statt der Volksversammlungen, in denen bereits, weil gegen die gebildete und besitzende Klasse, gegen die Evangelischen gewütet war, die Zusammenkünfte des Pius-Vereins aufkamen[1]), und wie durch eine bis ins einzelnste gehende Agitation und durch einen allgemeinen Terrorismus besonders alle Wahlen beeinflußt wurden. Man wußte auch hier den alleinigen Vorteil aus der allgemeinen Verwirrung zu ziehen, wie man als Anhänger dieser Tendenz ja überhaupt jede Rolle spielt, die ihren demagogischen Bestrebungen Vorteil bringen kann.

So war man damals revolutionär oder, wie es hieß, volksfreundlich; wenige Jahre später fand die ebenso traurige Reaktion ihre willigsten Helfershelfer in den Jesuiten; beim Auftreten des neuen Ministeriums in Preußen war man auf einmal liberal geworden; jetzt versucht man es wieder mit der Kreuzzeitungspartei, mit der freilich die innere Seelenverwandtschaft nicht fehlt. Und welche Schwankungen sonst in wenigen Jahren! Zur Zeit des orientalischen

[1]) Es sind zum Teil dieselben Personen, die beiderseits als Führer hervortraten, und deren Namen noch jetzt im rheinischen Ultramontanismus vertreten sind (beispielsweise Custodis).

Krieges gegen das schismatische Rußland war der französische Kaiser der Held der Religion und des Glaubens — wie wenige Zeit ist vergangen! und kein Schimpfwort ist stark genug, um den zu bezeichnen, der allein den Papst in Rom aufrecht erhält, nur nicht in allem sein unterthänigster Diener sein kann. Denn wer den hier herrschenden Haß gegen Napoleon deutschem Patriotismus zuschreiben wollte, würde gar sehr irren. Das Vaterland des Ultramontanismus ist ja nicht Deutschland, nicht Frankreich, nicht England, es ist Rom! Und um Rom zu dienen, dafür kann jede politische Richtung gebraucht werden, weil sie eben nur — benutzt wird.

Im Revolutionsjahre war also unsere ultramontane Partei revolutionär. Ihre Taktik ist gelungen. Sie allein hat Vorteil aus jener traurigen Zeit gehabt: sie erlangte die Herrschaft. Und sie hat sie seitdem nicht wieder verloren. Wußte sie sich doch in jede neue Lage so trefflich zu finden, daß ihr immer neuer Gewinn dadurch erwuchs! Ja, es ist auch kaum Aussicht da, daß dieses Verhältnis sich jemals hier ändert. Je mehr Niederlagen der Romanismus gerade in den letzten Jahren an anderen Orten erlitten hat, desto zäher und eifriger behauptet man hier das einmal gewonnene Terrain und sucht es auszubreiten. Fast in allen Kreisen und Städten des Niederrheins steht die ultramontane Herrschaft in schönster Blüte. Sehen wir, was sie gewirkt hat und wie es jetzt aussieht, an dem Beispiel eines kleinen Ortes, mit dem aber eine Menge anderer in Parallele stehen, und dessen Lokalchronik wir aus der einer Reihe von Nachbarorten ergänzen!

Zur leichteren Uebersicht wollen wir nacheinander zunächst das eigene Lager und Gebiet dieser Partei in seinen Anführern und Angeführten, — hierauf die Vermehrung und Ausdehnung ihres Gebietes, die Proselytenmacherei, — dann die Handlungsweise gegen die Andersdenkenden, die man nicht herüberziehen kann, — und endlich die allgemeinen Einwirkungen betrachten. Jedesmal sollen dabei einfach eine Reihe selbsterlebter Thatsachen gestellt werden, wie sie im Verlaufe weniger Jahre hier zu Lande vorgefallen sind.

Wenn wir unsern Blick auf das gegnerische Lager selbst richten, werden wir bald, wie überall im heutigen Katholizismus, scheiden lernen zwischen der großen Zahl der Anhänger, unter denen viele herzlich fromme Leute sind, denen wir immer gern die christliche

Bruderhand reichen werden, ob sie auch aus Unverstand gegen uns eifern, — und den Anführern und Leitern, die diese Masse zu ihren Zwecken benutzen, die eben heutzutage, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, wieder jene hierarchische Herrschaft über die Gewissen und über die Beutel anstreben, über deren Möglichkeit man vor fünfzig Jahren gelacht hätte. Diese Anführer aber, wie verschieden auch wiederum unter sich, bieten uns überall bestimmte ähnliche Typen; sie sind auch bei uns dieselben wie anderswo. Unter den Geistlichen, die ohnedies fast alle in neujesuitisch dirigierten Seminarien gehörig bearbeitet worden sind, ragt wohl besonders ein asketischer Fanatiker hervor, dem die Wirksamkeit für die äußere alleinseligmachende Kirche das ist, was uns evangelischen Christen der Glaube an unsern Erlöser, und der, wie wir diesen Glauben durch unsere Liebe auch gegen Andersdenkende bewähren, so von glühendem Hasse gegen alle, die nicht zu gewinnen und nicht zu unterdrücken sind, erfüllt ist. Denkt man sich Abstammung aus gemischter Ehe hinzu, so hat man das Lebensbild eines solchen Mannes, der die Seele seiner Partei zu sein pflegt und dabei fast ausnahmslos — ob gern oder ungern — von den andern Geistlichen und Kaplänen unterstützt wird, denen auch gegen die äußere Vermehrung der alleinseligmachenden Kirche alle anderen Interessen zurückstehen. Ihre Stütze zur Einwirkung auf das bürgerliche Leben suchen dann diese geistlichen Herren in solchen ihrer Partei zugethanen Laien, die auf irgend eine Weise, meist durch die Partei selbst, eine äußerlich einflußreiche Stellung gewonnen haben und diese nun in erster Reihe zur Förderung der Partei-Interessen gebrauchen. Mit diesen Fanatikern zusammen pflegen persönlich fromme, aber geistig gewöhnlich nicht sehr begabte und selbständige Leute, denen äußere Mittel zu Gebote stehen, für dieselben Zwecke zu wirken, wenn sie auch wohl oft die von den anderen dafür angewandten Mittel nicht alle kennen mögen. Rettet aber diese die innere Frömmigkeit, die ja in jeder Konfession sich entwickeln kann, vor eigentlich sittlich-verwerflichen Handlungen, um so weniger kann man die blind eifernden Zeloten davon freisprechen, die das Gros der Partei ausmachen. Und wir dürfen endlich, wie geneigt wir auch sind, selbst bei fanatischen Gegnern immer noch einen, wenn auch noch so mißverstandenen, kirchlich-religiösen Antrieb anzunehmen, doch nicht vergessen, daß sich direkt auch, wie jeder anderen, so besonders dieser „frommen“ Partei eigentliche Heuchlernaturen, moralisch verkommene Subjekte anschließen, Leute, die von vornherein nichts Heiliges kennen, durch die einflußreichen Bundesgenossen nur ihre eigenen

Interessen fördern wollen und nun für jene gerade die schmutzigsten Arbeiten verrichten. Fanatische Priester, einflußreiche Beamte, wohlhabende „Fromme", blinde Zeloten und erkaufte enfants perdus: — in diesen und ähnlichen Abstufungen werden Sie alle Hauptvertreter derjenigen Tendenz, welche die Kirche zur politischen Partei gemacht hat, wiederfinden, in welcher Gegend sie auch sein mögen; in solcher Schlachtordnung stehen sie auch uns gegenüber. Jeder wirkt mit seinen Mitteln und Kräften, aber alle für ein und dasselbe Ziel, zunächst natürlich auf ihrem eigenen Boden, in der Bearbeitung ihrer Konfessionsgenossen.

Sinnlich geschmückter denn je ist heutzutage der Kultus in den Kirchen, Prozessionen und Wallfahrten nehmen jedes Jahr zu, selbst die Privathäuser tragen auf der Außenseite Standbilder von Heiligen oder der Jungfrau Maria. Ein sinnlich-schöner Kultus ist es ja, durch den die Menge zu bezaubern und zu gewinnen ist; darum darf nichts vergessen werden, was die päpstliche Kirche in ihrer strahlenden Herrlichkeit zeigt. Da stehen denn die Prozessionen in erster Reihe. Nun, wir sind keineswegs gewillt, die möglichen guten Seiten derselben zu leugnen, wir können uns denken, wie im Mittelalter bei uns, wie jetzt noch in Spanien und Italien das Volksnaturell solcher Handhabung der Religion bedürfen mag, wenn sie nicht ganz vergessen werden soll. Aber etwas durchaus anderes ist es, diese Dinge da wieder mit Macht einzuführen und auf alle Weise zu begünstigen, wo sie längst in den Hintergrund getreten waren. Zur Stärkung der Religiosität giebt es bessere Mittel, und von Andacht habe ich leider in den vielen Jahren, daß ich diese Prozessionen aus unmittelbarer Anschauung kenne, nie viel bemerkt, wohl aber von gehässiger Unterdrückungssucht, die durch das prächtige Schauspiel die alleinige Herrschaft der eigenen Kirche vorführen will, während sie den Gegner dadurch verhöhnt, daß sie trotz eines bekannten Gesetzes am Charfreitage mit Mistkarren fährt. Traurige Verkennung der Religion des Gewissens und der Liebe! — Und nun gar die Wallfahrten! Besonders nach Kevelaer, nach dessen wunderthätigem Marienbilde jedes Jahr größere Scharen pilgern, gar oft in Sonnenhitze und barfuß, weil dann das Verdienst vor Gott um so größer ist. Will man die Einwirkung dieses Wallfahrtens kennen, man gehe nur den im Volksmunde verbreiteten Erzählungen nach von den mancherlei Folgen, die sich später einstellen sollen. Längst hat freilich die Geschichte solche Folgen gekannt; aber wie kann der Jesuitismus der Wallfahrtsorte entbehren! — Haben Wallfahrten und Prozessionen

schon seit lange immer mehr zugenommen, als ganz neueste Erfindung sind mir in jüngster Zeit Statuen von einem Heiligen oder der „unbefleckt empfangenen" Mutter Gottes aufgefallen, die draußen an den Häusern in besonders angebrachten Nischen zur Schau stehen.

Das ist die geistige Speise, die das katholische Volk von seinen jetzigen Hirten erhält. Auf religiösen Fortschritt freilich wirkt sie nicht ein, aber man will ja auch nicht Fortschritt, sondern Rückschritt. Frühere Zustände sollen in alter Herrlichkeit neugeboren werden, vor allem das Klosterleben mit seinen Beigaben. Längst ist durch die Geschichte die klösterliche Abschließung gerichtet; in früherer Zeit, in der Kindheitsperiode der Völker, von Segen, hat sie, schon an sich dem Geiste des Christentums widersprechend, in neuerer Zeit überall an moralischer Bedeutung verloren, und wo irgend ein Volk zur Freiheit geboren wurde, da mußten alsbald die Ketten der ärgsten Sklaverei fallen. Nicht so bei uns! Was andere verwerfen, das wird uns gerade gebracht; denn die Klöster sind ja treffliche Mittel für die Ausbreitung der priesterlichen Herrschaft. Aber vorsichtig und allmählich beginnt man; dazu ist man zu klug, um gleich das Abschreckende zu bringen. Da kommen zuerst als erste Vorposten die „barmherzigen Schwestern", es folgen Nonnen für die Kleinkinder-, bald auch für die höheren Töchterschulen; endlich ist unvermerkt ein ganzes Kloster entstanden. — Was ich hier schildere, hat sich im Laufe von kaum zehn Jahren in unserer Kleinstadt ereignet, und in ihrer Umgebung sind ebenfalls fast allerorten andere Klöster entstanden.

Abschließung von allem ansteckenden Gifte wirklich religiöser und freier Ideen, das ist es, was, wie durch die klösterliche Absperrung, so durch andere „Sperrmittel" die Jesuiten-Moral zu allen Zeiten erstrebt hat; will man willige Sklaven der Priester, so muß der Obskurantismus auf alle Weise gepflegt werden. Dazu aber fehlt es auch sonst nicht an Mitteln. Nicht wollen wir die möglichen guten Einflüsse der Beichte bei den niederen Volksklassen leugnen, aber ihr furchtbarer Fluch ist, daß sie mehr als irgend etwas anderes Werkzeug für den Gewissenszwang ist. Beichte und Bücher-Zensur! Vielleicht lacht mancher, hält in unserem „aufgeklärten" Jahrhundert solches für nicht möglich, aber bei uns ist es leider nur zu wirklich. Dadurch wird ja der fromme gläubige Katholik vor der protestantischen Verführung bewahrt, und dadurch auf so gemächliche Weise dem angegriffenen Gegner die Waffe zur Verteidigung aus der Hand genommen. Aber auch das ist nicht genug. Die Hauptsache ist ja die

Jugenderziehung. Sie hat der Jesuiten-Orden immer in seine Hände zu bringen gesucht; sie vor allem muß auch jetzt nach jesuitischen Grundsätzen geschehen. Darum vor allem Abschließung von jedem freieren Einflusse. Ein Knaben-Konvikt für die Gymnasiasten wird gerade in diesen Tagen auch bei uns in Bau genommen.

Sinnlich prunkende Frömmigkeit, klösterliche Abschließung! Wer will sich wundern, daß das Resultat auch heute wieder bei der großen Masse blinder Fanatismus und Obskurantismus ist?! Wahrlich, er wird auch sonst mehr als genährt. Alle die bekannten Vereine wirken selbst an einem so kleinen Orte eifrig nebeneinander. Der Borromäus-Verein benutzt die Porto-Freiheit, um Bücher zu verbreiten, in denen vor allem — ich habe manches solche Buch selbst gelesen — die Uebertritte vom seelenmörderischen Protestantismus zu der alleinseligmachenden Mutterkirche gar schwungvoll und prächtig ausgemalt werden. Der Pius-Verein weiß nach wie vor hübsch Politik zu treiben, um auch bürgerliche und politische Angelegenheiten in ultramontanem Sinne zu lenken. Der katholische Gesellen-Verein muß leider ebenfalls zu denselben Zwecken dienen, wie sehr wir auch sonst gerade an ihm lernen können, was auf diesem Gebiete innerer Mission erreicht werden kann. Lassen Sie mich aber auch den guten Vincenz-Verein nicht vergessen, der so hilfebereit bei der Hand ist, wenn es gilt, mit Kleidern oder mit Geld den braven, gewissenhaften Leuten, die sich von der Lüge der sogenannten evangelischen Kirche und von der alleinigen Wahrheit der einzig wahren Kirche überzeugt haben, aus der Not zu helfen — versteht sich, nur aus brüderlicher Liebe! Ein anderer Zweck liegt ganz fern.

Beweist uns schon dieses trefflich organisierte Vereinswesen, daß die ultramontane Partei, so stark sie auch gegen den Geist der Neuzeit ankämpft, doch die Mittel, die derselbe ihr darbietet, gar wohl zu benutzen weiß, — noch mehr zeigt dies ein Blick auf die hiesige Presse. Denn auch die wird benutzt und nicht ungeschickt benutzt. Haben alle die bekannten größeren Zeitungen, in denen der Ultramontanismus seine Ware auf den allgemeinen Markt bringen wollte, schmählichen Schiffbruch gelitten, um so geschickter ist die kleine Presse, die auf die Massen wirkt, organisiert. Ganze Reihen von wöchentlich oder halbwöchentlich erscheinenden Zeitungen unserer Kleinstädte dienen dieser Partei, teilweise außerordentlich geschickt redigiert. Man lese nur das Kolpingsche Gesellenblatt. Aber auch unsere kleine Stadt kann sich eines solchen Blattes rühmen, welches natürlich das Monopol für die ganze Lokalchronik besitzt.

An Eifer für die Zwecke der Partei fehlt es also nicht. Wäre nur das Ziel ein besseres! Aber das Ziel dieses Eifers ist nicht das Reich Gottes in Christi Sinn, es ist blinder Fanatismus für eine äußere kirchliche Anstalt. Traurige Beispiele könnte ich davon erzählen, wie auf diese Weise alle christliche Liebe in manchem an sich nicht verderbten Charakter erstickt ist, wie man statt dessen durch alle der äußeren Verbreitung der Kirche Roms dienenden Mittel Gott zu dienen glaubt. „Zur Ehre Gottes" wurden früher die Ketzer verbrannt, jetzt werden sie wenigstens gehaßt oder betrogen — „zur Ehre Gottes". — Können wir uns wundern, wenn das arme Volk fanatisiert wird?! Können wir uns wundern, wenn man keine höhere Freude kennt, als den — Proselytismus?!

Wenn das eigene Lager immer mehr fanatisiert wird, — die Handlungsweise den Andersdenkenden gegenüber ist noch frappanter. Wir unterscheiden die Proselytenmacherei in ihren verschiedenen Gestaltungen und das Auftreten gegen diejenigen, die man nicht herüberziehen kann.

Aber wie? in diesem Jahrhundert, wo man's so erstaunlich weit gebracht hat, wo selbst in den Branntweinschenken auf das Motto eines bekannten litterarischen Spekulationswerkes: „Bildung macht frei", gepocht wird, wo fast jeder sich bewußt ist, daß das Schicksal ihm eine zu niedere Stellung angewiesen hat, daß er zu Höherem berufen ist, in dieser Zeit der allgemeinen Bildung und Zivilisation, wo Eisenbahnen und Telegraphen, chemische und physikalische Erfindungen, vor allem aber die neumodischen Börsenmittelchen, schnell zu Reichtum und damit zu allem, was not thut, zu gelangen, zur staunendsten Bewunderung auffordern, — heutzutage, wo der Zeitgeist so mächtig geworden ist, daß er nicht nur die veralteten Kirchen, sondern überhaupt das Ammenmärchen von Religion und Sittlichkeit nicht mehr bedarf! . . . in dieser Zeit Uebertritte zum Romanismus? Sollte das möglich sein?

Wahrlich schlecht kennt der die Gegenwart, der solche Frage stellt, der so viele Konvertiten vergessen kann, die Jahr um Jahr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche „zurückkehren"! Wer unsere Zeit wirklich zu würdigen weiß, mit ihren guten wie mit ihren vielen schwachen, zumal auf Selbstüberschätzung und Oberflächlichkeit beruhenden Seiten zu würdigen weiß, der wundert sich nicht. Dem

schroffen, herben Evangelium, wie es die protestantischen Konfessionen bringen, gegenüber diesem „veralteten" Evangelium, welches immer nur von Ereignissen zu erzählen weiß, die zwei Jahrtausende hinter uns liegen, welches die thörichte Forderung aufstellt, daß man um einer Seele willen, die am Ende doch nur ein Fluidum des Gehirns oder ein Atom des Blutes ist, die ganze Welt und ihre Schätze verachten solle, welches schwächliche Demut und thörichte Selbstaufopferung predigt statt kräftiger, vorteilbringender Thatkraft, — diesem Evangelium gegenüber steht eine Kirche, die durch ihre Pracht und ihren Glanz alle Sinne entzückt, die unsere guten Werke nicht nur anerkennt, sondern selbst reichlich belohnen will, die den Weg zum ewigen Leben so angenehm und bequem macht, daß wir selbst gar nicht dafür zu sorgen haben, indem die Kirche und ihr Priestertum dies für uns abmacht! — Kann die Wahl schwer sein?

Wahrlich, zu wundern brauchen wir uns nicht, wenn die Forderung individueller Gewissensüberzeugung und Gewissenshandlung manches weichliche und weibische Naturell seine Zuflucht in der Anstalt suchen läßt, welche die Schlüssel des Himmels und der Hölle in ihrer Hand hat und sie dem gerne giebt, der sich in ihren mütterlichen Schoß flüchtet! Zu wundern brauchen wir uns nicht, wenn gerade in einer Zeit so weitverbreiteten Unglaubens auch der Aberglaube seine Jünger vermehrt sieht, wenn Voltairianismus und Jesuitismus wieder ihre innerliche Verwandtschaft beweisen!

Wenigstens wird sich derjenige nicht wundern, der die Taktik der römischen Glaubensapostel in der Nähe beobachten konnte. Wer den Mut hat, frischweg alle traurigen Resultate der römischen Hierarchie als erlogen hinzustellen und dagegen die Reformation auf die sinnlichen Gelüste eines ehrgeizigen Mönches zurückzuführen, dem fehlt noch weniger der Mut und die Kraft, auf eine Zeit einzuwirken, die in so manchem den römischen Interessen hilfreich entgegenkommt.

Er fehlt um so weniger, dieser Mut, da man bereits auf *bedeutende schon erreichte Resultate* zurückblicken kann. Es ist ja wahr, ganze große Gebiete sind durch die furchtbarste Unterdrückung unter das römische Joch zurückgebracht; schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts ist der Protestantismus immer weiter zurückgedrängt worden. Und es ist ja so leicht, im stillen, langsam und stetig den Boden zu untergraben, wenn der Gegner in thörichter Selbstüberschätzung gar nicht an die Möglichkeit solcher Minen denkt. So arbeitet man denn immer voran. Ist irgendwo eine einflußreiche Persönlichkeit faßbar für jesuitische Demonstrationen, so wird gewiß

nichts vergessen, was sie gewinnen kann. Und ist eine geringe, arme, ja sittlich-verdorbene Seele zum Beitritt zur alleinigen Kirche zu bewegen, auch die ist nicht zu verschmähen. Denn das Rad des Glückes dreht sich geschwind. Die Generation, die jetzt untenan steht in der Gesellschaft, kann schon in ihren nächsten Nachkommen mächtig und einflußreich sein. Ist an dem Konvertiten selbst auch nichts gelegen, — wenn er Kinder bekommt, werden diese vielleicht um so größerer Gewinn sein.

Sind diese Worte zu scharf? O, man studiere die Geschichte, man achte darauf, welche einflußreichen Männer und Frauen allein in unserem Jahrhundert „bekehrt" sind, wie viele aber auch jetzt als glühende mächtige Vorkämpfer Roms auftreten, deren kaum beachtete Vorfahren unbemerkt vorübergezogen waren! — Und der äußere Einfluß der römischen Kirche — das eben ist es, was erstrebt wird. Die furchtbare Verwechselung von Christentum und Kirche bewirkt, daß man nicht so sehr auf die ethische Fortbildung der anvertrauten Seelen als auf die äußere Vermehrung der Kirche sein Augenmerk richtet.

Doch es ist Zeit, daß wir Thatsachen anführen, Thatsachen, wie sie fast aus jedem Orte in unserer Gegend in Menge berichtet werden können, wie aber auch unsere Kleinstadt ihrer nicht entbehrt.

Kaum ein Jahr ist hier ohne mehrere Uebertritte nach Rom vergangen, seit längerer Zeit kaum ein einziges Jahr.

Immer aufs neue hören wir, daß wieder neue Personen „Unterricht nehmen".

Gewiß ist es möglich, daß auch durch einen Uebertritt zur römischen Konfession der Gedanke an die Religion und ihre Forderungen bei solchen Proselyten geweckt wird, die bisher jedem religiösen Einflusse verschlossen waren. Es wäre furchtbar, wenn wir dies in jedem Falle leugnen müßten.

Aber die Art und Weise, wie hierzulande die Uebertritte vor sich gehen, die damit verbundenen Umstände sind leider sehr anderer Natur.

Aus vielen geben wir einige Beispiele, allein aus unserem Orte. In anderen Städten haben noch traurigere Szenen gespielt.

Ein evangelisches Mädchen aus gebildeter Familie ist mit einem katholischen Manne verlobt. Es wird erzählt, daß sie bei dem katholischen Geistlichen „Unterricht nehme". Ihr Seelsorger befragt sie auf ihr Gewissen über dies Gerücht, erhält die feierlichste Versicherung, daß nichts daran sei. — Kurz darauf wird sie in der römisch-katholischen Kirche getraut, tritt den folgenden Tag auswärts

zu dieser Konfession über. Sie hatte ihr Wort gehalten, nicht vor ihrer Heirat überzutreten. Wenige Monate nach der Heirat aber tritt ein anderes Ereignis ein, das ich nicht näher bezeichnen will. — Also geradezu das sittliche Vergehen von dem päpstlichen Priester zum Proselytismus gemißbraucht und die direkte Lüge nicht verschmäht, um ja keine Schwierigkeiten zu haben!

Ein anderer Fall. Ein junger Handwerker schwört die protestantischen Irrtümer ab, erhält dafür selbstredend neue eigene Kleidung. Aber damit nicht zufrieden, stiehlt er wenige Tage darauf, ich glaube sogar am folgenden Tage, noch einen anderen Rock; wenige Wochen nach dem Uebertritt befindet er sich wegen Diebstahls im Gefängnis. — Kann die sittliche Einwirkung des Uebertrittes drastischer an den Tag gelegt werden?

Die Fälle, wo andere Persönlichkeiten öffentlich mit der erhaltenen neuen Kleidung prunkten, brauche ich nicht näher zu erwähnen, sie sind zu häufig.

Aber ein weiterer Fall charakterisiert die Bestrebungen, die nichts aus dem Auge verlieren, was Rom neue Seelen zuführen kann, noch besser.

Ein in gemischter Ehe lebender Protestant, dessen Kinder ebenfalls protestantisch sind, hat an öffentlichem Orte einen römisch-katholischen Beamten beleidigt. Noch erinnere ich mich, daß gleich hinterher von solchen, die die Verhältnisse kannten, die Ansicht ausgesprochen wurde, man würde keine Klage (die für jenen sehr üble Folgen haben konnte) gegen ihn anhängig machen, wenn er seine Kinder der verhaßten Ketzerei entzöge. Nun, ich bin nicht zugegen gewesen, als man sich versöhnte, ich habe nichts von dem gehört, was man miteinander besprochen, aber das weiß ich, daß kurze Zeit darauf die Mädchen, die evangelisch getauft waren, in die römisch-katholische Schule geschickt wurden, daß sie dieselbe noch heute besuchen.

Es ist dies freilich schon einer der Fälle aus dem Gebiete, auf welchem die römische Intrigue ihre wichtigsten Siege feiert, aus dem Gebiete gemischter Ehen. Und hier giebt es freilich noch traurigere Vorkommnisse. Nicht will ich davon sprechen, daß die katholische Trauung überhaupt schon längst versagt wird ohne das Versprechen, alle Kinder Rom zuzuwenden; das ist zu bekannt. Weniger aber möchte bekannt sein, wie bei solchen Ehen, wo nach früherer Uebereinkunft ein Teil der Kinder (von allen gar nicht zu reden) evangelisch getauft und erzogen ist, die römisch-katholische Geistlichkeit verfährt. Das kann man sich freilich schon a priori denken, daß das herrliche

Mittel, durch den Beichtstuhl auf schwache, ängstliche Frauengemüter zu wirken, nicht unbenutzt gelassen wird. Aber daß man sich nicht scheut, eine Frau auf dem Todbette in Verzweiflung zu jagen und in Verzweiflung sterben zu lassen, weil man ihr einredet, daß ihr evangelisches Kind ewig verloren sei, wenn sie nicht jetzt ihrem Gatten das Versprechen katholischer Erziehung abnehme, das wird mancher selbst einem Jesuiten nicht zutrauen. Und daß man keine Bedenken trägt, eine andere Frau mit denselben Schreckgedanken so lange zu verfolgen, bis sie wahnsinnig wird, wohl ebensowenig. Zufällig kannte ich die beiden Betreffenden persönlich, berichte aus unmittelbarer Erfahrung.

Das sind einige Fälle aus vielen. Sie charakterisieren die Sachlage. Freilich noch nicht genug; denn es kommt auch das noch hinzu, daß die furchtbare Begriffsverwirrung über die heiligsten Zwecke der Menschheit so weit gestiegen ist, daß selbst der positiv Unsittliche sich für berufen hält, anderen die Seligkeit durch den Beitritt zur „Kirche" zu bringen. Nimmer werde ich es vergessen, wie einmal zwei meiner Nachbarn in der Schule im einen Augenblick häßliche Zoten erzählten und im andern Augenblick auf einen evangelischen Mitschüler einredeten, doch später katholisch zu werden.

Ich brauche kein Wort zur Charakteristik solchen Treibens hinzuzufügen; es richtet sich selbst; solche Thatsachen sprechen lauter als Worte. Und noch haben wir bei uns noch lange nicht die schlimmsten erlebt. Noch ist es bei uns nicht vorgekommen, daß evangelisch getaufte Kinder zum zweitenmale getauft, daß evangelisch eingesegnete Ehen als nicht existierend betrachtet wurden. Andere Gegenden wissen auch dieses zu erzählen. Doch es ist genug mit dem Obigen. Es wird sich darnach, glaube ich, wohl keiner mehr wundern, daß der römische Proselytismus äußeren Erfolg hat. „Wehe aber euch, die ihr Land und Meer umziehet, daß ihr einen Proselyten machet, und wenn er es geworden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid!" — So spricht unser Heiland.

Geht die Proselytenjagd mit unbedingter Folgerichtigkeit aus dem Begriff der alleinseligmachenden Kirche hervor, nicht minder ist durch diesen Begriff das ganze Verfahren gegen Andersdenkende geleitet. Der Christ beweist seinen Glauben durch Liebe, der Jünger Loyolas seinen Gehorsam durch Haß.

Tausende und aber Tausende gebildeter Katholiken leugnen in unseren Tagen, daß es Dogma der katholischen Kirche sei, daß allein ihre Anhänger selig würden. Sie wissen's wohl selber nicht besser. An verschiedenen Orten dienen verschiedene Masken. Um solches offen zu sagen, wo es nur schaden kann, dazu ist man zu klug. Um so offener und um so roher tritt die Lehre da auf, wo sie sich ungestraft zeigen darf, und um so trauriger sind ihre Folgen.

Nur eine Frage kennt man, um den Charakter Jemandes zu beurteilen, die nach der Konfession. Mag es sich um Wahlen für öffentliche Aemter, mag es sich um Ballotagen in einer Gesellschaft, mag es sich um Beschäftigung von Kaufleuten oder Handwerkern, mag es sich um Unterstützung Hilfsbedürftiger handeln, man fragt immer zuerst, ob der Betreffende „katholisch" oder ein Ketzer sei.

Und damit ist es nicht genug, daß man bei Besetzung öffentlicher Stellen den unfähigsten römischen Katholiken einem fähigen Protestanten vorzieht, daß man alle Gesellschaften zu terrorisieren und die Gegner zu verdrängen sucht, daß man nur Kaufleute und Handwerker der eigenen Konfession beschäftigt, daß man protestantische Arme mit der Verlockung der Unterstützung im Falle des Uebertrittes in „Unterricht" zu bringen sucht, — damit ist es nicht genug. Man muß womöglich die Andersgläubigen zu Grunde richten.

Nicht bloß in Tirol wagt die Unduldsamkeit schlimmster Art sich offen zu zeigen; in dem protestantischen Preußen giebt es gar manche Gegenden, wo ultramontaner Fanatismus ebenso unbedingt gebietet.

Wie offen man seinen Haß zur Schau trägt, bewiesen nicht allein die 1859 bei der Jubelfeier zur Vereinigung der Cleve'schen Lande mit Preußen in Cleve gespielten Szenen, sondern noch jetzt zeigt die neuliche Handlungsweise des dortigen Landrats [1]) in einem bereits von mehreren Zeitungen ausführlich mitgeteilten Falle, wie man selbst staatliche Aemter dem ultramontanen Streben dienstbar macht.

Man glaubt mit einem Worte, sich eben alles erlauben zu dürfen, wenn man die Gewalt dazu in Händen hat. Es giebt viele Wege, die, ohne das geschriebene Gesetz zu übertreten, doch weit von dem Pfade des Rechtes entfernt sind. Wie gern man gerade diese einschlägt, dafür braucht es nach dem Obigen wohl keiner Beispiele mehr. Unsere Aufzählung müßte sonst eine endlose werden.

---

[1]) Felix von Loë, endlich im Jahre 1866 seiner Stellung als Landrat enthoben, nachdem er öffentlich seiner Freude über den Sieg bei — Custozza Ausdruck gegeben.

Man scheut aber nicht bloß sittlich-verwerfliche, sondern sogar lächerliche Maßregeln nicht, wenn man nur Gewinn daraus zu ziehen hofft.

Es ist allgemein bekannt, wie im vorigen Jahre[1]) sich in manchen Städten des Niederrheins ein frommer Kreuzzug gegen den Kladderadatsch erhob, der sonst überall das Privilegium hat, Ungeziemendes und Verwerfliches auch so nennen zu dürfen. — Nun, auch in unserer Stadt wurde das gottlose Blatt in der einen Gesellschaft verbannt, in der andern, wo dies nicht gelingen wollte, — verschwanden auf einmal die ausliegenden Exemplare. Ein unhöflicher Mensch würde das einen Diebstahl nennen! Ob aber bloß ein unhöflicher?

Ich muß abbrechen. Die Thatsachen, die ein blinder Haß hier hervorgerufen, sind zu zahlreich, um sie alle erwähnen zu können. Aber ich wiederhole noch einmal ein früher gesagtes Wort: Am schlimmsten ist es auch bei uns noch nicht. Denn noch hat man wenigstens bis jetzt bei uns die Toten auf dem Friedhofe in Ruhe gelassen; daß aber auch das nicht einmal an andern Orten der Fall war, ist überbekannt.

So die traurigen Folgen eines jesuitisch geschulten Fanatismus in den von ihm beeinflußten Kreisen. Nicht minder traurig ist seine *Einwirkung auf die allgemeinen Verhältnisse*.

Wir möchten nichts weniger als den alten Gegensatz der Konfessionen wieder aufregen. Von Herzen gern reichen wir jedem christlichen Katholiken die Bruderhand, fragen überhaupt nicht nach der Konfession, sondern nach der Religion; aber darum können wir doch nicht anders, als darauf aufmerksam machen, wie sich jene „kirchliche" Gesinnung zu unseren höchsten, zu unseren vaterländischen Interessen stellt.

Unsere Gegend am Niederrhein ist durch Gottes Gnade längst mit der Krone Preußens vereinigt, hat diese Vereinigung als ihr höchstes Glück kennen gelernt. Aber sprechen Sie mit unseren Ultramontanen, so finden Sie, nicht bloß versteckt, sondern oft ganz direkt und öffentlich den *geflissentlichsten Preußenhaß* zur Schau getragen, eine Vergötterung Oesterreichs ebenso offen ausgesprochen. Unsern verehrten König habe ich nicht nur einzelne Male als „den Preußen" bezeichnen hören. Denn die niederen, ungebildeten und

[1]) Es ist das Jahr 1860 gemeint.

unvorsichtigen Leute plappern auch das offen aus, was ihre Leiter mehr im Verborgenen ihnen einflößen. So handeln die „Stützen des Thrones".

Und zu jener großen Idee, für die jeder Deutsche sein Teuerstes gern hingiebt, für deren Verwirklichung Deutschlands edelste Fürsten mutig die Initiative ergriffen haben, zur Einigung unseres Gesamt-Vaterlandes, wie stellen sich unsere Ultramontanen zu ihr! O, wie sehr irren diejenigen, die bei der Gefolgschaft des römischen Papstes ein Herz für Deutschland suchen! Daß unter Katholiken wie unter Protestanten unsere tüchtigsten Männer gleich verteilt sind, daß trotz der verschiedenen Konfession diese alle sich als Söhne eines Landes fühlen, ist — Gott sei Dank! — gewiß. Aber „Ultramontanismus" und deutscher Patriotismus, die passen nimmer zusammen. Man muß unsere „Volksmänner" hier sprechen hören, wie sie nur für Rom ein Interesse haben, wie sie für dieses Interesse alles andere preisgeben, wie selbst die Angelegenheit, die jedem Deutschen einen Stich ins Herz giebt, die schleswig-holsteinische Sache, bei ihnen nur Spott und Bekämpfung findet. — Hindernis der wirklichen Einigung Deutschlands sind nicht seine verschiedenen Stämme, noch seine verschiedenen Residenzen, und am wenigsten seine edlen, hochherzigen Fürsten; aber gegen ein Werk, das das Tageslicht liebt, wühlt unter der Erde die lichtscheue Tendenz römischer Unduldsamkeit.

Freilich an Haß und an Beschimpfung des französischen Kaisers überbieten jetzt unsere ultramontanen Journale selbst die gewaltigen Leistungen eines bekannten Halle'schen Professors [1]). Aber nicht deshalb, weil das französische Cäsarentum alle gesetzlichen Rechte zertrümmert hat, nicht deshalb, weil der in ihm verkörperte Demagogismus unserem deutschen gesunden Volke zuwider sein muß, nicht deshalb, weil dort unter dem Aushängeschilde äußerer Zivilisation die einzige Bürgschaft wahrer Bildung, das sittliche Streben ganz unterdrückt wird. O nein! dieselben Leute, die jetzt gegen Napoleon wüten, haben ihn vor wenigen Jahren vergöttert, würden ihn morgen am Tage mehr wie je vergöttern, wenn er den Neigungen der Kaiserin freien Spielraum ließe. — Was unsern Rhein als deutschen Strom schützt und immerfort schützen wird, das ist unser christlich-sittliches germanisches Volk, das auf die Länge einem durch Unsittlichkeit entnervten Lande gegenüber mehr als gewachsen sein wird. Wenn aber unsere „Ultra-

[1]) Heinrich Leo.

montanen" das Vaterland verteidigen sollten, dann würde es schlimm um uns stehen.

Sind dies vielleicht voreingenommene, dem Gegner untergelegte Absichten? . . . Schade nur, daß die zahlreichen Preßerzeugnisse der jesuitischen Partei dies, und noch viel Schlimmeres, so direkt sagen. Man hat in diesen Kreisen überhaupt eine eigene Darstellung der Geschichte, und man ist gar eifrig bemüht, diese Darstellung ja recht allgemein bekannt zu machen. Ich bin Ihnen wenigstens eine kleine Probe von dieser schriftstellerischen Kunst schuldig.

Ich wähle dafür ein Buch eines Mannes, der sich längst durch seine litterarischen Leistungen ganz besonders verdient (?) um die katholische Kirche gemacht hat, sogar Doktor der Theologie ist. Die Ausdauer, mit der er fortfährt, immer aufs neue dicke Bücher gegen die verfluchte Ketzerei zu schreiben, ist wirklich staunenswert. Bereits hat er ein Meisterstück ultramontaner Polemik in einem „Die Wahrheit und ihr Zerrbild" betitelten Buche von sich gegeben; auch an andern Werken ähnlicher Tendenz fehlt es nicht, aber das köstlichste Produkt von ihm heißt „Der Triumph der wahren Kirche" und ist, 389 Seiten zählend, 1858 in einer rheinischen Buchhandlung herausgegeben. Leider ist es ziemlich schwierig, Auszüge aus dem schönen Buche zu geben, weil eben das ganze Buch so schön ist, daß man es am liebsten ganz mitteilen möchte. Da das nun nicht gut angeht, führen wir wenigstens einige Stellen an, bemerken jedoch ausdrücklich, daß nicht nur jede Seite ähnliche bietet, sondern daß wir mit dem Buche selbst eine ganze Reihe nicht minder schöner von andern Verfassern in Parallele stellen müssen. Freilich originell ist keines von allen, es ist eben längst aufgetischtes, längst gerichtetes Zeug.

Die Reformation wird S. 227, nachdem zunächst (völlig wie seither bei Janssen) die vorhergehende Periode als eine Zeit der herrlichsten Aussichten geschildert ist, folgendermaßen dargestellt:

„Siehe! da steigt aus der Unglücksurne ein Sohn des Verderbens auf und erhebt seine Stimme: ‚Es ist mitnichten so, wie ihr bisher geglaubt habt.' Mit diesem Augenblicke beginnt die Katastrophe. Der Geist des Bösen macht die Runde über den Erdkreis und trägt auf seinen schwarzen Schwingen allerorten das Echo dieser Unglücksstimme hin. Ein unbegreiflicher Schwindel bemächtigt sich der Köpfe; die Völker haben Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht; in ihrem Wahnsinn erscheinen die entsetzlichsten Abgründe ihnen wie geebnete, blumenbestreute Pfade; das

Böse nennen sie gut und das Gute bös; mit fieberhafter Gier trinken sie aus dem Taumelkelche; vergessen ist mit einem Male die ganze Vergangenheit; Undank gegen alle Wohlthaten, die ihnen der Katholizismus erwiesen, bemächtigt sich aller Geister, aller Herzen. Zerrissen ist das Band der Einheit. Die Kräfte, die sich segnend nach außen hin hätten entfalten sollen, zerfleischten sich unter Verwünschungen vernichtend nach innen, und die Gesittung, welche Europa und die neu entdeckten Welten hätte beglücken sollen, erstickte in Strömen von Blut, die ein Dämon im Mönchsgewande hervorrief."

Ueber die Verbreitung der Reformation werden wir S. 136 f. belehrt:

„Sehr natürlich ging das geschwinde Umsichgreifen des neuen Evangeliums vor sich; denn Luther bediente sich lauter solcher Mittel, die der menschlichen Begierlichkeit und Schwäche schmeichelten, allen Leidenschaften, anstatt sie zu hemmen, die Zügel schießen ließen. Alle Geistlichen, sowohl Frauen als Männer, entband er, kraft seiner Machtvollkommenheit als „Gottes herzliebster Engel und wohlbestallter Apostel", ihres Gelübdes der Keuschheit und gestattete, ja empfahl ihnen, zu heiraten; den weltlichen Obrigkeiten sah er's nach, daß sie die geistlichen Güter brevi manu einsäckelten; die Beichte, das Fasten, die Bußwerke und alles, was der menschlichen Natur schwer fällt, schaffte er ab; die geängstigten Gewissen wußte er mit dem Glauben an Christus, als womit alles gut gemacht sei, wie mit einem süßen Schlaftrunk einzulullen; die Geistesstolzen köderte er durch das Dogma von der Freiheit des Urteils; dem Landgrafen Philipp von Hessen, dessen Hilfe er besonders vonnöten hatte, gestattete er kraft eines von ihm und acht der vornehmsten Prädikanten unterzeichneten Indulgenzbriefes, zu seiner rechtmäßigen Gemahlin noch eine zweite zu haben."

Mit einem Kraftausdruck wird S. 167 dasselbe kurz so zusammengefaßt:

„Man kann sich das damalige Treiben der sogenannten Reformierten, namentlich in der Wiegenstadt der Reformation, nicht bunt genug vorstellen" u. s. w.

Ueber die Handlungsweise der Reformatoren sagt der Verfasser S. 115:

„Das Lügen gehört seit der „Reformation" bei gewissen Leuten nun einmal zum Handwerk und hat den Reformatoren mitnichten die schlechtesten Dienste geleistet" u. s. w.

Ebenso belehrt er uns S. 142:

„Unwissenden mag man jene Männer, welche vorgaben, das Christentum in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen, immerhin als fromm vormalen; — die aber die Geschichte kennen und ihre Werke lesen können, wissen, daß Luther, Calvin, Zwingli, Karlstadt und andere „Kirchenverbesserer" in mancherlei Rücksichten ein sehr ungebundenes, sittenloses Leben geführt haben."

Und noch feiner drückt er sich S. 343 aus:

„Es waren mir auch Männer danach, um Wunder zu wirken. In Bierkneipen und bei liederlichen Nonnen, ja, da waren sie die rechten."

Solche Urteile werden nun natürlich bewiesen, authentisch bewiesen. Für Luther werden die wahrheitsgetreuen Berichte von Cochläus, Audin und ihren bekannten Genossen, für Calvin Bolsec, Schlüsselburg, Becanus und andere, selbstredend aber besonders wieder Audin als Quellen benutzt. Stellen wir noch einige der so gewonnenen Berichte über die einzelnen Reformatoren zusammen!

Ueber Luther möge uns die Inhaltsangabe von S. 147 bis 171 (S. XI) genügen:

„Luther ist nicht der sauberste Gesell gewesen. Ihm mangelten die vornehmsten und allgemeinsten Tugenden: Eifer für die Ehre Gottes, Nächstenliebe und Selbstverleugnung. Sein Ehrgeiz und Ordensneid. Sein Trotz und seine Gotteslästerungen. Sein unversöhnlicher Haß gegen Papst und Katholiken. Sein Hang zur Fleischeslust. Seine Liebe zu Fraß und Völlerei. Er wirft schon als Knabe ein Auge auf die Mädchen" u. s. w.

Wie dabei die Ausführung des Einzelnen ist, dafür nur ein Beispiel aus S. 162:

„Luther war ein grobschrötiger, der Fleischesbegierde bis zum äußersten hingegebener Mönch. Wie die Hoffart ihn zum Gelübdebruche des Gehorsams getrieben, so trieb der Dämon der Fleischeslust ihn zum Doppelbruche des Gelübdes der Keuschheit an sich und an einer gottgeweihten Nonne, die bereits in „interessanten Umständen" sich befand, ehe sie durch Luther unter die Haube kam."

Calvins Leben wird Seite 74 durch folgende Thatsachen charakterisiert:

„Der ernste und gelehrte Engländer Stapleton berichtet[1]):

[1]) Auch in dieser Aneinanderreihung von Zitaten aus andern Schriftstellern, wodurch scheinbar das eigene Urteil ersetzt wird, erweist Rütjes sich als Lehrer und Vorbild Janssens.

‚Noch heutzutage werden in der Stadt Noyon in der Picardie Akten und Chroniken vorgezeigt, aus welchen ersichtlich ist, daß dieser Johann Calvin, der Sodomie überwiesen, aus besonderer Gnade des Bischofs und der Obrigkeit nur auf dem Rücken gebrandmarkt worden und die Stadt verlassen habe; auch konnten die angesehensten Männer aus seiner Verwandtschaft, welche noch am Leben sich befinden, bisher nicht auswirken, daß dies Denkmal seiner Schandthat, welches seiner ganzen Familie zum Schimpf gereicht, aus den bürgerlichen Protokollen von Noyon gestrichen wurde.‘ Conr. Schlüsselburg schreibt: ‚Calvin endigte sein Leben in Verzweiflung und starb an der von Gott den Aufrührern und Verworfenen angedrohten gräßlichsten und schändlichsten Krankheit, welche ihn zu Tode gemartert und aufgerieben hatte. Und dieses zwar kann ich aufs gewissenhafteste bezeugen, indem ich mit eigenen Augen sein schreckliches und klägliches Ende und Verderben selbst angesehen habe.‘ — In seinem Haß gegen die katholische Kirche stand Calvin Luthern nicht nach. ‚Auch er lästerte über sie aufs heftigste und spie Feuer und Flammen aus, indem er sie nur das schamlose, verworfene, buhlerische, abgöttische Babylon hieß; auch der Könige und Fürsten schonte er nicht, nannte sie Esel, dummes Vieh, Narren, welchen man nicht nur keinen Gehorsam schuldig sei, sondern ins Gesicht spucken solle, wenn sie wider Gott (d. h. wider die Orakelsprüche der Genfer Geistlichkeit) sich verbünden oder dagegen auflehnen.‘ So sagt er auch: ‚Was die Jesuiten anbelangt, die unsere größten Gegner sind, muß man sie entweder morden oder — wenn dies nicht thunlich ist — fortjagen, oder sie doch wenigstens durch Lügen und Verleumdungen zu Grunde richten.‘“ (Siehe unten.)

Doch diese Zitate sind nicht genug, der Verfasser muß auch selbst sein Urteil hinzugeben. Er thut dies z. B. Seite 296:

„Hoho! Karl Borromäus und Johann Calvin, die stehen sich gegenüber wie ein Engel des Lichts einem Engel der Finsternis.“

Auch Melanchthon bekommt sein Teil (S. 198):

„Melanchthon ist nicht der ehrenwerte Mann, welcher er auf den ersten Blick zu sein scheint; er trägt feig auf beiden Schultern .... Und derselbe Mann, der so unentschieden im Glauben, so zaghaft und kriechend seinem Zwingherrn, Luther, gegenüber sich zeigt, bekomplimentiert seinen „allerliebsten Bruder“, Calvin, darob, daß er wegen einer abweichenden Glaubensansicht den Spanier Servetus bei lebendigem Leibe hat verbrennen lassen.“

Wenn so die Personen der Reformatoren (wie diese, so natürlich auch alle andern) behandelt werden, so liegt der Schluß auf die Darstellung ihrer Lehre nahe.

Ich will nur einiges kurz anführen, besonders über das evangelische Grundprinzip der Rechtfertigung durch den Glauben.

S. 161: „Luthers geistlichen Hochmut verdroß es, nicht rein und der Seligkeit gewiß zu sein, wie ein Engel, und da er statt dieser erstrebten Gewißheit immer wieder demütigende Erfahrungen seiner argen Sündhaftigkeit machte, kam er nach langem Kampfe mit sich selbst auf den Einfall, die Freiheit des Willens zu leugnen und, auf persönliche Heiligkeit verzichtend, durch bloßen (theoretischen) Glauben sich die Gerechtigkeit des Erlösers als einen Deckmantel gegen seine eigene Unvollkommenheit anzueignen. — Das will sagen: er streckte feig das Gewehr, um auf dem Ruhekissen des Glaubens an die Genugthuung Christi seiner sinnlichen Natur fortan ohne Widerstand die Zügel schießen zu lassen."

S. 16: „Rechtfertigung, d. h. Bemäntelung der Sünde, durch die im Glauben angeeignete Gerechtigkeit des allein gerechten Gottes, wobei der Mensch ohne alle gêne fortsündigen kann — eine Lehre, die für den Sünder allerdings ein „Evangelium", eine frohe Botschaft, ist."

„Ueberhaupt ist (S. XIV) „der Protestantismus nur ein Flickwerk aus alten, längst verworfenen Irrlehren."

Hiernach ist der Schluß (S. 182) nur natürlich:

„Wenn Katholiken schlecht sind, so sind sie es, weil sie ihrer Lehre nicht nachleben und die in ihrer Kirche vorfindlichen Tugendmittel entweder gar nicht oder nicht so, wie sich's gehört, sich zu nutze machen. Wenn hingegen Protestanten schlecht sind und vor allem es in der ersten Periode der Reformatoren waren, so kommt's daher, weil sie der Sittenlehre und den Grunddogmen der Reformatoren nachlebten."

Bis zu welcher bewunderungswerten Umkehrung der historischen Thatsachen aus der Geschichte Roms unser Verfasser sich zu erheben weiß, dafür statt unzähliger nur ein einziges Beispiel bei der Besprechung der Inquisition, S. 205:

„Thatsächlich besteht der Unterschied zwischen den Päpsten und den Protestanten in der Behandlung der Ketzer darin, daß, während die Päpste, mit einem Intoleranztribunale bewaffnet, nicht einen Tropfen Blutes vergossen, die Protestanten und die Philosophen Ströme von Blut vergossen haben."

Es würde nun nur eine Entkräftung des durch solche Geschichtsdarstellung notwendig bewirkten Eindruckes sein, wenn wir derartigen Worten nur das geringste hinzufügen wollten. Ueberhaupt kann eine eigentliche Polemik gegen solche Sachen unsere allerletzte Aufgabe sein, weil sie längst widerlegt sind und nur eben mit immer größerer Frechheit immer aufs neue zu Markte gebracht werden. Mit welchen Mitteln diese stereotype Geschichtsfälschung arbeitet, hat noch 1851 Professor Hofmann in seiner verdienstlichen Broschüre: „Der Apostel Paulus, eine Döllinger'sche Skizze", mehr als zur Genüge dargethan. Aber wie trotzdem die Döllinger'sche Lutherskizze noch immer aufs neue [1]) den gläubigen Katholiken als unwiderlegt und unübertroffen geboten wird, so geht es auch bei uns mit unzähligen noch so viel gröberen Schriften.

Nur ein kleines, weniger bekanntes Beispiel möchte ich anführen, wie nicht nur die sittliche Pflicht jedes Geschichtschreibers mit Füßen getreten, sondern unglücklicherweise durch den verblendeten Fanatismus selbst die gewöhnlichste Klugheit vergessen wird.

Wie Audin und Alzog führt auch unser Verfasser, und sogar zweimal (S. 74 und 116), triumphierend als Worte Calvin's an: man müsse die Jesuiten entweder morden oder fortjagen oder wenigstens durch Lügen und Verleumdungen zu Grunde richten. — Die ganze Stelle ist fett, die letzten Worte doppelt fett gedruckt. — Als Quelle wird, wie von jenen, so auch von ihm angegeben: Calv. ap. Becan. Tom I. cap. 17.

Sie werden nun gebeten, Becanus (eines Jesuiten) Werke, die 1649 in Mainz herausgekommen sind, zu vergleichen. Sie werden dann zu ihrem Erstaunen in dem genannten Kapitel 17 nur eine Reihe von aphorismi Calvinistici finden, die der Verfasser einem gegen die Jesuiten herausgekommenen ähnlichen Werke entgegensetzt, und worin er die Grundsätze zusammenstellt, die *nach seiner Meinung* die Handlungsweise der Calvinisten leiten; aph. 15 werden sie hier auch die von unserem Verfasser als *eigenes Wort Calvin's* zitierte Stelle finden.

Von dem Pflichtgefühl des Geschichtsforschers wird nun freilich nach den obigen Beispielen niemand mehr etwas bei unserem Verfasser suchen, aber die kolossale Dummheit sollte man doch von einem Jesuiten

[1]) Es ist dies bekanntlich sogar nach Döllingers Tode seitens der Herder'schen Buchhandlung in Freiburg geschehen, ohne seiner nachmaligen Selbstkorrektur auch nur mit einem Wort zu gedenken.

nicht erwarten, als Worte Calvins eine Stelle zu zitieren, die sich nicht nur nicht in seinen Werken findet, sondern selbst von einem Polemiker des siebzehnten Jahrhunderts (und das heißt bekanntlich viel) nur als seine Ansicht von der Handlungsweise der Calvinisten aufgestellt wird (vgl. Zellers Jahrbücher 1851, Heft IV. Réville, Essais de critique religieuse 1860, S. 353—357).

Doch genug von solchem Zeuge! — Daß wohl alle die zitierten Stellen unter den bekannten Paragraphen des preußischen Gesetzes fallen, der so oft gegen die evangelischen Prediger gebraucht und gemißbraucht wird, versteht sich von selbst. — Sollen wir also den Verfasser darum vor Gericht stellen lassen? — Aber bessern würden wir den Fanatismus seiner Gesinnungsgenossen dadurch nicht. Mit etwas größerer Vorsicht, aber noch wütenderem Hasse würden doch immerfort aufs neue dieselben Sachen gebracht werden. Und — — die Herren Reichensperger haben ja doch schon so viel über die furchtbare Unterdrückung des „Katholizismus" in Preußen zu klagen, daß wir ihnen dies neue Beispiel protestantischer „Verfolgung" gegen einen so wahrheitsliebenden, biederen Katholiken nicht auch noch gewähren wollen. Denn wo gerade Tirol jetzt wieder so recht deutlich gezeigt hat, was die echt römische Doctrin über Glaubensfreiheit ist, so können wir die Trauer dieser Herren begreifen, daß nicht in Preußen die „katholische" Kirche die gleiche Freiheit besitzt.

Sie werden an diesen einfachen Skizzen genug haben und keine weiteren Beispiele für die traurigen Folgen einer so furchtbaren Verzerrung der Religion Christi verlangen, aber gestatten Sie mir noch einige Schlußbemerkungen und Folgerungen!

Sie werden vielleicht sagen, ich habe zu warm, zu hitzig geschrieben. Es ist wahr, daß mich das innerste, von Jahr zu Jahr gesteigerte Bedürfnis dazu getrieben hat, die Szenen, die in einem bei vielen übersehenen Winkel des deutschen Vaterlandes spielen, in weiteren Kreisen mitzuteilen; aber wie auch mir und Tausenden mit mir das Herz blutet über einen so entsetzlichen Mißbrauch der Religion und seine auch sonst noch zahllosen traurigen Folgen, — wenn man viele Jahre hintereinander auf dem kalten Boden des gewöhnlichsten Lebens und der gewöhnlichsten Interessen immer und immer wieder dasselbe erfahren hat, so macht die anfängliche Aufregung und sittliche Entrüstung einer ruhigeren Betrachtungs- und Handlungsweise Platz.

Ruhig können wir ja bei allen solchen Versuchen doch bleiben. Tritt auch die äußere Macht und die sinnberauschende Pracht und die alles umfassende Prätension des neumodischen Romanismus uns hier im Höhepunkte gegenüber, — gerade hier zeigt sich auch in den unsittlichen Mitteln, die seine Vertreter am liebsten gebrauchen, weil sie äußerlich scheinbar am wirksamsten sind, zugleich die furchtbare innere Schwäche und der unheilbare Verfall einer „Kirche", die Menschensatzungen an Stelle des lebendigen Gotteswortes gesetzt hat. Wenn denn nun auch durch die sonst überall erlittenen Niederlagen unser rheinischer Ultramontanismus nur um so zäher und wütender wird, wenn er über seine scheinbaren Resultate und Erfolge sich selbst berauscht, wenn wir tagtäglich unter seinem Hasse und seiner Verfolgungssucht zu leiden haben, — wir verzagen und ermatten nicht, wir kennen, wie unsere eigene Kraft, so die innere Schwäche des Gegners.

Mannigfach tritt diese Schwäche hervor. Das eigene Lager ist furchtbar zerrüttet; wenn einige fromme, aber urteilslose Seelen in dem Gehorsam gegen eine auf Menschenmacht und Menschenweisheit gegründete „Kirche" Befriedigung fühlen, — unzählige andere lernen darum mit der altersschwachen Kirche auch das Evangelium selbst, das allein unser göttliches Leben aufbauen kann, verwerfen. Die ganze heutige Gesellschaft aber, die trotz ihrer Schwächen wenigstens eines priesterlichen Gängelbandes nicht mehr bedarf, in der längst das vorausgegangene Laienelement den stehengebliebenen Priesterstand an Bildung überragt, steht (trotz oder vielmehr gerade wegen der oben angeführten Verwandtschaft) in Opposition gegen die römische Geisteshnechtschaft.

Aber nicht hierauf beruht unser Vertrauen. Wir können es nur bedauern, daß Tausende von edlen, kräftigen Geistern in der Kirche Roms die Religion verlieren, und wir können uns ebensowenig darüber freuen, daß die heutige Gesellschaft durch die Verwechselung von Priesterherrschaft und Christus-Religion, die ihr von einer Kirche entgegengesetzt wird, selbst auch immer wieder diese Verwechselung macht. Aber unser Vertrauen, unsere unverbrüchliche Gewißheit des Sieges besteht in dem Gegensatze zwischen hierarchischem Gewissenszwang und freiem Gewissens- und Charakter-Aufbau, ruht darauf, daß die Kirche Roms dem Gewissen, zum wenigsten gesagt, nicht gerecht wird, während die evangelische Kirche sich direkt auf dem Gewissen basiert.

Wohl glauben wir nicht, daß der römische Katholizismus als

Ausprägung des Christentums je zu bestehen aufhören wird; uns falsche Illusionen über die Entwickelungsfähigkeit großer Teile der Menschheit zu machen, würde zu nichts führen. Ja, so lange die größere Zahl der Menschen eine sinnliche Vermittelung für die Religion ihres Geistes und Herzens nicht entbehren kann, so lange wird die päpstliche Konfession sogar die Konfession der Mehrheit bleiben. Die Zukunft liegt in der Hand Gottes, wir können sie nicht vorherbestimmen.

Aber darum fürchten wir nicht, daß die Anstrengungen ultramontaner Fanatiker die reinere evangelische Auffassung des Christentums zurückdrängen können. Getragen von dem das Gewissen befriedigenden Glauben an den unsichtbaren Herrn unserer Kirche, können wir uns wohl über die traurige Verirrung jener betrüben, aber für uns selbst sind wir ruhig und gesichert. Klar und gewiß ergiebt sich uns dies, wenn wir unsere eigene Basis und die aus ihr erwachsenden Konsequenzen jenen papalen Tendenzen gegenüberstellen.

Der Glaube allein macht selig. — Dies eine Wort bezeichnet nach wie vor die Basis der evangelischen Kirche. Sie lehrt uns alles für Schaden achten, um Christum zu gewinnen. Wir halten uns nicht dafür, daß wir etwas wissen, denn allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.

Und von diesem Glauben aus betrachten wir das Leben der Einzelnen wie der Kirchen und Konfessionen in einem und demselben Lichte, in dem Lichte der Versöhnung mit Gott. Die im Sohne Gottes vollbrachte Versöhnung, die uns das Reich Gottes eröffnet, die uns suchen läßt, was droben, nicht was auf Erden ist, und durch die wir wissen, daß Gottes Liebe unser Leben in allen Dingen zum Besten lenkt; diese Versöhnung, die uns die Auflösung für alle dem natürlichen Menschen unlösbaren Rätsel bietet, sie läßt uns auch die Angelegenheiten unserer evangelischen Kirche und ihrer Widersacher selbst da verstehen, wo allein der beständige Aufblick zu dem Golgatha, von dem das Heil und das Leben der Menschheit ausgegangen ist, vor Mutlosigkeit und Verzagtheit bewahren kann.

Dieses unseres Grundprinzipes gilt es daher uns bewußt zu sein, wir müssen glauben an unseren Erlöser, dann wird auch jetzt unsere evangelische Kirche aus allen drohenden Wolken siegreich hervorgehen. Wir müssen glauben, wie unsere Vorfahren geglaubt haben.

Denn auch noch jetzt stehen wir auf demselben Boden wie sie. Wie die Periode der Orthodoxie, bekennen auch wir die Recht-

fertigung allein aus dem Glauben, ohne irgend ein menschliches Werk oder Verdienst, die unbedingte Autorität des göttlichen Wortes jeder menschlich erdachten Tradition gegenüber. Mit dem Pietismus machen wir diesen Glauben zur unbedingten Richtschnur für das Leben, suchen allein das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und durch den Rationalismus haben wir gelernt, daß die alleinige Bewährung unserer Zugehörigkeit zum Reich Gottes in der ethischen Durchbildung unserer Handlungsweise liegt. Darum ist es ein und derselbe Glaube, welcher Luther, als er in klösterlich unfruchtbaren Uebungen seiner Seele Seligkeit zu gewinnen trachtete, die freie Gnade Gottes in Jesu Christo ergreifen ließ, — welcher Spener das Heil der Kirche, statt durch ebenso unfruchtbares dogmatisches Gezänke, durch die praktische Liebesthätigkeit der Kirche zu suchen bewog, — welcher Semler seine tiefsinnige Privat-Religion bewahrte, trotzdem die Halle'sche Waisenhaus-Erziehung alles gethan hatte, ihm den dort gepredigten Heiland verhaßt zu machen, — welcher endlich Schleiermacher in der Persönlichkeit Jesu Christi allein das Heil für alles und jedes Menschenleben und Menschengeschick zeigte.

Es ist der alte, uralte Glaube, auf den auch wir uns gründen, aber nicht minder ein frischer, lebenskräftiger Glaube, auch für unsere Zeit; ja er ist es, der „allein uns retten kann". Statt der längst gerichteten inneren Unwahrheit römischer Geistesknechtschaft hat die evangelische Kirche in ihrem durch das eigene Gewissen geforderten Glauben die echte geistige Freiheit. Statt der ohnmächtigen Versuche, alles in eine frühere Bahn wieder zurückzulenken, allen Resultaten geistiger Forschung Hohn zu sprechen, stützen wir uns auf einen wissenschaftlich begründeten und die Wissenschaft begründenden Glauben. Denn nicht uns gilt jenes alberne Gerede von einem Streite zwischen Wissen und Glauben. Das heilige Gottesfeuer unseres Glaubens, d. h. unseres demütigen Vertrauens, unserer unbedingten Hingabe an den Gott, der uns mit sich selber versöhnt hat, dieser Glaube, der uns wahr vor Gott und wahr vor den Menschen dastehen und handeln läßt, er steht niemals in Widerspruch mit der andern Gottesgabe, jener Wissenschaft, die einzig und allein die Wahrheit um der Wahrheit selber willen sucht.

Mag der durch die traurigen Verirrungen der Priester dem Christentume selbst entfremdete Zeitgeist es auch anders vermeinen, nichtsdestoweniger ist das evangelische Christentum, der Glaube an den Sohn Gottes im Zimmermann von Nazareth, die eine und absolute Religion. Ihr ist die Liebe aller edleren Geister längst wieder-

gewonnen und wird ihr immer gehören; denn die ewige, für alle Zeiten gegebene Wahrheit weiß zugleich jeder Zeit in ihren innersten Bedürfnissen zu genügen.

Freilich thut es not, sich dessen bewußt zu sein und nicht mit einer für eine frühere Zeit passenden Auffassung dieser Wahrheit die der Gegenwart gestellten Aufgaben erfüllen zu wollen. Freilich darf man weder hüben in Exorzismus und Ubiquitäts-Theorie, noch drüben in der Lehre von der vorherbestimmten Verdammnis eines Teiles der Menschen den Mittelpunkt des Christentums suchen, weder hier alle verurteilen, die nicht eine einseitige Phraseologie oder ein noch einseitigeres Formenwesen mitmachen können, noch dort in einem bloß intellektuellen kritischen Streben den Zweck der Theologie erfüllt sehen.

Aber wenn auch eine einzelne Abirrung von dem Wege richtigen Fortschrittes, verschiedentliches Zurücksinken in frühere, jetzt nicht mehr genügende Zustände auch jetzt nicht fehlt und nicht fehlen kann, — längst hat es sich doch als allgemeines Resultat gezeigt, daß nur die Appellation an das sittliche Gewissen die Basis unseres evangelischen Glaubens ist.

Und gerade die Mannigfaltigkeit in der Einheit, die unsere protestantischen Denominationen uns darstellen, ist so nur eine Bürgschaft ihres frischen thätigen Lebens gegenüber der Ertötung alles individuellen Lebens durch die großartige Selbsttäuschung unveränderlicher unfehlbarer Einheit.

Auf dem Boden des einfachen Evangeliums also, ohne jegliche Beimischung, aus persönlichem Glauben an unseren Herrn und Heiland, so wirken und arbeiten wir. So werden wir, während der Jesuitismus nur Voltairianismus zu erzeugen vermochte, vom wahren Glauben ausgehend, auch Glauben erwecken. Und dieser selbe Glaube zeigt uns auch unsere Verteidigung, und eine Verteidigung, der der Sieg verheißen ist, den ultramontanen Angriffen gegenüber.

Wie wir für alle Verhältnisse im Leben nur die eine Entscheidung haben, die uns der Glaube gewährt, so kann, wenn wir nach der erforderlichen Handlungsweise fragen, auch nur die eine Antwort in Betracht kommen, die sich mit unumgänglicher Konsequenz aus dem Glauben ergiebt. Nur da ist wahrer und echter Glaube, wo er in der Liebe thätig ist.

Wir haben Fanatiker uns gegenüber, die jedes sittliche und menschliche Gefühl durch jesuitische Prinzipien ersticken, die tagtäglich

aufs neue uns auf die gehässigste Weise schmähen und verfolgen, die, was das Schlimmste ist, an Stelle des Evangeliums Jesu Christi dem christlichen Volke nur ihre priesterliche Herrschsucht bringen; aber — fragen wir uns als evangelische Christen, wie wir demgegenüber aufzutreten haben, so kennen wir keine andere Antwort, als den Befehl unseres Heilandes: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen."

Ja, gerade in solcher Lage begreift man so recht, weshalb der Erlöser dieses Gebot giebt, das dem natürlichen Menschen unter allen am schwersten fällt, zu dessen Befolgung man immer aufs neue die göttliche Kraft erflehen muß; denn so schwer es ist, so notwendig ist es. Je größer, je verwerflicher der Irrtum ist, der uns gegenübersteht, um so mehr müssen wir im Lichte handeln, um so mehr durch unser Leben Zeugnis für unseren Glauben ablegen. Dieses Gebot gilt selbst der schlimmsten aller Verirrungen, jesuitischem Ultramontanismus, gegenüber.

Liebe, Feindesliebe zu den Personen der Gegner ist unsere erste Pflicht, aber notwendig mit ihr verbunden, sie erst wahrhaft ermöglichend, ist der Kampf gegen die unchristlichen Prinzipien, die man bei ihnen anwendet. Wie aber soll dieser Kampf sein?

Sollen wir gegen die armen Verführten und Betrogenen streiten, denen man den Weg ins Reich Gottes so schwer macht? Sollen wir gegen die Jesuiten polemisieren, deren Waffe eine gewissenlose Lüge ist?

Beides würde gleich erfolglos sein. Vor der Ansteckung durch unsere protestantische Verführung ist das katholische Volk durch alle möglichen Absperrungsmaßregeln geschützt. Einen Jesuiten aber durch unsere Polemik belehren zu wollen, wäre vergeblicher Versuch. Eine wahrhafte Verhandlung über religiöse Fragen ist nur da möglich, wo es überhaupt ein persönliches Gewissen giebt; wie aber Jesuitismus und persönliches Gewissen zu einander stehen, das braucht seit Pascal keine Erörterung mehr.

Sollen wir, den Gegnern folgend, auch im stillen oder vielmehr im finstern Proselyten zu machen suchen und dem unsittlich handelnden Feinde auf gleiche Weise Abbruch thun? Oder sollen wir mit den Waffen unserer eigenen früheren Polemiker kämpfen, die der alleinseligmachenden römischen Kirche im Grunde ein ebenso alleinseligmachendes dogmatisches Bekenntnis entgegensetzten?

Daß jesuitische Mittel für den evangelischen Christen verboten sind, bedarf keiner Auseinandersetzung, und gewinnen sie auch äußere

scheinbare Folgen, — der innere Verfall, die tiefeingedrungene Zerrüttung wird dadurch nur immer größer. Aber auch die Art unserer alten Polemik kann nicht mehr unbedingt die unsere sein. Die jesuitische Taktik ist wohl zu allen Zeiten dieselbe geblieben; in diesem Punkte ist die römische Kirche wirklich unverändert. Aber wir machen ja darauf keinen Anspruch. Es ist eine und dieselbe Wahrheit, die uns Söhne des neunzehnten Jahrhunderts trägt, wie die großen Männer des sechzehnten; aber die Erkenntnis dieser Wahrheit hat sich immerfort entwickelt, ist immer heller geworden. Manche Konsequenz, die notwendig aus dem reformatorischen Prinzip folgte, konnten die Reformatoren, waren sie wirklich Kinder ihrer Zeit, selber nicht ziehen. Wie Ketzerverfolgung, Hexenprozeß und manches dem ähnliche zwar schon von selbst durch die anfänglichen Prinzipien ausgeschlossen war, aber erst später ganz vom protestantischen Boden verschwand, so muß auch unsere Polemik gegen Rom in demselben Geiste wie die der ersten großen Zeugen gehalten sein, aber die Form hat sich nach dem Bedürfnisse unserer Zeit zu gestalten. Wenn wir um vieles Luthers letzte Schrift gegen das „vom Teufel gestiftete" Papsttum nicht missen möchten, werden wir doch selber dieses Argument nicht zu dem unseren machen.

Aber wie soll denn unsere Polemik sein, wenn sie im Geiste des sechzehnten Jahrhunderts und der Form des neunzehnten entsprechend sein muß?

Es giebt nur eine Antwort. Wie der Väter und unser eigener Glaube auf dem Gewissen beruht, so hat auch unsere Polemik allein auf dem Gewissen zu basieren. Jesuitische Werkgerechtigkeit mag es einschläfern, kann es nimmer befriedigen; wer sich selbst vor Gott erforscht, um vor Gottes Augen zu wandeln, kennt nur eine Rechtfertigung, die aus dem Glauben an Christum.

Den Gegensatz, wie ihn nicht bloß das Wort, sondern weit schärfer das Leben zeichnet, brauchen wir nur recht ins Auge zu fassen, so ist damit schon das Maß unserer Polemik gegeben. Wie nach bekannter Erzählung zu Hussens Zeit kaum etwas anderes so für seine Reformation wirkte, als die von englischen Freunden ausgestellten Bilder, welche den Einzug Christi in Jerusalem, den Einzug des Papstes in Rom einander gegenüberstellten; wie dem gewaltigen Mannesglauben Luthers gegenüber die Ablaßkrämerei sich von selbst als ein Werk der Hölle erwies: so brauchen auch wir nur den rechten, in dienender Liebe thätigen Glauben zu predigen, so wird Gewissenszwang und Priesterherrschaft nie auf die Länge triumphieren können.

Darin allein liegt unsere Kraft und gewißlich eine den Sieg verbürgende Kraft. Denn wie unser Glaube zwar keine verstandesgemäße Berechnung, aber auch keine pathetische Rührung, kein erregtes Aufflackern ist, so werden wir nimmer gleich dem Jesuitismus über Mittel weltlicher Klugheit sinnen, aber unser Vertrauen auf Gott wird uns auch die Vorsicht und Achtsamkeit geben, die jetzt vonnöten ist. Der Gotteskraft unseres Glaubens gegenüber wird weder Unglaube noch Aberglaube uns von unserem Boden verdrängen können.

III.

Pater Passaglia und der Passaglismus in Italien.

Die Einführung in den nachfolgenden Aufsatz kann wieder einen (bei der ersten Veröffentlichung im Novemberheft der Pr. Mon. von 1861 als Anmerkung unter dem Text gegebenen) Hinweis auf die Anregung, aus welcher diese Studie hervorging, obenanstellen.

„Der innere Zusammenhang dieser dritten Studie über den heutigen Katholizismus mit den zwei vorhergehenden über Jansenismus und Ultramontanismus wird dem Leser nicht entgehen. Ohne im geringsten die Absicht dazu zu haben, wurde ich der Reihe nach auf diese verschiedenen Tendenzen in der katholischen Kirche hingewiesen. Kaum hatte ich die Studien, zu denen mich die Bekanntschaft mit dem holländischen Jansenismus führte, vollendet, als mich, nach längerer Abwesenheit in meine Heimat zurückgekehrt, das Treiben der dort herrschenden ultramontanen Coterie so packte, daß ich dem Bedürfnis nicht wehren konnte, ihre Thaten wenigstens einigermaßen aufzudecken. Wenige Monate sind verflossen, und unter dem sonnigen Himmel Nizzas treten mir wiederum andere Formen des heutigen Katholizismus entgegen. Wie ich die altkatholische Kirche Hollands durch einen ihrer würdigen Repräsentanten näher kennen lernte, so verkehre ich hier tagtäglich mit einem begeisterten geistlichen Verfechter des Cavour'schen Prinzips: Libera chiesa nel estato libero, der, gleich sehr seinem Vaterlande wie seiner Kirche ergeben und auf die Zukunft beider vertrauend, mir diese immer mächtiger werdende Geistesrichtung lebendig abspiegelt Denn daß er trotz der Annexion Italiener geblieben und überzeugt ist, daß seine herrliche Vaterstadt auch wieder italienisch wird, versteht sich von selbst; und obschon auch ihm der Gedanke eines Schisma im Falle anhaltender Verstocktheit ds römischen Hofes nicht ferne liegt, denkt er selbstredend nur an eine katholische Nationalkirche. Es wird wohl überflüssig sein, zu bemerken, wie zahlreiche Genossen dieser mir bekannte Abbé hat; der flüchtigste Blick auf die heutige italienische Litteratur und Journalistik beweist dies; aber in Deutschland hat man keine Ahnung von der lebendigen, glutvollen Ueberzeugung, mit der solche Ansichten gehegt und ausgesprochen werden."

Ebenso kann heute abermals der damals ungenannt gebliebene Name des Mannes beigefügt werden, welchem ich die erste Bekanntschaft mit den Schriften Passaglias verdankte. Es war Abbé Bermond, Sohn des Besitzers

einer Villenanlage, deren oberste Villa von dem derzeitigen Kronprinzen, jetzigen König von Schweden bewohnt wurde. Der ebenso geistvolle und energische als wissenschaftlich durchgebildete Mann gehörte somit allerdings einer etwas anderen Bevölkerungsschicht an, als diejenige ist, aus welcher sich die Großzahl der vatikanischen Theologen rekrutiert. Er wußte sich denn auch nicht nur in der vornehmsten Gesellschaft mit derselben Sicherheit zu bewegen wie im Volksleben, sondern verlor auch gegnerisch Denkenden gegenüber nie seine persönliche Würde. Unsere persönliche Bekanntschaft hing damit zusammen, daß eine der unteren Villen seines Vaters von der Gräfin Schönburg, geb. Gräfin Jenison-Walworth, gemietet war, welche den Winter zuvor mit ihrer (schon in der Einleitung zu dem vorhergegangenen Aufsatz genannten) unverheirateten Schwester in Veytaux bei Montreux zugebracht hatte. Der dort auf Grund von Rothes Empfehlung angeknüpfte Verkehr hatte — auf die Nachricht von meiner Wiedererkrankung — zu einer freundlichen Einladung nach Nizza geführt. Der weiteren Folgen dieser Einladung wird bei dem folgenden Aufsatz zu gedenken sein. Aber schon hier muß erwähnt werden, wie überaus lehrreich der Einblick in die verschiedenen Gesellschaftskreise war, der mir auf diese Weise ermöglicht wurde. Der Verkehr mit Abbé Bermond, den ich zuerst bei Tisch kennen gelernt, war mit zahlreichen, zum Teil sehr andersartigen Eindrücken gepaart. Der Zusammenhang, in dem dieselben untereinander standen, erhellt am deutlichsten aus der — gleichzeitig mit dieser Studie in den Gelzerschen Monatsbl. — in der Schenkelschen Allg. kirchl. Zeitschrift veröffentlichten Korrespondenz „aus Nizza" (1862 Heft 3). Wir nehmen daher einen Teil derselben, der sich gleichfalls auf die katholischen Verhältnisse bezieht, auch in diesen Zusammenhang auf.

— Im Grunde giebt es heutzutage ein doppeltes Nizza. Denn nicht tritt wie in manch deutschem Badeort das einheimische Leben ganz zurück, sondern Alt-Nizza ist weder unbedeutend noch uninteressant; aber im Vordergrunde steht doch das an Zeremoniell aller Art reiche Treiben der hier versammelten Aristokratie aller Länder; und in der franco-italienischen Stadt des katholischen Südens sind alle Gegenden des protestantischen Nordens reichlich vertreten. Und wir leben in einer merkwürdigen Zeit, was die Umkehr früherer Begriffe anlangt. Die brennende Frage der Aufhebung des weltlichen Papsttums beschäftigt auch hier die Gemüter. Aber während in den Kreisen unserer deutschen Aristokratie uns die allbekannten Redensarten der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", des „Vaterland", der „Kreuzzeitung" vorerzählt werden, hören wir in dem katholischen Volke es offen aussprechen, daß jene Frage längst entschieden und ihre naturgemäße Lösung nicht mehr auf die Länge zu verhindern sei. So klagte mir beispielshalber gestern ein deutscher Protestant über die ruchlose Verwirrung des Sprachgebrauchs, die den Dieb als Ehrenmann[1]), den Verteidiger seines rechtlichen Eigentums als Räuber bezeichne[2]). Und heute entwickelte mir ein italienischer Abbé das bekannte Ricasoli'sche Projekt der freien Kirche im freien Staate, betrauerte in glühenden Worten den großen Cavour, während er Antonellis „satanisches" Treiben an den Pranger stellte. Diese Gegensätze sind uns nichts neues. Wissen wir doch

[1]) König Viktor Emanuel als galantuomo.
[2]) Die neapolitanischen und kirchenstaatlichen Briganten.

längst, wie ein guter Teil des deutschen Adels im vorigen Jahre nichts Dringenderes zu thun wußte, als den Bourbonen Ehrenkränze zu winden! Und nicht minder sind wir schon lange darauf aufmerksam geworden, daß der niedere italienische Klerus ein Herz für sein Volk hat und mit dem aus schmählicher Unterdrückung aufatmenden Volke sympathisiert. Aber darum ist es um nichts weniger interessant, wenn solche Geistesrichtungen uns gleichsam verkörpert entgegentreten, und besonders führe ich mit meinem Abbé manch lehrreiches Gespräch über philosophisch-theologische Fragen.

Merkwürdig sind die Gegensätze, die uns jetzt entgegentreten: das ist gewiß. Vor wenigen Tagen führte mich mein Weg an einer Buchhandlung vorbei, wo Guizots Werk über die Kirche und Passaglias Verteidigung des Volkes brüderlich nebeneinander standen. Wieviel sagen uns allein die beiden Namen! Nun! wir wollen die Streitfrage nicht vorschnell entscheiden; ihre Entscheidung liegt in einer höheren Hand, und weder der Ex-Minister noch der Ex-Jesuit werden den göttlichen Ratschluß zu ändern vermögen. Aber bei Guizots Namen fällt uns doch immer die traurige Parallele ein, wie er als Minister es im Interesse des katholischen Frankreichs erachtete, die evangelischen Missionen in der Südsee zu zerstören; und wie er vor Jahresfrist, längst aus seiner früheren Stellung gestürzt, eine Versammlung der Bibelgesellschaft dazu wählen mußte, um die Herrschaft dessen zu verteidigen, der die Bibelverbreitung als Werk des Satans verflucht. In welchem dieser zwei Akte er sich eigentlich als Protestant zeigt, haben wir bis jetzt noch nicht entdecken können.

Doch noch ein anderer Gegensatz zu den italienischen, national und rational gesinnten Klerikern tritt gerade jetzt stark hervor, und das ist das Gebahren unserer deutschen Ultramontanen. Wollen wir ihnen glauben, so hat es mit dem Romanismus nie so gut gestanden als gerade jetzt, während der Protestantismus in vollster Selbstauflösung begriffen ist. Wir können freilich den guten Leuten solches Vergnügen lassen, so lange wir uns selbst noch so wenig auflösungslustig finden. Aber es ist gut, an dies alte Kunststück zu denken, wo man gerade wieder so viel Aufhebens von dem neuen Döllinger'schen Buche über Kirche und Kirchen macht. Speziell möchten wir alle, die die kleine Broschüre des Professor von Hofmann: „Der Apostel Paulus, eine Döllinger'sche Skizze", noch nicht kennen, auf dies Gegenstück zu der berüchtigten Skizze Luthers aufmerksam machen, durch die derselbe Döllinger schon vor Jahren seinen echt römisch bebrillten Blick bewiesen. In wenigen schlagenden Beispielen werden hier die Mittel solcher Geschichtsumkehr geschildert.

Freilich gerate ich da in Erörterungen, die man daheim, im deutschen Vaterlande, ebenso gut anstellen kann, als hier, unter dem sonnigen Himmel und in den Orangenwäldchen Nizzas. Hier erwarten Sie viel eher Schilderungen, die dem Charakter der Gegend entsprechen. Und wahrlich! die Gegend ist herrlich. Diese mit dem matten bläulichen Grün der Oelbäume bekränzten Berge, diese die üppigen goldigen Früchte unter dichterem Blätterdach schützenden Orangen-Alleen, hier und da durch das freiere Gezweige des Feigenbaumes unterbrochen, diese Blumenpracht zu einer Zeit, wo Deutschland sich unter weißer Schneedecke birgt, in der reizenden Natur die lukullisch geschmückten Villen, die eben nur gleichgeschmückte Bewohner aufnehmen zu

wollen scheinen, und zu dem allem das tiefblaue glänzende Mittelmeer . . . man muß all das selbst sehen, um es recht zu bewundern, um aber zugleich . . . Gott zu danken, daß er uns unsere trauten Eichen- und Tannenwälder, unsere einfachen Wiesen und Gärten gegeben. Solches Gedankenspiel liegt nicht so fern; denn in der Regel ist der erste Eindruck, den die vor Fruchtbarkeit strotzenden Gärten hiesiger Gegend machen, der, wie die Natur nun auch alles, der Mensch selber nichts thut, und so die naturgemäße Parallele mit unseren deutschen fleißig bebauten Fluren. . .

Der erste allgemeine Eindruck, den ich von dem hiesigen kirchlichen Leben empfing, ist die ganz außerordentliche Menge von Geistlichen aller Togas und Barette. Selten ist mir diese Seite des Katholizismus so augenscheinlich entgegengetreten. Aber Gottlob! neben den schmutzigen Bettelmönchen, neben den fanatischen Asketen, neben den zierlichen Abbés sehen wir auch andere Erscheinungen wahrhaft ehrwürdiger, milder, väterlicher Art, die uns ohne Worte sagen, daß sie wahrhaft Diener des einen Weltheilandes sind, der uns alle erlöst hat, wenn auch die dogmatische Form verschieden ist, unter der wir ihn kennen gelernt haben. So lange der Katholizismus noch solche wahrhaft ethischen Elemente enthält, ist er nicht völlig verloren. Aehnliches fand ich schon früher unter den „Jansenisten".

Noch vor wenigen Stunden war ich in einem höchst interessanten Gespräch mit mehreren Geistlichen, die von vornherein — nicht zugestanden, sondern selbst als Grundsatz aufstellten, daß es nicht auf die Konfession, sondern auf die Religion ankomme, und daß die erste Aufgabe der Jetztzeit eine wahre Toleranz gegen Andersgläubige sei. Freilich waren es zugleich Leute, die von Herzen Italiener und felsenfest davon überzeugt waren, daß auch die annexierten Provinzen wie schon so oft so auch jetzt wieder an ihr ursprüngliches Vaterland zurückgelangen würden. Gewiß kann man nur mit dem höchsten Respekt solcher katholischen Priester gedenken, und in derartigen Gesprächen kommt mir immer aufs neue die Erwägung, ob nicht unsere Evangelisationsthätigkeit in dem der Religion so entfremdeten Italien viel nachhaltiger durch Erweckung des ethischen Elementes in einem nationalen und aufgeklärten Katholizismus wirken würde, als durch Propaganda für irgend eine Form des Protestantismus. Weder durch die 39 Artikel noch durch Ubiquität und Konsubstantiation, weder durch die Lehre von der völligen Knechtschaft des menschlichen Willens noch durch darbystische Apokalyptik werden wir Italiens Wiedergeburt befördern, aber durch eine von echter Heilandsliebe getragene Sorge für die moralische und intellektuelle Bildung des Volkes, vor der das finstere Gespenst des Fanatismus wird weichen müssen. —

Der weitere Verlauf der gleichen Korrespondenz schildert die evangelisch-kirchlichen Verhältnisse, das rege kirchliche Interesse der Engländer und Schotten, die Begründung der deutsch-evangelischen und der französisch-reformierten Gemeinde, verbindet damit ferner zugleich einen Bericht über die deutsche Gemeinde in Marseille und die Evangelisation in Hyères, Toulon und Nimes. Dem schon bei dem ersten Aufsatze angewandten Grundsatze zufolge müssen diese protestantisch-kirchlichen Bilder hier zurückgestellt werden. Dagegen verlangt der in ihnen erwähnte Name von Léon Pilatte, der mir u. a. die ersten Aktenstücke über die schon damals begonnene Gegensätzlichkeit zwischen den

Waldensern und der italienischen Freikirche mitteilte, schon deshalb Erwähnung, weil seine prophetische Bußmahnung an seine Landsleute im Jahre 1870 auch in Deutschland als allgemein vorbildlich erkannt wurde. Neben den Lebenden ist übrigens auch einiger Verstorbener gedacht, obenan Bunsens, auf dessen epochemachende Arbeiten ich zuerst als Bonner Student durch den so vielseitig gebildeten Prof. Dieftel hingewiesen worden war, und dessen Name in Nizza und Cannes damals zum letzten Mal in den Listen der Geber für evangelisch-kirchliche Zwecke verzeichnet war. Mit Bezug auf die mir später zugefallene schöne Aufgabe der Bearbeitung seines (gerade für die Geschichte des Katholizismus überaus reichhaltigen) Nachlasses möge dieses erste, ihm gewidmete Wort der Erinnerung hier noch eingefügt werden:

„Bunsen, der vergeblich in Cannes Heilung gesucht, ist, nachdem er wie wenige gute und böse Gerüchte erfahren, zu dem Heilande heimgegangen, an den er zeitlebens geglaubt hat. Gerade in Nizza fand ich mich wieder mannigfach an den großen Mann erinnert, wurde freilich auch hier wieder mit tiefer Betrübnis gewahr, wie manche, deren Glauben darin zu bestehen scheint, sich zum Richter anderer aufzuwerfen, selbst des Verklärten nicht schonen. Freilich: schon der Erlöser selbst hatte von den Pharisäern zu leiden, und der Jünger soll es auch in dieser Beziehung nicht besser haben wie der Meister."

Wie die Korrespondenz „aus Nizza", so steht auch die am gleichen Ort (Allg. kirchl. Ztschr. 1862, Heft 5) erschienene Skizze „aus Cannes" mit der Spezialstudie über Passaglia in engem Zusammenhang. Ja, es können aus dieser Skizze sogar die Seitenblicke auf die evangelisch-kirchlichen Verhältnisse nicht wegbleiben, weil sie eben beständige Vergleichungen mit den von Abbé Bermond empfangenen Anregungen einschlossen.

Es empfiehlt sich aber eben deshalb, diese „Nachschrift" aus Cannes erst an den Schluß des Aufsatzes selber zu stellen.

Wir können es den Zeitungen überlassen, über die verschiedenen in der heutigen italienischen Bewegung durcheinandergehenden Strömungen und die durch sie hervorgerufenen Ereignisse tägliche Berichte zu bringen. Mögen zwar die einen auch fernerhin fortfahren, nur die Mächte der Finsternis auf der Apenninischen Halbinsel thätig zu sehen und alle, die nicht „gutgesinnt" sind, für bestochen zu erklären; mögen die anderen ihre Argumentationen, daß Deutschland gerade jetzt ebenfalls eines Victor Emanuel bedürfe, auch in Zukunft fortsetzen; mögen alle Journale ohne Ausnahme je nach ihrem Parteistandpunkte die Tagesereignisse verschiedentlich färben: so müssen sie doch alle, früher oder später, gern oder ungern, den Thatsachen, die vor sich gehen, Rechnung tragen.

Aber etwas anderes ist es, wenn neue geistige Tendenzen sich Bahn brechen und bedeutungsvoll in den Vordergrund treten. Hier

beginnt die Aufgabe des Historikers, der ja auch in der Gegenwart über die vorübergehenden Ereignisse des Augenblicks hinweg seinen Blick auf solchen allgemeinen Richtungen verweilen lassen und ihre charakteristischen Züge als Denksteine für die Zukunft festhalten muß. Als eine solche geistige Tendenz erscheint uns immer mehr diejenige, für die man zu den alten Ketzernamen der Lutheraner, Calvinisten, Jansenisten bereits einen neuen ausgefunden hat, der Passaglismus.

Wir brauchen hier nicht daran zu erinnern, wie Abbé Passaglia zu den gelehrtesten Gliedern des Jesuitenordens, zu den hervorragendsten Professoren der römischen Universität, zu den persönlichen Vertrauten des Papstes gezählt hat, wie gerade er wegen seiner scholastischen Gelehrsamkeit zu einer doppelten Verteidigung des neuen Marien-Dogmas berufen wurde; all das haben die Zeitungen mitgeteilt, als sie die Nachricht brachten, daß Passaglia sich als Verfasser des bekannten Buches „Pro causa italica“ bekannt habe, daß seine Schrift trotz des von ihm erhobenen Anspruches auf Verteidigung von der Index-Kommission verdammt worden sei, und daß er selbst vor persönlichen Nachstellungen der Polizei aus Rom habe flüchten müssen.

Nur auf den einen Punkt möchten wir die Aufmerksamkeit denkender (d. h. nicht parteisüchtig verblendeter) Männer hinlenken, daß es doch gar zu abgeschmackt ist, einem Mann in der Stellung Passaglias als Motiv seiner Handlungsweise Turiner Bestechung unterzulegen; auch bedarf es nur eines vorurteilsfreien Einblickes in seine Schrift, um zu erkennen, wie es der bitterste Schmerz ist, der sie ihm abgerungen hat. Und daß seine Ansichten von unzähligen Klerikern Italiens geteilt werden, die wie er alles zu verlieren, nichts zu gewinnen haben, die aber die Liebe für ihr Volk, wie für ihre Kirche, über äußere Bedenken erhebt, hat sich längst schlagend gezeigt.

Das Interesse, das eine solche Richtung innerhalb des italienisch-katholischen Klerus bei uns erwecken muß, liegt auf der Hand. Stellen wir uns ganz unbefangen, ohne Sympathie oder Antipathie, ihr gegenüber!

Die Bildung des Königreichs Italien ist eine vollendete Thatsache, aber alle seine Anhänger sehen gleich sehr ein, daß ein einiges Italien ohne Rom als Hauptstadt unmöglich ist. Wie man auch über die Rechtsfrage urteilen möge, das ist erwiesen, daß das italienische Volk in seiner übergroßen Mehrheit mit dem Geschehenen zufrieden ist, daß es zugleich immer ungestümer Rom als seinen natürlichen Mittelpunkt fordert. — Aber in Rom ist der „Statthalter Christi“ zugleich weltlicher Regent; er belegt alle, die seine weltliche Herrschaft bekämpfen,

mit geistlichen, ewigen Strafen, und da die Bischöfe ihm größtenteils folgen, so hat sich zwischen Klerus und Volk ein immer größerer Gegensatz gebildet, der noch seiner Lösung harrt. — So ist die Sachlage nun schon längere Zeit, nur daß dieser Gegensatz sich tagtäglich schärft. Da treten, zuerst einzeln, dann immer zahlreicher und angesehener, Stimmen aus dem Klerus selbst auf, die die drohende Gefahr eines Schisma aufdecken und von dem „Statthalter Christi" und dem „obersten Bischof der katholischen Kirche" fordern, daß er, um dieser Gefahr vorzubeugen, um sein Volk wieder mit sich zu versöhnen, die doch unhaltbar gewordene weltliche Herrschaft, die nie Glaubensartikel gewesen sei und nie sein könne, aufgeben und, von ihren Sorgen und Gefahren befreit, ganz seinem wahren, unendlich höheren Berufe leben möge. — Der bekannteste Wortführer dieser Richtung (neben dem persönlich weniger verfolgten Kardinal Liverani) ist der Pater Passaglia.

Ein Punkt aber ist noch besonders ins Auge zu fassen, der freilich manche protestantische Lieblingshoffnungen umstößt. — Protestantisch, evangelisch ist diese Bewegung durchaus nicht. Wie Passaglia selbst einer der ersten dogmatischen Vertreter des heutigen Katholizismus geblieben ist, so kann die geistige Tendenz, für die er das Wort genommen hat, wohl zu einem Schisma vom Papste, wohl zu einer katholischen Nationalkirche, aber keineswegs zu einer im dogmatischen Sinne evangelischen Auffassung des Christentums führen.

Um so unbefangener aber sind wir in unserem Interesse für diese Bewegung, deren Ende wir eben noch gar nicht absehen können.

Und diese Unbefangenheit ist uns ja nicht nur erlaubt, sondern heilige Pflicht [1]). Wenn wir auf heimatlichem Boden nicht umsichtig und nicht entschieden genug der unter allen möglichen Formen versteckten Propaganda des Ultramontanismus entgegentreten können, so können wir doch nicht nur, sondern müssen, unseren Grundprinzipien

---

[1]) Mögen die römischen Polemiker sich daran erbauen, die Reformation als Quelle der Revolution zu bezeichnen, im Augenblick, wo päpstliche und bischöfliche Worte gleich sehr die neue polnische Revolution schüren; mögen ihre andächtigen Herden sich an den schwungvollen Schilderungen der Herrlichkeit, Einheit und Unfehlbarkeit der römischen Kirche und der immer größeren Selbstauflösung (!) des häretischen und schismatischen Protestantismus erbauen! Wir könnten wahrlich viel leichter von dem heutigen Katholizismus eine Chronique scandaleuse zusammenstellen, aber wir wollen eben nicht Propagandisten, sondern Christen sein und haben solche Waffen denselben Händen zu überlassen, die nach wie vor es nicht verschmähen, die blinden Massen mit dem Vorgeben alleinseligmachender Unfehlbarkeit zu ködern.

gemäß, bei jeder historisch bedeutsamen Geistesrichtung zunächst nach ihrem göttlichen Faktor fragen. Zumal in einer Zeit, wo die hergebrachten Unterscheidungsweisen längst nicht mehr ausreichen, wo die mannigfachsten Tendenzen durcheinandergehen, kann sich unser Gesichtskreis nicht genug weiten.

Verfolgen wir daher einfach historisch die Grundsätze dieser neu auftauchenden Richtung, die einen so merkwürdigen Gegensatz zu der auf protestantischem Boden immer noch zunehmenden Schwärmerei für das weltliche Papsttum bietet, während sie zugleich nicht minder sowohl von dem gerade auf katholischem Boden so weit verbreiteten Rationalismus, als von dem mit Vorliebe an das weltliche Papsttum sich anklammernden Ultramontanismus verschieden ist!

Wir wollen die drei bis jetzt von Passaglia erschienenen Schriften einfach durchgehen und sehen, wie er in immer neuer Form und mit immer neuen Beweisen aus seiner patristischen Schatzkammer stets auf dieselben leitenden Ideen zurückkommt.

1. Pour la cause italienne aux évêques catholiques. Apologie par un prêtre catholique. (Pro causa italica ad episcopos catholicos.)

Schon das Vorwort des Verfassers an die von ihm angeredeten Bischöfe dürfen wir nicht übersehen.

Beachten wir zunächst, wie energisch er seine Orthodoxie bezeugt! „Wir beteuern feierlich und öffentlich, das wir wahre und aufrichtige Katholiken sind, daß uns nichts so am Herzen liegt, als die Integrität des katholischen Symboles und der katholischen Disziplin." — „Wir halten es für unumstößlich, daß die Kirche die Säule und Stütze der Wahrheit ist, und daß gegenüber der Kirche und außer der Kirche man weder vollkommene Wahrheit, noch fruchtbringende Liebe besitzen oder erhalten kann."

Und nicht minder, als in der Lehre, ist er im Punkte der Verfassung streng hierarchischen Grundsätzen ergeben. Er statuiert „einen Gegensatz wie zwischen Himmel und Erde zwischen dem allgemeinen christlichen Priestertum und der göttlich eingerichteten Hierarchie der Bischöfe, Presbyter und Diakonen", und stellt den Klerus hoch über die Laien.

Die Hauptsache jedoch in der Vorrede ist dem Pater die Auseinandersetzung seiner Stellung als Presbyter gegenüber den Bischöfen, und zugleich hat gerade diese katholische, ja jesuitische Auslegung ein ganz besonderes Interesse für die evangelische Theologie.

Der Verfasser erkennt zwar von vornherein an, daß er nur den zweiten Rang in der Hierarchie einnehme, beruft sich aber auf Hieronymus (Kommentar zum ersten Kap. des Titus-Briefes) als Zeugen, daß Presbyter und Episkopi ursprünglich gleich gewesen seien, und schließt daraus, daß, „wenn die Priester wissen müßten, daß die Sitte der Kirche sie den anderen untergeordnet habe, so die Bischöfe anzuerkennen hätten, daß sie weniger durch ein göttliches Institut als durch eine zur Gewohnheit gewordene Sitte über jenen ständen." Außer Hieronymus sind auch Ambrosius, Isidorus, Germanus, Theodorus, Oecumenicus, Theophylactus und besonders Chrysostomus (erste Homilie über den Philipper-Brief und elfte Homilie über den ersten Timotheus-Brief) Gewährsmänner dieser Lehre.

Zwar „hebt nun diese nahe Verwandtschaft zwischen Presbyter und Episkopus den hierarchischen Rangunterschied nicht auf und vermindert nicht im geringsten den Vorrang dieser vor jenen". Aber „andererseits teilen die den Bischöfen untergeordneten Priester mit ihnen das Recht, die Religion zu verteidigen und die Wahrheit des Evangeliums, wo es angegriffen wird, zu beleuchten".

Als Beispiele solcher Presbyter nennt Passaglia den Justin, Tertullian, Clemens von Alexandrien, Origenes, Hieronymus, Cassiodor, Alcuin, Bernhard, Thomas von Aquin, Johannes Scotus, Franz Suarez. Er bittet die Bischöfe, sich sowohl dieser historischen Beispiele, als so vieler Worte der Schrift zu erinnern, und zieht dann die persönliche Folgerung: „Man kann also einem katholischen Presbyter kein Verbrechen daraus machen, wenn er, während er der ersten Klasse der Hierarchie, deren oberster Moderator der römische Papst ist, den schuldigen Respekt erweist, sich zugleich bemüht, die Schwierigkeiten, die sich in religiöser Beziehung erhoben haben, zu beseitigen oder unglücklicherweise entstandene Zwistigkeiten friedlich aufzulösen."

Endlich verdient noch das Schlußwort der Vorrede unsere Aufmerksamkeit: „Daher richten wir, obgleich wenig erhaben an Rang und noch weniger an Verdienst, die gleich demütige als dringende Bitte an die Bischöfe, die wir wie Väter verehren und denen wir als unseren Herren und Oberen gehorchen, daß sie, wenn sie diese von uns für die Verteidigung Italiens geschriebenen Zeilen lesen, sich der Worte des Abtes Philipp von Bonne-Espérance (in seinem fünften Briefe) erinnern, daß man jede Sache im Zusammenhang mit ihren Ursachen und Folgen betrachten und daß man daher, bevor man ein Buch verurteile, nicht auf eine oder zwei aus dem Zusammenhang gerissene Behauptungen, sondern auf das Ganze seinen Blick richten müsse."

Schon in dieser Vorrede tritt der unbedingt katholische Standpunkt des Verfassers klar hervor, und er spricht eigentlich keine einzige Behauptung aus, ohne sie durch patristische Belege zu stützen. Noch mehr aber tritt uns sowohl diese Art der Beweisführung [1]), als die unbedingt katholische Gesinnung Passaglias entgegen, wenn wir nun auf die Schrift selber eingehen [2]).

Es ist eine durchaus katholische Idee, mit der sie beginnt, und auf die der Pater auch hernach immer mehr eingeht, die Einheit der Kirche bei der Mannigfaltigkeit ihrer Glieder durch ihren Mittelpunkt zu Rom. Da sein Hauptargument im ersten Teile sich darauf zurückführen läßt, daß man eher alles andere aufgeben müsse, als daß diese Einheit Schaden leiden dürfe, so ist es auch ganz folgerichtig, daß er seine Deduktion so einführt.

„Wie nämlich (§ 1—7) Gott zugleich einig und dreieinig und Christus eine Person bei zwei Naturen ist, so ist die Kirche trotz der Zahl und des Unterschiedes ihrer Glieder doch nach der Lehre aller Kirchenväter eine einheitliche. Wohl ist diese Einheit immerfort angegriffen worden; wie die Polytheisten, Dualisten, Monarchianer, Arianer, Macedonianer, Tritheisten und Photianer die Lehre von dem zugleich einigen und dreieinigen Gott, wie die Phantasiasten, Nestorianer, Eutychianer, Monotheleten und Adoptianer die Christologie angegriffen haben, so haben die Häretiker und Schismatiker aller Zeiten die Einheit der Kirche zu zerstören gesucht. Aber alle diese gehören eben nicht zur Kirche; diese besteht inmitten der Nationen fest bis ans Ende der Tage."

„Aber obschon" — so fährt Passaglia (§ 8, 9) nach dieser Einleitung fort — „obschon mich diese Betrachtungen trösten, und ich sie kenne, so verursacht mir doch der Blick auf die kirchliche Gesellschaft in Italien tiefen und lebhaften Schmerz."

Hören wir seine Schilderung dieses Zustandes (§ 10, 11), und vergessen wir dabei nicht, daß es ein katholischer Priester, kein „lügnerischer" (!) Protestant ist, der sie giebt!

„Wer ist so blind, so kurzsichtig, daß er nicht einsieht, daß das italienische Volk der Gefahr entgegengeht, das Paradies der Kirche zu

---

[1]) Die — anfänglich von mir beabsichtigte — Zitation der Stellen glaubte ich unterlassen zu müssen, weil sie leicht in der Broschüre selbst verglichen werden können, hier also nur eine unnütze Wiederholung wären.

[2]) Wir geben ihren Inhalt nach der Einteilung in 103 Paragraphen kurz an, indem wir besonders merkwürdige Stellen wörtlich mitteilen.

verlassen? daß diese Gefahr nicht entfernt, sondern naheliegend, nicht gering, sondern sehr groß ist? Eine große Zahl Italiener haben sich schon offen oder im stillen von dieser Mutter getrennt, die so einer Schar auserwählter Kinder beraubt ist; ein großer Teil des Klerus ist in Streit mit der Mehrzahl der Laien; fast alle Hirten sind von ihrer Herde getrennt, und der Hirt der Hirten selber, der Nachfolger des heiligen Petrus, der erhabene Stellvertreter Christi auf Erden, schleudert Zensuren und Exkommunikationen gegen das italienische Königreich und die italienische Gesellschaft. Man möchte fast glauben, daß die Bischöfe von der Doppelgewalt, zu binden und zu lösen, nur die eine, die, zu binden, bewahrt haben; so einstimmig sind sie, das zu verurteilen, zu verwerfen und zu verdammen, was alle Italiener, jedes Alters und jedes Standes, sehnlich verlangen, und dessen Ausführung sie mutig anstreben."

„Woher rührt das? Haben sich etwa die Italiener nach dem Beispiele der Engländer, der Deutschen, der Schweizer, der Dänen und vieler Franzosen von dem orthodoxen Glaubensbekenntnis getrennt? Im Gegenteil, sie halten fest an allen Punkten dieses Bekenntnisses. Hören sie vielleicht ihre rechtmäßigen Hirten in den heiligen und religiösen Sachen mit Gleichgiltigkeit? Nein, sie sind bereit, ihnen den von dem göttlichen Gesetz geforderten Gehorsam zu leisten. Oder verachten sie die oberste geistige Autorität des römischen Papstes? Mitnichten, vielmehr sind sie ihr ergeben und sehen mit Augustin in ihr den Weinstock, unter dem man sich sammeln soll, und den Felsen, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden. Und haben sie etwa den verwegenen Gedanken, der Kirche die Freiheit zu entreißen, die ihr durch das kostbare Blut des Erlösers erworben ist? Nein, sie proklamieren im Gegenteil die freie Kirche im freien Staate und suchen auf alle Weise den Zwiespalt zu entfernen. Und abgewiesen bitten sie zum zweiten- und drittenmale um Frieden und erklären sich einstimmig bereit, durch die That zu beweisen, daß sie nichts so sehr als die völlige und unbedingte Freiheit der Kirche wünschen."

Welches ist nun der Schluß, den Passaglia aus solcher Sachlage zieht? Er fährt sogleich (§ 12) fort:

„Was bleibt uns unter diesen Umständen anderes übrig, als dringende und ernste Bitten an den italienischen Klerus, die Prälaten und den Papst selber zu richten, es nicht zu vergessen (was Augustin u. a. lehren), daß die Kirche als eine wahre Mutter die irrenden Kinder nicht hochmütig vor den Kopf stoßen, vielmehr denen verzeihen soll, die sie der Züchtigung noch wert achtet? Freiwillig muß sie vergeben,

ebenso wie Petrus, der sie selbst personifiziert, nachdem er auf dem Meere gezögert, nachdem er seinen Herrn dem Leiden entziehen gewollt, nachdem er das Ohr des Dieners abgehauen, nachdem er dreimal den Herrn verleugnet hatte, dennoch Verzeihung erlangte. Denn die Kirche bietet nicht nur die ewige Seligkeit als das wahre Ziel des Menschen, sondern sie hat auch eine solche Liebe, daß man in ihrem Schoße wirksame Heilmittel findet, um die verschiedenen Schwächen zu heilen, mit denen die Sünde die Seelen befleckt."

Diesem allgemeinen Grundgedanken, daß die Kirche mild handeln müsse, folgt die speziellere Darlegung (§ 13—17), weshalb die Bischöfe als Väter der Kirche eingesetzt sind, nämlich (nach der ganzen Tradition) um den geistlichen Vorteil und den Frieden derer zu fördern, die ihnen anvertraut sind. — Hierauf stellt der Pater die Frage (§ 18):

„Kann man nun leugnen, daß gegenwärtig viele Bischöfe Italiens in der Ausübung ihres Amtes einem System folgen, welches den von ihnen geleiteten Seelen zum Aergernis dient, und daß sie, statt ihnen den Frieden Christi zu bringen, die Glieder Christi grausam zerteilen?"

Und nochmals schließt sich eine ergreifende Ausmalung der italienischen Verhältnisse an (§ 19, 20).

„Die italienischen Bevölkerungen geben sich einer unaussprechlichen Freude hin, aber ihre Bischöfe hören nicht auf, zu klagen und sich zu beschweren. Jene sagen Gott Dank für die empfangenen Wohlthaten, aber die Bischöfe proklamieren in anklägerischer Weise, daß man den göttlichen Zorn beschwören müsse, den die Verbrechen der Nation erregt hätten. Die Menge strömt in die Tempel, aber die Bischöfe stoßen sie zurück, indem sie sie für unwürdig erklären, den Fuß ins Heiligtum zu setzen. Mit einem Wort, alles, was Italiens Bevölkerungen sehnlich wünschen, verfluchen ihre Bischöfe eifrig."

„Heißt das nicht die bischöfliche Würde zum Aergernis der anvertrauten Seelen anwenden? Heißt das nicht durch die That beweisen, daß die Bischöfe in der Kirche nur zu ihrem eigenen Wohl da sind, nicht aber zum Wohle derer, denen sie das Wort und das Sakrament des Herrn zu bringen haben? Heißt das nicht, sich weigern, am Frieden Christi mitzuarbeiten, und seine Glieder in grausamster Weise zerteilen?"

Mit den Worten der Kirchenväter mahnt unser Jesuit hierauf in mannigfacher Wendung zum Frieden (§ 20—26).

„Die Lehre der Väter ist es, daß man lieber sein Amt aufgeben als die Einigkeit des Leibes Christi stören soll. — Wenn nichts herr-

licher vor Gott, aber auch nichts schwieriger vor den Menschen ist, als das bischöfliche Amt nach den Befehlen des Herrn zu verwalten, so ist auf der anderen Seite nichts angenehmer, aber auch nichts trauriger und unglücklicher, als die priesterliche Würde zur Befriedigung des eigenen Ehrgeizes zu benutzen. — Der Wille des Herrn ist, daß die Bischöfe zum Frieden und Vorteil des christlichen Volkes wirken und alles thun sollen, was diesem Frieden dienen kann, damit auf alle Weise von der Kirche das Sakrilegium des Schisma fern gehalten werde, weil die Einheit das Hauptwahrzeichen des Reiches Christi auf Erden ist."

Diese allgemeine Ermahnung, zunächst an die Kirche überhaupt, dann an die Bischöfe insbesondere, vor allem die Einheit der Kirche zu wahren, führt den Verfasser nun folgerichtig auf die Vermittelung der Einheit der Kirche durch den Primat des römischen Stuhles. Eine ganze Reihe von Zitaten aus der christlichen Vorzeit dient zum Erweise (§ 27—38), wie der Herr eben um der Einheit der Kirche willen dem Petrus und seinen Nachfolgern den Primat gegeben.

„Durch diese natürliche und himmlische Einrichtung wird die Einheit der Kirche nicht symbolisiert, sondern gebildet und erhalten. Die anderen Apostel standen dem Petrus an sich gleich, aber um der Einheit willen empfing er, empfingen in ihm seine Nachfolger den Vorrang. Denn diese Einheit wird eben dadurch bewirkt, daß sich alle übrigen Bischofssitze dem Sitz des heiligen Petrus anschließen und in allen zweifelhaften Fällen zu ihm ihre Zuflucht nehmen, wodurch die Möglichkeit eines Schisma vermieden und die Einheit des Leibes Christi ebenso dargestellt wird, wie sein Rock, das Bild der Kirche, ungeteilt blieb."

Hören wir noch die Schlußfolgerung (§ 39):

„So hat denn die allgemeine Institution der Bischöfe, wie die besondere des Papsttums, zum Zweck gleicherweise die Einheit der Partikularkirchen wie der katholischen Kirche, dergestalt, daß sie dadurch immer siegreich gegen Häresieen und Schismen bleibt. Die Einheit war, ist und wird das Ziel sein, auf dessen Realisierung durch göttliche Einrichtung die Hierarchie und die hierarchischen Ordnungen hinzielen. Jeder, der diese Einheit in Gefahr bringt oder verletzt oder zu zerstören trachtet, macht sich des größten der Verbrechen schuldig, indem er diese weise Absicht Christi behindert."

Nachdem so die ganze Bedeutung der Lehre von der Einheit der Kirche ins Licht gestellt ist, folgt nochmals in mannigfacher Wendung klagende Schilderung der Sachlage und auf sie gestützte Ermahnung

zum Frieden. Der begeisterte Vertreter des Einheitsprinzips malt uns zunächst wieder seine Trauer und seine Furcht (§ 40, 41):

„Ist nun diese katholische Einheit geschützt und verteidigt, oder nicht vielmehr verletzt und gefährdet durch die Mehrzahl der italienischen Bischöfe, welche ihre Herde zurückstoßen und verfolgen, und während diese zu Gott bittet und ihm dankt, sich von ihr zurückziehen, als bestände sie aus Heiden und Zöllnern? — Mit Jeremias möchte ich Tag und Nacht weinen über diejenigen, welche die Tochter meines Volkes getötet haben, und ich kann nicht aufhören, zu weinen, so lange bis Frieden und Eintracht in ganz Italien zwischen dem Volke und seinen Hirten wiederhergestellt ist, zur Freude des Himmels und der Erde."

„Mein Schmerz ist um so begründeter, weil, wenn nicht die Eintracht schleunigst die Zwistigkeiten verdrängt, wenn nicht dem Kriege der Frieden, der Verteiltheit die Einheit folgt, die edle Kirche Italiens nicht nur große Gefahr läuft, sondern sogar ganz zu Grunde gehen kann."

Diese letzte Furcht hat nichts weniger als den Grund, daß der Berichterstatter der Lehre der Kirche und ihrer Väter nicht glaubt, sondern gerade den, daß er diese bekennt (§ 42):

„Denn es giebt nach der Lehre der Väter keine Kirche ohne Bischöfe, und die Kirche hört auf, wenn ihre Hirten fehlen, weil der Leib nicht ohne das Haupt existieren kann; aber ebenso wenig giebt es eine Kirche ohne Gemeinde, und sie hört zu bestehen auf, wenn die versammelte einige Herde fehlt, weil der Leib ebensowenig, wie ohne Haupt, so ohne Glieder existieren kann."

Eine neue Darstellung der Verhältnisse schließt sich hieran (§ 43), die mit anderen Worten die frühere wiederholt und zum Resultat kommt:

„Was ist nun unser Gedanke über die Kirchen Italiens? Sagen wir es frei heraus, sie sind nur noch Schattenbilder, und nur durch Gottes Gnade werden sie nicht nach und nach sich zerstreuen, wenn die Bischöfe und Seelenhirten noch zögern, den Weg der Versöhnung, der Eintracht und des Friedens einzuschlagen."

Diese Ermahnung zum Frieden wird dann endlich noch durch Schriftgründe gestützt (§ 44. 45):

„Die Bischöfe müssen notwendig diesen Weg einschlagen, wenn sie sich erinnern, daß sie die Stelle dessen vertreten, der auf Erden erschienen ist, um zu retten, was verloren war; wenn sie sich erinnern, daß die Hauptdifferenz zwischen Hirten und Mietlingen gerade

darin besteht, daß diese mit Gold befriedigt sind, während jene ihr Leben für ihre Schafe lassen; wenn sie sich erinnern, daß es ein göttliches Gebot ist, für das Heil ihrer Herden sorgsam zu wachen, weil sie eines Tages darüber Rechenschaft ablegen müssen; wenn sie sich erinnern, daß es keinen größeren Verrat giebt, als denen Aergernis zu geben, für die Christus gestorben ist; wenn sie sich der Liebe Pauli erinnern und der Liebe des Heilandes, wie Jesajas sie ausmalt, und wiederum des göttlichen Zornwortes gegen die lieblosen Hirten Israels bei Ezechiel."

Wenn wir — wie es zwar nicht direkt angedeutet, aber doch klar ersichtlich ist — Passaglia's Schrift in zwei Hauptteile, eine positive Deduktion und eine Bekämpfung der gegnerischen Gründe, scheiden, so können wir mit der zuletzt mitgeteilten Ermahnung den ersten Teil abschließen und finden dann in der auf sie folgenden Wendung den Uebergang (§ 46) auf den zweiten, wo möglich noch interessanteren Teil.

„Wenn die Hoffnung einer Umkehr uns tröstet, so ängstigt uns auf der anderen Seite die Furcht, daß unsere Worte nicht eine väterliche Beachtung, sondern harten und bittern Tadel hervorrufen, daß eine autoritätsvolle Stimme uns bedroht und uns den Gläubigen als abgewichen und irrend bezeichnet[1]). Es kann keinen größeren Irrtum geben, wird man uns sagen, als zu hoffen und zu glauben, daß die katholischen Bischöfe und der römische Papst die Forderungen der Italiener gewähren, ihre Veranlassung billigen und sich der neuen Ordnung der Dinge fügen. Es ist viel leichter, die Unendlichkeit des Himmels und der Erde zu durchmessen, als den katholischen Episkopat von diesem heiligen Kriege abzuwenden, durch welchen er die italienische Revolution aufhalten und die vollendeten Thatsachen vereiteln will."

„Aber woher dann diese feste Absicht, dieser unwiderrufliche Entschluß? Wie rechtfertigen sie ihre Gesinnungs- und Handlungsweise in einer der Vernunft und dem Glauben angemessenen Weise?"

---

[1]) Wie bald ist diese Furcht in Erfüllung gegangen! — Wird doch sogar das interessante Faktum berichtet, daß der Papst den Befehl erteilt habe, Passaglias Bild auf dem großen, zur Erinnerung an die Proklamation des neuen Dogmas bestimmten Gemälde auszulöschen! — Freilich übernehmen wir hier nicht die Bürgschaft für diese Zeitungsnachricht, aber im Geiste der Civiltà cattolica und der Armonia wäre solches Verfahren gewiß!

Die Gründe der vom Klerus befolgten Handlungsweise, wie Passaglia sie darstellt und zugleich widerlegt, sind vorerst allgemein dogmatischer und moralischer Art (§ 47—52); zu ihnen kommen aber speziell politische, sowohl die vertriebenen Fürsten als den Papst als Souverain betreffend (§ 53—69). Nachdem er beide zu entkräften gesucht, geht er zu dem ferneren Beweise über, daß auch, wenn sie ganz berechtigt seien, doch die thatsächlichen Umstände jetzt eine andere Handlungsweise der Bischöfe verlangten (§ 70—78). Hierauf folgt, gerade wie im ersten Teil, der Uebergang von den Bischöfen zum Papst insbesondere, und zwar werden zunächst die aus seinen feierlichen Erklärungen und eidlichen Verpflichtungen gezogenen Schlüsse geprüft (§ 79—84), um dann eine verherrlichende Darstellung des bekannten Prinzips der freien Kirche im freien Staate folgen zu lassen, wodurch viel besser, als durch die weltliche Macht, sowohl die Majestät, als die Freiheit des apostolischen Stuhles gesichert sei (§ 85—103).

Der Eindruck, den diese verschiedenen Raisonnements auf den unbefangenen Leser hervorbringen, ist ein sehr gemischter; wenn im ersten Teil die allgemeiner gehaltenen Ermahnungen zum Frieden nicht bloß katholisch-kirchlich, sondern auch teilweise wirklich christlich begründet waren, so sehen wir Passaglia im zweiten Teil als Verteidiger einer politischen Bewegung, die jedenfalls ihre zwei Seiten hat. Und da ist einerseits nicht zu leugnen, daß der Verfasser, obwohl ganz Entgegengesetztes wie seine Vorgänger verteidigend, doch sehr an bekannte jesuitische Argumentationen erinnert; auf der anderen Seite enthält dagegen die Darstellung auch wiederum manche Züge ernster, aller Verweltlichung der Kirche feindlicher Frömmigkeit. — Doch wir lassen am besten wieder Passaglia selbst reden, da es uns eben nur darum zu thun ist, ein wirklich naturgetreues Bild der von ihm vertretenen merkwürdigen Tendenz zu bieten.

Es sind also (wenigstens nach Passaglias Darstellung) zunächst allgemeine Betrachtungen, die den Klerus zu seinem fortgesetzten Widerstande gegen die italienische Bewegung veranlassen, nämlich teils die Hoffnung (§ 47), daß alle Feinde der Kirche sich selbst ins Verderben stürzen, teils die damit verbundene Ueberzeugung (§ 48), daß gerade ihre Angriffe nur zur größeren Verherrlichung der Kirche gereichen. Passaglia wendet nichts gegen diese alten Lehren der Väter ein, aber stellt ihnen andere (ebenfalls mit deren eigenen Worten) gegenüber, die man ebenso wenig vergessen dürfe: daß (§ 49) der Fall eintreten könne, daß gerade die ehrlich gesinnten Leute aus der christlichen Gemeinschaft verstoßen würden; daß (§ 50) ein ungerecht auferlegtes

Anathema dem davon Betroffenen keinen Schaden thue; daß endlich (§ 51) ein solches nur dann auferlegt werden dürfe, wenn keine Gefahr eines Schisma dadurch entstehe, während im entgegengesetzten Fall die christliche Liebe gebiete, den Frieden und die Einigkeit nicht zu stören. — Der letzte Punkt, dem Pater entschieden der wichtigste, veranlaßt ihn wieder zu einer fragenden Abschweifung auf die vorliegenden Zustände (§ 52):

„Ist diese Regel aber nun von den italienischen Bischöfen beobachtet worden? Hat der römische Papst ihr unter den vorhandenen Umständen Rechnung getragen? Hatten nicht diejenigen, gegen die man das Anathema geschleudert hat, und haben sie nicht noch die Menge zu Mitschuldigen? Waren sie wenig zahlreich, hatten sie und haben sie noch die Mehrheit wider sich? Waren sie und sind sie noch solcher Verteidiger beraubt, die fähig sind, ein Schisma zu verursachen? Mögen Italiens Bischöfe diese Situation erwägen, und mögen sie bedenken, ob die Menge sich auf die Seite des Superiors stellt, der bestraft, oder auf die Seite des Schuldigen, der Widerstand leistet. Mögen sie überlegen, ob in der Geistesstimmung der Italiener die auf sie geschleuderte Exkommunikation nicht mehr Erbitterung, als Besserung weckt, nicht eher tödtlich verwundet, als die Wunde ausbrennt."

Es folgen nun (§ 53) die speziellen Hinderungsgründe einer Versöhnung zwischen Klerus und Volk, nämlich die Vorwürfe der Ungerechtigkeit, die die legitimen Rechte so vieler Fürsten umgestürzt habe, und der Ruchlosigkeit, die dem apostolischen Stuhle Gebiete entrissen habe, die ihm gehörten, und dadurch Freiheit und Unabhängigkeit des Papsttums in Gefahr gebracht habe. — Diese Behauptungen sind daher näher zu prüfen (§ 54); denn „die Frage ist dermaßen gewichtig, daß wir dem religiösen Bedürfnis nicht entsprechen würden, wenn wir nicht Alles aufböten, sie unter allen diesen Gesichtspunkten möglichst genau zu untersuchen und zu entwickeln."

Was den ersten Punkt anlangt, so verweist (§ 55—57) unser Jesuiten-Pater auf die Ermahnungen Bernhards an den Papst Eugen, sich der Worte des Herrn zu erinnern, wer ihn denn zum Richter gesetzt habe, sowie der Handlungsweise der Apostel, die vor Gericht erschienen, nicht um zu richten, sonden um gerichtet zu werden, und dann zu bedenken, daß der Jünger nicht mehr als der Meister sein solle. — Auch der gewöhnliche Einwand, warum denn diejenigen, die die Engel im Himmel richten würden, sich enthalten sollten, über die

irdischen Streitfragen ihr Urteil abzugeben, wird von Passaglia mit Bernhards Worten als Begriffsverwechslung gekennzeichnet.

„Eure Macht erstreckt sich auf die Gewissen, nicht auf die irdischen Güter; für jene und nicht für diese habt ihr die Schlüssel des Himmelreichs empfangen, um aus ihm die Sünder, nicht aber die Besitzer solcher Güter auszuschließen. Deshalb ist auch gesagt, daß des Menschen Sohn auf Erden die Macht hat, die Sünden zu erlassen. Was findet ihr nun würdiger und autoritätsvoller, die Sünden zu erlassen, oder die Länder zu verteilen? Es giebt hier eigentlich kaum eine Vergleichung. Die irdischen Dinge, gering und vergänglich, haben die Könige und Fürsten der Erde als Richter. Warum also eure Grenzen überschreiten?"

Kann man nun freilich nicht sagen, daß diese Beweisführung die Schwierigkeit aufhebt, so wäre doch gewiß zu wünschen, daß solche Worte von dem katholischen Klerus, der es nun einmal an so vielen Orten nicht lassen zu wollen scheint, Politik zu machen und hier zu revolutioniren, dort sich als Stütze des Thrones zu geberden, mehr beachtet würden. — Dagegen ist die folgende Erörterung direkt eine im üblen Sinn jesuitische, die von dem berüchtigten Probabilitätsprinzip ausgeht und zugleich in die Erinnerung zurückruft, wie es zu allererst Jesuiten gewesen sind, die das Prinzip der Volkssouverainetät aufgestellt haben.

Die Anklage der Ungerechtigkeit ist nämlich nach Passaglia (§ 58. 59) jedenfalls zweifelhaft und nur probabel; um aber die durch die Thatsachen selbst legitimierte Neugestaltung Italiens so zu bekämpfen, wie der Episkopat es thut, müßte sie nicht probabel, sondern sicher und evident erwiesen sein. Die Zweifelhaftigkeit des Vorwurfes nun stellt Passaglia dadurch ins Licht, daß er die beiden Gründe, die jedes Urteil haben muß, den äußeren, d. h. auf die Meinungen der Gelehrten gestützten, und den inneren, d. h. aus bestimmten Prinzipien und ihren Konsequenzen abgeleiteten, in dem vorliegenden Falle untersucht.

Die Charakteristik des ersten Grundes (§ 60) ist ganz in der Art der altjesuitischen Casuistik, hier aber freilich zutreffend. „Statt eine und dieselbe Lehre zu vertreten, sind die Gelehrten in ihren Ansichten geteilt und sprechen entgegengesetzte Meinungen aus, so daß, was für die einen wahr ist, für die anderen falsch, was für die einen probabel, für die anderen improbabel ist." Daher schließt denn Passaglia, man müsse entweder neutral bleiben, oder, falls man sich für eine Meinung entschiede, den Anderen die Freiheit gönnen, anderer Ansicht zu sein. In umschreibender Weise stützt er sich zugleich für diesen

Schluß auf den alten Grundsatz: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.“

Die Untersuchung des zweiten Grundes leitet sich durch die Frage ein (§ 61): „Bieten nun etwa unsere Gegner ein so sicheres und so evidentes Prinzip, daß sie daraus, wie aus einer klaren Quelle, Konsequenzen ableiten können, die genügen, um die Ungerechtigkeit der neuen Konstituierung Italiens klar zu zeigen?“

Daß dies nicht der Fall ist, erweist unser Jesuit dadurch, daß er ausführt, wie die Beantwortung der Frage nach der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des italienischen Königreiches von der Entscheidung der großen Prinzipienfragen abhänge (§ 62. 63): „Welcher Art ist der nächste Ursprung der politischen Autorität? Steht es dem Volke frei, unter dem Drucke der Notwendigkeit oder angesichts eines großen Vorteils die Form einer bereits konstituierten Regierung zu ändern, sie nach den Regeln der Weisheit zu modifizieren oder sie ganz umzustoßen? Haben die Völker das Recht, sich zu einer freien Regierungsweise zu konstituieren und ihre eigene Unabhängigkeit zurückzuverlangen? Wie muß man ein solches Recht ansehen, steht es über oder unter dem Rechte der Fürsten? Giebt es eine natürliche Verpflichtung für die Fürsten, den Besitz ihrer Rechte nicht zurückzuverlangen, wenn dies dem Volke schädlich ist und ein Hindernis seiner Unabhängigkeit wird? Welche politische Bedeutung muß man dem allgemeinen Stimmrecht zuschreiben? Können die sozialen und politischen Fragen durch Plebiscite und Mehrheit der Stimmen entschieden werden? Muß man endlich dem Rechnung tragen, was man vollendete Thatsachen nennt?“

Mit diesen Fragen verbindet er, und dies gewiß nicht mit Unrecht, die anderen (§ 64): „Giebt es nun Einstimmigkeit über diese Prinzipien? Haben die Fortschritte der Rechtswissenschaft alle Zweifel gelöst? Sind wir in der reinen und klaren Atmosphäre der Wahrheit, oder vielmehr in dem Gewölke probabler Ansichten und divergierender Meinungen?“

Und die Antwort (§ 65) kann man auch nicht falsch nennen, daß im Altertum diese Prinzipienfragen nur unklar und verwirrt behandelt seien, daß im Mittelalter zwei diametral entgegengesetzte Meinungen darüber existiert hätten, daß endlich in der Neuzeit viele Gelehrte mit tüchtigen Gründen die Absicht verteidigen, daß man den Nationen, den Plebisciten und den vollendeten Thatsachen eine sehr große Autorität beilegen müsse.

Hieraus ergiebt sich dem Pater für die italienische Frage die Konsequenz (§ 66), daß ihre Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit eine

Sache der Probabilität sei, da beide Ansichten mit gleich stichhaltig scheinenden Gründen vertreten würden, daß aber jedenfalls viele bedeutende Männer die Rechtmäßigkeit verteidigten. — Diese Schlußfolgerung giebt Passaglia dann wiederum Anlaß zu einer Exhortation an die Bischöfe, die sich, wie die früheren, ganz auf die kirchliche Tradition stützt und besonders darauf hinzielt, daß die behauptete Unrechtmäßigkeit des italienischen Königreichs die hartnäckige Weigerung einer Versöhnung mit dem Volke nicht rechtfertigen könne.

Aber hiermit noch nicht zufrieden, geht Passaglia noch weiter und unternimmt es, zu erweisen (§ 70), daß selbst dann, wenn der Ursprung und die Organisation des neuen Königreiches mit Ungerechtigkeit befleckt sei, wenn es nicht rechtlich, sondern nur thatsächlich existiere, es doch die Pflicht der Kirche sei, dasselbe jetzt anzuerkennen. Zunächst stellt er zu dem Zwecke diese thatsächliche Existenz in malerischer Schilderung ins Licht (§ 71):

„Einen einzigen Namen hören wir von den Alpen bis nach Sizilien in Freudenklängen widerhallen, den Namen Viktor Emanuels; Provinzen, Städte und Schlösser stützen sich auf ein einziges und höchstes Regiment; fast die ganze Nation ist in den öffentlichen Komitien repräsentiert, aus denen die heilsamen Gesetze hervorgehen, die für das allgemeine Wohl sorgen; die Steuern werden einer einzigen Regierung bezahlt, und von allen Seiten erhebt sich der einstimmige Wunsch, daß Italien politisch geeint und in seiner vollkommenen Unabhängigkeit stark sei. Wenn man nach dem Beispiele Christi fragt, welches Gepräge die italienischen Münzen tragen, so geben alle dieselbe Antwort: Viktor Emanuel; eine einzige Armee schützt die öffentliche Sicherheit und die Verteidigung der Grenzen; endlich England, Frankreich, Schweden, Dänemark, Holland, Belgien, Amerika, Portugal und andere hochherzige Nationen begrüßen das sich erhebende italienische Königreich. Mit einem Worte: entweder ist überhaupt nichts sicher, oder man muß es als ganz gewiß bezeichnen, daß die politische Einheit Italiens und das ihr entsprossene Königreich sich durch die Thatsache selbst legitimieren; sie werden nicht mehr bloß durch den heißen Wunsch der Italiener gefordert, sondern gehören bereits dem Gebiet der Geschichte an."

An diese Schilderung schließt sich eine außerordentlich lehrreiche, auf eine ganze Reihe von Beispielen gestützte Darlegung des Verhaltens der katholischen Kirche in analogen Fällen, eine Darlegung, die besonders für alle die lehrreich ist, welche sich durch die mit immer größerer Frechheit zu Markte getragenen Phrasen unserer Ultramontanen von der Papstkirche als der Stütze der Throne und dem Hort

der Legitimität blenden lassen. Hier werden jene nicht von einem häretischen und schismatischen, also von vornherein verdammten und jedenfalls unglaubwürdigen Protestanten widerlegt, sondern von einem Priester der allerheiligsten Gesellschaft Jesu.

Passaglia zeigt uns nämlich an der Hand der Geschichte die allezeit von der katholischen Kirche, gegenüber den nur thatsächlich existierenden Staaten, befolgte Verhaltungsmaßregel, die (§ 72) durch Clemens V., Johann XXII., Pius II., Sixtus IV., Clemens XI. und Gregor XVI. direkt gelehrt und immerfort befolgt und bestätigt worden ist, nämlich (§ 73): „Das Wohl der Kirche, das Heil der Seelen, die von Gott den Hirten gegebene Mission erheischen, daß die Kirche die politischen Akte und die aus dem menschlichen und bürgerlichen Recht hervorgehenden Streitigkeiten laufen läßt und friedlich den thatsächlich existierenden Staaten, die ihre Garantie in dem Besitzstande haben, die Hand reicht, und daß sie ihnen nichts von dem verweigert, was die christliche Gesellschaft blühend machen kann."

Der Jesuiten-Pater beschwört (§ 74) daher auch den gegenwärtigen Papst, sich an diese Regel zu halten, und führt zu noch größerer Evidenz die Handlungsweise (§ 75) des Ambrosius, Augustinus und Gregors des Großen gegen die Usurpatoren Maximus, Bonifazius, Phocas an. Zumal der Brief Gregors an den grausamen Kronräuber Phocas, den Passaglia (§ 76) mitteilt, charakterisiert trefflich das Verhalten der Päpste denen gegenüber, die zwar nicht das Recht, aber die Macht in Händen haben. — Aber ob wir auch solche Handlungsweise gewiß nicht des „Statthalters Christi" würdig nennen können, so ist es doch nicht mehr als konsequent, wenn der Jesuit auch den jetzt regierenden Papst auf die Beispiele seiner Vorfahren hinweist. — Und stichhaltig ist es jedenfalls, wenn Passaglia weiterhin sagt (§ 77): „Nur so vermeidet man es, daß der als bourbonisch und österreichisch bezeichnete Klerus den Namen katholisch verliert, und daß diejenigen, welche zu den heiligen Streitern gehören, sich in die weltlichen Angelegenheiten einmischen." — In der bisherigen Nichtbefolgung dieser Regel aber sieht er (§ 78) die Ursache des traurigen Umstandes, daß, während anderswo die Geistlichkeit zum Volke gehört und mit ihm geht, in Italien ein so trauriger Zwiespalt und dadurch bei so Vielen Abneigung gegen die Kirche und ihr Priestertum herrscht. — Uebrigens zeigt gerade diese Parallele mit anderen Bischöfen, vor allem denen Ungars und Polens, die traurige und leider immer stärker hervortretende Seite der italienischen Bewegung, daß sie der allgemeinen revolutionären Partei die Hand reicht. Daß freilich gegen dieselbe

am allerwenigsten der römisch-katholische Episkopat Schutz gewährt, beweisen wiederum gerade Polen und Ungarn.

Doch folgen wir dem Verfasser weiter in seiner Widerlegung der gegnerischen Einwendungen, auf deren gewichtigste er erst jetzt kommt, indem er sie selbst als solche einführt (§ 79): „Kann man hoffen, daß die Bischöfe sich dem italienischen Königreich günstig zeigen, so lange der römische Papst selbst nicht seine Opposition aufgiebt und dem italienischen Volke den heiß ersehnten Frieden gewährt? . . Ja, so lange Pius IX. bei dem so oft wiederholten Non possumus beharrt, so lange er die italienische Sache bekämpft und den Italienern Frieden und Gemeinschaft verweigern zu müssen glaubt, werden die katholischen Bischöfe der Handlungsweise ihres Hauptes folgen. Deshalb müssen alle unsere Anstrengungen dahin gehen, vom römischen Papste zu erlangen, daß er allen Zorn und alle Empfindlichkeit aufgiebt und endlich, durch die Klagen Italiens und die Wünsche der zivilisirten Nationen gerührt, den bisher verweigerten Frieden gewährt."

Drei Dinge aber sind es vor allem, die sich der Erfüllung dieses Wunsches entgegenzustellen scheinen: die feierlichen und oft wiederholten Erklärungen des Papstes, die vollendeten Thatsachen nicht anerkennen zu können; seine eidliche Verpflichtung, nicht zu gestatten, daß das Patrimonium Petri irgend einen Schaden erleide; endlich die Behauptung, daß der Verlust der politischen Unabhängigkeit auch die geistliche Unabhängigkeit und Freiheit in Gefahr bringe.

Was zunächst die öfteren Erklärungen des Papstes über die italienischen Verhältnisse anbetrifft, so fragt unser Jesuiten-Pater (§ 80), „ob sie etwa zufällig dogmatischer Art seien, ob sie von dem Stuhle des heiligen Petrus ausgingen, folglich unveränderlich, oder ob sie nicht vielmehr ihrer eigenen Natur zufolge veränderlich seien und, falls es ratsam erscheine, verändert werden könnten?" — „Niemand kann so unwissend oder so verwegen sein, um diese päpstlichen Erklärungen für dogmatisch und unveränderlich zu erklären." — „Vielmehr sind sie materieller, irdischer, menschlicher und weltlicher Natur, wie das politische Reich, dessen Verteidigung man unternimmt, irdisch, menschlich und weltlich ist; und ebenso sind auch die Argumente, auf welche sie sich stützen, menschlich und daher Veränderungen unterworfen. Folglich können die Umstände es mit sich bringen, daß eine Veränderung der päpstlichen Erklärungen nicht nur untadelhaft, sondern selbst lobenswert ist."

„Wie sind nun aber die Umstände? Wie ist die öffentliche Lage?" So fragt Passaglia weiter (§ 81), um sie folgendermaßen zu schildern.

„Nach dem Zugeständnis aller weisen und ehrlichen Männer ist das päpstliche Gebiet in einem solchen Zustande, und die italienische Nation so weit vorgeschritten, daß man nicht zu dem alten Zustande zurückkehren, noch den Lauf der Ereignisse aufhalten, noch die politische Einheit Italiens verhindern kann ohne eine tief eingreifende Verwirrung und ohne schweren Nachteil für die bürgerliche und kirchliche Gesellschaft." — Und er schließt folgerichtig: „Da also die päpstlichen Erklärungen gegen die Lage der Dinge veränderlicher Natur sind, und da die Umstände eine Aenderung erheischen: was bleibt da bei Gott anderes übrig, als daß der Papst, nachdem er bisher von seiner Festigkeit Zeugnis gegeben, nunmehr durch eine weise und notwendige Nachgiebigkeit noch größeren Preis erwerbe?" — „Eine Veränderung früherer Ansichten ist in solchem Falle dabei auch nach der Lehre der Kirchenväter pflichtgemäß, und wir haben" — so endigt Passaglia — „die feste Ueberzeugung, daß man in kürzester Zeit die päpstliche Würde durch ihre Nachgiebigkeit wie Gold glänzen sehen wird, nachdem man sie bisher durch ihre Festigkeit wie Silber hat glänzen sehen."

Dieser Nachgiebigkeit setzt man nun freilich (§ 82) die eidliche Verpflichtung des Papstes entgegen, nie irgend eine Schädigung des Patrimoniums Petri zu dulden. Aber der gewandte Jesuit weiß auch diese Schwierigkeit zu lösen. „Gewiß, es kennt jeder den Eid des Papstes und die von ihm eingegangenen Verpflichtungen. Aber wer weiß nicht auch, daß die von Pius V. vorgeschriebene und von Urban VIII. bestätigte Eidesformel sich nur auf Zessionen des päpstlichen Gebietes bezieht, die aus Familien-Interesse und für Privatvorteile gegen das öffentliche Wohl gemacht werden könnten? Wer weiß nicht, daß die eidliche Verpflichtung, wie heilig sie auch ist, doch nicht ganz bedingungslos ist, da ja der Eid nach Augustin nicht dazu da ist, um ein Band der Ungerechtigkeit zu sein? Wer weiß nicht, daß die eidlich eingegangene Verpflichtung aufhört, wenn es unmöglich ist, ihr nachzukommen? Und weiß man nicht auch, daß die weltliche Herrschaft des Papstes ein Gut ist, das einer Kompensation fähig ist? Weiß man nicht auch, daß Umstände eintreten können, wo es eine Gewissenspflicht ist, statt dieses Gutes, das man zu bewahren geschworen hat, aber nicht mehr bewahren kann, ein anderes anzunehmen, das ihm äquivalent ist oder gar noch größeren Wert hat?"

Diese Fragen werden dann noch näher erklärt (§ 83): „Es ist von der Pflicht gefordert, sorgsam zu untersuchen, welchen Wert der Eid hat; worauf er zielt; ob der Papst materiell und moralisch das halten kann, was er versprochen hat; ob es für das Wohl des Staates

und des apostolischen Stuhles vorteilhaft ist, daß er es energisch festhalte, und ob nicht solche Ereignisse eingetreten sind, daß es am Platz und pflichtgemäß ist, statt eines Gutes, welches man nicht ohne schweren Schaden bewahren kann, ein anderes ihm äquivalentes oder noch größeres anzunehmen."

Die Erwägung aller dieser Punkte bringt den Verfasser zu dem Resultat (§ 84): „Welchen Wert man auch dem päpstlichen Eide beilegen mag, so ist doch jetzt der Papst durch keine Pflicht gebunden, sein Versprechen zu halten, weil der Eid nie ein Band der Ungerechtigkeit werden darf; weil er uns nie zu etwas verpflichten kann, was nicht in unserer Macht ist; weil man sonst den vollständigen Ruin der Kirche und der Gesellschaft hervorrufen würde. Wir wiederholen daher, daß es von der höchsten Notwendigkeit ist, Pius IX. zu bestimmen, sich im Interesse der Kirche und der Gesellschaft für die Zukunft aller politischen Sorge, die Regierung der römischen Staaten betreffend, zu entschlagen, um sofort und freiwillig ein anderes äquivalentes, ja noch wichtigeres Gut anzunehmen."

Dieses Aequivalent nun findet Passaglia in dem von dem italienischen Parlament einstimmig proklamierten Prinzip der freien Kirche im freien Staate (§ 85). Mit feurigen Worten vertritt er dies Prinzip, um mit den Worten Augustins zu schließen, daß man alle Liebe zur Welt unterdrücken und nur Liebe zu Gott haben müsse.

Diese Worte bringen ihn aber zugleich auf den Haupteinwand (§ 86), daß die Liebe von der Klugheit getragen sein müsse, und daß letztere lehre, daß der Verlust der bürgerlichen Majestät den Verlust der priesterlichen nach sich ziehen, daß mit dem Untergang der politischen Unabhängigkeit auch die Unabhängigkeit und Freiheit des Papstes selbst in Gefahr kommen werde. — Doch wie hierin der Haupteinwand der Gegner liegt, so erreicht auch gerade hier Passaglias Erörterung ihren Glanzpunkt, und gerne erinnern wir uns unwillkürlich dabei jener Typen eines ernsten mittelalterlichen Katholizismus, denen wir auch da unsere Bewunderung zollen, wo unsere eigene Ansicht am weitesten abweicht.

Gleich die Einleitungsworte lassen uns sofort wieder in eine frische, lebendige Ueberzeugung hineinblicken (§ 87): „Wenn ich solche Sachen höre und darüber sinne, so wird mein Herz tief betrübt, und ich weiß nicht, womit ich anfangen, womit ich endigen soll. — Denn was ist dies in Wahrheit für eine Lehre? Ist sie modern oder alt, irdisch oder himmlisch, fleischlich oder geistig? — Alt ist sie mindestens nicht; denn von Petrus bis auf Stephan, im Laufe von sieben Jahrhunderten,

war es unerhört, daß die Majestät des Papstes ihren Glanz von der Majestät des Fürsten erhalte, oder daß die kirchliche Freiheit beschränkt werde oder gar untergehen würde ohne die politische Unabhängigkeit des Bischofs von Rom." — Nachdem Passaglia hierauf an die Päpste Sylvester, Marcus, Julius, Siricius, an Clemens, Zephyrin, Victor, Cornelius, an Damasus, Innocenz, Cölestin, Leo, Agathon erinnert hat, fragt er (§ 88), „welcher von allen diesen durch weltliche, fürstliche Gewalt mächtig gewesen sei oder durch seine politische und menschliche Unabhängigkeit geglänzt habe, ob sie nicht alle Unterthanen der römischen Kaiser gewesen seien in allem, was sich auf das öffentliche und bürgerliche Leben bezog." — Ebenso wenig aber wie jene Lehre alt ist, ist sie himmlisch oder geistig, vielmehr eine ganz irdische und fleischliche; Majestät und Freiheit des Papsttums haben einen ganz anderen Ursprung, eine ganz andere Bedeutung.

Was zunächst seine Majestät anlangt (§ 89—91) — „wer muß nicht, falls er wahrhaft orthodox ist, die Idee, daß sie von der weltlichen, fürstlichen Majestät abhängig sei, verwerfen? wer nicht auf's Eifrigste, als wenn es sich um Altar und Vaterland handelte, die These verteidigen, daß die höchste Macht des Papstes einzig aus der göttlichen Einsetzung Christi abzuleiten ist, aus der es erhellt, daß die legitimen Nachfolger Petri die sichtbaren Stellvertreter Christi auf Erden sind? — Christus aber hat gewollt, daß seine Nachfolger auf Erden durch die Größe und Ehre glänzten, deren Lehrer und Repräsentant er war, die von jeder weltlichen Lust fern, die wie er sanftmütig und von Herzen demütig ist." — So beruht denn die Majestät des Papstes als Stellvertreters Christi auf nichts weniger wie auf irdischem und weltlichem Pomp, vielmehr auf himmlischen Gütern und apostolischen Tugenden, kann ihm also auch durch nichts entrissen werden. Jede andere Bestrebung aber ist nach der Lehre der Kirchenväter verwerflich.

Wenn aber nicht die Majestät, so soll doch nach der Meinung vieler wenigstens die kirchliche Freiheit des Papstes abhängig sein von seiner politischen Unabhängigkeit (§ 92—94); und da diese Furcht eine weit verbreitete ist, so muß sie von den aufrichtigen Freunden des Friedens um so genauer untersucht werden. Freiheit bezeichnet nun ebensowohl das Recht und die volle Gewalt, als auch die Leichtigkeit, etwas zu thun oder zu haben. Es fragt sich daher, ob die politische Unabhängigkeit des Fürsten notwendig ist sowohl zur Erhaltung seiner souverainen Autorität, zu binden und zu lösen, seine Brüder in ihrem Glauben zu stärken, die Herde Christi zu weiden,

als zur unabhängigen und freien Ausübung dieses apostolischen Berufes.

Ueber die erste Art von Freiheit nun können (§ 95) alle Katholiken nur eine Meinung haben, nämlich „daß alle Rechte und alle Autorität des Papsttums einen göttlichen und himmlischen und nicht einen menschlichen und irdischen Ursprung haben, woraus folgt, daß diese Rechte unveränderlich sind, und daß diese Autorität weder vergrößert noch verkleinert werden kann. Folglich kann darüber gar nicht diskutiert werden, sondern es gehört direkt zum katholischen Glauben, unerschütterlich zu denken und standhaft zu bekennen, daß Rechte und Autorität des Papsttums weder in Abhängigkeit von, noch in irgend einer Beziehung zu der politischen Freiheit des Fürsten stehen."

Dagegen soll nun die andere Art von Freiheit in Frage gestellt sein (§ 96), wenn der Papst ein Unterthan wird, und es soll die weltliche Herrschaft festgehalten werden müssen, damit der apostolische Beruf einer vollkommenen Freiheit genießt und nie dem Argwohn ausgesetzt ist, einem fremden Einfluß zu unterliegen. — Auch dieser Einwand aber ist nicht stichhaltig. Denn „zunächst fragt es sich (§ 97), welche Leichtigkeit der Papst in der Erfüllung der Funktionen seines Berufes fordert. Er würde sich von der Wahrheit entfernen, wenn er glaubte, daß alles nach seinem Gutdünken gehen müßte, und daß alle Welt verpflichtet sei, zu seinem Glück beizutragen. In der That ist solche von allen Hindernissen befreite Leichtigkeit der Handlungsweise ebenso in Widerspruch mit den Weissagungen Christi und den Zeugnissen der Apostel (welche Verleumdungen, Leiden und Verfolgungen als die irdische Belohnung für die treuen und aufrichtigen Bekenner des Evangeliums hinstellen), als sie sich von der Natur der Dinge und den Beispielen der Geschichte entfernt." — „Außerdem kann es (§ 98) keine Verschiedenheit zwischen der Erscheinung des Papsttums und der von ihm im Namen Christi geleiteten Kirche geben. Die Kirche aber muß nach den Worten ihrer Väter auf Erden einen schwierigen Weg gehen und einen harten Streit führen, um triumphieren zu können." — „Unsere Gegner sind überhaupt (§ 99) in Widerspruch mit dem Evangelium, mit der Geschichte und mit den besonderen Bedingungen der streitenden Kirche, wenn sie ihr Hauptargument zu Gunsten der Vereinigung der bürgerlichen Macht und des Papsttums in einer Leichtigkeit in der Ausübung des apostolischen Berufes sehen, die von allen Hindernissen frei sein soll." — „Wie kann man also behaupten (§ 100), daß die Freiheit des apostolischen Berufes in Gefahr ist, wenn der Papst, nachdem der Kultus Gottes gesichert ist,

als Bürger den Fürsten weltlicher Institution unterworfen ist? Diese Unterwerfung ist der kirchlichen Freiheit nicht entgegengesetzt; sie bietet der Ausübung der apostolischen Funktionen keine Schwierigkeit; vielmehr ist es eine gesunde und durch das eigene Beispiel des Herrn bestätigte Lehre, daß die Freiheit des Papstes vollständig und unversehrt bleibt, wenn er in dem, was den Kultus Gottes betrifft, niemanden unterworfen ist und einer vollkommenen Unabhängigkeit genießt, wenn ein unverletzliches Gesetz die Notwendigkeit für Staat und Kirche sanktioniert, einer gleichen Freiheit in dem Gebiete ihrer Befugnisse zu genießen, so nämlich, daß die freie Kirche dem freien Staate gegenübersteht." — „Denn wahre Freiheit ist doch schließlich allein nur die (§ 101), daß wir uns freiwillig und mit Liebe zum Guten wenden. Und so müssen denn alle diejenigen, welchen die wahre Freiheit des Papstes am Herzen liegt, alle ihre Anstrengungen anwenden, nicht zur Erhaltung seiner bürgerlichen Macht, sondern um ihn zu veranlassen, Christo möglichst vollkommen nachzufolgen. So nur wird sich der Papst die Liebe der Christen sichern; so nur werden die Nationen ihm freiwillig gehorchen; so nur wird er selber von Christo die vollkommene Gnade und Freiheit erlangen." — So fordert ihn endlich schon der heilige Bernhard (§ 102) in ergreifender Weise auf.

Daher — so lautet das Schlußresultat der ganzen Erörterung (§ 103) — „wenn es Zeiten gegeben hat, in denen die Zustände der menschlichen Gesellschaft die Vereinigung der bürgerlichen Macht mit dem Papsttum zu fordern schienen, so ist heutzutage die öffentliche und private Situation dermaßen verändert, daß für den Papst selbst nichts wünschenswerter sein muß, als die Trennung des Szepters und der Schlüssel, der priesterlichen Tiara und des königlichen Diadems. Diese Trennung wird einstimmig von denen gefordert, welche noch der päpstlichen Regierung unterworfen sind (aber gegen ihren Willen und durch die Macht fremder Waffen); sie wird ebenso einstimmig von allen italienischen Völkerschaften gefordert, welche es nicht länger ertragen können, daß das neue Königreich Roms, seiner Hauptstadt, beraubt sei; sie wird endlich nicht minder einstimmig von den zivilisierten Nationen Europas gefordert, die durch die schlagendsten Argumente überzeugt sind, daß die weltliche Macht der Religion und dem Papsttum nur schädlich ist und selbst ihren Ruin herbeiführen kann." Und so wird der Papst denn nochmals feierlich beschworen, mit aller Hirtensorgfalt die schweren Gefahren abzuwenden, welche die schwachen Glieder Christi bedrohen.

In solcher Weise malt uns diese Schrift Passaglias eine geistige Tendenz, die auf katholischem Boden nicht auffällig genug genannt werden könnte, wenn nicht überhaupt die Jetztzeit uns so viele neue Erscheinungen brächte, daß wir gewissermaßen auch an Ungewohntes gewohnt sind. Mag Passaglia Recht oder Unrecht haben, mag seine Stimme zu Rom beachtet werden oder nicht, — nicht in dem Resultat dieser Bewegung liegt ihre merkwürdigste Seite, sondern darin, daß sie überhaupt existiert, und daß ein übergroßer Teil des niederen Klerus begeistert diese Ansichten aufnimmt. Denn es ist doch wahrlich eine Tendenz, wie sie vor gewiß nicht langer Zeit für unmöglich gegolten haben würde, und wie sie zumal da auffallen muß, wo die bekannten Tiraden unserer Ultramontanen durch ihre beständigen Angriffe auf die evangelischen Konfessionen den Blick von den inneren Zuständen des römischen Katholizismus abzulenken suchen! — Daß freilich unter der großen Schar derer, die sich gefallen lassen müssen, zu den sogenannten katholischen Millionen gezählt zu werden [1]), massenhafte Unzufriedenheit herrscht, das hat die deutschkatholische Bewegung gerade dadurch ins Licht gestellt, das sie bei ihrer inneren Hohlheit und Unhaltbarkeit doch so allgemeinen Anklang fand. Im Passaglismus aber erhebt sich aus dem Klerus selbst eine scharfe und doch um nichts weniger orthodoxe Opposition gegen das herrschende System.

Doch wir sind mit unserer Zeichnung seiner Tendenzen noch nicht zu Ende; denn bereits hat derselbe Passaglia sich ebenfalls über zwei spezielle Fragen ausgesprochen, deren Erörterung nicht minder zu den merkwürdigsten Zeichen der Zeit auf katholischem Terrain zu zählen ist. Gehen wir daher noch kurz auf diese beiden kleineren Schriften ein!

Dem Gegenstand nach eng mit dem Hauptwerk zusammenhängend, zeigt die zweite Schrift uns noch klarer die gleiche Hoffnung auf den endlichen Sieg der jungen italienischen Freiheit, mit welcher die unbedingte Anhänglichkeit an das römische Papsttum, an den auf Rom gestützten Katholizismus in so merkwürdiger Verbindung steht.

2. De l'obligation pour le pape, évêque de Rome, de rester dans cette ville, quoique elle devienne la capitale du

---

[1]) Wie man nicht nachläßt — obgleich man es besser wissen muß und auch besser weiß — mit diesen Millionen zu paradieren, beweisen ja gerade wieder bekannte, vor kurzem an höchster Stelle in feierlichstem Moment aufgedrängte Worte. (Es ist die Krönung von König Wilhelm in Königsberg und seine dortige Begrüßung durch die Bischöfe gemeint.)

royaume Italien, par Ernest Filalète. (Ernesto Filalete: Obbligo del Vescovo Romano e Pontefice massimo di risiedere in Roma, quantunque metropoli del Regno Italico.)

Wie der Titel und die Einleitungsworte (§ 1) sofort klar zum Ausdruck bringen, handelt es sich hier um eine Erörterung der Frage, ob der Papst das Recht hat, Rom, das historisch (?) seit dem Jahre 42 der Sitz des heiligen Petrus, das dogmatisch der lebendige Mittelpunkt des Christentums ist, zu verlassen. Gerade die als Stützen gegen seine Verpflichtung, im Vatikan zu residieren, vorgebrachten historischen Beispiele von der Handlungsweise Pius' VI. am 20. Februar 1798 und Pius' VII. am 5. Juli 1809 beweisen das Gegenteil, indem beide Päpste es gleich sehr aussprachen, daß sie nur durch die Gewalt gezwungen ihre Herde verließen (§ 2—5).

Als Hauptargument dient aber unserem Jesuiten-Pater die Entscheidung einer zur Zeit Alexanders III. behandelten Streitfrage, ob der Papst den Vatikan mit einem anderen Stadtteil, etwa dem Quirinal, vertauschen könne; und zwar werden die damaligen Erörterungen des Kardinals Pallavicini und des Lucas Holstenius teils wörtlich aufgeführt, teils zu spezielleren Anwendungen benutzt (§ 6—41).

Pallavicinis Urteil war nämlich, daß sich die Verpflichtung nur auf die Diözese beziehe, daß die Residenz in dieser aber eine nicht zu umgehende Pflicht sei, teils um Aergernis zu vermeiden, teils wegen der ernsten Nachteile, die für die Christenheit aus der Abwesenheit des Papstes von Rom erwachsen könnten.

Holstenius dagegen, den seine Zeitgenossen[1]) als einen Mann von antiker Religiosität, als einen ernsten Christen, dem aller bloß äußere Pomp verhaßt war, schildern, erklärt es sogar für unbedingte Verpflichtung des Papstes, im Vatikan zu residieren.

Wir wollen die ausführlichen Erörterungen nicht wiederholen und nur auf einzelne Aeußerungen aufmerksam machen, die im Munde eines Jesuiten nicht genug zu beachten sind.

Es ist nach Passaglia (§ 12) eine Verleumdung bei Febronius u. a., daß der Papst der unumschränkte Herr der Kirche sei, da er im Gegenteil das vollkommenste Vorbild der Disziplin und des Gesetzes sein soll.

Er unterscheidet (§ 14) zwischen dem Papst als Bischof in Rom, der seinen Sitz zu Johannes a Laterane hat, und dem Papst als all-

[1]) Daß die früheren Glaubensgenossen des bekannten Konvertiten etwas anders urteilen, nimmt dem Argument Passaglias nichts von seiner Bedeutung.

gemeinem Bischof, dessen Sitz bei dem Grabe des heiligen Petrus, im Vatikan, sein soll, weil von diesem Grabe der Papst in den Augen der christlichen Welt den Beweisgrund seiner geistigen Macht hat, so daß er, wenn er von ihm entfernt ist, zwar für den Glauben Papst bleibt, aber in der allgemeinen Meinung viel von seiner Majestät verliert.

Denn gerade die Würde, die ihm als dem persönlichen Nachfolger Petri zukommt, soll nach der Vorschrift der Kirche auf alle Weise dargestellt werden, vor allem durch seine Funktionen am Orte dieses Grabes. — Für die Wichtigkeit dieses Umstandes werden zahlreiche Beispiele angeführt, worunter als für den Verfasser charakteristisch die besondere Hervorhebung der Proklamation des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis auffällt.

Sein Grundprinzip aber, das auch wir nur billigen können, ist, daß der Papst nicht in äußerem Pomp und glänzenden Kavalkaden, sondern in echt apostolischer demütiger Handlungsweise seine höchste Ehre suchen müsse. — „Denn er bedarf keiner Regierung, wie die Höflinge sie wünschen, sondern wie die Frommen sie begehren, die Gott mit Thränen und Seufzen anrufen" (§ 36, 39).

Wenn nun die Anwendung der Erörterungen des Holstenius auf die Jetztzeit den Hauptteil der Schrift bildet, so ist doch auch ihr eine Widerlegung der von den Gegnern vorgebrachten Einwände angehängt (§ 42—52).

Der Erinnerung an die Rückkehr des Papstes 1849 setzt der Verfasser die gewaltige Verschiedenheit der gegenwärtigen von der damaligen Bewegung entgegen. „Und Gott möge die Päpste in Ewigkeit vor solchen Triumphen bewahren, die ihnen die Liebe ihrer Unterthanen kosten und sie selbst zu Sklaven fremder Waffen machen."

Gegenüber dem anderen Einwand, daß der Papst nicht die Gegenwart einer usurpatorischen Gewalt tolerieren und durch diese Toleranz stärken dürfe, erinnert er an die Päpste unter den Exarchen und Lombarden und bezeichnet es als eine verbrecherische Politik, wenn der Papst exilierte, um durch sein Exil die Welt in Flammen zu setzen. Zugleich kann nach ihm nur der Vorsehung Gottes dafür gedankt werden, wenn sie den Papst der Sorgen für weltliche Angelegenheiten enthebt.

Aus der grenzenlosen Verwirrung aber, die die Abwesenheit des Papstes von Rom hervorrufen würde, würde nach Passaglia die protestantische Propaganda den Hauptvorteil ziehen.

„Es ist endlich schon traurig genug, daß, während die Päpste immer mächtig in Italien waren, während Pius IX. einst selbst als ein neuer Stern begrüßt wurde, man jetzt nichts von diesem Einflusse spürt, fast seine Gegenwart bezweifeln möchte. Wie würde es erst sein, wenn der Papst Rom verlassen hätte!" — „Darum ist zu hoffen, daß die Kalamitäten von Avignon, Pisa, Konstanz, Basel sich nicht wiederholen mögen."

Noch eigentümlicher als diese zweite, ist im Munde eines orthodoxen, ja eines jesuitischen Katholiken der Inhalt der letzten Broschüre:

3. De l'excommunication. Observations d'un prêtre catholique. Par Ernest Filalète. (Ernesto Filalete: Della scomunica. Avvertenze di un Prete catolico.)

Gerade wie bei den früher genannten liegt auch bei dieser Schrift die Bedeutung nicht in der äußeren Veranlassung, sondern in den darin ausgesprochenen Ideen. Der Zweck ist wiederum ein zeitlicher, hier speziell der, die Ungiltigkeit der auf Piemont geschleuderten Exkommunikation zu erweisen, vor allem aber die für das Seelenheil des exkommuniziert gestorbenen Cavour besorgten Gemüter zu beruhigen. Dies könnte, wie interessant es auch für Italiener sein mag, uns gleichgiltig lassen, ganz anders aber ist es mit den zu diesem Zweck von dem Jesuiten-Pater gebrauchten Argumenten.

Der Verfasser beginnt damit (§ 1—6), daß die Verfügungen der Autorität in Achtung stehen müssen, und am meisten natürlich die der übernatürlichen und unmittelbar göttlichen Autorität, weil die von ihr ausgehenden kirchlichen Zensuren und Strafen sich nicht bloß auf dieses, sondern auch auf das zukünftige Leben erstrecken. Darum ist es evident, daß man nicht vorsichtig genug sein kann in allem, was diese kirchlichen Strafen angeht. Zu ihrer richtigen Beurteilung leiten aber sehr bestimmte Prinzipien.

Das erste derselben ist (§ 7—9): „Die römischen Päpste selber erklären feierlich, daß sie zuweilen in der Anwendung der kirchlichen Strafen und Zensuren in Irrtum geraten können; sie fügen hinzu, daß die betroffenen Personen das Recht haben, von ihrer Sentenz zu appellieren, und daß die päpstliche Autorität streng verpflichtet ist, diese Reklamationen zu hören und ihnen Recht widerfahren zu lassen." — Aus den eigenen Worten Alexanders III. wird speziell erwiesen, daß der Papst außer in rein dogmatischen Sachen nicht unfehlbar ist, daß

er durch die Bosheit anderer getäuscht werden kann, daß die Bischöfe das Recht haben, seine Befehle zu untersuchen, daß er sich von ihnen wie einst Petrus von Paulus sich belehren lassen muß.

Das zweite damit verbundene Prinzip lautet (§ 10—13): „Die Päpste proklamieren feierlich, daß, zufolge ihrer Fehlbarkeit in dem Dekretieren solcher Strafen und Zensuren, der Fall möglich ist, daß eine vor der Kirche exkommunizierte Person es nicht vor Gott ist, und umgekehrt." So Passaglia nach keinem geringeren als Innocenz III. Er weist daher die insolente Meinung derer als absurd und antichristlich ab, welche ohne genügenden Grund dogmatisch verkündigen, daß ein durch die Kirche exkommunizierter Mensch auch im Himmel exkommuniziert sei, und daß er, wenn er in solchem Zustande sterbe, dort nur die Verdammnis erwarten könne.

Es fragt sich daher, welches die Bedingungen sind, daß ein auf Erden durch die Exkommunikation gebundener Mensch auch vor Gott gebunden sei (§ 14, 15). Und Passaglia macht, außer einer Verweisung auf den Kirchenrechtslehrer Berardi, auf diesen meist zu großem Schaden vergessenen Punkt aufmerksam.

Nach dem Kardinal Damiani nämlich (in seinen Briefen an Alexander II.) darf die Exkommunikation nur in Sachen, die den katholischen Glauben angehen oder rein geistig sind, angewandt werden (§ 16—18). Dies war die Gewohnheit der ersten sieben Jahrhunderte[1]); erst später wurde man so verschwenderisch mit Zensuren und Anathemen, d. h. in halbbarbarischen Zeiten, deren Weisheit und Heiligkeit nicht entfernt der der früheren Jahrhunderte gleichen; und statt die Bedeutung der kirchlichen Strafen zu erhöhen, wurden sie durch diese Praxis erniedrigt oder besser wertlos gemacht.

Das obige Prinzip tritt noch klarer hervor durch den Unterschied, den die Kirchenlehrer zwischen Exkommunikation und Anathema machen (§ 19—23); letzteres ist eine Verurteilung zum ewigen Tode, erstere ein züchtigendes Heilmittel. Daher trifft das Anathema diejenigen, bei denen keine Hoffnung auf Bekehrung mehr möglich ist, also solche, die trotz der Exkommunikation hartnäckig verstockt bleiben; den Exkommunizierten aber ist ihr kirchliches Bürgerrecht nicht unbedingt genommen.

Besonders verteidigt wird ferner die Beschränkung der Ex-

---

[1]) Wie häufig macht unser Jesuit diesen Unterschied zwischen der früheren und späteren Zeit des Katholizismus! Wie glänzend wird somit jetzt dieser von den Reformatoren immer aufgestellte Unterschied gerechtfertigt!

kommunikation auf rein geistige Sachen durch Gerson (§ 24—29), sowohl dadurch, daß er sie eine rein geistige Waffe nennt, weil die Autorität, sie anzuwenden, von Christo kommt, als besonders dadurch, daß er die Liebe zur Basis des kirchlichen Baues macht.

Um nun aber bestimmen zu können, wann die Anwendung dieser Waffe zur Verteidigung irdischer und vergänglicher Güter begonnen, und warum die kirchliche Autorität sich hierzu entschlossen hat, muß zunächst an drei kirchliche Prinzipien erinnert werden (§ 30—38): an die unbedingte Unterscheidung der zwei souveränen Gewalten, nämlich der übernatürlichen, religiösen Gewalt, die der Kirche eignet, und der natürlichen, bürgerlichen, der menschlichen Gesellschaft eignenden Gewalt; an den besonderen Charakter dieser beiden Gewalten und ihre wechselseitige Unabhängigkeit, was ihren Zweck und ihre Mittel anlangt; endlich bei der priesterlichen Autorität insbesondere an die Unterscheidung zwischen der ursprünglichen und wesentlichen und der zufälligen, späteren und veränderlichen Autorität, zu welcher letzteren verschiedene gesetzliche Akte gehören, von denen sich in den ersten Jahrhunderten noch keine Spur findet.

Nach dieser Erinnerung kann die Frage nach dem Ursprung der Anwendung der Exkommunikation zur Verteidigung weltlicher und irdischer Sachen beantwortet werden (§ 39, 40). Dieser Ursprung liegt nämlich in den weltlichen Dotationen der Kirche [1]), die sie von der Freigebigkeit des Staates erhalten hatte und nun gegen ihre Gegner mit geistigen Waffen verteidigte; somit stammt also die Ausdehnung der ursprünglichen Gewalt der Zensur aus einer menschlichen und zufälligen Gewalt und muß daher aufhören, sobald letztere aufhört.

Die durch diesen Mißbrauch verursachten Uebel sind nun so zahlreich, daß die Geschichte der römischen Päpste den bittersten Schmerz hervorruft durch die Erinnerung an so traurige Resultate, wie (nach Gerson) die größte Verwirrung in der Kirche, die Verachtung der Exkommunikation, das Verderben vieler Seelen es sind; und das wahre Interesse der Gläubigen und der Kirche, ihrer Mutter, fordert seine definitive Aufhebung (§ 41—43).

Diese Notwendigkeit erhellt besonders aus den zahllosen Uebelständen, die die bei weltlichen Streitfragen so urteils- und lieblos

---

[1]) Gerade derartige von katholischer Seite vorgebrachte Beweise für die Verderblichkeit der weltlichen Macht der Kirche können gewiß nie genug beachtet werden.

geschleuderten Exkommunikationen hervorriefen [2]). — Passaglia erinnert an die Nichtanerkennung der Exkommunikationen in Frankreich, besonders unter Ludwig XIV. und unter Napoleon, an die durch die Opposition gegen den päpstlichen Mißbrauch hervorgerufenen gallikanischen Beschlüsse, an die ähnlichen Beispiele anderer Länder, endlich an die berühmten Worte Victor Emanuels: „Gestützt auf die öffentliche Meinung und die Liebe meiner Völker, werde ich kein Recht und keine Freiheit schmälern oder verletzen lassen; fest wie meine Vorfahren, katholische Souveräne, in der dem Haupte der Kirche schuldigen Verehrung, werde ich, wenn die kirchliche Autorität geistige Waffen zur Verteidigung weltlicher Interessen anwendet, in dem Zeugnis meines Gewissens und in den Traditionen meiner Familie die Kraft finden, die bürgerliche Freiheit und die Autorität, die ich nur vor Gott und meinem Volke zu verantworten habe, ungeschmälert zu erhalten" (§ 44–47).

Die zu gleicher Zeit in Frankreich stattfindende Erinnerung an das organische Gesetz, daß kein päpstliches Aktenstück ohne die Autorisation der Regierung veröffentlicht werden dürfe, führt den Verfasser auf diese, gerade auch durch jenen Mißbrauch veranlaßte Praxis, sowie auf das zu ihrer eigenen Verteidigung von den Fürsten usurpierte „Placet" (48—51). — Beachtungswert ist wieder ganz besonders der Schluß, zu dem ihn diese Erwägung führt: „Wenn die Kirche die Aufhebung dieser ihr so nachteiligen Maßregeln wünscht, wenn sie die allgemeine Macht und Autorität, die sie sonst besessen hat, wieder gewinnen will, so möge sie aufhören, sich in Angelegenheiten zu mischen, die außerhalb ihrer wesentlich übernatürlichen Konstitution liegen; so möge sie die schlechte Gewohnheit aufgeben, unter dem Einfluß unersättlicher Habsucht und sinnloser Herrschsucht ihre materiellen und vergänglichen Güter den wahren und ewigen vorzuziehen; so möge sie sich endlich enthalten, zur Verteidigung dieser irdischen Güter zu Waffen zu greifen, die nach dem Willen ihres göttlichen Stifters zur Erhaltung der unfehlbaren Wahrheiten dienen sollen, die er verkündigte. Möge sie sich hüten, durch solche unkluge Handlungsweise die Einheit zu stören, die vor allem ihr Ziel sein muß, um das Wort Jesu Christi zu erfüllen, daß alles ein Hirt und eine Herde werden soll" (§ 52).

Es ist daher die Pflicht, sich selbst bei gegründeten Ursachen der

---

[1]) Auch dieses Eingeständnis des katholischen Dogmatikers kommt gewiß höchst eigentümlich den Empfindungen entgegen, deren sich der Deutsche bei der Geschichte der Zwistigkeiten zwischen Kaiser und Papst nicht erwehren kann.

kirchlichen Zensuren zu enthalten, wenn daraus für die Gläubigen große Gefahren entstehen können, und vor allem das Schisma, welches die größte aller Gefahren ist (§ 53—57). Es ist verkehrt, die Exkommunikation gegen jemanden zu schleudern, der die Menge mit sich ziehen kann, oder gegen die Menge selbst, falls sie in Irrtum geraten ist. Und es ist sogar verboten, eine Universität oder ein Kollegium zu exkommunizieren (§ 58, 59).

Auf Grund solcher Prinzipien kommt endlich unser Jesuit zu der von ihm angestrebten Schlußfolgerung (§ 60): „Man muß als nichtig und gewissermaßen als rechtlich widerrufen, selbst wenn die Absolution nicht verlangt ist, die Exkommunikationen und Zensuren betrachten, die zum öffentlichen Nachteil gereichen, sei es, weil sie gegen die Menge gerichtet sind, sei es, weil gegen eine Person, die die Menge mit sich ziehen und so ein Schisma hervorbringen kann."

Ist schon dieser Grundsatz ein nicht genug bei einem Jesuiten zu beachtender, so noch mehr die historischen Beispiele, die Passaglia zu seiner Stütze anführt (§ 61—66). Selbst Päpste haben Exkommunikationen zurückgenommen, ohne daß deren Absolution erbeten war; so Clemens V. die von seinem Vorgänger Bonifacius VIII. erlassene Konstitution Clericis laicos, und Benedict XI. die von demselben Bonifacius gegen Philipp den Schönen erlassene Exkommunikation; so auch Paul V. das von ihm auf das venetianische Gebiet gelegte Interdikt, ohne daß eine Bitte um Absolution vorhergegangen war.

Interessant ist auch die weitere Schlußfolgerung, daß es der göttlichen Autorität des apostolischen Stuhles schlecht anstehe, weltliche Züchtigungen anzudrohen oder vorherzusagen. Nach Fleury führt auch Passaglia das Beispiel Gregors VII. an, der seinen Gegner Heinrich mit der Niederlage bedroht hatte, kurz bevor dieser den Gegenkönig Rudolph schlug, und der, wenn sein eigener Grundsatz, daß Gott seine Gerechtigkeit schon in diesem Leben erweise, wahr sein sollte, persönlich Gott mißfällig gehandelt haben müßte. — Auch dies ist ein Beweis gegen die Verwechselung der beiden entgegengesetzten Gewalten. Möge daher derjenige darauf achten, dessen Beruf es gerade ist, den Schatz des Glaubens und der Einheit ungeschmälert zu erhalten, und möge er so seine Unterthanen nicht der Gefahr aussetzen, den Glauben zu verlieren, der die Basis der Seligkeit ist (§ 67—70).

Noch müssen wir endlich das spezielle Resultat anführen, auf welches die ganze Diskussion hinsteuert (§ 71—75): „Wenn die römischen Päpste selbst feierlich erklärt haben, daß sie sich in der Anwendung der kirchlichen Strafen und Zensuren irren konnten; wenn

sie in betreff dieser Fehlbarkeit zugestanden haben, daß der Fall eintreten könne, daß ein leiblich von der Kirche ausgestoßener Mann geistig in ihr verbliebe, und umgekehrt; wenn außerdem nach der Lehre der Väter und der kirchlichen Schriftsteller die Exkommunikation nur in rein geistigen Sachen dekretiert werden kann; wenn es der Religion zum großen Schaden gereicht hat, daß die Kirche seit dem neunten Jahrhundert diese mächtige Waffe zur Verteidigung ihrer weltlichen Güter und der weltlichen Herrschaft der Päpste gebrauchte; wenn sie sie trotzdem mit so nichtigem Erfolge in den Streitfragen der Staaten gebraucht hat; wenn es notwendig ist, daß sie sich ihrer gegen die Mächtigen und Massen enthalte, um die Uebelstände zu vermeiden, die sonst entstehen können, vor allem das größte Uebel, die Trennung der Gläubigen; wenn endlich die dem öffentlichen Wohle zuwider erlassenen Exkommunikationen nach dem Dekret Clemens' V. als nicht erlassen betrachtet werden müssen, und wenn die davon betroffene Person nach dem Ausspruch Benedikts XI., selbst ohne um Absolution gebeten zu haben, als entbunden gelten muß: wer darf dann vermessen genug sein zu behaupten, daß Graf Cavour sich am Ende seines Lebens in schrecklichen Gewissensnöten befunden habe, daß sein Tod nicht der eines wahren Katholiken, sondern würdig eines erklärten Feindes des Katholizismus gewesen sei, daß endlich seine Seele zufolge der gegen ihn geschleuderten Exkommunikation verloren sei?"

Gestützt wird dieses Resultat außerdem noch dadurch, daß die betreffende Exkommunikation nicht in Piemont proklamirt, also nach der Ansicht vieler Kanoniker ungültig war, wie ja auch die Jesuiten-Väter in Rußland die dort nicht proklamirte Bulle der Aufhebung des Ordens nicht befolgen zu brauchen glaubten. — „So muß folglich jeder wahre Christ das christliche Ende Cavours anerkennen und die Hoffnung hegen, daß Gott ihn durch das Sakrament der Buße gereinigt und mit Freuden in seinen Armen empfangen hat."

So zeichnet sich die passaglistische Tendenz durch ihre eigenen Worte als eines der merkwürdigsten Zeichen der Zeit, auf die wir ja nach dem eigenen Befehl des Heilandes zu achten haben. — Wie aber sollen wir sie beurteilen? — Und was wird ihr Resultat sein?

Es sind das zwei Fragen, die sich uns unwillkürlich aufdrängen, die aber gleich schwer direkt zu beantworten sind; das Urteil über diese Strömung im Klerus hängt ja doch immerhin mit dem Gesammturteil über die italienische Bewegung zusammen, und ein solches läßt

sich kaum noch fixieren. Denn daß wir nicht blind für ihre schwachen Seiten, wie vor allem für die angewandten unrechtlichen Mittel sein dürfen, ja daß wir gerade durch den Blick auf Italien zu dem Wunsche veranlaßt werden müssen, daß Gott unser Volk vor einer durch ein Bündnis mit Frankreich errungenen Einheit bewahren möge, ist ebenso wahr, als daß wir wiederum in dem Strafgerichte über pflichtvergessene Fürsten, in dem begeisterten Aufatmen eines ebenso hoch begabten wie tief unterdrückten Volkes das Walten der göttlichen Vorsehung anzuerkennen haben[1]).

Dieses Gottesgericht aber ist am wenigsten in dem Geschick des Papsttums zu verkennen, und am allerwenigsten in dem eigentümlichen Umstande, daß draußen, in England und fast mehr noch in Deutschland, die römische Propaganda sich immer mehr ihrer Triumphe überhebt, daß sie bereits den letzten Sieg auf märkischem Sande in nächster Nähe vorausprophezeit, und daß nun, am Mittelpunkte selbst, die innere Lüge der sich geistlich nennenden, aber weltlich streitenden Macht immer heller ins Licht tritt. — Ob auch die päpstlichen Encykliken wider alle Gegner wüten und nichts von eigenen Fehlgriffen wissen wollen, so sind es doch gerade die schweren Sünden des Papsttums und vor allem die Vermischung des Weltlichen und Geistlichen, die jetzt ihre Frucht tragen. „Wer Wind säet, wird Sturm ernten." — Was aber ist nun der Passaglismus anders, als ein Produkt solcher Gährung, als ein letzter Versuch, Papsttum und Volkstum mitein-

---

[1]) Gerade in diesen Tagen schreibt mir ein mit der italienischen Evangelisationsthätigkeit genau vertrauter Freund aus Firenze la bella: Gestern (1. Dezember) hörte ich eine sehr schöne und ernste Predigt von Professor Geymonat in der italienischen Kirche. Es waren etwa hundert Zuhörer da, worunter nur wenige Fremde. Der Herr hat große Dinge hier gethan! Als wir vor drei Jahren zum ersten Male hier waren, war der evangelische Gottesdienst nur für die Fremden gestattet, und es wurde genau darauf geachtet, ob die Prediger auch Propaganda machen wollten, was ihnen aufs strengste untersagt war. Damals wurden die Italiener, die das Wort Gottes hören, lesen und darüber sprechen wollten, noch unbarmherzig ins Gefängnis geworfen, alles, wie es hieß, ad magnam dei gloriam. — Und jetzt! die Fesseln sind zerbrochen; außer dem französischen und englischen Gottesdienst wird nun in Florenz an zwei verschiedenen Orten das Evangelium italienisch gepredigt; allmählich finden sich die Zuhörer ein; die Versammlungen werden nicht mehr beunruhigt; der Same wird gesäet. Gott wolle das Gedeihen geben! — Uns war es erfreulich, solch eine Frucht der neu errungenen italienischen Freiheit hier zu schauen, und unser Herz klopft um so wärmer für das Volk, das, so lange politisch wie geistig unterdrückt, jetzt aufzuwachen und freier aufzuathmen anfängt, wenn es ihm auch mitunter noch ist „wie den Träumenden". Möge es doch immer mehr es verstehen lernen, daß in Wahrheit nur „wo der Geist des Herrn ist, da Freiheit ist".

ander zu einigen, als ein von dem inneren Zwiespalt zwischen beiden ausgepreßter Angstschrei? Gerade der gemischte Eindruck, den uns die Lektüre Passaglias macht, daß er uns bald ein ernster Bußprediger, bald als ein loyolistischer Sophist erscheint, liegt ganz in der Natur der Sache, ist nur um so charakteristischer.

Welches Resultat nun aber diese Bewegung im Klerus haben wird, ist eben noch gar nicht abzusehen. Es liegt auf der Hand, daß der Eine sie für einen Feind im eigenen Lager, der andere für den einzigen Retter aus der Not erklärt, daß ebenso unter den Gegnern des Papsttums jener mehr den inneren Zwiespalt ins Auge faßt, dieser gerade aus den neuen Tendenzen dem Papsttume neue Macht erwachsen sieht. So kann denn unsere Antwort nur ein einfaches „Wir wissen es nicht" sein[1]). Auch der Passaglismus ist nur ein neuer Beweis für die vielen Krisen, die aller Orten der Lösung harren. Denn wohin wir auch blicken, vom äußersten Norden bis zum entlegensten Süden, ist alles in Gährung. Und es hat vielleicht nicht viele Momente gegeben, wo man überall so wenig sicher in die Zukunft schauen konnte.

Gerade daraus aber geht ja die ernste Pflicht hervor, auf die verschiedenen Faktoren in den Bewegungen des Augenblicks zu achten. Nur dann dürfen wir mit gutem Gewissen die Zukunft dem anheimgeben, der sich uns in Jesu Christo als Vater geoffenbart hat[2]).

---

[1]) Auch in dieser allgemeineren Beziehung passen die schönen Worte Dantes, mit denen Passaglia die letzterwähnte Broschüre über die Exkommunikation schließt:

Non sien le genti ancor troppo sicure,
Aguidicar, si come quei che stima,
Le biade in campo pria che sien mature;
Ch' io ho veduto tutto il verno prima,
Il prun mostrarsi rigido e feroce,
Poscia portar la rosa in su la cima;
E legno vidi già dritto e veloce,
Correr lo mar per tutto suo cammino,
Perire al fine all' entrar della foce.

Dante, Paradiso, Canto XIII.

(Mögen die Menschen nicht zu verwegen in ihrem Urteile sein, wie der, welcher das Getreide abschätzt auf dem Felde, bevor es reif ist. Denn ich habe den den ganzen Winter kahlen und wilden Dornstrauch noch Rosen tragen sehen, dagegen das Schiff, das gerade und schnell das Meer auf seiner ganzen Reise durchschnitten hatte, zuletzt untergehen im Moment, wo es in den Hafen einlaufen wollte.)

[2]) — Den gleichzeitigen Anmerkungen muß heute noch eine Nutzanwendung beigefügt werden, indem der Spektator der Allg. Ztg. in dem zwölften „Kirchenpolitischen Briefe" (1. Juni 1896, Nr. 125) sich über Passaglia in einer Weise geäußert hat,

Nachschrift aus Cannes.

Meinem Briefe aus Nizza füge ich eine kleine Fortsetzung von hier aus hinzu, nachdem ich seit einigen Wochen meinen Wohnort gewechselt. Jetzt ist es das liebliche, aber einfache Cannes, das durch den auch jetzt hier anwesenden Lord Brougham aus seiner Verborgenheit herausgezogen wurde und längere Zeit Bunsens Aufenthalt war, von wo ich Ihnen schreibe. Groß ist der Unterschied des hiesigen und des Nizzaer Lebens; was dort glänzend und luxuriös war, ist hier still und bescheiden. Um so mehr tritt hier die Seite des Lebens ins Licht, von der Ihnen zu berichten ich gerade für meine Aufgabe halte; wenn die religiösen Bestrebungen in Nizza zwar nicht fehlten, aber doch hinter all den anderen glänzenderen Zerstreuungen zurückstanden, so sind sie hier das erste, was der eben ankommende Fremde bemerkt. Ob zu ihrem Vorteile? ist eine andere Frage.

Unter den denkwürdigen Thatsachen, an welche die hiesige Gegend erinnert, wird man immer in erster Reihe der kaum eine halbe Stunde von hier erfolgten Landung Napoleons von Elba aus gedenken müssen. Noch kennt man genau den Platz, wo er ans Land stieg, noch weiß man die Häuser, in denen er eingekehrt ist, ja noch trifft man Leute, die sich zu er-

---

welche unseren Auszügen aus dessen Schriften eine gegen früher noch bedeutend erhöhte Bedeutung giebt. Diese Schriften sind nämlich ihm zufolge — genau ebenso wie es bei dem Janus, bei Hubers Geschichte des Jesuitenordens, bei Theiners Geschichte der erzwungenen Ehelosigkeit, bei den von Michaud excerpierten älteren französischen Katechismen der Fall ist — zufolge der Anwendung eines bekannten Rezepts „sehr selten geworden". Der Spektator bezeugt dies speziell von den zehn Bänden der von Passaglia herausgegebenen Zeitschrift Il Mediatore. Mit der Vernichtung der Schriften sind freilich die in ihnen ausgesprochenen Gedanken nicht zugleich aus der Welt geschafft. Wie der gelehrte Benediktiner Tosti so sind Passaglias eigene Ordensgenossen Curci und Hoensbroech in seine Fußtapfen getreten, haben aber natürlich auch das gleiche Geschick wie jener zu erfahren gehabt. Mit Bezug auf Curci wird auch von dem Spektator daran erinnert, wie er „in tiefster Armut gestorben". Ueber Hoensbroech wird dagegen der gleiche (gerade vom Standpunkt des Spektators aus sehr unpassende) Spott ausgegossen wie über den Altkatholizismus.

Der Spektator, der bei diesen letzteren Bemerkungen, völlig vergißt, wie er trotz alledem „in gleicher Verdammnis ist", gedenkt ferner ebenfalls der älteren Schriften Passaglias. sowohl derjenigen über die conceptio immaculata wie der mit Schrader zusammen veranstalteten neuen Ausgabe von Perrones Hauptwerk De theologicis dogmatibus; desgleichen des auf dem großen Wandgemälde im dritten Saal der Galeria Pia dicht neben Rafaels Stanzen ihm zugewiesenen Ehrenplatzes, den freilich Pius IX. (vergl. oben S. 88) übertünchen lassen wollte.

Auch die Personalschilderung des Spektators ist von Interesse: „Carlo Passaglia war ein zweifellos genial angelegter Geist; ein wundervolles, nach oben gerichtetes Auge gab seinem edlen Angesicht ein ideales Gepräge; von seinen Lippen floß das schönste Italienisch, das wir jemals vernommen". Er stellt ihn weiter in Parallele mit Ravignan, dem Nachfolger Lacordaires, in Notre Dame, sowie mit de Buck, dem Chef des Bollandistenwerkes in Brüssel.

innern wissen, mit welcher Vorsicht die hiesigen Einwohner gehandelt, gleich sehr bereit, Vive le Roi und Vive l'Empereur zu schreien, und man verfolgt in Gedanken seinen Zug weiter bis gen Paris und bis St. Helena. Und die Jahre, die seitdem gefolgt sind, die vielfachen Veränderungen, die sie brachten, müssen sie nicht vor allem an die Unbeständigkeit aller rein irdischen Dinge, und so an den einzig festen Hort erinnern, der im Himmel thronet? Frankreich freilich scheint zum großen Teile anderer Meinung; schreitet es doch an der Spitze einer Zivilisation, die der veralteten Grundsätze der Religion und Moral nicht mehr bedarf, die nicht mit Unrecht sich so gern mit der römischen Kaiserzeit als ihrem Ideale beschäftigt!

Lassen Sie mich weiter noch kurz darauf hinweisen, daß es auf der im Golf von Cannes belegenen Insel St. Marguérite gewesen ist, wo die rätselvolle „eiserne Maske" volle siebzehn Jahre in dichtverschlossener Zelle geschmachtet hat, bis sie zu noch härterem Lose in die Bastille geführt wurde. Wahrlich! die finstere Zelle stimmt zu eigenen Erwägungen, mag nun der Unglückliche wirklich ein Zwillingsbruder Ludwigs XIV. gewesen sein oder nicht. — Noch nicht lange war es her, daß ich in Chillons düsterem Souterrain die im Stein hinterlassenen Fußspuren Bonnivards betrachtete. Aber Bonnivard wurde befreit, sah den Sieg seiner Sache, und sein Geschick fand einen Byron als Sänger. Der unglückliche Königssohn hier war auch lebendig begraben, doch er wurde nicht frei, starb in der Dunkelheit, und noch streiten sich die Gelehrten darüber, wer er überhaupt war. Aber ob Menschen es nicht wissen, so wird doch auch sein Los nicht vergessen sein an dem Orte, wo alle Rätsel der Erde gelöst und verklärt werden.

Aber wir müssen von der Insel St. Marguérite weg auf ihre Nachbarinsel St. Honorat uns begeben, wenn wir die Denksteine früherer Epochen der speziellen Kirchengeschichte vor Augen haben wollen. Hier hatte der Bruder der heiligen Margaretha, der heilige Honorat, im fünften Jahrhundert einen passenden Ort für sein Einsiedlerleben zu finden geglaubt, ohne doch die ihm folgenden Freunde dadurch abwehren zu können; hier hatten in den folgenden Jahrhunderten so manche Heroen des alten Mönchslebens, ein Hilarius von Arles, ein Vigilius, vor allem ein Vincentius Lerinensis (der Verfasser des einige Jahre nach dem Konzil zu Ephesus geschriebenen Commonitorium peregrini) geweilt; hier war dann später ein reiches, durch Wunder und Wallfahrten sich immer mehr bereicherndes Kloster entstanden, bis es endlich den Weg aller Klöster ging, und durch Verweltlichung und Unsittlichkeit zerfiel. Selten trat mir diese allgemeine Geschichte des Mönchtums so klar vor Augen als hier, auf der engbegrenzten Insel, unter dem milden, provençalischen Himmel, mitten unter den Trümmern, die noch halb an ein Kloster, halb an eine Festung erinnern. Man gedenkt des ersten Geschwisterpaares auf den benachbarten Inseln, welches durch strenges gegenseitiges Gelübde von einander getrennt war, und man freut sich immer aufs neue jener reizenden Legende, daß sie die Zeit, wo der Kirschbaum blühte, zum Rendezvous festgesetzt, daß aber die Schwester der Stütze des Bruders nicht für so lange entbehren konnte, und daß nun auf ihr Gebet der Baum jeden Monat geblüht habe. Köstliche Idee, die solcher Erzählung kindlicher mirakelreicher Frömmigkeit zu Grunde liegt. Und weiter denkend beugt man sich bewundernd vor jenen wahrhaft großen Männern, die in solcher Einsam-

keit der Nachfolge Christi lebten, sich dadurch zu um so nachhaltigerer Wirksamkeit in der Welt vorbereitend, oder die mit einer selbstverleugnenden Ausdauer, von der unser unruhiges selbstsüchtiges Geschlecht keine Ahnung hat, ihr ganzes Leben der kunstvollen Abschrift eines einzigen Buches widmeten. Ist hier nicht die Frage am Orte, ob wir nichts von solchen Vertretern früherer Zeit lernen können? Nicht minder aber freuen wir uns des gemütlichen sanglustigen Völkchens, das Kloster und Schloß und Hütte in gleicher Weise bevölkerte. König René und sein poetisches Hirtenleben, und die Troubadours mit ihrem hier in der Provence heimischen Minnegesang, sie lassen uns der vielen Schwächen ihrer Zeiten ebenso vergessen, wie die heitere Lebensanschauung der Griechen in ihrer glücklichsten Zeit. Aber dann kommen jene schlimmen Zeiten des furchtbaren Verfalles des Mönchtums, an die gerade unsere kleine Insel so lebendig erinnert; eine ganze Reihe der traurigsten Details führen uns auch hier das Bild vor, das zu allen Zeiten die Errungenschaft unnatürlicher Asketik gewesen. — Wir schweigen am liebsten davon, aber wir werden trübe in dem Gedanken, wie gerade jetzt eine blind fanatische Partei überall und überall neue Klöster hervorzaubert.

So führt uns denn freilich gerade die Ruine des lerinensischen Klosters wieder in die Gegenwart selbst. Bleiben wir daher jetzt bei ihr stehen, und lassen wir die anderen Erinnerungen der Inselgruppe beiseite, wie die Kämpfe mit den Sarazenen, unter denen gerade wieder die Mönche von St. Honorat besonders zu leiden hatten, so umgekehrt die Gefangenschaft der im Kampfe mit den Franzosen gefangenen Araber auf St. Marguérite. Gerade der Gedanke an den heutigen römischen Katholizismus, den die Trümmer des Klosters in uns hervorriefen, wird durch den Blick auf die heutige Provence noch weiter geführt. Unter dem herrlichen Himmel, in der reizenden Natur ist es um so trauriger, das systematisch verdummte Volk zu betrachten. Die einzige religiöse Idee, die mir in zahlreichen Gesprächen entgegentrat, war die eines göttlichen Strafgerichtes in der langen Trockenheit, und natürlich eines Strafgerichtes, daß durch kirchliche Bußübungen zu besänftigen sei. Und was man mir von den Zügen des Volkscharakters, wie von der Stellung der Pfaffen erzählte, war noch viel übler. Auch die hiesige Gegend kennt ja Autodafés gegen die Bibel, und noch in der vorigen Woche wurden einem gesetzlich bevollmächtigten Kolporteur die nichtigsten Chikanen in den Weg gelegt. Wahrlich! man muß den heutigen Romanismus in den Sitzen seiner Herrschaft studieren, um ihn richtig beurteilen, um ihn mit Erfolg bekämpfen zu können. Nur dadurch, daß sich die evangelischen Kirchen Deutschlands in so schmachvoller Defensive verhalten, haben wir Jahr für Jahr von neuen Verlusten zu berichten. Was diese Frage angeht, so versteht der französische Protestantismus seine Aufgabe ungleich besser, obgleich sie so viel schwieriger ist wie die unsere, und nur in echt hugenottischer Glaubenszuversicht unternommen werden kann. Denn um jene rätselvolle Sphinx, die französischer Katholizismus genannt wird, auch nur einigermaßen zu begreifen, muß man gleich sehr an die verschiedenen ultramontanen Zirkel in der Hauptstadt und besonders in ihren vornehmen Vierteln, wie an die mächtige Hierarchie der Bischöfe unter dem ungebildeten Landvolke denken; darf man ebensowenig den asketischen Fanatismus der einen, wie den heuchlerischen Unglauben der anderen, wie die furchtbare, alles zerfressende Unsittlichkeit des ganzen Volkes vergessen.

Und in diesem wirren Durcheinander des katholischen (?) Volkes ist es eine kleine Million Protestanten, die ihre Evangelisationsthätigkeit mit einem Mute und einer Ausdauer, die ihrer hugenottischen Väter würdig sind, nach allen Richtungen ausdehnen. Und wenn nicht bedeutende Erfolge erreicht wären, so würde der katholische Klerus nicht so unsinnig blind wüten!

Stellt uns diese Erwägung die Lichtseite des französischen Protestantismus vor Augen, so wird doch leider schon der flüchtigste Blick starke Schattenseiten gewahr. Und gerade Cannes stellt sie uns besonders vor Augen. Ist doch das Oertchen schon längst wegen seiner religiösen Zersplitterung bekannt, und hatte man mir schon öfters starke Beispiele davon erzählt! Und doch hatte ich das nicht erwartet, daß die wenigen französischen Protestanten (die Engländer und alle Fremden abgerechnet) in drei sich gegenseitig bekämpfende Parteien zerfielen. Lassen Sie mich schließlich von diesen Zuständen der hiesigen Protestanten noch etwas eingehender sprechen.

Es ist eine tief innige Frömmigkeit, eine außerordentliche Bibelkenntnis, ein selbstverleugnender praktischer Eifer, ein gerade auf das Ziel losgehender Mut, eine Gesinnung, die kaum an sich selbst, nur an Jesum Christum denkt, was mir hier von Anfang an und immer stärker entgegentrat. — Aber doch war vom ersten Augenblick an mein Eindruck ein gemischter, und die mir auffallenden Schattenseiten traten in demselben Verhältnis wie jene schönen Züge immer klarer hervor. Da erinnere ich mich zunächst des liebelosen Urteils, welches jede Partei über die andere fällte, so daß wenig fehlte, daß nach eigenem Urteil aus ihnen allen der Teufel sprach. Da erinnere ich mich der Konventikel, in denen Predigten, Lieder und Ansprachen alle denselben Grundgedanken hatten, daß die versammelte kleine Schar die auserwählte Herde Christi inmitten der ganz und gar verderbten Welt sei. Da gedenke ich so mancher unvergeßlichen Unterhaltung, in der mir bald die unbedingte Verwerflichkeit aller weltlichen Vergnügungen demonstriert, bald statt der Liebe Christi das abstrakte Dogma seiner „Gottheit" zum Schibboleth gemacht, bald eine Gaußen'sche Inspirationslehre als Beweis für mein Christentum abgefordert wurde. Und es ist nicht etwa bloß so gemeint, daß man den klaren Worten der Schrift, viele seien berufen, wenige auserwählt, folgen will; vielmehr nimmt man sich heraus, selbst zu entscheiden, wer diese Auserwählten sind. Man begnügt sich nicht damit, die Gefahr für das christliche Leben aufzudecken, die aus der Teilnahme an weltlichen Institutionen hervorgehen kann; sondern die ganze Außenwelt selbst ist das Böse, und ich erinnere mich, daß selbst der Patriotismus mir einmal als verwerflich dargestellt wurde. Und die letzte Verwechselung endlich, die des lebendigen Wortes Gottes mit dem Bibelkanon, trat mir hier nicht minder unduldsam entgegen, wie in den schroffsten Kreisen des holländischen Orthodoxismus.

Doch Sie werden mich fragen, worauf denn in solcher Sphäre eigentlich der Unterschied zwischen den verschiedenen Gemeinden beruhe. Die Frage ist gewiß berechtigt und sie scheint auch ganz einfach. Dennoch aber ist sie schwer zu beantworten. Wohl weiß ich, daß die kleinste, zugleich aber eifrigste Gemeinde darbystisch genannt wird, daß die älteste, aber sehr zusammengeschmolzene Kirchengemeinschaft sich zur église libre de France rechnet, daß endlich der bedeutendste und beliebteste Prediger, der wegen seiner schlagenden Polemik gegen Rom auch bei uns rühmlich bekannte Napoleon Rousel in

baptistischer Weise die Taufe der Kinder verweigert[1]). Aber ebenso zeigt es sich mir immer deutlicher, daß hierin nicht die Trennungsgründe liegen. Vielmehr scheinen klerikales Verlangen, selbst zu predigen, und Reibereien der Laienmitglieder untereinander mehr zu dem Schisma beigetragen zu haben, als alles andere; und besonders der eigentümliche Umstand, daß keiner der Prediger ein Gehalt bezieht, daß einzelne reiche Laien alle Ausgaben für den Kultus bestreiten, scheint sehr in Anrechnung gebracht werden zu müssen. Die Gesinnungsweise aber ist überall gleich sehr auf orthodoxen, pietistischen, separatistischen Grundzügen beruhend. Und wenn ich immer mehr Ehrfurcht vor dem praktischen Eifer so gesinnter Christen gewonnen habe, so mußte ich doch zugleich auch immer mehr Gott danken, daß er unserer deutschen Kirche eine feste kirchliche Organisation, und eine freie, die Wahrheit erforschende Wissenschaft als ihr Charisma gegeben.

---

[1]) Neben Abbé Bermond in Nizza ist es eben Napoleon Roussel in Cannes gewesen, dem ich auch für die Folgezeit reiche Anregung dankte, auf dessen zahlreiche kleine Schriften schon die erste Auflage meines Handbuches hinweist. Ein Wort dankbarer Erinnerung gebührt sodann auch meinerseits dem gleichen Dr. Severin, welchen die heutige deutsch-evangelische Gemeinde als ihren größten Wohlthäter verehrt.

Die im Jahre 1861 empfangenen Eindrücke über die religiöse Anschauungsweise ernster Italiener fanden sich in erhöhtem Grade bestätigt, als ich im Jahre 1889 dem grosten Erinnerungsfest der Waldenser Kirche beiwohnen durfte. Die hohen katholischen Beamten wie die Vertreter von Senat und Deputiertenkammer bezeugten einstimmig: „Wie glücklich seid Ihr, die ihr die Liebe zum Vaterlande mit derjenigen zu Gott verbinden könnt." Die bei dem gleichen Anlaß von dem Verfasser als Vertreter des Zentralvorstandes des G. A. V. gehaltene (französische) Rede ist abgedruckt in dem Résumé historique des fêtes du Bicentenaire de la Glorieuse Rentrée des Vaudois etc. (La Tour, Imprimeria Alpina 1889) S. 37—39. Ein Wiederabdruck an diesem Orte mußte aus den schon mehrfach genannten Gründen unterbleiben.

IV.

Ein Osterfest in Jerusalem.

Es ist nur einer von den acht Briefen über „ein Osterfest in Jerusalem" (in Gelzers Prot. Monatsbl. 1862, Juni bis Oktober erschienen), der hier Aufnahme hat finden können. Der erste schilderte „ein Vierteljahr in Aegypten", der zweite die Reise von Kairo nach Jerusalem, der dritte die Stadt und Umgebung, der vierte Hebron und Bethlehem. Daran schloß sich der nachfolgende fünfte Brief über das Osterfest selbst, soweit es die beiden großen katholischen Kirchen (bezw. zugleich die orientalischen Kleinkirchen) öffentlich feiern. Es folgten weiter ein sechster Brief über das jüdische Jerusalem, ein siebenter über das islamitische (mit je einem Rückblick über die verschiedenen Perioden der Geschichte des Tempels) und ein achter über das evangelische Jerusalem. Zu diesen acht an Ort und Stelle geschriebenen Briefen gesellten sich aber weiter noch in der gleichen Zeitschrift die Nachträge: Ausflug zum Toten Meer und zum Jordan (1863, April), Ein Ostermorgen am Roten Meer (1864, Dezbr.) und Ein Ausflug zum Suezkanal (1865, Mai).

Ebenso traten wieder in der Allg. kirchl. Zeitschrift die beiden Briefe „aus Aegypten" (1864, Heft 6; 1865, Heft 6) hinzu. Der nach der Rückkehr (bei der Hauptversammlung des rheinischen G. A. V. in Emmerich 1863) gehaltene Vortrag über das evangelische Jerusalem erschien in dem „Protest. Gemeindeblatt aus Rheinland und Westfalen" (1863 Nr. 22). Ebenso brachte das „Evang. Gemeindeblatt" (1864 Nr. 4, 5, 9, 11) einige nachträgliche Spezialartikel über den Chiliasmus in Jerusalem, über das Kreuzkloster und über die neuesten Nachrichten aus Abessinien. Diejenigen über den Chiliasmus sind dann in erweiterter Gestalt in die „Historischen Bilder vom Boden des Separatismus" (Prot. Monatsbl. 1864: Jan., März, April, Mai, Juni) übergegangen, in welcher Zeitschrift ebenfalls noch der Vortrag über „die Baukunst des Islam" (1864, Juli) und der Aufsatz „vom Missionsgebiet im Orient" (1866, Jan.) Aufnahme gefunden haben. Die verschiedenen Orientskizzen schloß endlich diejenige im „Daheim" (1865 S. 336) über „die heulenden und tanzenden Derwische in Kairo".

Wenn der Plan dieser Sammlung sich nicht ausdrücklich auf das katholisch-kirchliche Gebiet beschränkte, so wäre hier wohl ein besonderer Anlaß gegeben gewesen, einem schon längst und häufig ausgesprochenen Wunsche nachzukommen und die „Reisebriefe" mit ihren verschiedenen Nachträgen in

eigener Ausgabe erscheinen zu lassen. Bald nach dem ersten Druck sind dieselben von Dr. C. E. van Koetsveld im Haag in holländischer Uebersetzung herausgegeben (Een Pascha te Jeruzalem en aan te roode zee, 1867). In Deutschland ist dagegen nur ein kleiner Bruchteil daraus in den längst im Buchhandel vergriffenen Vortrag „Ein Blick von Worms auf Jerusalem" (Mannheim 1869) herübergenommen worden. Zu einer Gesamtausgabe seiner älteren Arbeiten ist der Verfasser jedoch aus dem einfachen Grunde nicht gekommen, weil es immer zu viel Neues zu thun gab. Die immer noch steigende Zahl der palästinensischen Reisebeschreibungen, über die schon damals im dritten Briefe geklagt werden mußte, ließ eine neue Reisebeschreibung neben den unzähligen anderen allerdings nicht als ein wirkliches Bedürfnis erscheinen. Und die Berichte von Land und Leuten sind seither durch viel genauere Darstellungen ersetzt. Aber ich darf bei dem jetzigen Anlaß doch wohl darauf hinweisen, daß wenigstens in dem sechsten, siebenten und achten Briefe über das jüdische, mohammedanische und evangelische Jerusalem Beobachtungen niedergelegt wurden, welche nur bei einem längeren Aufenthalt möglich sind.

Es darf hier weiter nicht unberührt bleiben, daß an eine beiläufige Bemerkung des zweiten Briefes über die Mängel der damaligen Missionsmethode sich eine Kontroverse in den Prot. Monatsbl. selbst anschloß. Rede und Gegenrede sind nachmals, nachdem der Gegensatz längst überwunden war, im Anhang meiner „vier Missionsreden" (Heft 10 der Berner Sammlung „Zur geschichtlichen Würdigung der Religion Jesu") abgedruckt worden.

Von einem besonderen Interesse ist dem Verfasser nachmals auch der Vergleich seiner Eindrücke mit denjenigen des katholischen Theologen Dr. Reinke über den „Protestantismus im Orient" (Münster 1867) gewesen. In mancher lehrreichen Unterredung im Johanniterhospiz wie im Franziskanerkloster haben wir unsere Beobachtungen offen ausgetauscht. Das Fazit beider hat der § 21 im zweiten Bande meines Handbuchs „der Kampf der Kirchen um die heiligen Stätten und das evangelisch-katholische Bistum Jerusalem" gezogen. Vgl. auch die §§ 17—20 über die morgenländisch-katholischen Kirchen.

Aus den Lokalstudien in Aegypten ist der in Virchow-Holtzendorffs Sammlung in zwei Auflagen erschienene Vortrag erwachsen: „Aegyptens Stellung in der Religions- und Kulturgeschichte". Ganz besonders aber sind es die Schriften zum Leben Jesu (Naturbild in den Reden Jesu, Phychiatrische Seite der Heilthätigkeit Jesu, Engels- und Satansidee Jesu, der Entwickelungsgang des Lebens Jesu), sowie die Abschnitte meines Handbuchs über die einschlägige Litteratur (die Leben-Jesu-Bewegung des 18. Jahrhunderts [I, § 18], die Straußische und Renansche Bewegung [III, 1 §§ 13. 16. 27], die Ergebnisse der Leben-Jesu-Forschung für die gläubige Gemeinde [III, 2 § 6]), deren erste Grundlegung sich auf den palästinensischen Aufenthalt zurückführt.

Den literarischen Notizen muß sich jedoch auch diesmal wieder ein Wort über die Anlässe anschließen, welche den Essais aus Holland und Waadtland, vom Niederrhein und von der Riviera Reisebriefe aus Aegypten und Palästina folgen lassen konnten. Nicht weniger als bei den bisherigen darf es zugleich wieder ein Wort dankbarster Erinnerung werden: obenan darum, weil das, was nun zu berichten ist, ohne mein Wissen geschehen war. Bonner Lehrer von mir hatten sich, ohne daß mir Kunde davon geworden war, darum bemüht, für einen längeren Aufenthalt im Süden ein Reisestipendium vom

preußischen Kultus-Ministerium zu erhalten. Für derartige Zwecke waren damals keine Mittel vorhanden. Da war wiederum, abermals ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, der andere Gedanke aufgetaucht, ob nicht der König persönlich das thun könne, wozu das Ministerium nicht im stande war. Dieser Gedanke ist dann wirklich in einer Weise zur Ausführung gekommen, welche die gesamte nachfolgende Lebensarbeit bedingte.

Bisher war es mir noch nicht vergönnt, den Hergang selbst zu erzählen. Und es mag sich vielleicht später mancher Leser gewundert haben, wie es kam, daß der erste Band eines kirchenhistorischen Handbuches einem General der Infanterie gewidmet war, und daß später sogar die Memoiren eines Feldmarschalls durch einen Theologen herausgegeben wurden. Nunmehr ist fast gleichzeitig mit diesen „Gesammelten Schriften" das Leben des Generals v. Boyen, Sohnes des Schöpfers der preußischen Landwehr, aus der Feder seines Schwiegersohnes v. Tümpling erschienen. Da darf es denn nun wohl ergänzend beigefügt werden, daß es der damalige Oberst und Flügeladjutant König Wilhelms, v. Boyen, gewesen ist, dem auch ich zu so großem Danke verpflichtet bin. Gräfin Schönburg hatte ihn um Vermittelung gebeten. Er zog vorher genaue Erkundigungen in Bonn ein. Eine mir unbekannt gebliebene Denkschrift von Diestel und Wolters gab ihm die erforderlichen Daten. In Cannes erhielt ich mit einem Male die Nachricht, daß mir aus der Privatschatulle Seiner Majestät des Königs 300 Thlr. angewiesen seien, vom Kultusministerium 100 Thlr. Dem hatte S. K. H. der Kronprinz noch außerdem einen Beitrag von 6 Frd'or beigefügt mit der ausdrücklichen Bemerkung, auch er wünsche seine persönliche Teilnahme zu bezeugen.

In der ersten Ausgabe meines Handbuchs ist dieser Unterstützung der zu demselben führenden Studien dankbar gedacht worden. Der Anlaß zu derselben konnte jedoch erst an dieser Stelle mitgeteilt werden. In späterem Zusammenhang wird der weiter daraus folgenden persönlichen Beziehungen zu gedenken sein. Hier nur noch so viel, daß die an sich so reiche Unterstützung natürlich nicht ausgereicht haben würde, um einen längeren Orientaufenthalt zu ermöglichen. Aber einmal an Ort und Stelle, fand sich bald diese Möglichkeit. Baron Oustinoff, vielen Besuchern von Jaffa in sympathischem Andenken, forderte mich auf, sein Reisebegleiter zu werden. So war ich zuerst ein Vierteljahr (Januar bis März 1862) in Aegypten in seiner Begleitung, durfte ihn dann ebenfalls nach Palästina vergesellen, und als ich in Jerusalem vom syrischen Fieber ergriffen worden war, bot er mir an, auch den folgenden Winter in Aegypten, obgleich er selbst in Jaffa blieb, meinen Aufenthalt im Reilschen Sanatorium in der Abbassieh bei Kairo zu bestreiten. Der materiellen Fürsorge aber gesellte sich noch der ideelle Gewinn hinzu, daß ich in die tiefe Herzensfrömmigkeit mancher Elemente der russischen Kirche Einblicke gewann.

Bei dem Rückblick auf jene Zeit, die mir gleichzeitig die Muße gewährte, der Monographie über Heinrich Niklaes die ausführliche David Joris-Monographie folgen zu lassen, treten natürlich noch manche Gestalten in den Sehkreis des geistigen Auges: Consul Rosen in Jerusalem, dessen reiche Anregungen die Studien über das jüdische und islamitische Jerusalem besonders betonen durften; Wilh. Wackernagel, Sohn des Basler Germanisten, gegenwärtig Professor an der bedeutendsten Lehranstalt der lutherischen Kirche

Pennsylvaniens in Allentown; die treuen ehrlichen Chrischonabrüder, deren schlichte Gottesdienste zu der deutsch-evangelischen Gemeinde Kairos die erste Grundlage gelegt haben. Aber wo anfangen, wo enden, wenn aus solchen lehrreichen Jahren alle in Betracht kommenden Persönlichkeiten aufgezählt werden sollten? Da dürften schließlich weder Ferd. v. Lesseps und sein Mitdirektor beim Suezkanal, der holländische Generalkonsul Ruyssenaers, fehlen, noch der spätere französische Ministerpräsident Waddington und der zwar schroff klerikale, aber grundgelehrte Graf Vogué. Des holländischen Gesandten in Konstantinopel, Dubois, ist schon in den nachfolgenden Blättern gedacht. Ohne den Vorteil, in seinem Gefolge den damals noch schwer zugänglichen Haram esch Scherif betreten zu dürfen, würde das islamitische Jerusalem mir wohl ebenso verschlossen geblieben sein, wie die genauere Kenntnis der Ostertage.

Wie schließlich auch noch gerade für die in diesen Blättern weiter enthaltenen Gedankenreihen die Rückreise über Triest, Graz, Wien die gewichtigsten Einblicke bot, darüber wird in der nächsten Studie berichtet werden.

Am Gründonnerstage, 17. April 1862.

Schon mitten in dem Strudel der Festwoche, lasse ich es mir nunmehr besonders angelegen sein, mit eigenen Augen zu sehen, wieviel Wahrheit den mannigfach gefärbten Berichten über diese Zeit zu Grunde liegt. Und um zugleich Sie recht lebendig in das augenblickliche Treiben hineinzuversetzen, benutze ich bereits heute eine freie Stunde zur Mitteilung des bisher Gesehenen, der ich in den Festtagen selber nähere Schilderungen hinzuzufügen denke. Sie werden ja die doppelte Seite der Jerusalemer Osterwoche gewiß schon kennen, die es dem Reisenden so wünschenswert macht, gerade um diese Zeit in dieser Stadt zu sein. Denn einmal bleibt es für jeden Christen die heiligste Zeit, die er doppelt gern an dem ihm immer heilig bleibenden Orte verbringt; näher als sonst je tritt ihm hier in diesen Tagen jenes Leben und jener Tod, aus dem das neue Leben der Welt entsprossen ist, und es bewegt ihn ein tiefes Dankgefühl, gerade jetzt an dem Orte von Jesu Tod und Erstehung verweilen zu können. Damit aber vereint sich der natürliche Wunsch, selber jene merkwürdigen Szenen in der Grabeskirche zu schauen, von denen er schon so oft und so viel gehört. Und wenn er auch bei unbefangenem Blick auf die heutige Gestaltung der Christenheit immer klarer erkennen mußte, wie gerade diejenigen, die am meisten Christi Namen im Munde führen, am wenigsten seine wirklichen Jünger sind, so hat er dadurch zugleich immer mehr gelernt, nicht zu urteilen, bevor er selbst gesehen, und er kann trotz der immer neuen Berichte darüber die geheime Hoffnung nicht aufgeben, daß auch jene Greuel nicht so schlimm

seien, als man erzählt. Darum wünscht er denn, die Pilgerzüge, die die verschiedenen sich katholisch nennenden Parteien des Morgen- und Abendlandes in der Osterzeit nach Jerusalem entsenden, und die von ihnen in der Grabeskirche gespielten Tragikomödien aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Doch zuvor muß ich Sie freilich erst etwas näher mit dieser bunten Sammlung von Kapellen, Chören, Altären und Heiligtümern aller Art bekannt machen. Das zwar werden Sie wissen, daß die Hauptpartien zwischen Griechen und Lateinern geteilt sind, während kleinere Stücke den Armeniern, Kopten und Abessiniern gehören; denn Sie erinnern sich, wie gerade diese Frage der heiligen Stätten den ersten Anlaß zum Streite zwischen dem römisch-katholischen Frankreich und dem griechisch-katholischen Rußland und so zum orientalischen Kriege gab. Aber durch die Häufung der zahllosen Einzelheiten wird es selbst an Ort und Stelle schwer sich zurechtzufinden, und es bedarf dazu nicht bloß eines öfteren Besuches, sondern auch eines direkten Studiums der ausführlichen und die verschiedenen Besitzer durch verschiedene Färbung andeutenden Karten. Und trotzdem verwischt sich selten der erste Eindruck, wenn man alle diese Räume von Menschen überfüllt gesehen hat, deren Gebärden, Kostüme, Töne zwar interessant durch die Mischung, aber gar wenig andächtig sind. Denn meist findet man doch die Kirche voll von lachenden, schwatzenden, sich stoßenden und zankenden und zwischen all dem Gebete herleiernden Leuten; man fühlt sich wohl in eine Industrieausstellung oder eine Auktion, aber nicht in die Grabeskirche versetzt, und der blendende Glanz der Altäre, der Lampen und Leuchter, der Kruzifixe und Weihrauchfässer trägt zur Sammlung der Seele auch wenig bei. Man bekommt gewöhnlich nur den Eindruck verschwenderischer Pracht, aber barbarischer Stilmengung.

Wenn man aber öfter und in ruhigeren Stunden dagewesen ist, so treten allmählich die drei Hauptkirchen, die jetzt zu einem Bau vereinigt, zugleich jedoch aus einer Menge Einzelkapellen zusammengesetzt sind, klarer hervor, nämlich 1. die eigentliche Grabeskirche, 2. die den Kalvarienberg und endlich 3. die die Stätte der Kreuzfindung umschließende. Erstere bildet den großen Dom, welchen die berühmte durchlöcherte Kuppel bedeckt oder eigentlich nicht bedeckt; denn jeder Regenschauer verwandelt den Boden in einen sumpfigen See. In der Mitte des Domes befindet sich als ein ganz abgeschlossenes, rings zu umgehendes Gebäude die eigentliche Grabkirche und in dieser die Grabkammer mit ihren zwei Abteilungen, der Engels-

kapelle und der Grabkammer selbst, in die man nur tief gebückt eintreten kann, und die auch bloß für wenige Personen Raum gewährt. Eine Nische enthält hier den Sarkophag oder eigentlich einen Altartisch, der den Felsen bedecken soll, aber wenig an ihn erinnert. Eine Unzahl silberner und goldener Lampen und Leuchter brennen beständig in dem kleinen Raume, und es ist leicht, sich in eine beliebige Wallfahrtskirche, aber schwer, sich an die stille Stätte des Grabes Christi zu versetzen. Zu dem Kalvarienberge, der das zweite Stockwerk der zweitgenannten Kirche bildet, steigt man auf achtzehn Stufen an der einen, auf dreizehn Stufen an der anderen Seite hinauf; auch hier bildet den Mittelpunkt ein reich geschmückter Hochaltar, der die Stelle des Kreuzes einnehmen soll, und es wird ein so blinder Glaube vorausgesetzt, daß man sogar die Höhlungen der drei Kreuze zeigt, leider gar zu unvernünftig nahe bei einander. Natürlich fehlt auch der Riß im Felsen dahinter nicht. Unterhalb, aber etwas seitwärts befindet sich die große hufeisenförmige und an allen Ecken und Enden von Gold starrende griechische Kirche, in ihr ein farbiger Stern, der den Nabel oder Mittelpunkt der Erde andeutet, und endlich noch weiter östlich die drittgenannte Hauptkirche mit ihren zwei unterirdischen Kapellen, wo das Kreuz gefunden wurde, und wo Helena unterdessen betete. Nun giebt es aber außerdem eine Unzahl von einzelnen Kapellen um diese Mittelpunkte herum, sowohl zu ebener Erde als oberhalb und unterirdisch, die meisten rings um die Griechenkirche. Ich will Ihnen die wichtigsten einfach nennen: die Kapelle des Gefängnisses, wo die zu Kreuzigenden aufbewahrt wurden, die des Longinus, der Christi Seite durchbohrte, sich hernach aber bekehrt haben soll, die der Losung um den Rock Christi, die der Verspottung; ferner andere auf dem Grabe des Joseph von Arimathia, sowie des Nicodemus, an dem Orte, wo die Frauen nach der Salbung des Leichnams standen, und wo der Auferstandene der Maria Magdalena erschien. Wieder eine andere Kapelle bezeichnet die Stelle, wo er sich seiner Mutter zuerst wieder zeigte; endlich sind auch die Gräber der Kreuzfahrerkönige Gottfried und Balduin von Bouillon innerhalb der heutigen Gesamtkirche. — Noch andere heilige Stätten sind an die Kirche angebaut, aber durch eine Mauer von ihr getrennt; so der Ort, wo Maria während der Kreuzigung stand, die Stelle von Isaaks Opferung, die Apostelkapelle; zwei Engelkapellen der Kopten und Armenier; endlich die Kapelle der vierzig Märtyrer, die der Maria Magdalena und die Jakobskapelle. — Ja, damit sind wir noch nicht zu Ende; denn außerdem sind noch an die Kirche angebaut und

hängen mit ihr zusammen die Klöster der Franziskaner, Kopten, Armenier, zwei griechische und ein abessinisches Kloster. Vor allem aber fällt der noch immer hohe, wenn auch arg verstümmelte Glockenturm in der Fassade der Kirche ins Auge, und endlich dürfen wir auch den geräumigen quadratförmigen Vorhof vor dem Eingange nicht vergessen, wie voll er auch meist von Bettlern und Händlern mit heiligen Spielereien ist.

Es wird jene kurze Aufzählung der vorzüglichsten Wunderdinge aus diesem Raritätenschreine — die freilich noch lange nicht vollständig ist, indem es z. B. selbst einen dem Adam und einen anderen dem Melchisedek geweihten Altar giebt — genügen, Ihnen eine Vorstellung von den Anforderungen zu geben, die Priester- und Möchstradition hier an Ihren Glauben und Ihre Vernunft stellt. Nur Schade, daß ihre Authentizität so ganz in der Luft hängt! Denn Sie begreifen, daß für die Echtheit der einzelnen Orte selbst dann nichts gewonnen wäre, wenn die topographische Forschung die Möglichkeit zugäbe, daß in dieser Gegend Schädelstätte und Felsengrab gelegen hätten. Mögen die Mönche heutiger Tage daher auch ebenso eifrig die von ihrem geschäftlichen Interesse geforderte Echtheit verteidigen wie die Kreuzfahrer den Besitz, so kann sich doch die ruhig forschende Wissenschaft nicht von solchem Unkengeschrei beeinflussen lassen. Als das Resultat nüchterner Forschung aber kann höchstens die Möglichkeit der allgemeinen Identität hingestellt werden, und gerade die genauesten und gründlichsten Forscher, Robinson, Tobler, van de Velde, erklären sich unbedingt dagegen.

Aber freilich — wann haben sich Pfaffenbetrug und Pöbelaberglaube viel um die Resultate der Wissenschaft gekümmert? Die Stätten des Leidens Christi gar aber sind den „Pfaffen" aller Konfessionen eine viel zu ergiebige Ausbeute, als daß sie ihre Authentie und ihren Besitz sich sollten streitig machen lassen. Vielmehr ist die Geschichte der Grabeskirche die eines beständigen und oft blutigen Streites zwischen Griechen, Armeniern und Lateinern, und statt am Grabe dessen, der selbstverleugnende Liebe geübt und gepredigt, sich seiner Lehren zu erinnern, zankt man sich darüber, ein paar Fuß mehr oder weniger von der entweihten Erde sein eigen nennen zu können. Alle einzelnen Kapellen sind längst unter die verschiedenen Konfessionen verteilt. Die Lateiner besitzen die Hälfte des Grabes, die Erscheinungs- und die Magdalenenkapelle, die Hälfte des Salbungssteines und der Kreuzigungsstätte, sowie die Kapelle der Kreuzfindung. Die Griechen haben den ganzen mittleren Teil inne, teilen mit den Lateinern das

Grab und den Kalvarienberg und besitzen außerdem die Kapellen des Gefängnisses, der Verspottung, des Longinus und einige Altäre. Auch die Armenier sind nicht unvermögend; sie rühmen sich einer eigenen Kapelle beim heiligen Grabe und der Kapellen der Helena, der Losung, des Joseph und des Nicodemus. Endlich haben auch Kopten und Abessinier ihre besonderen Kapellen, so daß trotz der genauen Karten und Pläne es längere Zeit dauert, bis man in die ganze Konfusion eingeweiht ist. — Und daß trotz solcher peinlichen Abgrenzung Jahr auf Jahr die schändlichsten Greuelszenen unter den Bekennern der Religion Jesu stattfinden, ist leider allgemeinste Erfahrung. Die Stadt Jesu hat weder früher noch jetzt eine Ausnahme von der sittlichen Fäulnis aller Wallfahrtsorte gemacht; aber freilich ist auch nichts mehr dem Geiste der Religion Jesu zuwider als solcherlei Wallfahrten, die durch äußerliche körperliche Bußübungen die sittliche Wiedergeburt des Herzens ersticken, ja ertöten. Das Pilgergewühl der Festzeit bietet nur zu reichliche Belege für diese traurige Erfahrung.

Dieses Jahr ist nun zwar die Zahl der Pilger nicht so groß wie in den vorhergehenden Jahren. Während sie da oft gegen zehntausend betrug, höre ich bis jetzt nur von etwa viertausend, teils Anwesenden, teils noch Erwarteten. Aber doch ist die Nähe des Festes schon auf allen Straßen bemerklich. Auf Schritt und Tritt begegnen wir Wallfahrern aus allen Nationen, aus allen Ständen. Lassen wir sie ein wenig die Revue passieren.

Der Zahl nach die ersten sind Griechen oder genauer die Mitglieder der orthodoxen Orientkirchen, sowohl aus dem Königreich als den türkischen Provinzen und besonders aus Rußland. Das ganze Gehaben weitaus der meisten erzählt uns von den Strapazen, die sie ausgestanden, bevor sie ihr Ziel erreicht. Auf dem Verdeck der Schiffe wie Herden von Schafen zusammengeschichtet, die unwegsamen Gebirge des asiatischen Festlandes teils zu Fuß, teils auf allerlei Getier passierend, bei Tage von der Hitze, bei Nacht von der Kälte leidend, und der einen Mühsal nur entgangen, um gleich in eine andere zu fallen, sind sie endlich in Jerusalem angekommen. Um sich hier auszuruhen? Nein, um in ihren Klöstern noch ärgeren Unbequemlichkeiten ausgesetzt zu sein, als je zuvor, und von habgierigen Mönchen sich ausplündern zu lassen. Ich muß mich immer aufs neue fragen, wie trotz ihrer abgehärteten Lebensweise diese Leute, diese — meist ältlichen — Frauen zumal, all den Strapazen gewachsen sind. Aber die Macht des Aberglaubens ist gar gewaltig, läßt sie es am Ende als das höchste Glück betrachten, an dem heiligen Orte vor Ueber-

anstrengung zu sterben. Kundigere freilich belehren mich zugleich, daß es bei vielen noch mehr ein Geschäft als die Wirkung ihres Aberglaubens ist, indem besonders aus Rußland viele im Auftrage ganzer Dörfer nach Jerusalem pilgern, um deren Sünden hier abzubüßen, — natürlich gegen gutes Honorar.

Und der Frömmigkeit der Einzelnen entspricht würdig die Frömmigkeit der europäischen Großmächte. Während Frankreichs Kaiser aus reinem Mitgefühl mit dem unglücklichen Papst seine Truppen in Rom das neapolitanische Räuberwesen unterstützen läßt und den bedeutendsten Gelehrten des heutigen Frankreichs seiner Stelle entsetzt, weil seine tiefe Ehrfurcht vor der Person Jesu sich nicht in die orthodoxe Phrase gekleidet, weiß das rechtgläubigere Rußland nach wie vor Fürstentöchter wie Leibeigene von ihren Ketzereien zu bekehren. Es sind das allbekannte Dinge, zu deren Kenntnis man nicht nach Jerusalem zu gehen braucht. Aber das, was hier im Höhepunkte sich zeigt, sind die liebevollen, menschenfreundlichen Bemühungen der rivalisierenden Orthodoxien, durch immer prächtigeren Pomp die anderen auszustechen. In diesem Augenblicke nun wird alles andere in Schatten gestellt durch die oberhalb der Stadt, nicht weit von dem Jaffathor entstehenden gewaltigen Bauten des russisch-griechischen Klosters. Bereits ist die schöne große Kirche der Vollendung nahe, und rings um sie erheben sich die anderen Bauten mit zahllosen Gemächern, wie es auch an Zisterne und Gärten nicht fehlt. Als ich in der Frische eines lieblichen Morgens zuerst den Bauplatz besuchte, während die ihn umkränzenden Oelbäume noch vom nächtlichen Tau erglänzten, mußte ich unwillkürlich — obschon dies sonst, wie Sie wissen, nicht mein erster Eindruck zu sein pflegt — der immensen Kosten denken, die allein schon Arbeitslohn und Transport der Baumaterialien verursachen. Aber seit dem Besuch des Großfürsten Konstantin hat es freilich nie an reichen Russen gefehlt, die für die Religion ihres Staates kein Opfer scheuen. Es werden denn auch wirklich gewaltige Gebäude. Mir aber gefielen mehr die Leistungen der Griechen, die durch ihre Olivenpflanzungen schon manchen vorher kahlen Felsberg mit lieblichstem Grün geschmückt haben. Diese wahre Kultur der Gottesnatur wird gewiß noch mancher segnen, der nur mit Trauer auf den Fanatismus blickt, welcher Kloster auf Kloster ins Dasein ruft.

Doch wir sind durch die russischen Bauten ganz von unserem Thema abgekommen, einen Blick auf die Nationalitäten der Pilger zu werfen. Ein lebendiges Bild davon wird Ihnen freilich besser derjenige geben, der die verschiedenen Trachten und Toiletten vom

Schopf bis zur Sandale studiert. Mir ist leider diese Gabe nicht verliehen, und Sie müssen sich deshalb mit einer trockenen Aufzählung begnügen. Den orthodoxen Kirchen zunächst muß ich Ihnen die kleineren heterodoxen nennen, die alle ihre Kontingente zu dem Straßengewühle stellen. Besonders die Armenier strömen in kaum kleineren Scharen von allen Orten zu ihrem Mittelpunkte, dem reichen, buntgeschmückten Kloster auf dem Zion. Es entspricht dies Kloster in der That an Pracht wie an Geschmacklosigkeit den pomphaften Beschreibungen, die man mir davon gemacht, und der Besuch in seinen verschiedenen Räumlichkeiten, durch die herrliche Aussicht auf der Terrasse, die mir der angenehme frische Abend bot, verschönt, gehört zu den lebhaftesten Eindrücken, die ich hier empfing. Die armenischen Pilger selber sollen unter ärmlicher Tracht oft große Wohlhabenheit bergen. — Nicht so aber das schmutzige Vorkommen der Abessinier, Kopten und Syrer, deren Kirchen freilich zum Osterfest in Jerusalem auch nicht unbedeutend vertreten sind. Es sind alle diese Christenheiten im Grunde gleich übel dran, in ihren eigenen Augen jedoch natürlich wieder unendlich mehr rechtgläubig als die größeren. Haben sie doch weit strengere Fasten als diese! Ihre Klöster habe ich leider bisher noch nicht besuchen können.

Doch es wird Zeit, daß ich der Anstrengungen von Rußlands römisch-katholischem Rivalen gedenke, seine „Zivilisation" auch hier zu verbreiten. Sie wissen ja aus der Geschichte des orientalischen Krieges, daß Frankreich auch in Jerusalem der fromme Schutzpatron Roms ist. Und freilich — ich muß gestehen, daß das äußere Auftreten des Romanismus nicht nur viel imposanter, sondern auch äußerlich geschmackvoller als das der anderen Katholizitäten ist. Es ist eben dieselbe Tragikomödie, die Sie in Rom wie in Paris und dem heiligen Köln sehen können. Ob darum in Gottes Augen nicht jene von den stolzen Franziskanern tief verachteten Kirchen des Morgenlandes noch mehr innere Heiligkeit haben mögen, ist eine andere Frage. Doch genug davon. Lassen Sie mich nur das Sachliche noch erwähnen, daß das große Franziskanerkloster mit den Pilgerwohnungen in seiner Casa nuova zur Osterzeit von französischen, italienischen, deutschen Karawanen überfüllt ist. Auch die anderen Sr. Heiligkeit Pantoffel küssenden Nationen sind reichlich vertreten; selbst „bekehrte" Engländer fehlen nicht, und alle bemühen sich um die Wette, ihr Christentum durch unermüdliches Schmähen der „Schismatiker" mit Hand und Mund zu beweisen. — Ueber die inneren Zustände des Franziskanerordens, sowie über die zur Osterzeit in den Klöstern spielenden Szenen erfahre ich immer

merkwürdigere Sachen. Ueberhaupt läßt die Frömmigkeit der „christlichen" Pilger immer bemerkbarere Früchte im heiligen Lande zurück. So kennt z. B. Bethlehem allein Laster und Krankheiten, die den mohammedanischen Dörfern fremd sind. Leider ist meine Quelle zu sicher, als daß ich hieran noch zweifeln dürfte.

Und noch würden Sie sehr irren, wenn Sie nun meinten, daß mit den entsittlichenden Folgen, die das Wallfahrten überhaupt nach sich zieht, und mit den Streitigkeiten der Konfessionen untereinander alles abgethan sei. Die ärgerlichsten Dinge spielen im Schoße jeder Kirche selbst. Kaum ist der Streit der Griechen und Römer gegeneinander heftiger als die Eifersucht zwischen den nationalen und russischen Griechen, als die Zänkereien zwischen dem griechischen Patriarchen von Jerusalem und seinem Kollegen, dem Erzbischof von Petra, dem Feuerbischof. Und innerhalb des Romanismus stehen sich die Parteien des Patriarchen Valerga und der Franziskaner, und nicht minder erbittert die Intriguen der verschiedenen katholischen Konsultate gegenüber. Die dreiundzwanzig Klöster der Terra sancta, die den Franziskanern gehören, ertragen widerwillig den französischen Schutz. Der Patriarch hat früher mit dem österreichischen, in letzter Zeit mit dem französischen Konsul öffentlich die ärgerlichsten Streitigkeiten gehabt. Die wichtige Frage, ob in der Grabeskirche (an diesem gerade dem Katholiken so heiligen Orte) nur der französische Konsul eines Fauteuils genießen darf oder auch seine Kollegen, hat nicht bloß in früheren Jahren die Gemüter aufgeregt, noch in diesen Tagen sind gerade in dieser Hinsicht sehr eigentümliche Dinge passiert. Und die Streitigkeiten, die sich jetzt, nach der Vollendung des von der Schwarzenberg'schen Kamarilla gegründeten österreichischen Hospizes, darüber erheben, wem es zu übergeben sei, werfen ein noch frappanteres Licht auf die bekannte innere Einheit des Katholizismus. Und das alles, wo nicht einmal verschiedene Orden da sind, um sich miteinander herumzuzanken! — Doch diese Sachen sind wirklich so erbärmlich, daß ich — wie charakteristisch sie auch sind — mich nicht bei ihnen aufhalten mag. Lassen Sie mich daher nur noch den einen Punkt erwähnen, daß selbst die unierten, also mit Roms Alleinseligmachung vereinigten Griechen und Armenier von ihren nunmehrigen Glaubensgenossen nicht ohne Zank im Mitbesuch und Mitgebrauch der heiligen Orte geduldet werden. Alles aber, was Sie je von wilden fanatischen Zänkereien gehört oder gesehen, reicht nicht aus, Ihnen die gegenseitige Wut der Griechen und Lateiner vor Augen zu führen.

Sie begreifen, daß man, wenn man alle solche Dinge weiß — und meine Quellen sind leider nur zu sicher —, nicht ohne ein schmerzliches Wehgefühl allen diesen Pilgerzügen zusehen kann, die seit mehr denn einer Woche die engen Straßen der heiligen Stadt so völlig ausfüllen, daß man sich meist nur mit der größten Mühe einen Weg bahnen kann. Das bunte Gewühl zwar ist in allen seinen Einzelheiten recht interessant, und wer, um ein Schauspiel zu sehen oder Nahrung für seinen Spott zu suchen, hierher gekommen ist, wird sich gewiß sehr daran ergötzen. Aber wenn man als Christ die Stätten des Leidens Christi besucht und sieht, wie seine eigenen Jünger dieselben entheiligen, da läßt sich der trauernde Gedanke nicht unterdrücken, wie alle diese Armen in Oede und Finsternis wandeln, weil ihre Priester ihnen den Quell und das Licht des Lebens verdecken.

Schon seit acht Tagen also ist Jerusalem voll von Pilgern. Es fallen das griechische und lateinische Osterfest in diesem Jahre, wie Sie wissen, zusammen, und so ist das Gedränge noch bunter und wilder wie sonst. Ich habe manche sehr komische, manche tragische Szene gesehen; denn auf Schritt und Tritt stößt man mit den Pilgern zusammen. Besonders interessant war am Palmsonntage das Gewühl um die Grabeskirche, wo unzählige Händler mit geflochtenen Palmzweigen hockten und das Volk sich eifrig um sie drängte, jeder in dem Streben, den besten Zweig für sich zu erorbern. Freilich die Palmen sind hier jetzt seltener als zu Jesu Zeit; auf dem Wege von Bethanien hierher findet man keine mehr, in der Palmenstadt Jericho ist nur noch eine einzige, und in der Stadt Jerusalem sah ich nicht mehr als zwei oder drei — ein großer Kontrast gegen die Palmenwälder Aegyptens. An dem genannten Sonntage werden aber die Palmzweige von allen Seiten hierher gebracht, weil eine große — griechische — Prozession um das heilige Grab stattfindet, deren Teilnehmer sich sämtlich damit ausstaffieren, — jedenfalls eine unschädlichere Komödie als die später folgenden Szenen. Gern hätte ich, auf die freundliche Einladung des Herrn Dubois, des holländischen Gesandten in Konstantinopel, mit ihm der Prozession beigewohnt, war aber verhindert. Er erzählte mir hinterher, wie sie wohl zwei Stunden gedauert habe, und wie der griechische Patriarch ihn und seine Begleiter nicht nur in seiner Nähe placiert, sondern ihnen auch sämtlich geweihtes Brot gereicht habe. Zugleich hatte derselbe sich freilich sehr über die ermüdende Pflicht beklagt, so lange Zeit nicht nur an dem heiligen Orte verweilen, sondern sich dabei beständig dem Handkusse unterwerfen zu müssen. — Auch die folgenden Tage waren übrigens die geschmückten

Palmzweige noch aller Orten zu sehen, wie sie ja auch als heilige Reliquien mit in die Heimat wandern. Wenn ich nun aber schon der Palmsonntagsprozession gern beigewohnt hätte, so wäre es mir noch interessanter gewesen, eine der in diesen Tagen beständig nach dem Jordan abziehenden Pilgerkarawanen dorthin zu begleiten. Ich höre interessante Dinge von diesen bunten Menschenmassen, die in der ermattenden Hitze meist zu Fuß nach dem Orte pilgern, wohin die Tradition Jesu Taufe verlegt, um hier im heiligen Wasser ihre Sünden abzuwaschen. Besonders sollen sich merkwürdige Szenen entwickeln, wenn sie nun dort angelangt sind und alle durcheinander in den heiligen Strom hineinsteigen, dessen reißende Fluten leider nur zu oft ihr Opfer von den Unvorsichtigen fordern. — Ich hatte alles bereit gemacht, um mit einigen Freunden mich einer Karawane anzuschließen. Aber — l'homme propose, Dieu dispose: eine von der Hebron-Reise zurückgebliebene Erkältung zwang mich noch im letzten Augenblick, von dem liebgewordenen Plane abzustehen. Zwar habe ich wenigstens die abreisenden Pilgerzüge gesehen, merkwürdig gemischt mit mohammedanischen Karawanen, die nach ihrem Heiligtum, dem sogenannten Grabe Mosis, auf derselben Straße pilgern. Was man mir aber von den malerischen Szenen erzählt, die besonders abends im Lager der Karawanen spielen, hat mich die Vereitelung jenes Planes sehr bedauern lassen. Ich weiß nicht, ob ich Sie schon darauf aufmerksam gemacht habe, daß die Reise nach Jericho durch die Beduinen der Umgegend so unsicher gemacht wird, daß man nicht ohne Bedeckung reisen kann. Die Karawanen sind nun gar von einer großen Schar Soldaten begleitet, und eben diese bunte Mischung der verschiedensten Trachten macht das malerische Bild noch malerischer. Nun, vielleicht komme ich hernach doch noch zum Jordan.

Noch einer interessanten Szene muß ich aber erwähnen, die ebenfalls schon die Festzeit vorbereitet, ja in sie hineingehört. Gerade heute, als am Gründonnerstage, hat sowohl bei Lateinern als Griechen die bekannte Zeremonie der Fußwaschung stattgefunden. Das verschiedene bei dieser Fußwaschung angewandte Zeremoniel bildet sogar einen der Hauptunterscheidungspunkte zwischen den verschiedenen Kirchen. So geht bei den Maroniten der Bischof in der ganzen Kirche bei den Geistlichen herum, die an ihren gewöhnlichen Plätzen sind; bei den unierten Griechen ist in der Mitte der Kirche ein Gerüst aufgeschlagen, auf dem der Bischof inmitten seiner Geistlichen sitzt; bei vielen Lateinern werden nicht Greise, sondern Knaben gewaschen. Besonders aus Aleppo sind mir noch manche interessante Einzelheiten über die dort dabei

üblichen Gebräuche mitgeteilt worden. Ich selber habe auch heute nur das bunte Gedränge gesehen, da mir unser deutsch-evangelischer Gottesdienst doch wichtiger war. Herr Dubois aber erzählte mir von der weitläufigen Komödie bei den Griechen, wie der Patriarch mit zwölf Mönchen vollständig das letzte Mahl Christi vorstellte, indem der jüngste der Mönche den Judas spielen mußte. Ich wurde durch seine Beschreibung lebhaft an die bekannten Szenen in Oberammergau erinnert. Aber hier, in Jerusalem, wurde selbst das Gebet Christi in Gethsemane so persifliert, und zur größeren Bequemlichkeit dem Knieenden ein Kissen untergelegt. Würdiger war die Fußwaschung der Lateiner, deren Patriarch einfach zwölf Greisen die Füße wusch, ganz mit denselben Zermonieen, die Se. Heiligkeit in Rom bei derselben Gelegenheit anwendet. An äußeren Zeichen der Demut wird es ja der echte Papismus nie fehlen lassen; um so leichter und unverdächtiger kann er für seine Herrschsucht wühlen.

Doch ich will mich nicht in längere Betrachtungen über den absoluten Gegensatz von Pfaffentum und Christussinn verwickeln, wie leicht man auch durch die immer neue Erfahrung darauf geführt wird, daß so viele Tausende durch ihren begründeten Abscheu vor der das Evangelium entweihenden Klerisei zugleich dem Evangelium selber entfremdet werden. Viel lieber schließe ich meinen einleitenden Brief mit der entgegengesetzten Bemerkung, daß mir noch nie so sehr wie heute der Segen unserer Reformation entgegengetreten ist. Selten habe ich einer so einfach würdigen Feier des Abendmahles und einem so erhebenden Kultus (nach der Bunsen'schen Liturgie) beigewohnt. Doch davon hoffe ich Ihnen später speziell zu berichten. Jetzt handelt es sich um die katholische Festwoche, deren Höhepunkte ich morgen und übermorgen zu sehen hoffe.

Sonnabend, 19. April 1862, morgens.

Der Charfreitag liegt hinter mir, ein Charfreitag am Grabe Christi verbracht! Der heiligste Tag, an den sich meine frömmsten Jugenderinnerungen knüpfen, an dem ich als Jüngling so oft mit dem fernen Vater, mit der heimgegangenen Mutter zum Liebesmahl des Erlösers gegangen, den ich auch später noch in Sachsen, in Hannover, in Holland, in der Schweiz in echt evangelischer Weise feiern durfte, und jetzt an dem Orte verbrachte, wo, wenn auch nicht unmittelbar, doch in geringer Entfernung der Heiland seinen Geist in

die Hände des Vaters gab! Es bleibt das ein erhebendes Gefühl, und keine Entweihung der Religion Christi darf uns die innere Gemeinschaft mit dem „Menschensohne“ rauben. Aber freilich die Szenen, die ich gestern geschaut, waren nicht danach angethan, um an die Liebesthat Jesu zu erinnern, um die Seele bereit zu machen zu seiner Nachfolge. Ich habe dem nächtlichen Gottesdienst in der Grabeskirche beigewohnt und will Ihnen einfach erzählen, was ich gesehen.

Vorher schon hatte am Nachmittage ein häßlicher, aber nur zu charakteristischer Vorfall die Besucher der Grabeskirche in Aufregung versetzt. Gegen drei Uhr administrierte der lateinische Patriarch bei einer feierlichen Messe, unten in der Nähe des Grabes. Da klettert ein Grieche auf das darüber gelegene Chor, und gerade im feierlichsten Momente — spuckt er von dort dem Patriarchen auf die Mitra herab. Sie können sich den Skandal denken, obgleich der Thäter sofort wieder verschwand. Man erzählt mir, daß eine mehr als halbstündige Störung eingetreten sei, und daß zuletzt wieder der hiesige deus ex machina, die türkische Soldateska, die Ordnung habe herstellen müssen. — Die kurze Episode wird Ihnen den Geist kennzeichnen, der unter den Griechen herrscht. Und glauben Sie ja nicht, daß die Römer es besser machen! Der Pole, von dem ich Ihnen früher erzählt habe, daß er mir in Aegypten Schreiberdienste geleistet, berichtete mir gestern triumphierend: wie er in die Grabeskirche gekommen sei, hätten sich gerade ein Griechisch- und ein Römisch-Katholischer wütend geprügelt, da habe er denn dem Griechen von hinten einen so gewaltigen Faustschlag auf den Kopf versetzt, daß er zurückgetaumelt sei und, mit der Hand den Kopf deckend, sich lautlos fortgemacht habe. Ich frug ihn, wie er am Grabe Christi so habe handeln können. Er aber belehrte mich, er habe dem Schismatiker bloß aus christlicher Liebe den Schlag gegeben, damit er in Zukunft keinen Katholiken mehr prügele. — Und aus dem Kloster erzählt er mir Tag für Tag von neuen Schlägereien unter den trunkenen (!) Pilgern.

Doch lassen wir diese Details, denen sich ja hundert ähnliche hinzufügen ließen, und begleiten Sie mich einfach in der Abendzeit in die Grabeskirche. Unsere Gesellschaft besteht außer dem Herrn Dubois und mehreren österreichischen und französischen Herren aus einem Dänen, einem Armenier und einigen Deutschen, die sämtlich den Schutz der uns begleitenden preußischen Kawassen mitgenießen wollen. Es ist pechfinster und die schon an sich so schlüpfrigen Straßen sind durch einen ungewöhnlich starken Regen noch unwegsamer geworden, aber wir kommen doch ohne Unfall zur Kirche.

Wir waren hier freilich vorerst — wörtlich verstanden — aus dem Regen in die Traufe gekommen. In der Kirche hatte es durch die durchlöcherte Kuppel beständig durchgeregnet; der Boden war sumpfig, und die noch immer herabsickernden Tropfen waren hier noch viel empfindlicher als draußen. Gewiß, diese Kuppel zeigt mehr als alles andere den Geist der „christlichen" Konfessionen. Keine gönnt der anderen die Herstellung, aus Furcht, sie möchte daraus ein Anrecht auf den Besitz herleiten. So ist es schon seit vielen Jahren, und das einzige Auskunftsmittel scheint — wie mir ein hiesiger Armenier sagte — darin zu bestehen, daß am Ende die türkische Regierung die Sache selber in die Hand nimmt und sich hernach ihre Auslagen zurückerstatten läßt. Ob das nun geschehen wird oder nicht, jedenfalls wird die durchlöcherte schwarze Kuppel noch nach Jahrhunderten für die richtende Geschichte ein Zeichen von dem Geiste der Jerusalemer Christenheit sein.

Trotz des Regens war jedoch der ganze Raum um das Grab dicht voll harrender „Gläubigen". Wir aber gingen weiter ins Innere, einer Seitenkapelle zu, wo uns unsere Kawassen einen geschützteren Platz mitten in dem Gedränge erorberten. Kaum hier angelangt, traf unser Blick sofort auf eine durch das Gewühl sich hindurchwindende Prozession. Bettelhaft bunt, meist in lumpigen Gewändern, aber mit — zehn — flatternden Fahnen und einherstolzierenden Pfaffen zieht sie am heiligen Grabe vorbei und dann seitwärts, mit viel Lärm, leider — wenigstens dem Anschein nach — ohne alle Andacht. — Es sind Abessinier. Alle diese kleineren Kirchen haben nämlich heute Nacht das Recht zum Umzuge um die heiligen Stätten, bevor die Lateiner dieselben einnehmen.

Wir sind wirklich zu einem guten Augenblick gekommen. Es ist ein merkwürdiger Anblick, wie sich die Prozession langsam durch das Menschenmeer hindurchbewegt, anfangs durch die von allen Teilnehmern getragenen Kerzen grell beleuchtet, dann nur noch durch die einzelnen Irrlichtlein von dem sofort hinter ihr wieder geschlossenen wogenden Meere sich abgrenzend, endlich in der Ferne verschwindend, während aber die Litanei noch beständig zu uns herüberklingt. Und nicht minder interessant ist der Umblick auf das Getümmel rings um uns her, vor dessen Drängen uns nur unsere Kawassen mit ihren langen Amtsstäben schützen. Wie auch durch den starken Weihrauchdunst betäubt, nimmt uns doch immer aufs neue die merkwürdige Szenerie gefangen. Ich wünschte wirklich, daß ich Ihnen von dieser sich drängenden und stoßenden Menge in der hier grell erhellten, dort nächtlich dunklen

Kirche eine Beschreibung geben könnte. Aber es scheint hier wirklich leichter, über die Kopf an Kopf zusammendrängende Masse herzuschreiten, als in dem ganzen Ensemble auf Einzelheiten zu achten.

Nachdem die Prozession ganz verschwunden, ist die Dunkelheit wieder größer geworden. Bald aber naht eine zweite Prozession, die koptische. Auch sie nimmt sich recht eigen aus, und in ihrem Kerzenlichte sehen wir erst jetzt so recht unsere nähere Umgebung. Denken Sie! alle Wände der Kirche sind mit Betten, Reisegepäck, Eßgeschichten verziert; denn gar viele „Fromme" bleiben die Nacht in der Kirche, zumal viele Weiber, weil dieser nächtliche Aufenthalt an der heiligen Stätte ein sicheres Mittel gegen Kinderlosigkeit sein soll. — So ist denn der innere Raum von dem hin- und herwogenden Meere der immer neu herzuströmenden Neugierigen erfüllt, an den Seiten aber sehen wir schlafende und essende Gruppen — in der Grabeskirche, in der Nacht des Charfreitags!

Auch die koptische Prozession ist bald vorbei. Jetzt aber sammeln sich gerade vor uns schwatzende und lachende Chorknaben, stellen sich in Reih' und Glied, und zugleich bemerken wir nun erst die aus der Seitenkapelle zu uns herüberdringenden vollen Predigttöne. So hat denn die lateinische Feier auch schon begonnen. Richtig, gerade in jener Kapelle ist die erste der sieben Stationen, wo sie mit ihrer hölzernen Puppe umherziehen, sie zur Kreuzigung und von da ins Grab zu führen. Und zwar wird jedesmal, während der betreffende Akt vor sich geht, eine der sieben Predigten gehalten — italienisch, griechisch, türkisch, deutsch, französisch, arabisch, spanisch. Jetzt tönt das italienische Pathos zu uns herüber. Das Gedränge ist zu dicht, um näher heranzukommen; aber ich winde mich doch so weit durch, um die mächtigen Gesten des Redners sehen und zugleich die charakteristischen Züge der ihn umgebenden Franziskaner studieren zu können. Herr Dubois erkundigt sich unterdes bei einem der Mönche nach einigen Details, über die er sehr bereitwillige Auskunft erhält. — Ist doch der höchste, allen Konfessionen im Orient gemeinsame der Bakschisch-Kultus!

Die Mönche geben uns den Rat, nicht hier zu warten und der Prozession nach allen heiligen Orten zu folgen, weil wir sonst nirgends einen guten Platz erhalten würden. Vielmehr sollen wir uns sofort oben in der Nähe Golgathas placieren, weil dort die Hauptsache vor sich gehen wird und wir sie so von einer gesicherten Ecke aus sehen können. Der Rat ist gut. Die Kawassen voran, drängen wir uns im Gänsemarsch durch die dicht gescharte Menge hindurch, erklimmen

die nach Golgatha führende Treppe, deren Geländer und Stufen nicht minder von Menschen wimmeln, und nehmen unseren Platz in der Seitenkapelle, wo Christus vor der Kreuzigung entkleidet worden sein soll.

In buntflimmerndem Lichte strahlt uns der Hochaltar auf dem Kalvarienberge entgegen. Auch vor ihm wogt das Menschenmeer, in der Mitte wieder eine der kleineren Prozessionen, die abessinische, wie man mir sagt. Priester und Mönche, Bettler und Weiber, in den Ecken auch hier schlafende und kauende Gruppen, in der tollsten Mischung von Trachten und Farben, durch das unregelmäßige Licht der goldenen und silbernen Lampen, durch den Kerzenschein der Prozession, durch den reflektierten Flimmerglanz der Wände nur noch wilder und malerischer! Türkische Soldaten halten die Menge ab, die „Andächtigen" in der Mitte gar zu sehr zu inkommodieren, lassen aber uns Kawassenbeschützte bis in die nächste Nähe kommen. — Wir stehen also jetzt vor der Kreuzigungsstätte, und eben findet eine gottesdienstliche Feier zum Andenken an die größte Liebesthat der Weltgeschichte statt. Wie ist diese Feier?

Ich habe gerade kein sehr feines musikalisches Gehör, bin außerdem im Orient schon manchen Mißton gewohnt geworden, aber solch krächzende und quakende und plärrende Litanei habe ich noch nie gehört. Ob es absichtlich war, weiß ich nicht. Aber das sah ich nur zu deutlich, daß die frommen Sänger beständig ihr Gesicht verzogen, der eine den anderen anlachte.

Denken Sie Sich diese Litanei nun längere Zeit, wenig gedankenreicher, unendlich viel unmelodischer als der Dziko der Derwische! Ob es ein Wechselgesang oder ein Chor war, dürfte ich wahrlich nicht sagen; Gesang in unserem Sinne war es gewiß nicht.

Aber blicken wir noch einmal etwas näher auf die Szene selbst! Pracht in Lumpen, wie bei all diesen Kleinen; der Patriarch rot, die Priester weiß umhüllt. Er hat ein gräßlich verzogenes, aber doch ernstes Gesicht; die anderen werfen den umstehenden Weibern lachende Blicke zu. Hätte ich doch nur ein einziges wirklich andächtiges Gesicht gesehen!

Plötzlich, mitten in der Litanei, macht sich fernes Klopfen, Rufen, Schreien bemerklich. Es kommt immer näher, unterscheidet sich immer deutlicher von dem allgemeinen Gesumme und Gebrause. Wir merken sofort, daß es das Zeichen ist, daß diese Kirche sich abmachen muß, um einer anderen ihre Stelle einzuräumen; denn eilig sprengt der Patriarch das geweihte Wasser umher, nach allen Seiten hin, selbst

über uns Ketzer; sein Blick dabei ist halb erzürnt, halb traurig. In dem Augenblicke that mir der Mann doppelt leid; denn wahrscheinlich ist er doch von der alleinseligmachenden Kraft seiner Kirche so fest überzeugt, wie irgend ein anderer, und jetzt muß er weg, muß alle seine andächtigen Zuhörer in den Händen des Satans lassen. Seine Priester und Mönche freilich wissen auch bei dem eiligen, fluchtähnlichen Rückzug nur einander zuzulachen. Sie selbst werden wieder von den griechischen Popen, die ihnen zugeschaut, höhnisch verspottet. — Die erste Komödie ist zu Ende. — Und wir sind nach wie vor am Golgatha, in der Nacht des Charfreitags.

Es ist ein wirres Gewühl und Gedränge, bis die Prozession der Abessinier verschwunden ist. Dann tritt verhältnismäßige Ruhe ein, — aber nur für kurze Zeit. Aufs neue machen die türkischen Soldaten — die Beschützer Golgathas vor der Wut der Christen — den mittleren Raum frei. Es ertönt ferner Lärm, er kommt näher, wir erkennen ihn als Kindergeplärr, hören Schellengeklingel. — Da ist die zweite Prozession. Es sind unsere Kopten, die wir vorher unten gesehen.

Unter Geschrei, Gezänke und Gestoße haben sie sich Raum gemacht. Jetzt führen auch sie ihre Litanei auf. Wilde, abenteuerliche beduinische Gestalten, der in schwarzem Turban, jener mit langem flatternden Haar, dieser mit rotem Fez, der Patriarch in der Mitte mit einem grünen dreieckigen Hütlein. Unbeschreiblich pfiffig schaut er zum Kreuz empor. Ich möchte ihm kein Unrecht thun; vielleicht ist er doch in seiner Art fromm, aber sein Gesicht ist eine wahre Teufelslarve. — Wieder hören wir das Geplärr der Litanei, aber kürzer. Es scheint, daß die Zeit nur noch knapp zugemessen ist. Kaum fünf Minuten ist die Prozession da, so verstummt der Gesang, das Weihwasser wird ausgesprengt. Sie ziehen ab.

In den leer gewordenen Raum drängen sich die Zuschauer. Ich bemerke viele griechische Popen. Auf einmal wird ein entsetzlicher Zank hörbar. Lateiner stürzen herbei. Bald sind alle Griechen mit Fauststößen weggetrieben. Nie habe ich solch viehische Rohheit gesehen. Und wir sind am Golgatha. Und es ist Charfreitag.

Der Raum vor dem Altar ist frei gemacht. Wieder sperren die türkischen Soldaten ihn ab. Hinter ihnen drängen sich die berechtigten Zuschauer. Auf einmal windet sich ein altes Weib mit wilden ängstlichen Mienen durch die Menge hindurch. Es wird hin und her geredet. Endlich läßt man sie wirklich passieren. Sie dringt bis an den Altar vor, ja bis hinter ihn. Ich bin erstaunt, aus welchem besonderen Grunde man ihr dies gestattet. — Da kommt sie zurück,

in der Hand ein altes schmutziges Tuch mit allerlei Eßwaren. Sie hatte es vorher unter dem Hochaltar, unter dem Kreuze Christi verborgen.

In unserer Seitenkapelle mehrt sich unterdes die Gesellschaft. Der österreichische Konsul kommt mit seinen Kawassen und einer größeren Damen- und Herren-Gesellschaft. Die Waffen der goldgeputzten Kawassen erglänzen im Kerzen- und Lampenlicht der Altäre; die Herren erscheinen in der unvermeidlichen weißen Krawatte. — Man macht Raum die Wand entlang. Auf der Bank daselbst nehmen die Damen Platz; eine schöne weißverhüllte Syrerin ist in der Ecke eingeschlafen. Lebhaft werde ich an Ballszenen gemahnt, wo die hoffenden Mütter die Seitenwände einnehmen, die tanzenden Töchter mit den Augen verfolgend.

Sie wundern sich über den Vergleich, finden ihn unpassend? Ach, welche Ballgespräche wurden hier geführt in der halben Stunde, bis die lateinische Prozession nahte! Wie erklang es auch hier von „Exzellenz" und „Gnädige Frau"! Freilich, ich gelangte auch zu ernsteren Unterhaltungen. Aber selbst die Katholiken in der Gesellschaft klagten über diese Komödie, die sie zwänge, sich zu ihrer Andacht in eine leere, unbesuchte Kapelle zu flüchten. — Ich drückte mich in eine Ecke, wo ich bequemen Platz für meine türkisch untergeschlagenen Beine fand. Hier betrachtete ich still das Gewühl um mich her und diese aus aller Welt Enden zusammengeströmten Pilger.

Endlich naht die lateinische Prozession unserer Kapelle, ihrer vierten Station (wie Sie Sich erinnern, dem Ort der Entkleidung Jesu). Aeußerlich ist der Unterschied gar groß von den vorhergehenden Akten des Schauspiels. Pracht und Ordnung sind gepaart. Rot-weiße kleinere, schwarz-weiße größere Chorknaben eröffnen den Zug, dann folgen die Teilnehmer der Prozession, jeder zwei große Kerzen in der Hand. Mönche tragen außerdem Teller, deren Inhalt ich aber nicht erkenne. Vor dem Altar angekommen, stimmt der Chor das Stabat mater an; besonders macht sich mancher schöne Baß bemerklich. — Dann ordnen sie sich wieder; die Geistlichen stellen sich dem Altare zunächst, und umgeben von zwei Kerzen tragenden Amtsbrüdern, erhebt ein wohlgenährter deutscher Kaplan seine Stimme zur Predigt. Ein gutmütig-dickes Gesicht, zu dem aber der schmachtende Aufblick und das angequälte Pathos nicht paßt, und dem die Verlegenheit, (nicht an solchem Orte, aber) vor solch großer Gesellschaft sein Pensum aufzusagen, auf der Stirn geschrieben steht. Wie ich höre, ist es der Kaplan einer österreichischen Gräfin Dietrichstein.

Ich bin kühn genug gewesen, den Rücken meines Vordermannes als Schreibpult zu benutzen und mir mit der in der Studienzeit ausgeheckten geheimen Stenographie die tiefe Weisheit des Redners zu eigen zu machen. Gutmütig, unschädlich, ohne Fanatismus, nur ein bißchen gar zu trivial.

Wollen Sie die Hauptgedanken hören? Ich gebe sie im Auszuge, aber ganz mit den eigenen Worten:

„Wir stehen hier an der heiligen Stelle, wo das Opfer aller Opfer begann. Hier fing das Lamm zu bluten, hier fing Christus zu sterben an." (Lateinische Bibelstellen führen dies weiter aus.) — „An diesem heiligen Orte haben wir uns versammelt. Und ich Unwürdiger soll zu Ihnen reden. Von was aber soll ich denn zu Ihnen reden? Ort und Zeit macht um Stoff nicht verlegen, giebt uns genug Gedanken zur frommen Betrachtung.

„Hier wurde Christus seiner Kleider beraubt und entblößt." (Der Redner malt dies Stück für Stück aus.) „O, welche Schmach, welche Schande! Undankbares Volk der Juden, denen er so viele Wohlthaten erwiesen! — Aber es prüfe auch ein jeder sich selbst, ob er nicht dasselbe von sich bekennen muß, ob nicht Christus, für unsere Sünden büßend, sich hier der schmählichen Entblößung unterziehen mußte. — Und wir wollen sinnlich bleiben und nach wie vor Böses thun? Wir wollen uns nicht abtöten, wo dies nach seinem Wort so nötig ist, daß wir selbst Auge und Hand ausreißen sollen, so sie uns ärgern? — Laßt uns ihn bitten, uns Liebe zur Selbstverleugnung zu geben, um unseren Sinn mehr zu bezähmen, als wir es bisher gethan.

„Hier wurde Christus dann ans Kreuz genagelt. Erst wird der eine Arm ausgespannt, die innere Fläche der Hand ausgebreitet, Hammerschläge ertönen, sie ist angenagelt. Dann geht es ebenso mit der zweiten Hand. Die Henker treten auf seine Rippen, daß sie knacken. Jetzt haben sie auch seine Füße angenagelt." (Die Beschreibung geht noch mehr ins Detail.) — „Und weshalb ist er so verschmäht und verstümmelt? Ist es nicht wegen unserer Sünden? — Und wir wollen nichts leiden und ertragen, klagen bei jedem Schmerze? — O Jesu, hefte unseren Willen an dein Kreuz, daß wir Geduld lernen! —

„Jetzt ist er ganz ans Kreuz angenagelt. Sehen wir ihn an mit den fünf klaffenden Wunden!" (Es folgen Stellen der Schrift und der Kirchenväter.) — „Und wir wollen nichts für ihn leiden, wo er alles für uns leidet? — Mögen auch wir uns kreuzigen, nämlich der Welt, wie der Galater-Brief sagt. — Verachten wir diese Welt! Unser wahres Vaterland ist nicht hier, sondern im Himmel.

Alles Irdische ist kurz; diese Welt ist unserer Liebe nicht wert. Denn was nützt all ihr Gut für die Ewigkeit? — Dort giebt es viele, die hier reich waren, sich kostbare Grabmonumente errichten ließen, deren Körper dort in der Hölle brennen. Darum heiße es: sursum corda! Beweisen wir durch die Verachtung der Welt unsere Selbstkreuzigung! — Es mahnt uns ja alles ans Kreuz: die Zeremonien bei der Taufe, beim Gebet, bei der Firmelung, jeder Kreuzweg, jede Kirchthür, jeder Altar, selbst die Ausbreitung der Arme, und noch bei der letzten Oelung und beim Begräbnis spielt das Kreuz wieder die Hauptrolle. — Kreuzigen wir daher uns selbst und richten unseren Blick auf den Himmel!

„Noch ein Gedanke fällt mir bei. — Wir hören nie auf zu sündigen, wo Jesus uns doch am Kreuze so zur Dankbarkeit auffordert. — O laßt uns den ernsten Vorsatz fassen und diesen Vorsatz beschwören, hinfort keine Sünde mehr zu begehen! Ihn wollen wir als Andenken von dieser Stätte mitnehmen. Und Heil uns, wenn wir diesen Vorsatz erfüllen! Dann können wir auch bei unserem Tode zu Jesu sagen: Ich küsse deine Hände, deine Füße, deine Seite. In deine Hände befehle ich meinen Geist."

— So die Hauptgedanken der deutschen Predigt. Der gute Kaplan hatte gewiß sein Möglichstes gethan, und wie eigen es sich auch machte, wenn der dicke Herr bei besonders rührenden Stellen seine Augen andächtig aufzuschlagen versuchte, so habe ich mich doch von Herzen des ethischen Zuges in seiner Predigt gefreut. Wenn es auch eine eigene Sache um den Eid sein möchte, nie mehr eine Sünde zu begehen, und wenn auch die von ihm gepredigte Weltflucht noch lange keine innere Weltüberwindung ist, so wies er doch in all seinen Ermahnungen von der äußeren Wallfahrtsübung auf die Umkehr des Herzens hin. Und der Mangel an jeder Polemik gegen andere Konfessionen paßte auch besser für diese Stätte als die Gehässigkeit, die man in anderen Jahren zu hören bekam.

Als die Predigt zu Ende war, schloß sich ein neuer Gesang an, und dann zog die ganze Prozession, deren größter Teil bisher im Hintergrunde geblieben war, an uns vorbei zu dem Hochaltar in die Hauptkapelle. Unter den Kerzentragenden wurde uns vor allem der französische Konsul durch eine seiner berühmten Verbeugungen auffällig, mit denen er sich, wie es heißt, in jeder Gesellschaft von einem zum anderen wendet, immer in fieberhafter Furcht, daß noch einer vergessen sei, dem er noch nichts Verbindliches gesagt. — Jetzt sehe ich auch, was die Mönche vorher schon getragen haben. Denn während

die Predigt mein Ohr und meinen Griffel in Beschlag genommen, hatte ich nicht darauf geachtet. Es ist die hölzerne Puppe und das Kreuz, auf das sie gerade während der Predigt festgenagelt ist. Jetzt wird es auf dem Hochaltar, an der Stelle des wirklichen Kreuzes aufgepflanzt, und die Prozession schart sich zugleich um den Golgatha-Altar selbst, während die zuschauende Menschenmenge stoßend und summend sich ihr nachdrängt.

Wieder erschallt ein Gesang, im Vergleich mit dem Gebrüll der Kopten und Abessinier uns sehr wohltönend, auch im allgemeinen wohl so gut wie in einer deutschen Dorfkirche. Und dann wird vor dem Kalvarienberge und — was mehr sagen will — vor dem Repräsentanten der zivilisatorischen Nation die französische Predigt gehalten. Ihre Töne dringen zu uns herüber, die wir in der Seitenkapelle bleiben. Ich höre die Beschreibung, wie das heilige Kreuz gepflanzt, das heilige Blut vergossen wurde. Ich vernehme die Worte Jesu am Kreuze, und dann — folgt eine Erinnerung an die Pilger, wie sie hier von den Mönchen und von den Autoritäten so gut empfangen seien, daß sie sich ganz wie im Vaterlande fühlen könnten; sie möchten deshalb mit Dankgefühl dafür heimkehren. — Sehr passend, wenn Sie bedenken, daß gerade der Kalvarienberg den Höhepunkt der Feier bildet! Aber es kam doch wenigstens keine konfessionelle Polemik.

Als die Predigt zu Ende ist, wird — wie auch das vorige Mal — durch Händeklatschen das Zeichen zum Schlußgesange gegeben, und während dieses lateinischen Chores nimmt man zugleich die Leiche (d. h. die jetzt totgenannte Puppe) vom Kreuze herab.

Wollen sie das Schauspiel näher ansehen? — Man hat das Kreuz aus der Höhlung im Boden herausgenommen. Nun umwickelt man es mit den Tüchern, nimmt dem Leichnam die Dornenkrone ab, bringt Hammer und Kneifzange und macht sich daran, die Nägel herauszuziehen. Einer hält die Puppe fest, ein anderer hämmert und zieht an den Nägeln, langsam, ganz allmählich. Endlich ist ein Arm befreit. Es wird der zweite ebenso abgelöst, dann nacheinander die Füße, und hierauf wird erst das Tuch, dann die Puppe selbst vom Kreuze abgenommen, und man zieht weiter.

Während der langsamen Komödie aber haben wir Zeit, noch einen Blick auf die Zuschauer zu werfen. — Hätte ich doch nur irgendwo eine Spur von Andacht bemerkt! Aber ich sehe nur Neugierde bei den einen, Langeweile bei den anderen, erkenne so die, die zum erstenmale der Vorstellung beiwohnen, und diejenigen, welche sie schon kennen. — Die einzige Ursache aber, die eine so skandalöse

Komödie mit dem Heiligsten entschuldigen könnte, wäre doch wohl die, die Andacht dadurch mehr zu wecken.

Das Kreuz und die Puppe im Leinentuch voran, macht sich sodann die Prozession auf den weiteren Weg, steigt abwärts, zieht wieder in die Nähe des Grabes, zum großen Salbungsstein, wo die Einhüllung in die Grabtücher vor sich geht und der seit Jahren bekannte alte Franziskaner in malerischer Stellung auf hohem Pfeiler seine (heisere) arabische Predigt hält.

Wir lassen das Gedränge vorüberziehen, folgen ihm nicht nach unten, sondern lassen uns durch die Kawassen den Weg bis zum Geländer der Galerie bahnen, von wo wir auf die unten stattfindende Zeremonie die freieste Aussicht haben. — Da giebt es nun erst ein wahrhaft unvergeßliches, aber auch ebenso unbeschreibliches Bild. Kopf an Kopf wogt unten die Menge in dem weiten, hier hellen, dort dunkeln Raume umher; ein beständiges Summen wie von einem großen Bienenschwarm läßt sich in den verschiedensten Kadenzen hören; dazwischen die Gutturallaute der Predigt und die fort und fort von dem Salbungssteine aus vernehmlichen Hammerschläge. Man sagt mir, daß dort auch die Nägel aus dem Kreuze entfernt werden.

Ich wünschte sehr, daß ich Ihnen das wirre, wilde Bild malen könnte, wie ich es selbst in nicht minder wilder Situation schaute, auf einen Pfeiler geklettert, dessen zollbreiter Vorsprung mir die nötige Stütze bot. Die hellglänzenden Kerzen, das Flimmern des Gold- und Silberschmuckes der Wände, in der wechselvollen Beleuchtung und Verfinsterung die buntesten Trachten, die verschiedensten Physiognomien! Kein Plätzchen, weder oben noch unten, weder an den Pfeilern noch auf dem Treppengeländer, das nicht von Menschen besetzt wäre! Ja, es sind selbst große Leitern angelehnt, die auf allen Sprossen wieder Kopf an Kopf zeigen, und unsere eigene Gesellschaft ist oben, mitten in dem auch hier wogenden Meere.

Besonders der alte Mönch an seinem Pfeiler giebt ein prächtiges Bild, als ich ihn endlich nach langer vergeblicher Mühe um eine Ecke herum sehe, um ihn herum zahllose Priesterhemden. Die Predigt scheint die längste sein zu wollen; sie hat schon eine ziemliche Zeit ausgefüllt, als der Gesang wieder einfällt. Aber es war nur der erste Teil zu Ende gewesen; es folgt noch ein zweiter ebenso langer, während der Sprecher immer heiserer wird. — Da ich ihn doch nicht verstehe, kann ich um so ungestörter das wilde nächtliche, aber durch das umherirrende Licht in allen Farben spielende Schauspiel betrachten. — Ueberall nur Neugierde, nirgends Andacht. — Ist sie

aber möglich bei solcher Szene? — Und doch sind wir in der Charfreitagsnacht, am Grabe Christi.

Auch am Salbungsstein bricht dann zuletzt die Prozession wieder auf, und es macht sich von oben aus bunt genug, wie sie sich durch das Menschenmeer hindurchzieht, auf allen Seiten von bewaffneten Soldaten umgeben. Wirre, wilde Gruppen! Unbeschreibliche Farbenmengung!

Wir hatten genug. Auch wir stiegen die Treppe jetzt hinab, an all den hier lagernden Pilgern vorbei, warfen noch einen Blick auf das wirre Gewoge; jetzt am Grabe selbst, während die letzte, die spanische Predigt ertönt. Viel stupider Blödsinn, viel Stoßen und Zanken, viel lachende Neugier, viel skeptischer Hohn! Das war der Eindruck der Gesichtszüge hier in der Nähe!.. Und türkische Soldaten dazwischen, um dem Streit unter den Christen zu wehren!.. Und als wir heimkehren, als letzter Eindruck wieder der Sumpfboden unter der durchlöcherten Kuppel!...

... Das war die Charfreitags-Feier in der Grabeskirche zu Jerusalem.

Abends.

Heute morgen schrieb ich Ihnen über das, was ich gestern Nacht von der Festfeier der Lateiner und der kleineren Kirchenparteien gesehen; jetzt kann ich einen persönlichen Bericht von der griechischen Feierlichkeit hinzufügen, die die berühmteste von allen geworden ist: ich habe dem Wunder des Osterfeuers beigewohnt. Sie kennen die Ursachen der traurigen Berühmtheit dieser Tragikomödie. Einmal ist es eine der gröbsten Betrügereien, zu denen sich die heutige Wunderfabrikation versteigt; weder der heilige Rock in Trier noch das Januariusblut in Neapel kennen frechere Erdichtungen, als dieses jedes Jahr aufs neue vom Himmel fallende Feuer. Und dann haben gerade bei dieser Gelegenheit immer die schlimmsten Prügeleien und Schlachten in der Grabeskirche stattgefunden, so jene berüchtigte Metzelei, bei der gegen vierhundert Menschen das Leben verloren. Und es ist hier nicht einmal ein Streit zwischen Griechen und Lateinern, sondern zwischen den so nahe verwandten Griechen und Armeniern, deren Oberpriester gemeinsam das Osterfeuer vom Himmel erflehen. Wie sehr man am heutigen Tage immer Unheil befürchtet, erfuhr ich selbst bei einem kurzen Ausgange heute morgen, wo ich die Grabeskirche passieren wollte, aber umkehren mußte, weil mich die aufgestellten Wächter nur

nach abgelegtem Stocke durchlassen wollten. Die Festlichkeit selbst dagegen scheint heute ohne besondere Unglücksfälle abgelaufen zu sein. Ich will Ihnen wieder einfach den Hergang der Sache erzählen, wie ich ihm selbst beigewohnt habe.

Gegen zwei Uhr nachmittags machten wir uns, fast in derselben Gesellschaft wie gestern, aufs neue zur Grabeskirche auf, die wir noch viel dichter besetzt fanden, als die Nacht zuvor, durch deren Menschengedränge uns aber nichtsdestoweniger unsere Kawassen hindurchhalfen. Wir gingen diesmal in die große griechische Kirche, und zwar bis in ihren hintersten Teil, wo die Priester versammelt waren. Hier machten wir Rast und konnten zunächst in aller Muße die große Menge der anwesenden Popen, in ihren bald frommen, bald fanatischen, meist bigotten Zügen, vom ehrwürdigsten Greisen- bis zum Knabenalter die Revue passieren lassen. Noch interessanter war natürlich der Rückblick in die Kirche selbst, wo Kopf an Kopf gedrängt war, alle Treppchen besetzt und bis unter die die Wände schmückenden goldstrahlenden Bilder und bis oben auf die höchsten Galerien alle Trachten von Orient und Occident vertreten waren. Jeder hatte außerdem heute ein Bündel dünner Kerzen in der Hand, und das Ganze war in beständig wogender Bewegung, und allerlei Gesangsversuche unterbrachen das gewöhnliche Gesumse. Hier war es ungeduldige Erwartung, dort orientalisches Phlegma, hier Weiberneugierde, dort Kinderunruhe, die wir auf den Gesichtern geschrieben sahen.

Wir verweilten wohl eine halbe Stunde unter den Priestern, und jeder neue Rundblick zeigte neue interessereiche Szenen. Dann begaben wir uns auf jener Rat durch die Kirche zurück, um uns nach oben auf eine der freigebliebenen Galerien führen zu lassen. Das war denn freilich ein wildes Durchdrängen durch die fanatische Menge, wie ich noch nie etwas Aehnliches erlebt; denn trotz der Kawassen wollten uns manche nicht durchlassen; ja wir sahen selbst Männer, die sich mit Stricken an die Pfeiler festgebunden hatten, um ja nicht von ihrem Platze zu weichen, und Weiber, die mit dem Boden, auf dem sie gelagert waren, verwachsen zu sein schienen. Wir atmeten daher recht auf, als wir durch das Getümmel hindurch und aus dem wüsten Geheule weg in die stille verschlossene Kapelle gelangt waren, durch die man uns zu der Galerie führte.

Dort waren natürlich nur wenige bevorzugte Personen, türkische Richter, lateinische Geistliche, von Kawassen begleitete Fremde; dem Gesandten wurde sofort ein guter Platz eingeräumt, von dem auch ich Nutzen zog, um auf das tosende Meer unten herabzublicken, wo

Gesicht mit Gesicht verschwamm und Händegeklatsch und Geschrei und Gebrüll das Brausen eines gewaltigen Sturmes weit übertönten.

Es war eine sehr interessante, aber in religiöser Beziehung sehr traurige Szene, und wenn man an die Veranlassung dachte, die diese Armen zusammenführte, und an die so ganz andere Lehre Christi, so mußte man sich wahrlich gestehen, daß der Islam, ja der Paganismus kaum eine ärgere Schändung und Entweihung der Religion kenne.

Das Getöse nahm nun immer mehr zu, die Ungeduld schien beständig zu steigen, und Händeklatschen und laute Rufe wurden immer häufiger.

Unsere lateinischen Mönche droben, sowohl die in braunen wie die in schwarzen Kapuzen, spotten denn auch weidlich über die Thorheit der Schismatiker, und zivilisationsstolze Franzosen stimmen ihrem Gerichte bei. Sie bedenken aber nicht, welche Szenen sie noch gestern selber gespielt, und wie es überhaupt in ihren eigenen päpstlich beglückten Ländern aussieht. Ich wenigstens kann ihnen nicht in ihrer pharisäischen Verurteilungssucht folgen; ich muß an so viele Schändlichkeiten auch auf unserem eigenen kirchlichen Boden denken und wie manches Schlimme ich gerade in denjenigen Kreisen gesehen, die sich selber für fromm halten.

Trotz der Ungeduld, die sich unten kund giebt, höre ich übrigens, daß der Termin für das Wunder so bald nicht kommen wird. Ich benutze daher die Zeit des Wartens zum Spaziergang über die Galerie. Es fallen mir da gleich, gerade unserem Eckplatze zunächst, zwei alte Bilder ins Auge, einen Fürsten und sein Gespons in mittelalterlichem Kostüm vorstellend. Die Inschriften sind noch ganz leserlich: Robertus de Angio Neapolis et Hierusalem Rex Minorum Munificentissimus eorumque praesertim terrae sanctae loca degentium; und: Sancia Roberti de Angio uxor Minorum Munificentissima Regina eorumque pariter terrae sanctae loca degentium.

Also auch hier von der Geistlichkeit für fromm erklärte Könige! Schade nur, daß dieser Ort und diese Stunde so drastisch daran erinnern, wie himmelweit das, was solche Priester Christentum nennen, von Christi Lehre entfernt ist, und uns so unwillkürlich darauf führen, wie das Urteil der Geschichte über die Verdienste solcher Männer meist so ganz anders lautet!

In den Gedanken stört mich freilich bald wieder das vermehrte Getöse von unten. Es scheint, daß dort weder die Hände vom Klatschen noch die Kehlen vom Schreien müde werden. Und der Widerhall der verschiedenen Töne macht hier oben einen gar eigenen Effekt.

Hier oben selbst dagegen höre ich meist nur Spott über den dummen Aberglauben des Volks, Spott zugleich über die ganze Christenreligion. — Es wundert mich nicht. Zu oft schon habe ich solche Erfahrung gemacht. Aber von allem anderen abgesehen, begreife ich doch nicht, daß diese tiefdenkenden Philosophen sich nicht fragen, ob denn ihre Philosophie, die sie so unendlich über das veraltete Christentum stellen, etwa im Islam oder im Buddhismus möglich sei. Und zum anderen vergessen sie immer, daß sie mit ihrem Spott ohne Liebe der großen Menge nichts bieten, die nach Religion verlangt und den Aberglauben nur ergreift, weil ihr der Glaube vorenthalten wird. Wer sich nicht mit schönen Worten begnügt, sondern darauf ausgeht, wirklich an der Heilung unserer Zeitschäden zu arbeiten, wird auf keinem anderen Wege dazu kommen, als durch die Nachfolge Jesu. Gewiß sind Priesterbetrug und Volksaberglaube, und nicht minder intoleranter Orthodoxismus und Pietismus verwerfliche Dinge, viel schlimmer als aller sogenannte Abfall vom Glauben, weil sie zugleich den Glauben selbst schänden. Aber hat denn Jesus solches gelehrt oder befürwortet? Ist nicht sein Wirken das gerade Gegenteil all solcher Dinge, ja das einzige Heilmittel dagegen?

Andere Urteile wieder höre ich in einer anderen Gruppe, zu der mich mein langsames Umherschlendern führt. Es sind echte Sabbaths-Engländer, die mit pharisäischem Achselzucken den Götzendienst der bethörten Menge dort unten beseufzen, selbst aber wieder gleich jenen katholischen Orthodoxien alle verurteilen, deren unbefangen geschichtliche Forschung sie nicht verstehen. — Wie steckt doch der Pharisäismus all diesen „Frommen" so tief im Blute! Darum, wenn uns kein Mißbrauch des Namens Jesu irre an ihm machen darf, so muß uns zugleich eben dieses innere Gemeinschaftsgefühl mit ihm den Mut geben, gegen alles Pseudochristliche aufzutreten, und wenn man hundertmal deswegen als Ungläubiger verketzert wird.

Es bleibt wahr, daß ein Gedanke den anderen sucht, wenn man überhaupt seinen Gedanken nachzuhängen geneigt ist. So spazierte ich denn auch jetzt oben auf der Galerie auf und ab, bald diesem, bald jenem Gespräche lauschend und die so gehörten Ideen und Urteile erwägend, während von drunten das Getöse bald stärker, bald schwächer heraufschallte. Doch am Ende fanden auch hier meine geistigen Irrfahrten dasselbe Ziel wie sonst. Was brauche ich's Ihnen weitläufig zu erörtern? Sie wissen ja, daß ich mich nun einmal nicht des Evangeliums von Christo schäme, daß mich keine orthodoxistische und keine rationalistische und keine pietistische Einseitigkeit davon ab-

bringen kann. Heute aber hatte es freilich noch einen besonderen Grund, daß meine Gedanken wieder diesem versöhnenden Schlusse zustrebten. Hoffe ich doch morgen selbst in der Zionskirche den lebendigen Christus zu verkündigen, mir eine große Erlabung nach langer schmerzlicher Pause! Da war denn eine stille Meditation trotz des fortdauernden Getöses nicht unberechtigt. In Christi Leben versenkt, demütig zu ihm aufblickend, hörte ich bald kaum mehr etwas von jenem Getöse, hatte ich den Ort, wo ich war, fast ganz vergessen.

Ein donnerähnlicher Lärm schreckt mich aus meinem Sinnen auf. Ich eile wieder an eine Stelle, von wo ich in die Grabeskirche selbst herabsehen kann, und erkenne sofort den Grund des verstärkten Spektakels. Die Priester, die das Wunder fabrizieren sollen, der greise Erzbischof von Petra und ein armenischer Bischof, begeben sich nach dem Grabe; aber nur mit Mühe können sie die wilden Wogen durchbrechen, die sich sofort wieder schließen. Und als der Erzbischof nach dem Eintritt sein Obergewand ablegt, gelangt er nur mit Mühe an seinen Bestimmungsort; das Gewühl überhaupt aber ist so stark, daß es sich kaum begreifen läßt, wenn kein Unglück geschieht.

Als die Geistlichen im Grabe verschwunden sind, ertönt Geheul und wilder Gesang noch stärker. Ich muß Ihnen wenigstens kurz den Inhalt dieser Ostergesänge angeben, wie mir ihn kundigere Freunde mitteilen. Die verschiedenen Verse sind:

Allah joammir deir erhum.	(Gott baue das Kloster der Griechen.
Allah janssur essultan.	Gott segne den König.
hada kabr sejidna.	Dies ist das Grab unseres Herrn.
adja el id va ajjadna.	Gekommen ist das Fest und wir sind gekommen.
nahnu el jaum ferhana	Wir sind heute fröhlich
va 'l jhud tzana.	Und die Juden traurig.)

Die gespannte Erwartung in all den Gesichtszügen, von unten bis auf die obersten Galerien, ja bis unter das durchlöcherte Dach, ist nicht zu beschreiben. Besonders die dem Grabe zunächst stehenden, die auf ihren Platz die Hoffnung basieren, die größte Wunderkraft des Feuers für sich zu erhalten, bemühen sich krampfhaft, ja jenen segensreichen Platz zu behaupten, zumal die an den beiden Löchern in der Mauer selbst, durch die hernach das Feuer herauskommt. Türkische Soldaten aber halten trotzdem mit Hilfe ihrer blanken Waffen eine enge Gasse vor diesen Löchern frei. Und es gehen immerhin noch manche Minuten vorbei, seit die Priester in das Grab hineingegangen sind.

Trotz der Spannung, oder vielleicht gerade deshalb, ist es zuletzt wirklich überraschend, als auf einmal der Lichtstrahl an dem uns sicht-

baren Loche zum Vorschein kommt, und der Glückliche, dem er zu teil geworden ist, eiligst durch die von den Soldaten gebildete Gasse davonstürzt. Es schien, als ob für den ersten Augenblick alle drunten wie betäubt wären, aber nur für einen Augenblick. Dann konnten wir selbst die bekannte, so oft beschriebene Szene sehen, wie alles im buntesten Knäuel durch- und übereinander stürzte, unter unbeschreiblichem Spektakel, unter beständigen Säbelhieben der Soldaten in das wirre Gewühl. Durch die Verwirrung dauert es natürlich nur etwas länger, bis alle Kerzen angezündet sind. Aber doch sind erst wenige Minuten verflossen, als schon alle Räume in der ganzen Kirche durch die strahlenden Kerzenbündel erhellt sind. — Merkwürdige Szenen! Ich sah viele Weiber, die sich nicht nur das Gesicht, sondern selbst die Brust mit dem heiligen Feuer wuschen. Und selbst von denen, die hoch oben waren, wurde das Wunderfeuer in Körben heraufgezogen. In dem Rauch und Dunst, der sich mit dem Feuer vermischte, sahen viele wahrhaft dämonisch aus. Bald bildeten aber die anfänglich hier und da einzeln auftauchenden Flämmchen ein völliges Flammenmeer, indem nicht nur alle Pilger ihre Kerzen anzündeten, sondern auch sämtliche Lampen der Kirche angezündet wurden. Und in den brüllenden Wogen der gewaltigen Masse verschwand das Individuum völlig.

Allmählich jedoch entwickelt sich wieder einige Ordnung. Man sammelt sich zu einer Prozession und zieht, während das Geheul nach und nach zu Gesang wird, mit flatternden Fahnen um das Grab herum. Lange sehen wir noch zu; dann kehren wir heim, voller Mitleid mit den armen Betrogenen, die statt der Leuchte Jesu Christi durch ein betrügerisches Osterfeuer getäuscht werden, nicht ohne Zorn über die nach wie vor betrügenden Priester. — Die türkischen Soldaten, die vorne Wache halten, rauchen insolent in der Kirche, spotten über die Religion der Christen. Welche Demütigung aber ist größer für das Christentum, diese Herrschaft der Türken an heiliger Stätte oder die Szenen, die die Christen dort aufführen?

Osterdienstag, 22. April 1862.

Auch die Ostertage selbst sind nun vorbei, und ich will daher die Absendung meines Berichtes nicht länger aufschieben. Ich habe auch wenig mehr hinzuzufügen. Zum Osterfeste selbst fanden natürlich noch mancherlei Feierlichkeiten, Prozessionen, Messen u. dgl., statt,

aber etwas besonders Charakteristisches habe ich nicht bemerkt; es war eben wie in allen griechischen und römischen Kirchen.

Dagegen ergänzte der Ostersonntag durch eine großartige Prügelei zwischen Griechen und Armeniern den Mangel an Unglücksfällen in den früheren Tagen. Anfangs war es ein geringer Zank in der Grabeskirche, der sich aber bald durch die ganze Stadt fortpflanzte und alles in Aufregung brachte. Durch die Energie des Pascha wurde ihm aber glücklicherweise ein schnelleres Ende bereitet, wie in früheren Jahren. Ueberhaupt sagen mir meine unterrichteten Freunde, daß auch bei früheren Streitigkeiten es nur dadurch zu so großem Blutvergießen gekommen sei, daß die eine oder die andere Partei den Pascha bestochen habe, ihr freien Lauf zu lassen. Der jetzige tüchtige Pascha läßt solche Szenen nicht aufkommen, und im allgemeinen ist — wie traurig solches Geständnis auch ist — die Herrschaft der Türken über die Grabeskirche eher ein Glück wie ein Unglück. Was die streitenden Parteien sonst für Skandale machen würden, ist gar nicht zu ermessen. Hat doch in Bethlehem noch am letzten Weihnachtsfeste, obgleich auch dort jedes Eckchen in Höhlen, Grotten und Altären seinen speziellen Besitzer hat, eine großartige Prügelei stattgefunden.

Doch genug von diesen traurigen Dingen. Denn anders werden auch Sie dieselben wohl nicht bezeichnen. — Es kommt freilich überall auf den Gesichtspunkt an. Es sind gegenwärtig englische Puseyiten hier, die die touching ceremonies nicht genug bewundern können. Es erinnert das gar sehr an den Kaplan des ersten englichen Bischofs, der dem griechischen Erzbischof jeden Morgen die Hand küßte. Leider ist diese Partei, die auch der Stiftung des englisch-preußischen Bistums so entgegengewirkt hat, in der englischen Hochkirche noch immer sehr zahlreich und mächtig.

Aber es würde mich zu weit abführen, wollte ich näher hierauf eingehen. Und meine Absicht ist doch nur, Ihnen noch kurz zu sagen, wie man schon jetzt das Ende des Festes in großen und kleinen Dingen bemerkt. Denn schon sind zahllose Pilger wieder fort, meist in ganzen Karawanen. So begegnete ich heute früh vor dem Jaffathore einer großen französischen Karawane, unter der ich vor allen viele Geistliche bemerkte. — Glückliche Heimkehr! Möge nur das Verdienst der Wallfahrt die Heiligkeit des Lebens in Zukunft nicht gar zu sehr schmälern!

Sie werden mich jetzt gerade um mein Endurteil über das ganze Fest fragen. Und Sie haben Recht mit der Frage. Ich darf es nicht zurückhalten.

Ich kann nicht leugnen, daß das, was ich sah, noch trauriger war, als was ich erwartet. Nicht daß die Schilderungen früherer Feste so viel ärger sind; aber so lange man diese Dinge nicht selbst gesehen, kann man sich überhaupt gar keine rechte Vorstellung von ihrer Entsetzlichkeit machen. Jetzt kann ich mir gar nichts Aergeres denken, als diese Unheiligkeit Jerusalems, als diesen tiefen Fall der katholischen Kirchen, dessen schlimmste Symptome ich Ihnen dabei nicht einmal andeuten kann.

Soll uns dies aber irre machen, irre an Christo, irre an den christlichen Elementen im Katholizismus? — Nein, und abermals nein! Auch jetzt noch kann ich Jerusalem nicht anders denn die heilige Stadt nennen. In ihren Mauern hat ja doch einmal jener alte Tempel gestanden, in dem allein der den Griechen und Römern unbekannte Gott in grauer Vorzeit verehrt wurde. Dieselben Mauern umschließen den Zion, den Typus der heiligsten Ideale. Die Stätten Gethsemane und Golgatha sind in unserem Gesichtskreise beschlossen. Und wölbt sich nicht noch jetzt derselbe blaue Himmel über der Stadt, wie in Abrahams, Davids, Jesu Zeit? Und ist die stille Feier Gottes in der Natur auf dem Oelberg, in Bethanien vielleicht jetzt unmöglich geworden? Gewiß nicht! Und so kann auch kein Mißbrauch des heiligen Grabes die Religion Jesu entheiligen. Sie kennen Luthers kräftiges Wort, nach dem Grabe, darin der Herr gelegen habe und das jetzt die Sarazenen inne hätten, frage Gott gleich so viel als nach allen Kühen der Schweiz. Gewiß! Der Heiland Jesus Christus, den wir verehren, dem wir nachzufolgen streben, er liegt nicht im Grabe, er sitzt zur Rechten des Vaters.

Und der andere Umstand, der gerade hier uns so grell entgegentritt, der traurige Verfall der katholischen Christenheit, in der Priesterbetrug und Priesterherrschaft in Blüte stehen wie nie zuvor, darf er uns vielleicht ungerecht machen gegen katholische Christen? — Ebenso wenig. Zwar ist die schärfste Polemik gegen alle Restaurationen und Reaktionen römischer Tendenzen die erste Pflicht unserer Tage. Denn es sieht furchtbar aus im heutigen Romanismus; durch gewaltsames Ertöten alles religiösen und sittlichen Wahrheitssinnes suchen Loyolas Jünger aufs neue den Erdkreis in ihre Fesseln zu schlagen; gerade fromme Katholiken klagen uns am schmerzlichsten den Untergang aller Wahrheit suchenden Wissenschaft auf ihrem Gebiete. — Aber nicht triumphierend, sondern mit Schmerz sehen, berichten wir solche Dinge. Denn wir wissen, daß die wirklich christlichen Katholiken sie mit uns beklagen, und wir selber dürfen in unserem Kreise nicht anders urteilen,

als wir jenen gegenüber verantworten können. Und nimmer dürfen wir mit den römischen Modepredigern aller Länder Gottes Vorsehung auf unser Gebiet beschränken. Ich darf und will nicht leugnen, daß mir der heutige Zustand des Katholizismus in sittlicher Beziehung immer trauriger erschienen, die Pflicht zum unbedingten, unverhohlenen Kampfe gegen die ihn beherschenden Reaktionstendenzen immer klarer geworden ist. Aber wie mich die Entweihung des Grabes Christi nicht an Christo irre machen kann, ebenso wenig darf ich der ethischen Elemente im Katholizismus vergessen und die Hoffnung aufgeben, daß auch für ihn noch eine bessere Zeit kommen wird.

Der Glaube an Christum kennt wohl ein zeitweiliges Bangen, aber nie eine völlige Mutlosigkeit. Es sind die traurigsten Szenen, die ich je gesehen, die mir das Osterfest in Jerusalem bot; aber aus dem Blick auf den Erlöser fließt trotzdem auch für unsere Zeit und auch für die verachtete Christus-Religion die erhebende Verheißung: Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten? Das sei darum mein Ostergruß und mein Abschiedswunsch auch heute.

V.

In Steyermark.

Aus einem christkatholischen Katechismus vom Beginn des Jahrhunderts und auf dem katholischen Kirchhof in Graz.

Der nächstfolgende Aufsatz ist nicht wie alle anderen gedruckt, beruht aber auf gleichzeitigen Tagebuchnotizen und Briefen. Die Art der Verbindung mit dem Vorhergehenden konnte auf diese Weise in die Darstellung selber hineingestellt werden. Die im Kreise meiner österreichisch-katholischen Verwandten empfangenen Eindrücke haben natürlicherweise nachmals eine festere Gestalt gewonnen. Nicht nur der § 31 über Joseph II. und seine Zeit (im ersten) und der § 36 über den Staat Josephs II. unter der Herrschaft der Konvertiten und des Konkordats (im dritten Bande meines Handbuchs), sondern auch eine Reihe anderer Paragraphen des ersten Bandes über die Milderung der konfessionellen Gegensätze in Deutschland, die Wiederbelebung des geschichtlichen Sinnes im katholischen Deutschland (§ 20. 21), über die humanistische Erziehungungsmethode (§ 27), die Neugestaltung der katholischen Theologie (§ 29) u. s. w. haben von jenen persönlichen Eindrücken die erste Anregung empfangen. Auch die Rede im alten Wiener Rathaus auf dem dortigen Altkatholikenkongreß von 1897 führte sich auf die unvergeßliche Erinnerung zurück, daß ich mich religiös-sittlich von der katholischen Familie schlechterdings nicht getrennt fühlte.

Die Eigenart des Deutsch-Oesterreichers trug naturgemäß ihren Teil bei zu diesen Eindrücken. Die nachfolgenden Aufzeichnungen haben sich auf die wichtigsten Daten aus Wildon und Graz beschränkt. Aber es sind auch Tage in Wien gefolgt, deren Andenken mich zeitlebens begleitet hat. Alles rein Persönliche muß hier naturgemäß ausgeschlossen werden. Aber einige kleine Momente haben doch für das deutsch-österreichische Gemütsleben eine allgemeinere Bedeutung. So der Empfang bei der alten Großtante v. Paumgartten, Witwe eines verdienten Feldmarschall-Lieutenants, und Mutter des damaligen Vize-Gouverneurs von Mainz und späteren General-Gouverneurs von Galizien. Als ich morgens früh mich nach der Wohnung erkundigte, um einen späteren Besuch anzumelden, hatte die alte Dame meinen Namen gehört, stürzte alsbald in ihrer Morgenkleidung heraus, um mich wieder und wieder zu umarmen und dann sofort in die Stube ihrer Kinder

zu eilen, der Sohn ihrer Schwester N. sei da. Sie hatte den Fünfundzwanzigjährigen nicht für den Sohn des von ihr zuletzt als dreizehnjähriger Knabe gekannten Neffen gehalten, sondern für diesen selber.

Wir sind selbstverständlich auch auf konfessionelle Fragen zu reden gekommen, und da fand ich bei ihr wie bei ihrer Tochter das Andenken an die evangelische Abkunft noch unvergessen. Obenan aber muß hier ihrem Schwiegersohn ein dankbares Wort gewidmet werden, dem Hofrat und Ministerialrat Sachse von Rothenberg, der mir Stephansdom, Schönbrunn, Hofburg ꝛc. durch seine Exzählungen erst recht vertraut machte, aber auch mit den schon damals so mächtig aufblühenden evangelischen Kirchen und Schulen sich selber vertraut zeigte.

Als der höchste Schatz, welchen die früheren Reisen mir eintrugen, hatte mir stets die Erfahrung gegolten, daß „in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, ihm angenehm ist". Das spätere Alter hat dieselbe noch immer mehr verstärkt. Die mancherlei religiösen Gemeinschaften, die mir nachmals nebeneinander zu schildern oblag (wie z. B. in der amerikanischen Kirchengeschichte), sind mir fast ausnahmslos in Persönlichkeiten entgegengetreten, deren Frömmigkeit sich in Pflichttreue und Gottvertrauen bekundete. Aber besonders tief mußten naturgemäß jene älteren Eindrücke haften, die insgesamt mit reifen Persönlichkeiten zusammenhingen, die dem Knaben und Jüngling ein Vorbild für das eigene Leben wurden. In einer früheren Einleitung ist des holländischen Großonkels und Onkels van Koetsveld gedacht. Wäre hier nicht ein näheres Eingehen auf evangelische Verhältnisse ausgeschlossen, so verlangte obenan das in gleichem Grade verwandte Rumpel'sche Haus in Trarbach an der Mosel, das dem Sechzehnjährigen ein wahres Vaterhaus wurde, eine nähere Berücksichtigung. Aber an diesem Orte darf es um so mehr betont werden, daß es ebenfalls Persönlichkeiten der älteren Generation waren, mit denen mich seit dem Besuch in Graz und Wien ein rechtes Pietätsverhältnis verband. Onkel und Tante v. Sachse wie Onkel und Tante v. Baumgartten waren auch mir das geworden, was Onkel und Tante v. Griendl dem guten Vater gewesen waren, dessen lebensvolle Erzählungen mich mit seinem alten Katechismus an das Grab seiner Mutter geführt.

Anfang Mai 1863.
Graz, Hotel zum Elephanten.

Gut, daß die berühmte österreichische „Gemütlichkeit" nach dem unruhigen Getriebe der letzten Wochen die hochnötige äußere Ruhe gewahrt. So können doch die wirr durcheinander auf mich einstürmenden Eindrücke sich auch innerlich etwas abklären. Mit den lebensvollen Erzählungen des Vaters aus Graz und Wildon aufgewachsen, für die schöne grüne Steyermark schon als Kind schwärmend, hätte ich es mir doch niemals träumen lassen, daß der Weg nach

Jerusalem zum Rückweg über Graz führen würde — und von dort aus zum eigenen Daheim.

Wie mannigfach wechselnde Bilder sind doch an meinem Auge vorübergezogen, seit ich die Jerusalemer Reisebriefe — der sich fast ein halbes Jahr lang hinziehenden Fieberanfälle wegen — abschließen mußte. Gerade in dieser Zeit aufgenötigter Ruhe boten das jüdische und islamitische, das römisch- und griechisch-katholische und das evangelische Jerusalem in Gegensätzlichkeit und Verwandtschaft zu immer neuen Vergleichungen Anlaß. Denn über all der gegenseitigen Bekämpfung der heutigen Pharisäer und Sadduzäer mußte doch das eine reine Bild dessen, in dem allein wir Gott als Vater schauen, sich immer klarer abheben. Schon in Jerusalem selbst hatten jene schönen stillen Stunden, in welchen die Freunde mich sorglich vor das Damaskusthor unter die Oelbäume schafften, so recht die Möglichkeit ungestörten Nachsinnens geboten. Da das Malariafieber in Jerusalem nicht weichen wollte, hatte dann wiederum fürsorgliche Freundeshand mich zurück nach Aegypten begleitet. Dort durfte ich mit der Genesung von der akuten Erkrankung zugleich in ungeahnter Art die Ueberwindung des chronischen Leidens erleben.

Wie hoch über alle Erwartung hinaus aber hat sich dann im Nillande zugleich dem Genesenden die religionsgeschichtliche Umschau erweitert. Es war noch die reiche Konsulatsbibliothek in Jerusalem gewesen, die mich von der alten Pilgerliteratur bis zu Bunsens „Gott in der Geschichte" geführt hatte. Daneben hatte in den für ernste Arbeit unfähigen Monaten das Johanniterhospiz in der für die wandernden Arbeiter bestimmten Volksbibliothek auch mir die schönsten Blüten des evangelisch-kirchlichen Lebens unseres Jahrhunderts erschlossen. In Aegypten aber führten dann Lepsius' „Chronologie" und Bunsens „Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte", sowie sein Ignatius und Hippolytus zu immer neuen Auszügen, zu immer umfassenderen Gedankenreihen. Denn wie ganz anders liest sich doch die Geschichte der einander ablösenden Religionen auf einem Boden, wo der Wegkreis weniger Stunden von den Pyramiden über die Trümmer koptischer Kirchen zu den Khalifengräbern führt. Grenzten doch in diesem merkwürdigen Lande schon die älteste Götterreligion und der jugendliche Gottesglaube scharf gegen einander sich ab. Und hellenistischer Synkretismus und jüdischer Platonismus spielten bereits eine bedeutsame Rolle, bevor die an Juden und Griechen gemeinsam gerichtete Frohbotschaft nach Alexandrien gelangte. Wie blühte dann dort die großartigste aller altkirchlichen Schulen durch Clemens und

Origenes auf. Aber wie bald mußte auch das dumm gewordene Salz der Athanasiuskirche dem Islam erliegen. Seither ist dann wieder die verfallende Pracht der Moscheen dem jung gebliebenen Europa tributpflichtig geworden.

Doch genug! Es heißt erst zu voller Ruhe kommen, bis die überall zugleich einsetzenden Studien des Winters wirkliche Frucht tragen können. Dann werden auch der wunderbare Ostermorgen am roten Meer, wie die Fahrt an den werdenden Suezkanal von neuem in den Sehwinkel treten. Einstweilen hat ja alles das wieder zurückgestellt werden müssen, seit auf dem letzten Ausflug die Malaria noch einmal mich packte, um erst auf dem Meere völlig zu schwinden. Auch die großen und ernsten Eindrücke aus Triest können erst später verarbeitet werden: von der trotz ihres Nationalitätenstreites und trotz ihrer Bora so gewerkreichen Stadt, — von den gewaltigen Maschinen im Arsenal, die die dicken Eisenplatten wie Butter zerschnitten, — von dem wunderlieblichen Miramare, von wo der unter allen Nachkommen Leopolds II. am meisten an Joseph II. erinnernde Erzherzog Maximilian den Weg in das Land des Cortez antrat. Genug, und nochmals genug! Es gilt jetzt von dem Nächstliegenden auszugehen, um damit zugleich dem tragischesten Zuge in dem eigenen Familiengeschick die darin gelegene allgemeine Lehre abzugewinnen.

„Gemütlich" in dem für den Nichtdeutschen unübersetzbaren Sinn, der die deutsche Stammesart dem französischen esprit, dem englischen comfort, der holländischen deftigheid gegenüber kennzeichnet, ist obenan dies alte Hotel selbst, das schon in der wüsten Zeit des dreißigjährigen Krieges für Mensch und Tier gastliche Herberge bot. Denn das sagt ja die Inschrift im Hofthor unter dem Bilde des im Namen des Hauses fortlebenden Tieres:

Im 1629er Jahr
Deß Monat Oktober fürwahr
Thät dieser Elephant hier Stallung han.
Ihn habn gesehn viel Frau und Mann.
Ob Freud, und verwundern sich sehr.
Dem Allerhöchsten Lob und Ehr,
Deß Elephant so klar und fein
Giebt zu erkennen die Größe sein.

Den gleichen Eindruck behaglichen Stilllebens bot der Weg zu dem Schloßturm mit der alten Uhr und der erfrischenden Rundschau in die fruchtbare Umgebung. Selbst der Blick vom Heidelberger Schloß tritt an Reiz hinter dieser nach allen Seiten das gleiche prangende Grün bietenden Umschau zurück, die von dem ganzen Kreis-

laufe der Berge durch die lachende Ebene schließlich wieder zur Höhe heraufführt. Welchen Wandel der Dinge hat doch dieser Uhrturm mit seinen Schlägen begleitet! Die mächtig aufblühende Zeit der Reformation, welche Adel und Bürgertum in ganz Deutschösterreich enger wie irgendwo sonst miteinander verband, welche die Bürgschaft bleibender Vorherrschaft des liebenswürdigsten deutschen Stammes in einem glaubenseinigen papstfreien Deutschland einschloß! Aber auch umgekehrt die entsetzlichen Greuel der Gegenreformation, in welcher Ferdinand II. das Rezept auslernte, das er dann im dreißigjährigen Kriege in Gesammtdeutschland zur Anwendung brachte! Vergeblich der glaubenskräftige Widerstand von Universität und Stadt, bis sogar ein Kepler von dannen weichen mußte, und die Jesuiten ganze Bibliotheken verbrennen ließen! Welch trübe Zeiten, zumal wo Keplers Bild zugleich daran gemahnen muß, wie der um seines Christusglaubens willen sein schönes Amt aufgebende Astronom — um des Unglaubens an die Ubiquität willen — daheim verketzert wurde und kaum noch die als Hexe im Kerker schmachtende Mutter vor dem Scheiterhaufen zu retten vermochte. Ja, die rückschauende Erinnerung muß von ihm noch weiter zurückgreifen in die Jahre, wo die synkretistischen Wirren auch den österreichischen Protestantismus in Mitleidenschaft zogen und die Starhemberge sich flacianische Ketzer schelten lassen mußten. Bei solcher Selbstzerfleischung, wie sie unlängst Löbells Historische Briefe in Flammenzügen geschildert, ist der Niedergang des alten Protestantismus auch in Oesterreich kein Wunder gewesen.

Aber die schnöde Kunst der Jesuiten hat dennoch nur das Haus zu zerstören, nicht den Geist zu töten vermocht. Auch für Oesterreich ist die Zeit eines Joseph II. gekommen, und damit nicht nur die einer neu aufblühenden evangelischen Gemeinde, sondern auch die eines thatkräftigen aufstrebenden Bürgersinnes. Sogar in den verhängnisvollen unglücksschweren Revolutionskriegen ist der Staat Josephs II. nach E. M. Arndts schönem Wort „an Ehren und an Siegen reich“ geblieben.

Leider nur der Staat als das äußere Gehäuse des Volkslebens. Wie viel unsagbares Leid über ungezählte Familien hat nicht doch allein schon das Jahr des Staatsbankerotts, und alles was ihm voranging, gebracht. Schwere, trübe Familienerinnerungen haben auch mich hier anhalten lassen, um doch über ihnen die milden Sterne leuchten zu sehen, die in der durch kein äußeres Unglück zu vernichtenden Familientreue gelegen sind.

Es ziemt sich, diese persönlichen Erinnerungen auch einmal zu

Papier zu bringen. Aus den alten Söllerkoffern mit den vergilbten Familienpapieren hat sich mir ja zuerst das Band zwischen einst und jetzt hergestellt. Aus den Erzählungen des treuen Vaters über einen sowohl im katholischen wie im evangelischen Religionsunterricht brauchbaren Katechismus erschloß sich mir der Ausblick auf geistige Mächte, die ganze Menschenalter hindurch den Streit der Kirchen zu bannen vermochten. Aber erst seit ich all die Stätten selber geschaut, die der Vater so lebensfrisch zu schildern vermochte, seit ich die Gräber der Menschen betreten, die seiner Jugend treue Fürsorge gewidmet, haben auch diese Gedanken eine festere Gestaltung gewonnen. Versuche ich's denn, in den kleinen Familienüberlieferungen die allgemeinen Gesetze der geschichtlichen Entwickelung wiederzufinden.

Der Eilzug der Südbahn hatte an dem Marktflecken Wildon nicht gehalten. So bin ich denn von Graz mit dem gewöhnlichen Zug zurückgefahren und an der Station ausgestiegen, welche in der neueren österreichischen Geschichte manchesmal zu nicht unwichtigen politischen Stelldicheins gedient hat. Für mein Teil aber suchte ich hier nicht allgemein bedeutsame Erinnerungen', sondern die Stätten, an welchen mein Vater als Knabe jenes halbe Dutzend Jahre verbrachte, das ihm so reichen Stoff zu den lebensfrischesten Bildern von Land und Leuten geboten hat.

Der kleine freundliche Ort bot nichts Besonderes. Pfarrhaus und Gemeindehaus, Spital und Schule, der Laden eines „Lebzelters" (ein mir freilich noch neuer Name), eine plaudernde alte Hausiererin, Erzählungen an der Station von einer endlich in Aussicht genommenen Wegeverbesserung, — nichts von alledem hob sich irgendwie von anderen gleich kleinen Orten ab. Anders das Schloßgut. Oben auf dem Bergesgipfel die alte schöne Burgruine „Obwildon" mit den zwei noch erhaltenen stattlichen Türmen und den deutlichen Spuren von Kapelle und Stallraum, mit dem nach allen vier Seiten freien Ausblick auf fruchtbare Thäler, aus denen zahlreiche Türme emporragen. Wie belebten sich mir zugleich die von dichtem Epheu umrankten Steingruppen, von den Spielen des Vaters mit seinem jüngeren Bruder und seinem Vetter Franz Paumgartten. Und wie dann erst unten die Räume des neuen Schloßgutes: die breiten Treppen, der stattliche Speisesaal, die Stuben des Onkels und der Tante v. Griendl, und vor allem das schmucklose aber geräumige Zimmer der eigenen Großmutter, in dem noch ihr altes Klavier stand: mit Noten von ihrer eigenen Hand und mit so manchen Erinnerungen ihres Elternhauses an Haydn und Mozart.

Die jetzigen Besitzer, den früheren in gleichem Grade, nur nach der anderen Seite verwandt wie mein Vater, boten liebenswürdige Aufnahme und viele zumal für den Enkel bedeutsame Erzählungen. Von der Großmutter und der mit ihr aufs engste verwachsenen alten Burgfrau, von Tante Wally und Tante Nelly darf ich allerlei bezeichnende Züge mit nach Hause bringen. Aber selbst wenn die Menschen geschwiegen hätten, würden die Steine geredet haben. Der gute wohlmeinende Onkel Peter von Beck († 1827) trat durch die Inschrift seines Grabes noch selbst in meinen Gesichtskreis. Und zunächst der Kirche fand sich das Grab des alten Dechanten († 1830), der meinen Vater in den Anfangsgründen alles damaligen Wissens, nicht am wenigsten auch in der Religion unterrichtet hatte.

Wie liegt doch die bloße Möglichkeit eines Religionsunterrichtes, wie jene Zeit ihn kannte, der unsrigen so überaus fern! Was ich hier von eigenen Verwandten sah und hörte, hat für niemanden außer dem nächsten Familienkreise Belang. Aber ein Katechismus, nach welchem katholischer Religionsunterricht erteilt wurde, und welchen nachmals auch der evangelische Religionslehrer für ein treffliches Büchlein erklären konnte, möchte heute ein Unikum sein. Und doch trifft es zu bei dem „Versuch eines Leitfadens der christlichen Religion“ von Joseph Tranz, dem eine Reihe von Jahren auch in den höheren Wiener Schulen geschätztesten Lehrbuch. War der Verfasser doch nicht nur „Priester aus dem Orden der frommen Schulen“, sondern zugleich „Religionslehrer am k. k. akademischen Gymnasium zu Wien und Präfekt am k. k. Stadt-Konvikte.“

Wie viele Exemplare wohl noch von einem solchen Büchlein aufgetrieben werden können? Es gehörte die Ordnungsliebe und die Pietät meines Vaters dazu, um die alten Schulbücher bis in sein Alter aufzubewahren. Später waren die großen Werke dazu gekommen, in die die wenigen Sparpfennige hineingesteckt worden waren, die vielbändige Naturgeschichte in allen ihren Disziplinen, von Bischoff, Blum, Bronn, Leonhard, Voigt, die große Hoffmannsche Geographie, die mancherlei Geschichtswerke. Aber noch lieber griffen wir Kinder nach den für die „deutschen Normal- und Hauptschulen in den k. k. Staaten“ bestimmten kleineren Schriften. Welches Interesse hat es mir doch schon von früh an gewährt, in jenen alten Leitfäden des österreichischen „Schulbücherverschleißes“ zu blättern. Da waren noch aus dem Jahr 1783 die „zum Gebrauch der studierenden Jugend“ bestimmten „Kenntnisse von natürlichen Dingen“, dann aus 1804 Georg Christian Pfaffs Geographie für Kinder von Franz Xaver

Sperl, sodann ein Lehrbuch der alten Staaten- und Völkergeschichte aus 1810, weiter eine Naturgeschichte, I. Abtlg. Tierreich, von 1814, und die ganze Reihe anderer aus den Jahren 1813—1815: das Elementarbuch der Geographie und Geschichte, die Erklärung der Regeln der vorgeschriebenen deutschen Rechtsschreibung, eine deutsche und eine lateinische Sprachlehre, sogar ein Lehrbuch des Handels- und Wechselrechts.

Für mich persönlich waren, nachdem ich mich einmal auf dem Gymnasium gewöhnt hatte, die katholischen Lehrbücher meiner Nachbarn mit den meinigen zu vergleichen, speziell auch die alten österreichischen Sachen doppelt interessant geworden. So der die Religionslehre umfassende erste Teil des „großen Lesebuches für die deutschen Normal- und Hauptschulen in den k. k. Staaten", der kleine Katechismus, das Schul-Gebetbuch, das Eckartshausensche Erbauungsbuch mit dem Titel „Gott ist die reinste Liebe". Am häufigsten aber griff ich doch zu dem grauen Büchlein von Tranz. Die in Holland von den sogenannten Jansenisten erhaltenen Eindrücke gaben demselben eine noch erhöhte Bedeutung. Und so hat es mich glücklicherweise auf meiner Reise begleitet.

Das unscheinbare, aber wie alle Schulbücher des Vaters vortrefflich erhaltenen Büchlein in den allgemeinen zeitgeschichtlichen Zusammenhang hineinzustellen, dürfte einmal späterhin eine schöne kirchengeschichtliche Aufgabe werden. Die vierte Auflage, die mich nun schon an so manche Orte begleitet, ist von 1815. Die erste „nach der im Jahre 1808 entworfenen und vorgeschriebenen Skizze", also nach einer amtlichen Vorlage bearbeitet, trägt ein Vorwort vom 3. März 1812, die zweite vom 22. Oktober 1812, die dritte vom 14. Juni 1813. Die Vorrede zur vierten ist vom 24. Oktober 1814 datiert.

Wie spiegelt sich doch gleich in den Vorreden, die für den Charakter einer Zeit oder einer Richtung so oft das Bezeichnendste sind, die schlichte, aber um so wärmere und praktisch fruchtbarere Frömmigkeit jener Tage ab. Man erkennt sofort, wie die Sailer und Wessenberg, die Spiegel und Christoph Schmid auch im nachjosephinischen Oesterreich noch viele edle Gesinnungsgenossen hatten. Gleich die Vorrede zur ersten Auflage läßt den bescheidenen Mann erkennen, der erst lange gewartet, daß ein anderer ein „für die studierende Jugend, besonders für die unteren Grammatikal-Klassen passendes Lehrbuch der Religion" erscheinen lassen würde. Weshalb er sich endlich selber dazu entschloß, mögen uns seine eigenen Worte sagen:

„Die ungeheuchelte Liebe zu der mir anvertrauten Jugend bestimmt mich, gegenwärtiges Heft als einen Versuch ans Licht treten zu lassen, in der Ueberzeugung, es sei doch immer besser, wenn die Jugend einen auch nicht vollkommenen Leitfaden in die Hände bekommt, als wenn sie nichts hat. So ist sie doch in den Stand gesetzt, zu Hause etwas nachlesen zu können.

. . . Ich faßte mich hierbei so kurz als möglich; denn es soll ja nur ein Leitfaden sein, und dem Religions-Lehrer bleibt es überlassen, sich hierüber mündlich weiter auszubreiten, als auch so manche treffliche Lehren, besonders aus der Geburt- und Jugendgeschichte Jesu, herauszuheben, und sie den Herzen seiner Jugend anziehend und lehrreich zu machen.

Schließlich habe ich noch anzumerken, daß man in diesem Hefte nichts Neues suchen müsse. Mein größtes Verdienst dürfte vielleicht darin bestehen, daß ich die schon gelieferten Werke fleißig zu Rate zog, und das, was ich für meinen Zweck passend fand, entlehnte, und in diesem Leitfaden, nach der vorgeschriebenen Skizze, ordnete.

Nichts lag mir mehr am Herzen, als der lieben Jugend nützlich zu sein. Habe ich diesen Zweck zum Teile erreicht, so bin ich zufrieden."

In der Vorrede zur zweiten Auflage des schon völlig vergriffenen ersten Heftes kann zugleich auf das Erscheinen auch des zweiten Heftes für die Grammatikal-Klassen hingewiesen werden, und überdies auf die selbständig erschienene Schrift: „Aelteste Offenbarungen Gottes, oder Gang der göttlichen Anstalten zur Beseligung der Menschen". Die dritte fügt noch den Wunsch bei: „Gott gebe, daß sich das Reich der Tugend immer weiter ausbreite, und lasse auch gegenwärtige Arbeit zu diesem großen Zwecke mitwirken."

Nur zu bald sollte in allen Kirchen eine Zeit anbrechen, wo ein Sprachgebrauch, der von „Tugend" zu reden wagte, für einen Beleg des Unglaubens galt. Welch frommer Sinn aber diesem Sprachgebrauch zu Grunde liegt, zeigt weiter der Wunsch, mit dem die Vorrede zur vierten Auflage schließt: „Möchte das praktische Christentum durch diese wohlgemeinte Arbeit gewinnen! möchte sie bei der zarten Jugend immer mehr Gutes stiften!" Ob nicht doch wieder Zeiten kommen werden, in welchen auf dieses „praktische Christentum" der Schwerpunkt gelegt werden wird?

Bezeichnender noch als die verschiedenen Vorreden zum ersten Heft ist die „Einleitung" zum zweiten Heft über „Jesus als Lehrer der Menschen". Sie lautet:

„Die Lehren, die Jesus vortrug, sind teils Glaubens-, teils Sitten-, teils Tugendmittel-Lehren.

Glaubenslehren sind solche Wahrheiten, die wir wissen und glauben müssen, um selig zu werden. Sie unterrichten den Menschen: was Gott sei, welche Gesinnungen und Absichten er mit uns habe, was wir von ihm hoffen und erwarten können.

Die Sittenlehren zeigen uns, was der Mensch von seiner Seite thun müsse, um hier gut, und dort selig zu werden. Sie ist zur Erreichung unserer Bestimmung höchst wichtig und notwendig, für alle Menschen faßlich, und auf alle Fälle anwendbar.

Die Tugendmittel-Lehren zeigen uns die Mittel, die Gott dem Menschen an die Hand giebt, um das Gute auch bei mancher Schwierigkeit ausüben zu können."

Aber sehen wir uns den Inhalt selbst an! Das erste Heft stellt zuerst auf vier kurzen Seiten den gewöhnlichen Stoff aller Katechismen zusammen. Mit den evangelischen gemeinsam sind hier Nr. I: Das apostolische Glaubensbekenntnis, Nr. IV: Die zehn Gebote, und Nr. VI: Das Vaterunser. Dazu kommen vier andere Stücke, von denen aber nur drei, die sieben heiligen Sakramente, die fünf Gebote der heiligen Kirche und der englische Gruß (Ave Maria) spezifisch katholischen Lehrstoff enthalten. In dem Glaubensbekenntnis findet sich statt der evangelischen Wendung „Vergebung der Sünden" „Ablaß der Sünden". Dagegen giebt der vorhergehende Satz die deutsche Uebersetzung „eine heilige allgemeine christliche Kirche" statt des griechisch-lateinischen Stichwortes „katholische". An das Glaubensbekenntnis schließt sich zuerst Nr. II: „Die übrigen Stücke, die man vor anderen wissen und glauben soll." Auch dies sind aber gemeinsame urchristliche Lehrsätze.

„1. Es ist nur ein Gott, der alles erschaffen hat, erhält und regiert.

2. Er belohnet das Gute und bestrafet das Böse.

3. In der Gottheit sind drei Personen: Vater, Sohn und der heilige Geist.

4. Die zweite Person der Gottheit hat die menschliche Natur angenommen und uns erlöset.

5. Die Seele des Menschen ist unsterblich.

6. Die Gnade Gottes ist uns notwendig, um unser ewiges Wohl (die Seligkeit) zu erreichen."

Die sieben Sakramente werden folgendermaßen verzeichnet: 1. die Taufe, 2. die Firmung, 3. das heiligste Sakrament des Altars,

4. die Buße, 5. die letzte Oelung, 6. die Priesterweihe, 7. die Ehe. Die zehn Gebote sind in einer nicht gerade wörtlichen, aber für das Kindesgemüt geeigneten kürzeren Fassung gegeben. So: 1. du sollst allein an einen Gott glauben, 2. du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen, 3. du sollst den Feiertag heiligen, 6. du sollst nicht Unkeuschheit treiben, 9. und 10. du sollst nicht begehren (statt: laß dich nicht gelüsten). Es muß hier aber gleich beigefügt werden, daß das Kapitel der biblischen Geschichte über die Gesetzgebung die ausführliche wörtliche Uebersetzung bringt (S. 51—52). Den „zehn Geboten Gottes" werden als „die fünf Gebote der Kirche" die folgenden zur Seite gestellt:

„1. Du sollst die gebotenen Feiertage halten.

2. Du sollst alle Sonn- und Feiertage die heilige Messe mit gebührender Andacht hören.

3. Du sollst die gebotenen Fasttage halten, als die vierzigtägige Fasten, die Quatember-Zeiten und andere gebotene Fasttage, auch sollst du am Freitage und Samstage des Fleischessens dich enthalten.

4. Du sollst deine Sünden dem verordneten Priester jährlich wenigstens einmal beichten, und um die österliche Zeit das hochwürdigste Sakrament des Altars empfangen.

5. Du sollst an verbotenen Zeiten keine Hochzeit halten."

In dem „Gebet des Herrn" fehlt selbstverständlich die in den evangelischen Katechismen beigefügte Doxologie (denn dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit). Dem biblischen Text des Ave Maria schließt sich die eigentliche Gebetsformel an: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Abscheidens." Auch hier muß aber zugleich auf den Abschnitt der biblischen Geschichte (S. 62) verwiesen werden, wo die Worte Gabriels wörtlich angeführt und in einer längeren Anmerkung in einer Weise erklärt werden, die echt evangelisch genannt werden darf. Der ganze Passus liest sich beinahe wie eine Warnung vor der heute maßloser wie je gewordenen Marialatrie:

„Der Engel Gabriel nannte Maria die Gnadenvolle, weil ihr Gott die Gnade verliehen hat, so fromm und heilig zu leben, und dann die Mutter des Sohnes Gottes zu werden.

Er sagte ihr ferner, der Herr ist mit dir, das heißt, Gott habe an ihr sein größtes Wohlgefallen, und sie stehe unter seinem besonderen Schutze, weil sie nämlich Gott so getreu diene und so heilig lebe.

Endlich nannte er sie die glücklichste unter den Weibern, und zwar deswegen, weil ihr einzig und allein vor allen ihres Geschlechtes das Glück zu teil wurde, Mutter des Sohnes Gottes zu werden."

Nach dem mit der Volksschule gemeinsamen Grundstock folgt der für die höheren Schulen bestimmte Teil. Wir finden hier zuerst eine Einleitung über Dinge, die man in einem Katechismus nicht suchen würde, und die vielleicht von der späteren Ketzerriecherei, die nachgerade in allen Kirchen bei allen Produkten der sogenannt rationalistischen Zeit geübt wurde, wohl allein herausgegriffen sein würden als Beleg für die weltlichen Dinge, die man an die Stelle der Religion gesetzt habe. Aber wie vorzüglich ist es auf das Kindesgemüt berechnet, daß die Religion in Verbindung mit den anderen Unterrichtsgegenständen, obenan der Naturgeschichte, gebracht wird!

Den vier eigentlichen Abschnitten geht nämlich vorher die „Einleitung: Von dem Dasein Gottes, dessen Allmacht, Weisheit und Güte." Um diese göttlichen Eigenschaften klar heraustreten zu lassen, wird in pädagogisch mustergiltiger Weise von dem Geringeren zu dem Höheren fortgeschritten. Es werden daher der Reihe nach das Reich der Mineralien, das der Pflanzen und das der Tiere behandelt, dann — nach einer Einschaltung: „Körperliche Vorzüge des menschlichen Leibes vor den Tieren" — „das Weltall" als Ganzes, und aus alledem das Ergebnis der Ueberschrift der ganzen (übrigens nur 12 Seiten zählenden) Einleitung gewonnen: „Es ist ein allmächtiger, höchst weiser und gütiger Gott."

Die sich nun anschließenden vier Abschnitte würden in der dogmatischen Terminologie als Anthropologie, Angelo- und Dämonologie und Hamartologie bezeichnet werden. In dem ersten werden die „Ausbildung der Erde nach den sechs Perioden" (nicht „Tagen"), „Die ersten Menschen", „Geistige Vorzüge des Menschen" und „Bestimmung des Menschen" vorgeführt. Der zweite greift von den Thatsachen der Erfahrungswelt in das Gebiet der Phantasie über (Außerirdische Geschöpfe, Geisterwelt — Gute Geister, — Böse Geister). Der dritte läßt der schon vorher skizzierten Schöpfungsgeschichte die vom Paradies und Sündenfall folgen: Zustand der ersten Menschen, ihr Fall und dessen Folgen — Folgen der Sünde für die ersten Menschen — Folgen davon für die Nachkommen (Erbsünde) — Verheißung eines Erlösers. Der vierte giebt (unter dem Titel: Sittliche Verderbnis des Menschengeschlechtes; Geschichte des Volkes Gottes bis zur Ankunft des Erlösers) eine prägnante biblische Geschichte des

alten Testamentes, wobei jedoch die Kinder mit der späteren jüdischen Königsgeschichte verschont bleiben und nur das menschheitlich Bedeutsame herausgegriffen wird. Die einzelnen Aufschriften lauten: Das Sittenverderbnis, Die Sündflut, Abraham und dessen Nachkommenschaft, Die Gesetzgebung, Die Propheten, Einige Merkmale des Messias, Folgen der Gefangenschaft. An diese im Anschluß an die biblische Reihenfolge erzählten Thatsachen reiht sich sogar noch ein Stück „neutestamentliche Zeitgeschichte" mit den Titeln „Zustand der Religion vor der Ankunft des Messias — Samariter — Sadduzäer — Pharisäer — Essäer." Den Schlußteil des ersten Heftes bildet endlich der Anfang der neutestamentlichen Geschichte unter den drei Kapiteln: Geburts- und Jugendgeschichte Jesu (Johannes, Ankündigung des Erlösers, Geburt Jesu, Die Hirten bei der Krippe, Darstellung Jesu im Tempel, Die Weisen aus dem Morgenlande, Bethlehemitischer Kindermord, Jesus im Tempel), — das öffentliche Leben Jesu (Vorbereitungen zu Jesu Lehramt, Johannes in der Wüste, Jesu Taufe, Jesus wird versucht) — und: Von dem Lehramte Jesu überhaupt (Apostel und Jünger Jesu).

Von den einzelnen Begebenheiten des „öffentlichen Lebens Jesu" hören die Kinder (wie in jener Zeit noch durchweg) nur wenig. Um so lehrreicher aber und im Grunde eine Ahnung des Höchsten, wonach die heutige wissenschaftliche Theologie ringt, ist der Inhalt des zweiten Heftes. Statt einer Lehre *über* Jesus ist der Grundgedanke: Jesus als Lehrer der Menschen. Der zweite Titel aber ist: *Christ*katholische Glaubens lehren. Und die drei Abschnitte sind als Lehre Jesu von sich selbst, Lehre Jesu von Gott und Lehre Jesu vom heiligen Geiste bezeichnet. Folgen wir auch hier wieder zunächst der Einteilung!

Die Lehre Jesu von sich selbst zerfällt in die drei Unterabteilungen: A. Jesus erklärt sich für den Messias. B. Jesus macht bekannt, wozu er auf die Erde gekommen sei. C. Jesus, wahrer Mensch und wahrer Gott.

Unter A hören wir, wie Jesus sich beruft: 1. auf die Weissagungen der Propheten, 2. auf seine Wunder, 3. auf seine eigenen Prophezeiungen.

B unterscheidet die beiden Aufgaben: 1. die Menschen zu lehren, 2. für die Menschen zu leiden und zu sterben.

C hat die beiden Thesen: 1. Jesus war wahrer Gott, 2. Jesus war wahrer Mensch, und zeigt dann die „praktischen Folgen dieser Lehre".

Von irgend welcher Hetetrodoxie ist nirgends die Rede. Aber wie sehr tritt die jener Zeit eigentümliche Wertlegung auf das „Christkatholische“ (im Unterschied vom Römisch katholischen) in dieser zentralen Stellung Christi hervor. Vom Papst ist in dem ganzen Katechismus mit keiner Silbe die Rede. Christus bildet das A und O.

Noch mehr als im ersten tritt dies im zweiten Abschnitt unseres zweiten Heftes hervor. Derselbe giebt eine Uebersicht der Eigenschaften Gottes, wie sie auch sonst in den Katechismen aller Kirchen gelehrt werden, aber alles ausdrücklich mit Worten Jesu belegt.

Der Lehre Jesu zufolge ist Gott 1. der Einzige (dabei wieder die Unterabteilung: Praktische Folgen dieser Lehre), 2. Allmächtig (Gottes Allmacht nach der Offenbarung im neuen Bunde. Biblische Beispiele. P. F. d. L.).

Ich schalte hier ein, daß die gleiche Spezialeinteilung: „nach der Offenbarung im neuen Bunde, Biblische Beispiele, Praktische Folgen dieser Lehre“ sich nun auch bei allen weiteren göttlichen Eigenschaften wiederholt, brauche dieselben somit nur noch ohne weiteren Hinweis auf die Behandlung des einzelnen aufzuzählen:

3. Höchst gütig, 4. allwissend, 5. allgegenwärtig, 6. der allervollkommenste Geist, 7. höchst weise, 8. höchst heilig, 9. höchst gerecht, 10. höchst barmherzig, 11. höchst wahrhaft und getreu, 12. ewig und unveränderlich, 13. Gott, ein Vater aller Menschen.

In dem dritten Abschnitt „Lehre Jesu von dem heiligen Geist“ werden dann noch speziell die Lehren: 1. Von der heiligen Dreieinigkeit, 2. Von der göttlichen Vorsehung, 3. Besondere Fürsorge für den Menschen, behandelt.

Dem zweiten Heft muß übrigens noch eine Fortsetzung gefolgt sein, da der „Einleitung“ sich der Titel: „Erstes Hauptstück, Christkatholische Glaubenslehren“ anschließt, ohne daß ein zweites bezw. drittes Hauptstück folgt. Der „Einleitung“ zufolge mußten aber nun 2. Christkatholische Sittenlehren und 3. Christkatholische Tugendmittellehren folgen. Ein weiteres Heft liegt mir aber nicht vor, und bei der außerordentlichen Seltenheit der damaligen religiösen Litteratur dürfte auch die Fortsetzung kaum noch aufzutreiben sein [1]).

---

[1]) Dafür haben jene gleichen Hände gesorgt, die nach Michauds gründlichen Spezialnachweisen die alten katholischen Katechismen Frankreichs stufenweise veränderten, und die auch in Westpfahlen den unverfälschten Overberg'schen Katechismus so selten gemacht haben. Zumal seit 1870 sind ja in sämtlichen Diözesen die alten Lehrbücher unsichtbar geworden, damit in den neuen Auflagen gerade in den Hauptfragen das Gegenteil von früher gelehrt werden konnte.

Um so erfrischender wirkt die reine Alpenluft des Tranz'schen Versuchs, je mehr man sie Seite für Seite einatmet. Heute aber kann ich nur noch eine Uebersicht der prächtigen Liederverse geben, die jedem der Lehrsätze beigefügt sind. Es ist durchweg der tieffromme, milde Geist Gellerts, der uns auch in den nicht von ihm selbst herrührenden Liedern begegnet.

Auch für das Gedächtnis ist die Wahl der aufgenommenen Lieder außerordentlich praktisch. Wie manches habe ich von dem guten Vater noch in seinen alten Tagen auf unseren Spaziergängen gehört. So gleich das erste (I. S. 25), das das Dasein Gottes lehrt:

Ist denn ein solcher Gott? Geh, frage Thal und Hügel;
Die Erde malt sein Bild, der Himmel ist sein Spiegel.

Es kostet mich Ueberwindung, nicht das ganze (vierzehn solcher Strophen zählende), heute lange nicht mehr so bekannte Lied ausschreiben zu können. Aber wichtiger ist doch ein kurzes Verzeichnis der Liederanfänge, weil nur dadurch der ganze Reichtum dieses Katechismus für das Kindesgemüt klargelegt werden kann.

Die Schöpfungsgeschichte schließt (S. 29) mit der achtzeiligen Strophe:

Er rief dem Nichts: „Verschwinde!"
Gebot der Schöpfung: „Sei!"

Die Engelslehre gipfelt in dem Verse (S. 40):

Gott, laß mich deinen Engeln gleich . . .
Dich und den Nächsten lieben.

Noch bezeichnender für das wirklich „praktische Christentum" unseres Leitfadens ist der Schlußvers der Dämonologie (S. 41):

Du strafst auch hier den Sünder schon
Für seine bösen Thaten.

Mit abergläubischen Vorstellungen von dem persönlichen Teufel wird das Kind nicht gequält, sondern der Schwerpunkt darauf gelegt, daß Jesus das Reich des Teufels zerstört hat und ihn wie einen Blitz vom Himmel fallen, d. h. auf einmal seiner Macht beraubt sah. Außer der Belegstelle hierfür (Lk. 10, 18) werden Joh. 8, 10; Jak. 1, 13; 2. Petr. 2, 4. 9 als biblische Grundlegung benutzt.

Die Geschichte vom Sündenfall findet ihre praktische Anwendung in dem Liedervers (S. 43):

Wer Gott verläßt und Sünde thut,
Beraubt sich wahrer Freuden;

die Geschichte von der Sündflut in einer Reihe von Sprüchwörtern, die teils das Gericht über den Sünder, teils die Hilfe in der Not ankündigen (S. 48).

Viel zahlreicher als im ersten sind die eingestreuten poetischen Stücke im zweiten Heft. Gleich der erste kleine Vers über die Wunderwerke Jesu hebt über all jenen Mirakelglauben, der nur den späteren Zweifel weckt, hoch hinaus (S. 9):

Du hast vor jedem Volk der Wunder viel gethan,
Daß blöde Augen nur auf deine Wunder sahn,
Ich nehme, Jesu, dich auch ohne Wunder an.

Der johanneische Spruch vom Lamm Gottes wird durch das evangelische Kirchenlied kommentiert (S. 13):

Gedanke, der uns Leben giebt,
Wer kann dich ganz durchdenken?
Also hat Gott die Welt geliebt,
Uns seinen Sohn zu schenken ꝛc.

Die Lehre von der Einheit Gottes wird in dem Verse zusammengefaßt (S. 20):

Gott! ewig bleibst du mir allein
Der Gott, an dem ich hange ꝛc.

die Allmacht (S. 22):

Kein Uebel ist mir fürchterlich,
Denn Gottes Allmacht schützet mich ꝛc.

die Güte (S. 25):

O Gott, wie groß, wie gut bist du,
Wie schön ist deine Welt ꝛc.

die Allwissenheit (S. 28):

Gott, was ich denk, erforschest du,
Du prüfest meine Seele ꝛc.

die Allgegenwart (S. 31):

Dein Gott ist überall, und weiß dich wohl zu finden;
Er sieht auch in dein Herz; drum hüte dich vor Sünden,

und:

Sieh auf, zum Himmel, Gott ist da ꝛc.

die Lehre von Gott als dem vollkommensten Geiste (S. 34):

Der Leib ist nicht mein ganzes Wesen ꝛc.

die der Weisheit Gottes (S. 36):

Gern nehm ich Gottes Schickung an,
Auch wo ich sie nicht fassen kann;
Was Gott thut, das ist wohlgethan.

und speziell mit Bezug auf die Uebel in der Welt (S. 37):

Nun, Gott, da du die Welt regierst,
Darf ich nicht ängstlich zagen ꝛc.

die der Heiligkeit Gottes durch die zwei Verse (S. 40):

Heil'ger Gott, du bist ein Feind,
Derer, die das Unrecht üben ꝛc.

und:

Dir zu gefallen, sei mein Ziel
Bei allem, was ich thue ꝛc.

die der Gerechtigkeit ebenfalls in zwei Versen (S. 43):

Du siehest, Gott, von deinem Thron
Auf alle Menschenkinder ꝛc.

und:

Wer von der Frömmigkeit, von dir, Gerechter, weichet ꝛc.

die Lehre von der Barmherzigkeit (S. 45):

O welch' ein Trost für meine Seele,
Daß Gott, bei dir Vergebung ist ꝛc.

Gottes Wahrhaftigkeit und Treue (S. 47):

Treu ist Gott und lüget nicht ꝛc.

Gottes Ewigkeit und Unveränderlichkeit (S. 50):

Gott ist und bleibt stets, wie er ist ꝛc.

Gott als Vater aller Menschen (S. 51):

Du Vater deiner Menschenkinder,
Der du die Liebe selber bist ꝛc.

Bei der Dreieinigkeitslehre im dritten Abschnitt lautet die dichterische Nutzanwendung (S. 56):

Hoch übersteigt dein unerforschlich Wesen ꝛc.

und bei der Vorsehung (S. 59):

Du sahest, Gott, von Ewigkeit ꝛc.

so daß diese letzte Ausführung mit den Worten schließt:

Du sorgst für mich
Stets väterlich.
Nicht, was ich mir ersehe,
Dein Wille, Herr, geschehe.

Seit dem Erscheinen dieses bescheidenen Leitfadens hat ja zumal die deutsch-evangelische Dichtung viel schwungvollere Töne angeschlagen. Wer Erbauungsschriften mit dem Auge des Kritikers liest, kann manchen Spruch als gereimte Prosa bezeichnen. Aber glücklich die Kindesseele, die solche gereimte Prosa in sich aufgenommen hat. Sie zehrt noch im Alter davon.

Den gleichen Eindruck wie die Verssprüche machen die hier und da als nötig erachteten Anmerkungen. Wir finden zunächst eine (S. 16) bei der Naturlehre, die zugleich deutlich zeigt, welchen Zweck der Verfasser damit verfolgte, daß er dieselbe in ein Religionslehrbuch aufnahm: „Daß hier der Schüler in dem großen Schauplatz der Natur von seinem Lehrer weiter geführt werden müsse, um sich von dieser Wahrheit selbst zu überzeugen, bedarf wohl keiner Erinnerung. Psalm 104 und Sirach 43 können dabei gut benutzt werden." Aehnlich wird S. 18 auf Beispiele von dem Instinkt der Tiere hingewiesen. Wie der allgemein wissenschaftliche, wird aber auch der vaterländische Sinn geweckt. Bei der Aufzählung der Planeten heißt es beim

Uranus unter dem Text (S. 20): „Diesen Planeten hat ein Deutscher in London, Herschel mit Namen, entdeckt."

Die Hauptsache ist und bleibt jedoch für unsern wahrhaft frommen Priester die Erweckung lebendiger Frömmigkeit. So ist der Erzählung von der Darstellung Jesu im Tempel die Erklärung unter dem Text beigefügt (S. 65): „Dieses Darbringen jedes Erstgeborenen sollte die Israeliten auf die Wohlthat Gottes, und auf die Pflicht der Dankbarkeit erinnern, daß, als in Aegypten alles Erstgeborene in einer Nacht starb, die Israeliten verschont blieben. Ebenso sollten auch uns die Gebräuche unserer Religion allezeit an die Wohlthaten Gottes erinnern."

Der Erklärung des Ave Maria (S. 62) ist schon oben gedacht. Bei der Erzählung von den Weisen aus dem Morgenlande weist eine weitere Anmerkung (S. 67) auf das Fest der heiligen drei Könige hin, wobei aber der Hinweis nicht fehlt, daß es identisch sei mit dem Fest der Erscheinung des Herrn.

Aehnliche Hinweise finden sich bei dem bethlehemitischen Kindermord auf das Fest der unschuldigen Kinder (S. 68), bei der Geschichte vom zwölfjährigen Jesus auf die jüdischen Feste zu Ostern, Pfingsten und bei der Laubhüttenfeier (S. 69), bei der Erzählung von Johannes dem Täufer auf das Bild, daß die Taufe die Abwaschung oder Reinigung bedeutet (S. 72) und auf die Motive des Vergleichs Jesu mit dem Lamm (S. 75). Aber es steht ein bezeichnendes „vielleicht" bei der Parallele zwischen dem Opfertod Jesu und dem der geopferten Lämmer. Dazu stimmt (II S. 18) die Erklärung: „Erlösen heißt überhaupt jemanden von einem Uebel befreien". Aehnlich heißt es bei der Lehre von der Geistigkeit Gottes: „Wenn es im alten Bunde öfters heißt: Gott sehe, höre, rede und zürne, so sind dies bloß Bilder, unter welchen sich die Menschen Gottes Eigenschaften deutlicher vorstellen konnten. Seine Augen und Ohren wollen nur seine Allwissenheit, seine Hände nur seine Macht, sein Zorn nur seine Heiligkeit ausdrücken."

Neben der Warnung vor abergläubischen Deutungen zeugen aber gerade die Anmerkungen von dem durchgängigen Verlangen des Verfassers nach einer positiven Grundlage für die Kinder. So bei der Definition der göttlichen Offenbarung der Hinweis auf „Beyspiel von den Heiden-Völkern, die die Offenbarung nicht kannten". Bei der Erinnerung an die alles umfassenden Wohlthaten der Dreieinigkeit durch die Anwendung des Kreuzeszeichens heißt es im Texte: „Es liegt zugleich in dem Geheimnisse ein starker Beweggrund zum Guten, eine

nachdrückliche Warnung vor dem Bösen und ein großer Trost in Leiden und Widerwärtigkeiten" und dabei in der Note (S. 56): „Die Erklärung hierüber ist dem mündlichen Vortrage überlassen".

Wie gerne würde ich noch die echt pädagogische Darstellung im einzelnen durch eine Reihe von Auszügen illustrieren. Giebt es doch kaum eine heiligere Reliquie für mich — im guten Sinn des Wortes — als diesen katholischen Katechismus, der meinem treu evangelischen Vater, wie eine Randglosse zu I S. 20 aus dem Jahre 1847 beweist, zeitlebens zu wirklicher Erbauung gedient hat. Aber wenn ich auf dieses Kapitel einträte, würde ich schwer das Ende finden. So wende ich mich statt dessen wieder zur nächsten Umgebung, von der Rückkehr von dem Wildoner Ausflug nach Graz.

In Wildon hatte ich nämlich nicht nur die Gräber vom Onkel Peter und von dem alten Dechanten gefunden, sondern mich auch über die hiesigen Grabstätten orientiert. Auf ihnen aber habe ich nun Inschriften gefunden, die mich nicht nur selbst in innerster Seele bewegen, sondern zugleich ein recht eigentlich psychologisches Interesse einschließen.

In der Ecke des alten katholischen Friedhofs, wohin ich auf die Nennung der Namen hingewiesen wurde, fiel mir zunächst ein prächtiges Denkmal auf mit der Inschrift: „Herr Franz Xavier Ritter von Griendl, Doktor der Rechte, Landstand in Steiermark, Inhaber des Gutes Obwildon 1777—1858. In dankbarer Erinnerung an ihren unvergeßlichen Onkel und väterlichen Freund gesetzt von Franz und Josef Ritter von Griendl. Gott lasse ihn ruhen in Frieden". Diesem Denkmal zur Seite trug ein großes Kruzifix die Worte: „Hier liegt die sterbliche Hülle der Frau Josefa edlen von Griendl, geborne edle von Beck. Gest. am 10. März 1852. Tief betrauert von ihrem Gatten. Gedenket ihrer am Altare des Herrn".

So hatte ich also zunächst die Gräber meines alten Paten, dem ich als Knabe so oft zum neuen Jahr gratuliert, und der mit der Großmutter so eng verwachsenen Tante entdeckt.

In der gleichen Gegend fanden sich dann weiter zunächst eine Reihe von Namen anderer naher Verwandter, von denen ich allen gehört (Baron Wetzlar, Frhr. von Paumgartten), so daß ich geradezu den Eindruck hatte, daß diese ganze Ecke eine Art Familienbegräbnis gewesen sein müsse. Endlich traf ich denn auch, was ich vor allem suchte, das Grabkreuz der Großmutter. Und läßt sich wohl eine bezeichnendere Aufschrift denken, als dieses trug? „Hier liegt die sterbliche Hülle der Frau Aloysia Rippold, geborene edle v. Beck. Gest.

am 4. April 1852. Der Dulderin auf Erden wird Lohn im Himmel werden".

So der wohlgemeinte tieffromme Rückblick ferne stehender Verwandter. Mit der protestantischen Dogmatik, die das Wort „Lohn" scharf verpönt, unvereinbar. Und doch — wie ergreifend für den Enkel. Entsinne ich mich doch deutlich genug des Morgens, der die Todesnachricht der Großmutter brachte, kaum einen Monat nach dem Tode ihrer Schwester. Und wie oft hatte ich von dem furchtbar schweren Geschick gehört, welches meinen Vater seit seinem 14. Jahre über dreißig Jahre in unerreichbarer Ferne von seiner Mutter gehalten hatte. Die trotz des damals so teuren Portos verhältnismäßig zahl- und inhaltreichen Briefe konnten dafür so wenig einen Ersatz bieten, wie die ersten Schreibübungen der Enkel. Aber bei dem, was ich heute niederschreibe, gilt es die persönlichen Empfindungen zurückdrängen. Denn es ziemt sich statt dessen ernstlich die Frage zu stellen, was jenes Grab auf dem katholischen Friedhof mit der fromm katholischen, gegen die protestantische Dogmatik verstoßenden Grabschrift einen evangelischen Theologen und Historiker zu lehren hat.

In der schlicht evangelischen Atmosphäre des Elternhauses war die lutherische Tradition der väterlichen, die reformierte Tradition der mütterlichen Familie schon bei der Konfirmation der Eltern in voller Union geeint. Das Bewußtsein um die inneren Güter unserer evangelischen Kirche wurde noch bedeutsam gesteigert durch die ebenso unmoralische wie irreligiöse Taktik des seit der Revolution so mächtig vordringenden und von der Berliner Bureaukratie in der Reaktionszeit verhätschelten rheinischen Papismus. Einen nicht minder herben Kontrast zu der geeinten evangelischen Kirche aber bot dem jungen Studenten der Einblick in die Orgien der geschichtsunkundigen Polemik der Seiler und Genossen in der Provinz Sachsen gegen Union und reformierte Kirche. In scharfem Gegensatz dazu hatten allerdings gleich die ersten biographischen Studien aus der Reformationszeit der konsequentesten der Reformationskirchen die größte Sympathie zuwenden lehren. Andererseits aber durfte ich seither in ungeahnter Weise die Fortdauer der auch heute noch gegen Papismus und Jesuitismus Front machenden Richtungen im Katholizismus erkennen. Wie grauenhaft dagegen wieder der Rückblick auf die Charwoche in Jerusalem mit jenen „katholischen" Schaustellungen, die so rein gar nichts mit der Religion im Sinne des Heilandes zu thun hatten!

Was soll man da lernen aus der völlig ohne eigene Selbstbestimmung entstandenen Blutmischung, in der nicht nur lutherisches

und reformiertes, sondern auch katholisches und protestantisches Element sich geeint hat? Wie ist es möglich gewesen, daß allen denen, die dazu beitrugen, keinerlei Gegensätzlichkeit zum Bewußtsein gekommen ist? Es ist eine tief ernste Familiengeschichte, deren Blätter ich umschlagen muß, um jene wahrhaft typischen Züge zu finden, welche nicht bloß für den einzelnen Nachkommen, sondern für das wechselnde Verhältnis der Kirchen zu einander wirklich lehrreich und förderlich sind.

Neben dem Tranz'schen Katechismus hat die schön geschriebene Traurede der Großeltern stets in besonderem Sinne uns Enkel mit Pietät erfüllt. Von einem katholischen Pfarrer bei einer gemischten Ehe gehalten, deren Kinder evangelisch erzogen wurden, redet sie kein Wort von konfessionellen Scheidelehren, so wenig wie von einem Unterschied von Adel und Bürgertum. Und es war doch ein in jener Zeit hoch angesehener Mann, der sie hielt: Hofrat von Zippen, als Minister der geistlichen Angelegenheiten bezeichnet, was freilich damals etwas anderes besagt haben muß als heutzutage. Wie danke ich es jetzt meinem Vater, daß er durch die Einsicht in die leider so dürftigen Reste seiner Familienpapiere mir zugleich das Verständnis der damaligen Behandlung konfessioneller Fragen eröffnete. Kann ich doch neben jene Traurede nun weiter die Briefe legen, in welchen meine Urgroßväter sich über diese Fragen verständigten. Und das, was in ihren beiderseitigen Familien geschah, ist damals allgemeine Regel gewesen.

So will ich denn gerade an dieser für mich so geweihten Stätte versuchen, den österreichischen Katholizismus an der Grenzlinie des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts mir etwas genauer zu vergegenwärtigen.

Auch nach dem Erlöschen der Religionskriege und der direkten Religionsverfolgungen waren die Fälle nur zu zahlreich geblieben, in welchen die Proselytenmacherei der alleinseligmachenden Kirche andere, oft noch unwiderstehlichere Mittel anwandte. Namen wie Winkelmann, wie Laudon drängen sich ja sofort auf. Die Parallele mit Winkelmann mag hier ja allerdings ferner liegen. Aber läßt sich etwas Charakteristischeres denken, als daß der größte der Feldherren Maria Theresias erst nach einem Uebertritt, der ihn doch niemals gehindert hat, an seiner Bibel und seinem Gesangbuche festzuhalten und Freundschaft mit Gellert zu pflegen, der Retter ihres Staates werden konnte? Und ihre Vorliebe für die Seelenfischerei durch die dieser zu gute kommenden Eheschließungen in denjenigen Kreisen, auf welche sie persönlichen Einfluß ausüben konnte, ist ja für die Beurteilung der sonst so hochsinnigen Kaiserin geradezu sprichwörtlich geworden.

Wie trifft diese allgemeine Erfahrung nun auch wieder in diesem Einzelfall zu! Unter den tüchtigsten Generälen und Staatsmännern Maria Theresias ragt der Feldzeugmeister von Beck hervor, der bei Kollin die Vorhut befehligte, nachmals Generalgouverneur in Siebenbürgen oder Kroatien gewesen ist. Wie oft habe ich sein an meine Linie vererbtes prächtig geschnittenes Wappen mit den schönen Emblemen des Maria Theresien-Ordens schon als Knabe bewundert. Er war unverheiratet geblieben. Sein Adoptivsohn wurde ein Neffe, wie er aus der Pfalz bei Alzey stammend. Da war die rechte Gelegenheit zu einer jener Heiraten, wie der Hof sie liebte. Und es ist in der That von hohem Interesse, wie ich dies schwarz auf weiß vor mir habe: in dem gleichen Brief des katholischen Urgroßvaters, der die Zustimmung zur Heirat der Tochter mit dem evangelischen Bräutigam ausspricht. Ein Ehrenmann durch und durch, der die sechs Töchter ebenso häuslich erzog, wie er andererseits ihren religiösen und künstlerischen Sinn weckte, sieht er in dem Konfessionswechsel seines Vaters nur ein „Changieren". Unter seinen Briefen an den andern Urgroßvater ist nämlich der vom 9. April 1800 besonders bedeutsam. Hier heißt es wörtlich:

„Auch mus ich erinnern, unsere Vorfahren waren Zwar Von der protestantischen Kirche, Der Verstorbene General Feldzeugmeister Beck ware mein Onkel, mein Vatter aber hat bey der Verehlichung changirt, Wir sind also Katholisch, jedoch ganz tolerant nach den hiesigen Landesgesätzen und gebräuchen, ich Zweifle nicht, daß diese Toleranz auch in ihrem Land herschе, weil dieser geist der edlen Verträglichkeit sich auf Vernunft, Weißheit der Gesätzgebung, und allgemeine Menschenliebe gründet, welche unter allen Völkern und Regirungen die nämliche ist, denn der bloße gedanke würde mir äußerst empfindlich sein, wen meine Tochter wegen des unterschieds in der Religion einer gehäßigkeit ausgesetzt werden, und sie in der weit entfernten Welt Keiner bekanten Vertrauten Seele ihre gewissens angelegenheit Klagen Könte; auch wünschte ich zu wißen, ob nach den dortigen Landesgebräuchen, wie nach den hiesigen die Kinder männlichen geschlechts nach der Religion des Vatters, und des weiblichen Geschlechts nach jener der Mutter erzogen werden. Ich bitte diese redliche Äuserung gut aufzunehmen, und meiner wahren Hochachtung Versichert zu sein, womit auch meine Frau, welche sich Vielmahls empfihlt, mit mir Volkomen übereinstimt."

Ausdrücklich also auch die Zustimmung der Frau! Wie bezeichnend ist dies nicht für die Aera des Josefinismus, mit ihrem Rückschlag

gegen die Proselytenmacherei unter Maria Theresia! Marianne von Beck hat nämlich sogar eine nicht unbekannte Rolle in der engeren Umgebung des Kaisers gespielt. Sie zog sich sofort zurück, als ein Verhältnis drohte, wie es in der gleichen Zeit am Hofe Friedrich Wilhelms II. in Preußen herkömmlich war. Nach all dem, was ich von ihr weiß, hat auch sie ihre Kinder musterhaft erzogen. Aber sie trug nachmals schwer an dem Geschicke der Tochter, die nach dem jähen Zusammenbruch des Vermögens sich vom Gatten trennen und in die Heimat zurückkehren mußte. Letztere ist dann in schwerer Krankheit ihre treueste Pflegerin gewesen. Auf dem Todbett hat die Mutter die Tochter für ihre frühere Härte um Verzeihung gebeten und ihr den wärmsten mütterlichen Segen vererbt.

Doch — so inhaltreich für die Nachkommen die dicken Pakete mit den Briefen der Großmutter auch sind, aus denen so mancherlei Details tief in die damaligen steyermärkischen Verhältnisse einführen — hier gilt es, sich auf die Auffassung der konfessionellen Verhältnisse hüben und drüben zu beschränken. Es ist der Geist gegenseitiger Anerkennung, der Geist der „Gewissensfreiheit und Duldung", in welchem man sich beiderseitig begegnet.

Nicht nur die katholischen Urgroßeltern mütterlicherseits haben nämlich so gedacht, wie der eben mitgeteilte Brief es ausspricht; sondern dieser selbst ist wie das Echo dessen, in welchem (am 22. März 1799) der evangelische Großvater seinerseits die Erlaubnis seiner Eltern zu seiner Ehe einholte.

„5. Die Religion. Sie ist katholisch, und selbst andächtig devot. hieran ist nichts zu thun. Für mich ist es gleichgültig, da ich durch meinen langen aufenthalt in Chatol: Ländern schon dran gewohnt bin. Sie ist aber nicht dum Chatol. Doch kan Sie nicht den mindesten Spott über ein oder anderen gebrauch ertragen, ich werde Ihr aber noch ein und anderes abgewöhnen können, denn auf mich vertraut Sie mehr wie auf die heilige Maria; über diesen punkt bin ich gewiß daß niemahls nur der mindeste hader vorfallen wird, da ich jede Religion zu ehren weiß, doch was ich glaube oder nicht glaube, für mich behalte."

Andererseits geht aus der weiter folgenden Antwort des Großvaters auf einen inzwischen erhaltenen Brief seines Vaters hervor, daß letzterer seine alte Familiensitte strenger vertrat. Ueberhaupt ist ja diese Seite der Familientradition zwar die äußerlich viel bescheidenere, innerlich aber um so erhebendere. Ein einfaches Bauerngeschlecht, das mitten unter den Greueln des dreißigjährigen Krieges

sich nicht nur selbst aufrecht erhält, sondern zugleich für Kirche und Schule sorgt. Und eine lange Reihe von Generationen stets die gleichen ehrenfesten Charakterköpfe, die in mühevollem Ringen um ihr tägliches Brot in dem innigen Anschluß an ihre Lutherkirche ihre Kräftigung und Erholung zugleich finden. Wie verstehe ich da den Urgroßvater, dem es gelungen war, als bescheidener Lehrerssohn sich zum Chef eines großen Rotterdamer Handelshauses emporzuschwingen, und der nun erst recht die alte Familienreligion pflegte. Sein Sohn aber hat auf die Bedenken des Vaters dahin geantwortet:

„Eben jetzt erhalte ich Ihr Schreiben vom 12. Febr., woraus Ihre einwendungen sehe, worauf dient, daß was die Religion betrift, der einwurf daß wir aus dem himmel ausgeschlossen seyn sollten, woran in ganz Deutschland und Böhmen kein mensch mehr denkt und glaubt, hier nicht anwendbahr ist. Sie denkt aufgeklährt, nur in beobachtung der gebräuche ist Sie pünktlich, sonst hält Sie meine Religion eben so guth, wie die Ihrige; weil Sie eben einmal so ist, will Sie so bleiben, und da hat Sie recht, ich könte Sie vielleicht bekehren, ich würde mir aber bey Ihrer Denkungsarth ein gewissen draus machen; wir haben schon oft Religions Disputen geführt, so daß ich Sie über diesen punkt gantz kenne, und ich fürchte nicht das mindeste, bin gantz gewiß, daß niemahls einiger hader darüber entstehen wird, hierüber können Sie gantz sicher seyn.

Über den Adel denkt Sie gantz wie ich, und es würde hier jeder holländ. Kaufmann der guthe Erziehung gehabt, den vorzug haben, da die meisten vom Adel gantz arme Schlucker sind und kaum zu leben haben.

Sie wie Ihre Familie ist nichts weniger wie Stolz drauf, sondern weiß es kaum, auch hat Sie sich bereits darüber gegen mich genügsam erklährt, und ich habe Ihr deswegen auch bereits alles gesagt.

Aus obige ursachen habe ich Ihren Brief nicht übergeben, ich habe Ihnen der Religion wegen früher nichts gemeldet, weil ich nicht glaubte, da Sie meine Denkungsarth darüber kennen, daß solches nothwendig wäre, den ich für mich habe keine vorurtheile. Sie sind zu sehr gegen die Chath. Religion eingenommen und vom Adel machen Sie sich auch keine rechte Idee, den durch meinen langen umgang habe ich sie genügsam kennen gelernt, hier ist es ordentlich lächerlich, wenn sich einer etwas drauf einbildet, und der Adel hier ist nicht wie im Reich, daß man so einen unterschied macht, sondern wer guthe auferziehung hat, ist unter Ihnen wie seinesgleichen."

Durch die schweren Geschicke, die nachmals über ihn kamen, ist auch der Großvater in die Bahnen seines Vaters zurückgekehrt. Daß er seinen Sohn trotz der schönen weltlichen Vorteile, die diesem als Adoptivsohn des kinderlosen Onkels in Wildon in Aussicht standen, zu sich zurückkehren ließ, hat obenan den Grund gehabt, daß er auf die Länge die Erziehung in katholischer Umgebung für ihn gescheut hat. Es ist das fast der einzige Lichtpunkt in der Tragik, die über ihn und die Seinen gekommen war. Wie viel müßte ich niederschreiben, wollte ich das herbe Los näher schildern, wie die durch den Urgroßvater so hoch über ihre Voreltern hinausgehobene Familie durch Krieg und Staatsbankerott geradezu um alles gekommen war. War dies doch der traurige Grund, weshalb die Großmutter mit den zwei jüngsten Kindern nach Oesterreich zurückkehren mußte, weshalb der Vater die — trotz alledem in der Erinnerung schönsten — Jugendjahre in Steyermark zubrachte. Wie unendlich viel Kinder einem Vater danken, der, nachdem er bis dahin die Erziehung für die höheren Stände genossen hatte, als Vierzehnjähriger die seltene Energie besaß, in der gedrücktesten Schreiberstellung sich ein mehr als dürftiges Brot selbst zu verdienen, das und so viel Aehnliches darf hier nicht genauer ausgemalt werden. Aber an den Stätten, von denen er mir so viel erzählt, da mußte mir so recht das Verständnis aufgehen für das, was „Religion im Leben" ist, im Gegensatz von all dem, was unser Heiland schon an den Pharisäern so scharf bekämpft hat.

Großmutter und Mutter sind echte Kreuzträgerinnen gewesen, aber als solche beide ihrem Herrn nachgefolgt. „Der Dulderin auf Erden wird Lohn im Himmel werden". Es ist die katholische Redeweise. Sie entstammt demselben frommen Sinn, wie der Spruch auf einem der die Hülle anderer Verwandten bergenden Nachbargräber (Freiin v. Paumgartten, geb. v. Thys): „Selig sind, die nach der Gerechtigkeit hungert und dürstet; denn sie werden gesättigt werden".

Umgekehrt trägt das Grab der Mutter den paulinischen Spruch: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen". Was haben diese Grundwahrheiten, welche dem Christenleben den wirklichen Halt, welche schwachen Frauen Heldenkraft geben, mit katholischer oder protestantischer Dogmatik zu thun?

So die Grundfrage, auf welche die teuern Gräber so prägnante Antwort geben. Aber den rechten Kommentar dazu giebt doch erst der Katechismus von Tranz.

Denn deutlicher läßt sich kaum darthun, wie sehr vor der Restauration des Jesuitenordens die konfessionellen Gegensätze innerlich über-

wunden waren. Welcher Kontrast zwischen diesem auf dem Evangelium aufgebauten, von der Reformation befruchteten Katholizismus und dem abergläubischen Getriebe der Wallfahrtsorte!

Was war eigentlich noch für ein Gegensatz da? Die mehr erziehlichen als frommen Gebräuche, die als „Gebote der Kirche" galten, der verschiedene Sprachgebrauch bei dem Wort Sakrament, wovon die verschiedene Zählung derselben abhängt, und die kurze Anrufung Marias. Dieser Zusatz zum „englischen Gruß" hat ja keinerlei biblischen Rückhalt, und wird er einmal zur Voraussetzung genommen, so läßt die Gefahr einer üppig weiter wuchernden Mariolatrie sich schwer völlig vermeiden. Aber in all dem ist es doch einfach die allgemeine Lehre seiner Kirche, von der der Religionslehrer nicht abweichen durfte. Und wo er selbst redet, so besonders im zweiten Heft, beruht seine Arbeit auf einer Vertiefung in den Mittelpunkt der Schrift, von welcher auch der Protestant lernen kann.

Aber wie lange werden sich — wer darf dieser Frage hier aus dem Weg gehen? — die Reste dieser ernsten Volksfrömmigkeit noch der in der Hierarchie zur Alleinherrschaft gelangten Jesuitentendenz mit ihrem Papst- und Marienkult zu erwehren vermögen? In Oesterreich zumal liegt der Alpdruck des Konkordats auf allen Gemütern. Diese Wiederholung jener früheren Loslösung vom deutschen Geistesleben, die schon die unausbleibliche Folge der ersten Gegenreformation war, — wozu wird sie aufs neue führen?

VI.

Aus den letzten Jahren des selbständigen Herzogtums Nassau.

Die Zusammenstellung und Sichtung der bisherigen „Wanderbilder" hat dem Herausgeber die für ihn selbst erfreuliche Gelegenheit geboten, noch einmal die verschiedenen Länder und Orte und obenan die Personen sich zu vergegenwärtigen, welche ihn in jenen Jahren in das geschichtliche Verständnis der Religionsgeschichte eingeführt haben. Bei soschem Rückblick kann es nicht anders, als daß ein lebendiges Dankgefühl der Grundton wird. Ich scheue mich nicht, demselben Ausdruck gegeben zu haben.

Mit der Rückkehr nach Deutschland war die Wanderzeit abgeschlossen, und an ihre Stelle trat die Begründung des eigenen Hausstandes und die übliche stufenweise Laufbahn des Universitätslehrers. Die alte Neigung zum Pfarramt war nicht erloschen, und wo es möglich war, in Montreux sowohl wie in Jerusalem, Alexandrien und Kairo, wurde gerne von jeder Gelegenheit, aushilfsweise als Prediger zu dienen, Gebrauch gemacht. Aber die reformationsgeschichtlichen Monographien hatten in ein kirchengeschichtliches Quellenstudium hineingeführt, welches nunmehr auf eine andere Amtsthätigkeit hinwies. Und seit der zweite Kairener Aufenthalt die Gesundheit gefestigt, durfte die Habilitation ernstlich ins Auge gefaßt werden. Nach kurzem Schwanken zwischen Bonn und Heidelberg fiel der Entscheid für das letztere. Aber es galt nun zunächst, statt des Studiums von Land und Leuten in der Fremde den ganz anders gearteten Bedingungen der Licentiatenpromotion zu entsprechen. Die französischen, englischen und holländischen Schriften mußten wieder dem Lateinischen, Griechischen und Hebräischen Platz machen, die eigene schriftstellerische Thätigkeit der nochmaligen Vertiefung in die verschiedenen Fächer der offiziellen Theologie.

Für die Vorbereitung auf Promotion und Habilitation mußte daher nach der fast vierjährigen Unterbrechung geregelter Studien eine längere Zeit in Aussicht genommen werden. Außerdem schien es angezeigt, nach der Verwöhnung durch das ägyptische Klima erst eine klimatische Uebergangsstation zu wählen. Dies die Motive, daß der eigene Hausstand zunächst in Wiesbaden begründet wurde.

Neben den erneuten Uebungen im Lateinschreiben, hebräischer Lektüre und dergl. sind aber doch auch in dieser Zeit einige Früchte von anderen Bäumen gepflückt worden. Die Vergleichung der chiliastisch-apokalyptischen

Sekten des 16. Jahrhunderts mit den heutigen Templern, Irvingianern und Darbysten ließ dem Prinzip des Separatismus überhaupt näher treten und u. a. auch die separierten Calvinisten Hollands mit den separierten Altlutheranern Deutschlands vergleichen. So entstanden die „Historischen Bilder vom Boden des Separatismus“ in Gelzers Prot. Monatsbl. von 1864 (Heft 1. 3—6). Die Wiesbadener Freunde regten daneben zu öffentlichen Vorträgen an. Bei der Hauptversammlung des rheinischen Hauptvereins der G. A. Stiftung in Emmerich hatte ich über das evangelische Jerusalem Bericht erstattet. Kiechenrat Dietz in Wiesbaden hatte als Vertreter des nassauischen Vereins jener Versammlung beigewohnt. Er und Bischof Wilhelmi veranlaßten nun zunächst einige Vorträge im Wiesbadener Frauenverein, Konrektor Otto mehrere andere im nassauischen Geschichtsverein. Die in denselben behandelten Stoffe sind bereits in der Einleitung zu Nr. IV. als Ergänzungen der ägyptisch-palästinensischen Reisebriefe aufgezählt worden.

Sogar in die heimischen innerkirchlichen Streitigkeiten wurde ich mitten in diesem idyllischen Stillleben verwickelt. Der Versuch, die traurigberufenen Schenkelproteste in die rheinische Kirche hineinzutragen, mußte mich insofern in Mitleidenschaft ziehen, als dabei an eine Rezension aus meiner Feder im „Evang. Gemeindeblatt“ (1864, Nr. 9) angeknüpft wurde. Es thut nicht not, an dieser Stelle auf jene Kontroverse einzutreten, da sich bereits in der Monographie über „die theologische Einzelschule“ Gelegenheit bot, sowohl die Akten dieser Kontroverse als den nachmaligen irenischen Abschluß mit aufzunehmen. Dieser zwanzig Jahre später erfolgte Abschluß konnte zugleich nachträglich dem Wunsche meines Vaters gerecht werden, statt mich in die inneren Wirren der evangelischen Kirche hineinziehen zu lassen, den gemeinsamen Feind aller Evangelischen nicht aus dem Auge zu verlieren.

Immerhin war dies letztere bereits in den Aufsätzen geschehen, die sich nun an dieser Stelle anschließen. Es sind kurze Nachträge zu den zeitgeschichtlichen Studien aus dem Auslande. Die Korrespondenzen für die Allg. kirchl. Zeitschrift boten den Anlaß, auf bedeutsamere Zeitereignisse zu achten. So können auch hier die Skizzen aus den letzten Jahren der Selbständigkeit des Herzogtums Nassau und aus dem Herrschaftsgebiete des streitbaren Bischofs von Mainz eingereiht werden. Gerade diese kleineren Studien sollten späterhin die Grundlage werden für die systematische Vertiefung in die zwei Seelen speziell im deutschen Katholizismus.

Weitere Skizzen, für die sich seit Jahren ein reicher Stoff angesammelt, müssen für einen längst in Wiesbaden in Aussicht genommenen Vortrag (unter dem gleichen Titel wie die folgenden Beiträge) zurückgestellt werden. Mit den Bildern aus der provinziellen Kirchengeschichte Schlesiens und Württembergs, den „kirchengeschichtlichen Epochen im Rahmen einer Kleinstadt“ u. a. m. sollen dann auch die Erinnerungen an die letzten Jahre der Selbständigkeit Nassaus einen Beitrag zu der kulturgeschichtlichen Seite des religiösen Lebens der Gegenwart geben. An dieser Stelle genüge es daher, solcher Persönlichkeiten wie — neben den schon genannten Wilhelmi und Dietz — des edlen G. R. Firnhaber, dieses Typus eines leitenden Beamten, und G. R. Fresenius, des tieffrommen Chemikers und langjährigen Führers des Protestantenvereins, dankbar zu gedenken. In späterem Zusammenhang

wird ohnedies die Schrift von 1869 über „die gegenwärtigen Kirchen- und Schulverhältnisse im ehemaligen Herzogtum Nassau", obgleich sie nicht selber mit aufgenommen werden kann, doch nicht umgangen werden dürfen.

---

a) Die ultramontanen Totengräber der evangelischen Dynastie.

Wer da glauben würde, daß in den kleineren Staaten unseres Vaterlandes eine verhältnismäßige Ruhe herrsche, gegenüber den Wirren und Kämpfen, die in den größeren toben, würde hier in Nassau bald eines anderen belehrt werden. Weder in politischer noch in kirchlicher Hinsicht sieht es hier friedlich aus, und weder die Regierungs- noch die Oppositionskreise lassen es an Ausschreitungen fehlen. Nur wird zu leicht das, was in größeren Staaten noch einen etwas großartigeren Anstrich hat, in kleinen oft geradezu kleinlich.

Ein frappantes Beispiel von letzterer Art bildeten in jüngster Zeit die Verhältnisse der hiesigen Presse. Statt größerer und schon durch ihre eigene Bedeutung selbständigerer Blätter standen hier in Wiesbaden drei, oder eigentlich zwei Blätter — denn das eine Organ der Fortschrittspartei, die „Mittelrheinische Ztg.", kam an Bedeutung den anderen nicht gleich — in heftiger Fehde einander gegenüber. Der „Rheinische Kurier" vertrat in ziemlich radikaler Weise die freieren Prinzipien, die der weit überwiegende Teil der Bevölkerung, u. a. fast alle Evangelischen, teilen: vor allem Anschluß an Preußen und Erhaltung des Zollvereins. Mit der nur zu berechtigten Opposition gegen die Umtriebe der hiesigen ultramontanen Partei, die in Nassau so ziemlich allein das Kontingent zu dem großdeutschen Reformverein gestellt hat, verbanden sich wohl von Zeit zu Zeit ungerechte Ausfälle gegen das Christentum überhaupt, wie besonders in einem häßlichen Angriff auf den nach Wiesbaden übergesiedelten verdienten Volksschriftsteller v. Horn. Aber es schienen das doch mehr Ausschreitungen einzelner Korrespondenten, als der Redaktion selber zu sein. Uebrigens erschien das Blatt nicht in Nassau, sondern in Frankfurt, weshalb es natürlich nicht unter der Kompetenz der nassauischen Gerichte stand. Dem „Kurier" gegenüber vertrat die „Neue Wiesbadener Zeitung" die sogen. großdeutsche, oder besser direkt gesagt, die ultramontane Partei, aber in einer Weise, die die preußischen Blätter ähnlicher Tendenz weit hinter sich ließ. Freilich schon an diesen preußischen Blättern ist leicht die Erfahrung zu machen, wie ein bekanntes Wort eines hochstehenden Mannes über die Presse und deren Vertreter sich

sofort erklärt, wenn man dabei an dessen eigene Erfahrung und die Leiter der reaktionären Blätter — die sämtlich früher mehr als rot gefärbten Bruno Bauer, Edgar Bauer, Braß und Konsorten — denkt. Aber doch muß ich offen gestehen, daß ich eine solche Pöbelhaftigkeit im Ausdrucke selbst dort nie gefunden, als bei der N. W. Ztg. Ihre Hauptwürze bildeten freilich die beständig wiederkehrenden wütenden Ausfälle gegen den Borussismus, den würdigen ultramontanen Schreibern des Blattes gleichbedeutend mit Barbarismus. Dazwischen kamen aber grenzenlos gemeine Ausfälle auf die Personen der Gegner und vor allem — was das saubere Blatt so recht charakterisiert — auf den Richterstand, weil dieser Recht über Gewalt gehen ließ, und das Organ der begünstigten Hofpartei öfters wegen Injurien der krassesten Art verurteilt war.

War nun die Polemik beider Blätter schon immer recht lebhaft, so stieg sie doch auf ihren Höhepunkt bei Gelegenheit der hier seit mehreren Monaten vorbereiteten Wahlen zum Landtag. In jeder Nummer bezichtigten sie sich gegenseitig der gröbsten Lügen und Bubenstreiche; kein Ausdruck war zu niedrig und zu gemein, um nicht Tag für Tag angewendet zu werden. Freilich darf man der N. W. Ztg. die Ehre nicht streitig machen, daß sie in der Anwendung dieser Methode ihren Gegner weit übertraf. Besonders in der Agitation gegen die früheren Häupter der liberalen Partei in der Kammer, Lang und Braun, leistete sie wahrhaft Unglaubliches. Gegen ersteren, der, von der Stadt Wiesbaden gewählt, in der würdigsten Weise gegen das schändliche Unwesen der dortigen Spielbank aufgetreten war, wurde z. B. das schmutzigste Interesse aller derer aufgerufen, die irgend durch die Spielwirtschaft persönlichen Vorteil haben. Letzterer (Braun), auf dessen gerichtliche Klagen das saubere Blatt mehrfach verurteilt war, wurde noch besser verarbeitet. Es wirft gewiß ein eigentümliches Licht auf den Geschmack der herrschenden Kreise, daß sie an solchen Witzen Gefallen finden, wie sie in Preußen der „Kleine Reactionair" und hier in Nassau die „N. W. Ztg." vorbringen.

Genug, es war ein ekelhaftes Schauspiel, das tägliche Zanken der beiden Blätter. Aber doch noch widerlicher war die Art, wie diesem Kampfe plötzlich ein Ende gemacht wurde. Wegen eines vor längerer Zeit im „Rheinischen Kurier" erfolgten Angriffes auf das nassauische Ministerium hatte dieses bei den Gerichten Klage gegen das Blatt eingereicht. Diese hatten sich, da dasselbe auswärts erscheine, für inkompetent erklären müssen. Die Sache schien zu ruhen. Da erscheint plötzlich — und zufällig (!) nur wenige Tage noch vor

den Wahlen — eine Verordnung des Ministeriums, die dem Rheinischen Kurier den Postdebit im Herzogtum entzog und sogar das Halten des Blattes mit Strafe belegte. Der Verleger mußte demzufolge das Blatt eingehen lassen, ließ daher nun unter anderer Redaktion ein neues, „Der Wächter am Rhein" betitelt, erscheinen, daß sich als Organ der Fortschrittspartei ankündigte. Das neue Blatt hatte nun doch gewiß noch keine strafwürdige Handlung begehen können; aber was half das seinem Verleger? Nicht nur wurden sofort alle nach Nassau gesandten Exemplare ohne weiteres konfisziert, sondern es erschien auch zugleich eine neue Verordnung, die nicht nur den Debit auch dieses Blattes verbot, sondern überhaupt alle in demselben Verlage erscheinenden Schriften, folglich das persönliche Eigentum des Verlegers durch eine Gewaltmaßregel vernichtete.

Wir würden nun noch nichts gegen diese Maßregel sagen, wir wollten die Argumentation gelten lassen, daß dem Ministerium, nachdem die Gerichte sich für inkompetent erklärt, keine andere Maßregel übrig geblieben sei, als die polizeiliche Unterdrückung des Blattes, und daß hernach durch die neue Firma dieselben Tendenzen vertreten wurden. Und wir bemerken ausdrücklich, daß wir mitnichten die Sache des „Rh. K." vertreten möchten, daß wir uns von seinem Gebahren fast ebenso abgestoßen fühlten als von dem seines Gegners. Aber es muß doch wohl auch hier der oberste Grundsatz der Rechtspflege Giltigkeit haben, daß, was dem einen recht, auch dem andern billig ist. Und wie strafwürdig auch der „Rh. K." gewesen sein mag, so war doch die „N. W. Z." jedenfalls noch viel strafwürdiger. Denn was giebt es Frevelhafteres für eine öffentliche Zeitung, als Tag für Tag die Gerichte des Landes — und zwar in allen Instanzen — mit den gemeinsten Verleumdungen zu verfolgen? Kann das Gewissen des Volkes durch irgend etwas mehr irre geführt werden, als durch ein solches Verfahren? Aber so scheint man hier nicht zu denken. Der „Rh. K." ist unterdrückt, die „N. W. Ztg." aber wurde in der letzten Woche massenhaft wie nie kolportiert. Ihr Verfahren hat sie nicht geändert. — Wo in so offenbarer Weise zweierlei Maß angewandt wird, da ist es auch für den Unbeteiligten Frevel, zu schweigen.

Weshalb aber die Aufzählung dieser Streitigkeiten in unserer kirchlichen Zeitschrift? Die Antwort ist leicht. Nirgends mehr als in Nassau und Hessen-Darmstadt geht die politische mit der kirchlichen Reaktion Hand in Hand. Die „N. W. Ztg." giebt sich fast offen als eine Filiale des „Mainzer Journals". Ihre Gegner sind dieselben

wie in Mainz, sie tragen im allgemeinen sämtlich den deutsch-katholischen Charakter. Darum darf bei dem Blick auf die sich täglich mehr häufenden Preß-Prozesse in Mainz, die ein so eigentümliches Licht auf die inneren Verhältnisse des Katholizismus werfen, auch der nassauischen Parallelen nicht vergessen werden. In beiden Ländchen gilt dieselbe Erfahrung, daß ein Extrem das andere hervorruft. Von der durch Bischof Kettelers hierarchisches Regiment hervorgerufenen Opposition nährt sich die deutsch-katholische Gemeinde. Aehnlich treibt in Nassau das Liebäugeln der herrschenden Kreise mit dem Ultramontanismus das Volk zu immer stärkerem Radikalismus. Eine gesunde, maßhaltende Mittelpartei kann unter solchen Verhältnissen nicht aufkommen. Und doch existiert sie auch hier, gerade wie in Preußen, wo nur der Unverstand die Fortdauer der freilich für den Augenblick unterdrückten altliberalen Partei bezweifeln kann. Und es sind in Nassau gerade die Vertreter der evangelischen Kirche, die zwischen den Extremen nach beiden Seiten hin ruhig und still fortarbeiten. Es fehlt auch hier nicht an allerlei Streit und Kampf, aber ebensowenig an erfreulichen Symptomen.

Nachschrift. Zu der obigen vor einigen Wochen niedergeschriebenen Bemerkung kann ich jetzt ein doppeltes Resultat, das sich inzwischen ergeben hat, hinzufügen. Zunächst nämlich ist gerade durch die Handlungsweise der Regierung der Ausfall der Wahlen so oppositionell geworden, wie wohl in keinem anderen Lande. Unter 25 Mitgliedern der zweiten Kammer befindet sich 1 Gouvernementaler, 17 Liberale, 6 Ultramontane. Von all den Herren des großdeutschen Vereins ist kein einziger gewählt. Aber es ist mehr als auffällig, daß bereits die ultramontanen Stimmen mit den gouvernementalen identifiziert werden, als — konservative. So weit hat sich doch selbst in Preußen die Verschmelzung der Reichensperger'schen und der feudalen Fraktion nicht vollzogen. — Noch bedeutsamer aber sind die Wahlen zur ersten Kammer. Alle 9 von den Höchstbesteuerten gewählten Abgeordneten gehören der Fortschrittspartei an, so daß letztere selbst dann über die absolute Majorität verfügt, wenn — wie es hier öfter üblich ist — beide Kammern zusammentreten. Wir wiederholen, daß wir von unserem kirchlichen Standpunkte aus durchaus nicht mit dieser (früher von dem Rh. K. vertretenen) Majorität sympathisieren können; und wir wissen, daß sich auch in Nassau eine starke Mittelpartei findet, die gerne gemäßigtere Wahlen gewünscht hätte. Aber daß diese Mittelpartei gar nicht hervortrat, dafür können wir doch den Grund nur in dem Verfahren der Regierung erblicken. Mit einer Richtung,

die sich durch eine N. W. Ztg. vertreten läßt, kann kein überzeugter Protestant Hand in Hand gehen. Doch noch ein zweites charakteristisches Symptom dürfen wir hier nicht übersehen, wir meinen den Empfang, den die Deputation für Schleswig-Holstein, die aus den angesehensten Männern Wiesbadens bestand, beim Herzog gefunden, und der die am Hof herrschende Verstimmung ersichtlich kennzeichnete. Es ist hier nicht der Ort, dies näher auseinander zu setzen. — Nur in Rücksicht auf die Beziehung dieser Verhältnisse zur evangelischen Kirche sei noch bemerkt, daß es sogar den Dienern der Kirche direkt verübelt wird, wenn sie nicht für den ultramontanen „großdeutschen" Reform-Verein auftreten wollen. So wirkt ultramontaner Einfluß bei einer evangelischen Landes-Regierung.

---

b) Konfessioneller Separatismus und Deutschkatholizismus.

Wie in politischer Beziehung das kleine Nassau innere Streitigkeiten genug hat, so nicht minder in kirchlicher. Nicht nur die beiden Hauptrichtungen, in die der heutige Protestantismus allerorten sich teilt, die mit dem Recht der Union auch das Recht der Gemeinde vertretende und die von dem modern konfessionellen und hierarchischen Amtsbewußtsein getragene Partei, sondern auch mannichfache Nüancen und Schattierungen hüben und drüben sind in Nassau vertreten. Und sogar nach auswärts hat solcher Zwiespalt trotz der Kleinheit der hiesigen Verhältnisse von sich reden gemacht, so noch vor nicht langer Zeit durch eine in den Protest. Monatsbl. geführte Polemik (Okt. 1860, Okt. 1861, Febr. 1862). R hatte dort in milder versöhnlicher, wenn auch nicht fehlerloser Weise ein Lebensbild der hiesigen Kirche gegeben. R — ein Neffe des hannoverschen Petri und seiner Zeit von seinem Onkel, trotz dessen bekannter Stellung zur Union, zur Anstellung in der hiesigen unierten Kirche empfohlen — griff diese Darstellung in einer Weise an, daß der von ihm Angegriffene ihn in seiner Erwiderung direkter Unwahrhaftigkeit zeihen mußte. Es verdient dieser — an sich unbedeutende — Streit besonders deshalb Erwähnung, weil R's Verfahren recht charakteristisch für eine Partei war, die sich nach außen hin einen Schein von Wichtigkeit zu geben sucht, die ihr in Wirklichkeit völlig abgeht.

Um nun in Kürze einen allgemeinen Ueberblick über die hiesigen Zustände zu geben, werden wir am besten an der Hand der Geschichte zuerst das Aufkommen der hierarchisch-lutherischen Partei und

ihre Konsequenz im eigentlichen Separatismus verfolgen; dann dieser Tendenz ihren Antipoden, die deutsch-katholische Bewegung, gegenüberstellen; und zuletzt die, zwischen beiden Extremen in der Mitte stehende, von beiden bekämpfte, aber nichtsdestoweniger ruhig fortschreitende Entwickelung der evangelischen Kirche selbst überschauen.

Es ist bekannt, daß Nassau der erste deutsche Staat war, der, dem Beispiele Preußens folgend, die längst faktisch bestehende Union der beiden protestantischen Schwesterkirchen auch öffentlich aussprach. Und es war wohl kaum in dem preußischen Rheinlande das Bedürfnis und Verlangen nach solcher offener Vereinigung größer als hier. Es wäre überhaupt wünschenswert, daß diejenigen, die nur von einer aufgedrungenen Union etwas wissen wollen, einmal einen Blick in die rheinischen Gemeinden thäten; sie würden sicher, wenn sie wirklich ein kirchliches Gewissen haben, ihrer gefärbten Brille sich schämen müssen. Die nassauischen Gemeinden bieten in dieser Beziehung dasselbe Bild wie die der rheinisch-westfälischen Provinzialkirche. Freilich braucht man nicht weit zu forschen, um gerade in dieser treuen Aufrechterhaltung der Union die Ursache zu finden, daß überall, wo die Anschauungen der Evang. K.-Z. dominieren, mit schlecht verhehlter Erbitterung von Nassau geredet wird, daß die grundlosesten Verdächtigungen des hiesigen kirchlichen Lebens immer bereitwillige Kolporteure gefunden haben. Nassau ist ja ein unierter, folglich für die Nachtreter des bekannten jüdischen Proselyten, der so gerne über die in der Kirche Geborenen zu Gericht saß, ein ungläubiges Land.

Die neueste, Loyolismus und Lutheranismus gleichzeitig begünstigende Strömung hat freilich auch hierher einige jener modernen lutherischen Hierarchen verschlagen, die in ihren Augen die einzigen Gläubigen in dem allgemeinen Abfall und Unglauben sind. Aber gerade durch deren Angriffe hat sich dann erst so recht gezeigt, wie fest die evangelische Gemeinde an ihrem höchsten Schatz, der Union, hält. Und in wenig Gegenden hat sich der lutherische Konfessionalismus so vollständig in seiner separatistischen Konsequenz, in seiner maßlosen Schmähung aller Andersdenkenden und in seiner totalen Unfähigkeit eigener Gemeindebildung entpuppt wie in Nassau.

Es sind besonders zwei Pfarrer gewesen, die den Versuch gemacht haben, das kirchliche Babel durch die Auswanderung der Gerechten wüste zu legen: der ältere ein religiös ernster und aufrichtiger, aber wissenschaftlich konfuser Mann; der jüngere, unter seinem Einfluß zuerst zu religiösem Leben erweckt, und nun — nach tagtäglich neu bewährter Erfahrung — die äußere Form, unter der ihm das Evange-

lium zuerst nahe trat, als die alleinseligmachende ergreifend. Weitere Austritte aus der Landeskirche sind uns nicht bekannt geworden, wenn auch selbstverständlich noch manche jüngere Geistliche der jetzigen Mode huldigen; vielmehr hat die umsichtige und besonnene Handlungsweise des Kirchenregimentes die ganze Bewegung in der Kirche selbst unschädlich gemacht. Um so bezeichnender ist das ganze Verhalten der Abgeschiedenen, das in jeder Beziehung eine treffende Parallele zu den Zuständen der reformierten Separierten in Holland bietet. Nur darin ist freilich ein prägnanter Unterschied zwischen beiden Bewegungen, daß die letztere durch die Verfolgung seitens der Vertreter der Kirche erst recht großgezogen wurde, während die hiesige durch das maßvolle Verhalten der Kirche auf die engsten Grenzen beschränkt blieb.

Der erste Charakterzug, der jedem auffällt, der irgend mit unseren hiesigen „Altlutheranern" zusammentrifft, ist das scharfe und meist direkt unwahre Urteil über alle Andersdenkenden. Immer und immer wieder hören wir Schmähungen über das „Scheinchristentum" der unierten Kirche, über den „reformierten Wirrwarr", oder geradezu unanständige Kraftausdrücke, wie besonders „es st . . ke in Deutschland". Und gerade dann machen sich diese Liebesäußerungen doppelt bemerklich, wenn Andersdenkende die Gottesdienste besuchen. Ueber die „ungläubigen" Prediger der Landeskirche werden staunenswerte Dinge erzählt; sich selbst dagegen umgiebt man mit dem Schein des furchtbarsten Martyriums. Worin freilich dies Martyrium eigentlich bestanden, haben wir bis dato noch nicht herausbekommen. Wenn wir nicht grundsätzlich alle Personalien vermieden, so hätten wir hier eine ganze Reihe lehrreicher Beispiele dafür zu bieten, mit welchen Mitteln oft gegen die Kirche agitiert und versucht wurde, die Sektirerei in die Kirche hineinzuschmuggeln. Nur ein einzelnes Faktum möge diese unwürdigen Schliche kennzeichnen. Vor mehreren Jahren — es war vor den erwähnten Austritten — stellten zwei dieser Richtung ergebene Geistliche bei der Kirchenbehörde den — scheinbar ganz unschuldigen — Antrag, ob es nicht angemessen sei, wenn sich jeder Pfarrer einen bestimmten Beichtvater unter seinen Amtsbrüdern wähle. Wer hätte unter diesem Vorschlage Arges vermuten sollen! Und doch ergab sich bei der einfachen Frage, wen denn die betr. Herren als ihre Beichtväter wählen würden, ein ganz anderer Sinn. Weder in ihrer Nachbarschaft, noch in ihrem ganzen Dekanat, ja kaum im ganzen Lande wurde von ihnen ein Pfarrer für „gläubig" erfunden. Sie wollten eben aus der Ferne für sich einen gläubigen Hirten kommen

lassen, und zwar selber ihrer Gemeinde, dem großen unreinen Haufen, das Abendmahl reichen, persönlich aber im kleinen Kreise der Auserwählten dasselbe feiern, sich so in der Kirche selbst von der Kirche absondernd. Auch in dieser Beziehung ist die oben angedeutete Parallele mit dem reformierten Separatismus zutreffend. Nicht das ist ja das eigentlich Charakteristische bei all diesen Tendenzen, worauf die Wortführer selbst das Hauptgewicht legen, also z. B. dort das Dogma der absoluten Prädestination und Opposition gegen den Gebrauch anderer Gesänge als der Uebersetzung der Psalmen, hier die reine Lehre der Ubiquität und der communicatio idiomatum, sondern die Hauptsache ist der einfach separatistische Zug, sich von dem großen Haufen als die kleine auserwählte Schar abzusondern. Und dieser Zug ist überall gleich.

Man sollte nun meinen, Leute, die mit ihrem Urteil über andere so schnell bei der Hand sind, müßten wenigstens ein Verständnis der Lehre haben, für die sie so eifern. Aber gerade in dieser Beziehung sieht es gar sonderbar aus. Die Gemeinde jenes älteren Pfarrers, aus der einige Glieder ihm folgten, ist ihrem geschichtlichen Ursprunge nach zufälligerweise gerade eine altreformierte. Die „altlutherische Kirche", die sein jüngerer Kollege in Wiesbaden erbaut, besteht zum weitgrößten Teile aus Damen. Die Zahl der urteilsfähigen Männer beläuft sich höchstens auf drei oder vier. Das Sonderbarste von allem aber ist, daß die thätigsten Glieder dieses Kreises gar keine Einheimischen sind, sondern Fremde aus den deutsch-russischen Ostseeprovinzen, welche in Wiesbaden einen zeitweiligen Aufenthalt genommen haben. Daß diese, die aus einem strenglutherischen Lande kommen, wo man reformierte und unierte Kirchen nur in ähnlicher Weise kennt, wie etwa der Italiener die deutsche Reformation überhaupt, auch im Auslande mit Vorliebe sog. lutherische Predigten aufsuchen, wird niemanden verwundern. Beachtung dagegen verdient es, daß schon manche auch von diesen Fremden, die vorher die greulichsten Dinge von den hiesigen kirchlichen Zuständen gehört hatten, ein ganz anderes Urteil fällten, nachdem sie mit eigenen Augen sich umgeschaut. Besonders treffend äußerte sich Bischof Walther, der oberste Geistliche jener Provinzen selber, über den unter lutherischer Firma verborgenen Separatismus. Und wie kann es auch anders sein? Auswärts hörte man so viel von der Verfolgung der Heiligen, hier sieht man sie trotz ihrer maßlosen Schmähungen der Landeskirche die vollste Freiheit genießen. Auswärts wurden die hiesigen Prediger ungläubig, die Gemeindeglieder erstorben gescholten; hier vernimmt

man von jenen nichts als das einfache unverfälschte Wort Gottes und sieht die Gemeinde kirchlich rege wie in wenig anderen Ländern.

So kann man denn für die Zukunft nur den einen Wunsch haben, daß die Landeskirche nach wie vor die ihr zuteil werdenden Verleumdungen ignoriere und die Gemeinde der Heiligen sich selbst überlasse. Es wird dies die beste Probe für ihre Lebensfähigkeit sein.

Ganz derselbe Wunsch bewegt uns aber auch, wenn wir an den Antipoden des lutherischen Separatismus, an die Stellung des Deutschkatholizismus zur evangelischen Kirche denken. Es geht mit dieser Partei in Nassau wie anderswo auch. Einst hat sie das gewaltigste Aufsehen gemacht, dann ist sie nach und nach eingeschlafen, und es erhalten sich nur da kümmerliche Reste, wo es Grund zur Opposition giebt. Letzteres ist nun natürlich bei der bekannten Ketteler'schen Sippschaft in Mainz in höherem Grade als irgendwo sonst der Fall; und je mehr diese ultramontanen Tendenzen auch in Nassau von oben begünstigt werden, desto mehr Neigung zur Opposition bei der Bürgerschaft. Dabei liegt der Kleinstaat Nassau gewissermaßen zwischen zwei geistigen oder wenigstens litterarischen Großmächten in der Mitte; von der einen Seite wehen von Mainz die ultramontanen Lüfte herüber, auf der anderen schürt der Frankfurter „religiöse Reformverein" beständig das Feuer.

Auch von dieser Lokalfärbung abgesehen ist es jedoch überhaupt eine allgemeine Erfahrung, daß solche Tendenzen, wie die deutschkatholische, denen es an jedem positiven Grunde fehlt, sich von der Opposition nähren und darum, wo ihnen Ursache zu opponieren gegeben wird, diese Gelegenheit recht ausnützen. Gerade in der letzten Zeit aber hat man in Nassau wieder ein laut redendes Beispiel für diese Erfahrung gehabt. — Auch dort hatten sich in dem ersten Strudel der Ronge'schen Aufregung manche deutschkatholische Gemeinden gebildet, die anfangs bloß aus ausgetretenen Katholiken bestanden, denen aber bald auch manche mit ihrer Kirche zerfallene Protestanten sich anschlossen. Wie überall, sind dann hernach auch hier die meisten dieser Gemeinden mit der Zeit eingegangen; nur die Wiesbadener hat sich, wenn auch in ziemlich dürftiger Art, noch erhalten, unter der Leitung eines früheren protestantischen Kandidaten. Als nun am 13. November 1862 die schöne neue evangelische Kirche in Wiesbaden eingeweiht wurde, waren seitens des evangelischen Kirchenvorstandes alle andern Konfessionen, selbst die jüdische, eingeladen worden, nur die deutschkatholische nicht. Es ist dies ein Faktum, das verschieden beurteilt werden kann; doch dürfen wir nach näherer Erkundigung

über die Sachlage die Gründe, die den Kirchenvorstand zu seinem Verfahren bewogen, nicht tadeln. Natürlich ließen aber die Deutschkatholiken den Schein der Unduldsamkeit, der darin lag, nicht unbenutzt; der Vorstand ihrer Gemeinde erließ sofort am folgenden Tage eine klug abgefaßte Adresse an die protestantischen Bewohner der Stadt Wiesbaden, worin denselben trotz dieser von Oben her beliebten Ausschließung zu dem freudigen Ereignisse Glück gewünscht und versichert wurde, daß die Deutschkatholiken nichts weniger als Feinde des Protestantismus seien; sondern daß, wie einst Luther und die übrigen Reformatoren unter dem Schilde der Gewissensfreiheit gegen die mittelalterliche Hierarchie angekämpft hätten, so auch sie unter demselben Schilde gegen das pfäffische Wesen der Gegenwart aus allen ihren Kräften ankämpften. — Dieser Adresse antworteten dann über 200 protestantische Bürger durch eine Gegenadresse: „Mit Wehmut und Entrüstung hätten sie die den Deutschkatholiken widerfahrene Zurücksetzung erlebt, da gerade der Bau der evangelischen Kirche ein bleibendes Zeugnis von dem Geiste der Duldsamkeit und der christlichen Liebe unter den Bürgern Wiesbadens hätte sein sollen; es würde ein solcher Akt gewiß nicht stattgefunden haben, wenn die evangelische Gemeinde durch selbstgewählte Organe in ihren eigenen Angelegenheiten mitsprechen könnte." — Es bedarf für jeden, der die Gegenwart auch nur einigermaßen kennt, keiner Erwähnung, wie viel Aufsehen die Sache gemacht, und wie natürlich allein die Deutschkatholiken den Vorteil davon gehabt haben. Dann trat auch diese Angelegenheit hinter wichtigeren Fragen zurück, — und im Interesse der evangelischen Kirche konnte man dies gewiß nur wünschen.

Da ist es nun aber einem unberufenen Anonymus, der gar nicht der Wiesbadener Gemeinde angehört, eingefallen, nach Verlauf eines Jahres hinter dem Rücken aller bei der Sache Beteiligten die Geschichte neu aufzuwühlen und eine förmlich giftige Broschüre vom Stapel laufen zu lassen, betitelt: „Die Einweihung der evangel. Kirche zu Wiesbaden und die Deutschkatholiken. Eine kirchengeschichtliche Erinnerung an den 13. November 1862. Zum Besten des Rettungshauses zu Wiesbaden." — Wenn es wirklich der Fall ist, wie hier verlautet (denn der Verfasser hat sich noch immer versteckt gehalten), daß derselbe identisch mit jenem R. ist, der früher in den Prot. Monatsbl. den gehässigen und unwahren Angriff gegen das N'sche Lebensbild der nassauischen Kirche erhoben hatte, so ist diese Broschüre in der That eine würdige Fortsetzung jenes Aufsatzes. Das Schlimmste jedoch bei dem neulichen Angriffe ist die Anonymität, die den Schein hervor-

gerufen hat, als wäre er von der Wiesbadener Geistlichkeit ausgegangen.

Schon der Anfang der Broschüre kennzeichnet den Ton, der in ihr herrscht; denn sie ist groß in der Kunst jener Halbwahrheiten und Verschweigungen, durch die sogar der gelehrte Döllinger aus dem Leben Luthers ein so berüchtigtes Zerrbild gemacht hat. Sie beginnt: „Nachdem mit Gottes Hilfe die evangelische Kirche eingeweiht worden war, erschien am folgenden Tage folgende Adresse seitens des Vorstandes der deutschkatholischen Gemeinde." — Von der Thatsache, die diese Adresse hervorgerufen hatte, ist völlig geschwiegen; es sieht folglich so aus, als sei das Ganze eine — von den Deutschkatholiken ausgegangene — völlig unmotivierte Provokation. Ebenso wird (p. 9) die Entstehung des Deutschkatholizismus folgendermaßen geschildert: „Als durch den bekannten Brief des abgesetzten katholischen Kaplans Ronge an den Bischof Arnoldi zu Trier eine kirchliche Bewegung entstand, bildeten sich zweierlei neue Religionsgemeinschaften; aus der römisch-katholischen Kirche traten Glieder aus und bildeten deutschkatholische Gemeinden, aus der evangelischen Kirche traten die schon früher durch Sintenis, Uhlich, Wislicenus, Baltzer und andere bearbeiteten sogenannten Lichtfreunde aus und bildeten freie Gemeinden." — Kein Wort von allem, was vorhergegangen war! kein Wort der Mißbilligung über die schmähliche Handlungsweise des Bischofs! und dabei die ganz neue, uns mit in den Kauf gegebene Belehrung, daß auch die freien Gemeinden durch dasselbe Faktum entstanden seien!

Schon vorher aber (p. 6) trat der nicht bloß gehässige, sondern pöbelhaft gemeine Ton der Broschüre in einem Gleichnis hervor, durch welches das Auftreten der Deutschkatholiken ins Lächerliche gezogen werden sollte. „Es giebt einer ein Gastmahl, ladet viel Leute dazu, ich mache mir auch Hoffnung gleich, als röche ich schon die Braten und witterte die „Blume", so ist mir's ums Herz, aber siehe da — ich werde übergangen — flugs mach' ich ein groß Klaggeschrei vor aller Ohren über den Grobian!" — In solcher Weise geht es noch lange fort; und darauf wird dann nachgewiesen, daß die evangelische Kirche Verwandtschaft mit dem römischen und griechischen Katholizismus, ja auch mit dem Judentum habe, nur bei Leibe nicht mit dem Deutschkatholizismus.

So der erste Teil der Broschüre; der zweite bringt dann eine Aufzählung historischer Thatsachen aus der Geschichte des Deutschkatholizismus, nach denen man eben nicht weit zu suchen braucht, um solch eine „kirchengeschichtliche Erinnerung" zusammenzustoppeln. Wären

nun diese Thatsachen einfach zusammengestellt ohne jene widerliche Einleitung, so hätten sie sicherlich nicht die Ueberzeugungskraft eingebüßt, die sie an und für sich haben. Wir brauchen in dieser Beziehung nur an Schenkels frühere Schriften über die deutschkatholische Frage, oder an die Darstellung von Hundeshagen in seinem „Deutschen Protestantismus“ und von Baur in seiner „Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ zu erinnern, wo diese Ueberzeugungskraft für jeden, der nur etwas geschichtliche Einsicht hat, auf der Hand liegt. Denn was unser Verfasser darüber anführt, daß die Deutschkatholiken nicht nur kein gemeinsames Bekenntnis haben, sondern daß auch die Ansichten ihrer Hauptvertreter über alle christlichen Glaubenslehren durchaus negativer Art sind, ist ja an und für sich ganz richtig. Aber bei einer solchen Darstellung, wie in unserer Broschüre, verliert auch die überzeugendste Thatsache durch den Ton, in dem sie vorgebracht wird, ihre ganze Beweiskraft. Mit einem Wort: die gute Sache ist hier so schlecht vertreten wie möglich; und man darf sich nicht wundern, daß die Art solcher Vertretung der Kirche zum größten Schaden gereicht, und gewandten Vertretern einer schlechten Sache die Waffen von selbst in die Hand giebt.

So ist es denn auch in der That geschehen; und wie wir schon oben ausgesprochen, daß überall, wo eine wirkliche Position fehlt, der Anlaß zur Opposition begierig ergriffen wird, so auch hier. In wenig Wochen sind jener Broschüre zwei, dem Inhalte nach schwache, in der Form aber um so klüger berechnete Gegenschriften entgegengesetzt worden; die erste von dem Wiesbadener, die zweite von dem Mainzer deutschkatholischen Prediger (Hiepe und Hieronymi); jene unter dem Titel: „Mehr Glaube oder mehr Liebe“; diese mit der scharfen, bitter ironischen Aufschrift: „Die Kirchweihe und die Pharisäer dieser Zeit in Wiesbaden“, ein Beitrag zur „Erinnerung“ an eine kirchengeschichtliche Sünde „zum Besten“ eines „Rettungshauses für die verwahrloste theologische Vernunft.“ Man kann nicht leugnen, daß besonders die letztere es verstanden hat, das unberufene Auftreten des anonymen Don Quixote für den Deutschkatholizismus auszubeuten, und beide Schriften sind, wie wenig sie auch natürlich die aus der Geschichte des Deutschkatholizismus angeführten Thatsachen widerlegen, doch gar klug auf die öffentlichen Sympathieen und Antipathieen, besonders der mittleren Bürgerklasse, die nur zu leicht nach dem äußeren Scheine geht und genügende historische Kenntnisse entbehrt, berechnet. So lange ja die evangelische Kirche in den Augen des großen Haufens eine Art von Polizeianstalt bleibt; so lange der Gemeinde das ihr

nach den Prinzipien der Reformation zukommende Recht vorenthalten; so lange folglich die eigene Gemeinde in einer nur zu begründeten Mißstimmung erhalten wird, werden solche Angriffe des widerkirchlichen Unglaubens immerfort willige Ohren finden. Auszüge aus den Broschüren würden uns hier zu weit führen; sie sind aber auch ganz von derselben Art wie die zahllosen andern von demselben Kaliber, und was sie für uns der Erwähnung wert machte, ist nicht ihr phrasenhafter inhaltarmer Charakter, sondern die einfache Thatsache, daß auch hier wieder die evangelische Kirche selber den Schaden zu tragen hat, weil ein beschränkter Fanatiker es sich nicht nehmen ließ, in einer ihn gar nichts angehenden Sache sein Mütchen zu kühlen.

Doch wie wir es schon im Anfang erwähnten, daß dieser unberufene anonyme Angriff hinter dem Rücken der Wiesbadener Geistlichen selbst ausgeführt war, so sind Gottlob überhaupt die berufenen Vertreter der evangelischen Kirche von ganz anderem Schlage als jener Fanatiker; und obgleich von allen Seiten, wie hüben von den Deutschkatholiken und drüben von den Altlutheranern, so auch noch von einer Reihe anderer Gegner angegriffen, nehmen sie doch im ganzen und großen eine durchaus würdige Stellung ein. Zwar ist, wie überall, so auch in der nassauischen Kirche nicht alles Glänzende wirkliches Gold; zwar fehlt es auch hier nicht an besonderen Schattenseiten; aber im ganzen und großen macht Nassaus evangelische Kirche einen sehr wohlthuenden Eindruck, viel mehr als andere bekanntere Regionen.

VII.

Aus Mainz.

Das in Wiesbaden zugebrachte Jahr hat mannigfache Beziehungen zu Mainz mit sich gebracht. Mein unvergeßlicher Oheim v. Paumgartten war bei meiner Trauung mein Brautführer gewesen. Die neuere papistische Vorschrift, die Teilnahme an evangelischen Kultusakten zur Todsünde zu stempeln, hatte sich damals noch nicht offen hervorgewagt. Umgekehrt bin ich wiederholt in Mainz in dem lieben Familienkreise gewesen. Es lag nahe, daß die wirklich positiven Errungenschaften des Bischofs von Ketteler in Mainz selbst mich da ganz besonders interessierten. In Aegypten war ich Zeuge davon gewesen, wie einem Träger eines der schönsten Namen der hessischen Reformationsgeschichte, einem jungen (früh verstorbenen) Freiherrn von Riedesel zu Eisenbach, die Schrift des Bischofs über „Freiheit, Autorität und Kirche" aus seinem Familienkreise sogar den weiten Weg in den Orient nachgesandt worden war. Von da an ist der Einfluß der in jener Schrift ausgeführten Gedanken auf einen Teil des evangelischen Adels mir immer krasser entgegengetreten, hat schließlich zu der Charakteristik des so unadelichen „Adelsblattes" in meinem Sendschreiben an Graf Wintzingerode geführt. Aber innerhalb der katholischen Gemeinde konnte man gerade in jener Zeit ganz entgegengesetzte Erfahrungen machen. Noch hatte Leopold Schmid, über den im zweiten Bande näher zu reden sein wird, warme Freunde. Ganz besonders aber waren es die „Enthüllungen aus der geistlichen Welt", die ein heute kaum mehr verständliches Aufsehen machten.

Die Persönlichkeit Michael Birons ist bald nach seiner, eine so große Erregung der Gemüter hervorrufenden Schrift[1]) vom Schauplatze verschwunden. Erst mehr als dreißig Jahre später habe ich wieder eine Notiz über ihn gefunden, deren Erzähler aber nichts von seiner Vorgeschichte wußte. Im Jahrgang 1896 des „Deutschen Merkur" Nr. 28 (11. Juli) ist nämlich ein Passus abgedruckt aus der in Milwaukee erscheinenden „Arminia" (Populärwissenschaftliche, philosophische, belletristische und humoristische Zeitschrift für Aufklärung und Belehrung) 1896, Nr. 6. Der Herausgeber derselben ist kein anderer als unser Michael Biron. In der angeführten Nummer spricht

[1]) Michael Biron (katholischer Priester, vormals Hospitalpfarrer in Mainz). Offener Brief an den katholischen Klerus und an alle Katholiken Deutschlands. 1863.

er sich über seinen vor dreiunddreißig Jahren erfolgten Beitritt zum Freidenkertum aus, aber zugleich über seine baldige Opposition gegen den irreligiösen Flügel desselben. In dem gleichen Zusammenhang finden sich die folgenden, überaus beherzigenswerten Worte: „Der Romanismus ist in riesigem Wachsen begriffen, während das Freidenkertum geradezu für bankerott erklärt werden muß. Die Hilfe kann da nur von innen heraus, nur aus dem katholischen Lager heraus kommen, und darin liegt die große Bedeutung des Altkatholizismus."

Leopold Schmid, der letzte kanonisch gewählte Bischof von Mainz, ist mit Recht als ein „Altkatholik vor dem Altkatholizismus" bezeichnet. Gehört aber nicht auch Michael Biron zu den Propheten desselben? Trotz aller Versuche der Gegner, ihn moralisch totzumachen, ist absolut nichts über ihn bekannt geworden, was ihm moralisch zur Unehre gereichte.

Mit dem Wiederabdruck des Aufsatzes über die Biron'sche Schrift kann dann gleichzeitig der nur zu bald nötig gewordene Nekrolog über Feldmarschall-Lieutenant v. Paumgartten verbunden werden. Infolge dieses Nekrologs entstand auch eine Beziehung zu der Augsb. Allg. Ztg., deren Ergebnisse weiter unten zu notieren sein werden.

---

a) Michael Birons Enthüllungen aus der geistlichen Welt.

Es ist keine Neuigkeit für jeden, der die inneren Zustände der katholischen Kirche kennt: jener tief eingreifende Gegensatz zwischen dem aus dem Volke hervorgegangenen und dessen Freud und Leid teilenden niederen Klerus und dem gegenwärtig mehr als je der ultramontanen Parole folgenden Episkopat. Vielerlei Thatsachen aus allen Ländern Europas bezeugen ja denselben tagtäglich aufs neue. Wer kennt nicht die längst nicht mehr nach Hunderten, sondern nach Tausenden zählenden Adressen *italienischer* Priester im Sinne des Paters Passaglia und gegen die weltliche Herrschaft des Papstes? Wer kennt nicht die ergreifenden Zustände, in die die Ermordung des *Pariser* Erzbischofs Sibour durch die Hand eines Priesters hineinblicken ließ? Wer kennt nicht den tiefen Groll, der unter den durch das Konkordat ärger als je geknebelten Geistlichen *Oesterreichs* gegen den Druck der allmächtigen Jesuitenpartei glüht? Mögen wir blicken, wohin wir wollen, — überall treten dem schärferen Beobachter solche Thatsachen entgegen, die die treffendsten Belege dafür bieten, wie es mit der so hoch gepriesenen Einheit und Stärke der alleinseligmachenden Kirche innerlich aussieht!

Aus keiner Gegend aber sind im Laufe der Jahre so viele und so frappante derartige Thatsachen bekannt geworden, als aus dem

Sprengel des Mainzer Bistums, seitdem der westfälische Freiherr Wilhelm Emmanuel von Ketteler dasselbe regiert. Wie dieser die recht eigentlich sogenannten ultramontanen Tendenzen mit einer Kraft und Energie, aber auch mit einer Einseitigkeit und Maßlosigkeit geltend macht, die weit und breit ihresgleichen suchen, so haben sich auch aus seiner Diözese immer neue Hilferufe der in ihren heiligsten Mannesrechten gekränkten Geistlichen gegen das sie drückende „Kosaken-Regiment" vernehmen lassen. Und wie es ein Ketteler'scher Hirtenbrief war, der den mannhaften Vorkämpfer der Glaubens- und Gewissensfreiheit, den selbst zwar heimgegangenen, aber durch die zündende Macht seiner Worte noch auf lange hin nachwirkenden Bunsen zu seinen flammenden „Zeichen der Zeit" veranlaßt hat, so hat man protestantischerseits überhaupt alle Ursache, dem lieben Gott dafür dankbar zu sein, daß der genannte Herr den Mainzer Bischofstuhl so lange bekleidet. Denn was können wir Besseres wünschen, was mehr für die Zukunft des Protestantismus erflehen, als daß die ultramontanen Tendenzen so nackt und unverhüllt und in all ihren Konsequenzen hervortreten, wie in der „heiligen Stadt Mainz"? Nur so kann auch da, wo es durch die Schuld unserer eigenen, dem katholischen Klerus so würdig nacheifernden Hierarchie zu Grabe getragen ist, das Bewußtsein aufs neue erstehen, was unser Volk der Reformation zu verdanken, was es von seiten der Kontrareformation zu fürchten und zu erwarten hat. Ist aber dies Bewußtsein einmal geweckt, so ist damit von selbst unserer Fahne der Sieg, unseren Prinzipien die Herrschaft gewiß. An diesem im Volke lebenden Bewußtsein scheitern alle die kleinlichen Kunstgriffe jesuitischer Staatsretterei, werden selbst scheinbare Siege zu tödlichen Niederlagen. Braucht es der Beispiele? Wir verweisen alle, die in konfessionell gemischten Gegenden wohnen, auf ihre eigene Erfahrung. Wir selbst aber wünschen uns aufrichtig Glück, daß Freiherr von Ketteler Bischof von Mainz ist, hoffen, daß er noch lange sein Regiment führen möge. Gerne wollen wir ihm dafür das Zeugnis ausstellen, daß wenig Männer sich so verdient um den — Protestantismus gemacht haben wie er.

Freilich, wer sich durch äußeren Schein blenden lassen will, hat die Erlaubnis anders zu urteilen. An augenblicklichen äußeren Erfolgen hat es dem Freiherrn von Ketteler nicht gefehlt. Auch wir kennen die ganze Zahl der im Laufe der Jahre von ihm gewonnenen Proselyten, von der Gräfin Ida Hahn-Hahn an bis zu jenem Fürsten Isenburg, der noch neulich in den Verhandlungen der hessischen

ersten Kammer als der alter ego des Kanonikus Moufang exzellierte. Auch wir wissen von der Verbreitung des vorigjährigen Produktes der bischöflichen Feder über „Freiheit und Autorität“ nicht bloß in katholischen, sondern auch in hohen protestantischen Kreisen. Auch wir haben die schönen süßen Worte gelesen, mit denen neulich ebenfalls in dem Lande Philipps des Großmütigen der „hochverdienten frommen Klosterleute“ gedacht wurde. Auch uns fällt es auf, daß alle Gegner des freiherrlichen Bischofs gerichtlich bestraft werden, während er selbst mit immer kräftigerer und gesalbterer Redeweise die Reformation als die Schmach und das Unglück des deutschen Volkes bezeichnen darf. Und wir brauchen ja nur auf die noch immer de facto, wenn auch nicht de jure bestehende Darmstädter Konvention hinzublicken, um den Höhepunkt dieser äußeren Erfolge vor Augen zu haben. — Wir wissen das alles. Aber ebenso kennen wir auch den immer fühlbareren Umschlag in der Stimmung des katholischen Volkes selber. Wir sehen die Proteste der bürgerlichen Obrigkeiten gegen die jesuitischen Anstalten von Jahr zu Jahr zunehmen und lauter werden. Wir stoßen auf immer neue und immer seltsamere Enthüllungen aus dem Inneren des priesterlichen Heiligtums selber. Und wir hören katholische Priester selber das Wort ergreifen, um dieses so künstlich verhüllte Heiligtum vor den Augen der Welt zu entschleiern. — Wir konstatieren einfach diese Thatsachen. Ihre Ergebnisse mögen erst in einer kommenden Generation offen zu Tage treten. Aber diese Ergebnisse werden gewiß nicht ausbleiben. Wir blicken auf die Zeit vor der Reformation, und wir staunen über die frappante Aehnlichkeit dieser Zeit mit der unseren. Und wir glauben an denselben Gott, der damals unsere Väter getragen hat.

Wir wollen ganz von früheren Thatsachen absehen, wie deren so manche aus der Mainzer Diözese bekannt geworden sind. Wir halten uns ganz bei dem Nächstliegenden. Aber wie groß ist da nicht die Zahl der im Verlauf eines Jahres angestrengten Prozesse wegen Beleidigung der bischöflichen Würde! wie furchtbar und entsetzlich sind da nicht die Enthüllungen aus der „frommen“ Welt, die sich Schlag auf Schlag folgten! Erst kam der „Prozeß Warburg“ mit all seinen Beigaben. Es folgte der Selbstmord des Hospitalarztes Mertens, dessen Ursachen jetzt endlich mit Sicherheit konstatiert sind, als eine Illustration des Jesuiten-Regiments, wie sie sonst als Erdichtung geschmäht wird. Dann vor kurzem die bis jetzt so geheimnisvoll betriebene Inhaftierung und Untersuchung gegen die Herren Rausche und Schöpler. Und noch ist hier der Schleier nicht

gelüftet, so tritt schon wieder eine neue Persönlichkeit auf die Bühne, der Hospitalpfarrer Michael Biron selber, bisher eine der bekanntesten Stützen des Mainzer Jesuitismus, jetzt ein Nachfolger der Ronge und Passaglia, den katholischen Klerus zur Wahrung seiner Mannesrechte ermahnend. Wir urteilen vorerst noch nicht über die Persönlichkeit. Aber wir konstatieren das Faktum, daß Birons „offener Brief" kaum eben erschienen, und daß bereits die — fünfte Auflage davon in Mainz verbreitet ist. Freilich — auch Biron ist vor Gericht geladen. Aber was bedeutet doch die gewaltige Verbreitung seiner Broschüre in der „heiligen Stadt Mainz"!

Bleiben wir einen Augenblick bei all diesen Prozessen und Verurteilungen stehen! Wie müssen wir selbst darüber urteilen? Sollen wir den Gerechtigkeitssinn der hessischen Gerichte anzweifeln, weil die Gegner des Freiherrn von Ketteler für dieselben Dinge bestraft w°rden, die ihm straflos hingehen? oder sollen wir glauben, daß sich dadurch die Unglaubwürdigkeit der gegen die Jesuiten-Wirtschaft in Mainz vorgebrachten Anklagen erweise? — Keins von beiden würde richtig sein. Wir zweifeln gar nicht daran, daß die Gerichte auf Grund der vom bischöflichen Ordinariat aus gemachten Anzeigen die Gegner des Bischofs ebenso verurteilen mußten, als sie dem Bischof selbst, der ja als gleichberechtigter Herrscher mit der Obrigkeit des Hessenlandes seinen Kompakt geschlossen, nichts anhaben können. Wir zweifeln gar nicht daran, daß manche der in all den beschuldigten Broschüren und Artikeln gebrauchten Ausdrücke unter den Strafkodex für Injurien fallen. Wir zweifeln hieran ebensowenig, als wir behaupten möchten, daß Professor Baumgarten mit Unrecht wegen Injurien verurteilt sei. Aber wir brauchen bloß diesen Namen zu nennen, so ergiebt sich unser — gewiß nicht unbilliges — Urteil von selbst. Hat doch das ganze protestantische Deutschland, das nicht von dem mecklenburgischen Kryptopapismus oder dem hannoverschen Welfenreich „bis ans Ende aller Dinge" oder dem Lippe-Detmoldschen General-Superintendentum abhängt, nur eine Stimme darüber, daß Baumgarten das unbestreitbarste Recht vertritt gegenüber gesetzloser Willkür. Wir geben gern zu, daß einzelne von dem tiefgekränkten Manne gebrauchte Ausdrücke nach dem so und so vielten Paragraphen des großherzoglich mecklenburgischen Strafgesetzbuches injuriös sind. Aber wir fragen, wer in aller Welt deshalb die Glaubwürdigkeit der von ihm angeführten Thatsachen nur halbwegs bezweifelt? — Brauchen wir die Parallele der Mainzer Verhältnisse noch weiter auszuführen?

Doch wir müssen vielleicht darum, weil die gegen den bischöflichen Absolutismus auftretenden Männer nicht derselben dogmatischen Anschauungsweise wie unsere lutherischen oder wie unsere calvinischen, wie unsere Konsensus- oder wie unsere Dissensus-Katechismen zugethan sind, ihre Grundsätze verdammen, dürfen keinesfalls ihrer Tendenz irgend welche innere Bedeutung zusprechen? — Gewiß fehlt's nicht an Leuten, die also urteilen und sich weise und fromm nennen. Aber uns tritt auch hier wieder eine einfache Parallele entgegen, die des Pater Passaglia, und es bedarf sofort keiner weiteren Darlegung unserer Anschauung. Auch Passaglias Tendenz ist ja mit nichten eine protestantische im dogmatischen Sinn, sie will vielmehr gerade in der mittelalterlichen Burg des Katholizismus die von der Neuzeit geschossenen Breschen ausflicken; aber sie ist darum weniger von Bedeutung? ist sie darum weniger ein Gottesgericht über das über seine äußeren Triumphe frohlockende Papsttum? — So sind auch die katholischen Gegner des Mainzer Jesuitismus weder im Sinne der Ubiquitäts- noch der Prädestinationstheologen wiedergeboren. Viele werden den entsetzlichen Namen des Deutschkatholizismus auf sie werfen und damit ihre Seele salviert zu haben glauben. Aber gestehen wir offen, daß wir anders zu urteilen wagen! Man hat vor zwei Dezennien vielfach darin gefehlt, daß man die Ronge'sche Bewegung überschätzt hat. Wir haben das nie gethan, aber gerade darum haben wir das Recht, jetzt vor dem anderen Fehler zu warnen, die innere Erregung unter den deutschen Katholiken leichtfertig zu unterschätzen. Mehr aber wollen wir nicht. Wir beobachten einfach die Zeichen der Zeit, stellen ebenso einfach die Akten über dieselben zusammen. Wir wiederholen, daß das Ergebnis sich vielleicht erst in einer folgenden Generation zeigt. Aber ganz offen gesagt: wir glauben, und darum allein reden wir, ob auch andere schweigen.

Doch gehen wir jetzt auf die uns vorliegende Broschüre selbst ein. Da fragt es sich denn gleich: Was ist dieser Biron selbst für ein Mann? Hat er wirklich das Zeug dazu, um mit Passaglia verglichen zu werden? Dürfen wir seinen Erzählungen Glauben schenken? Oder muß sich unser Urteil nach dem richten, was seine Gegner uns von ihm sagen werden? — Letzteres gewiß nicht. Die Ketteler'sche Presse erklärt ja auch heutzutage noch Luther für einen unsittlichen Wollüstling, und Bischof Riccabona von Trident weiß uns noch scheußlichere Dinge von ihm zu sagen. Solche Geschichtsmacherei kann keine Ansprüche auf irgend welche Glaubwürdigkeit machen. —

Aber ebensowenig möchten wir Birons Persönlichkeit idealisieren. Der aufmerksame Leser seiner Broschüre findet wohl auch eine Schilderung eines gewaltigen inneren Kampfes, wie ihn Luther im Kloster durchlebte; aber von den persönlichen Gewissensängsten dieses Heroen ist Birons Auflehnung gegen das hierarchische System verschieden genug. Noch bleibt auch mancher einzelne Punkt in seiner Geschichte uns ziemlich unklar; der Umschlag aus einer fanatischen Gefolgschaft des Bischofs zu seinem jetzigen Standpunkte ist nicht vermittelt genug; es müssen da noch Dinge in der Mitte liegen, die bis jetzt nicht mitgeteilt sind. Und jedenfalls muß Birons Persönlichkeit sich erst noch bewähren. Aber vorerst handelt es sich auch für uns nicht um seine Persönlichkeit, sondern um die von ihm berichteten Thatsachen. Wie sich auch einzelne Dinge verhalten mögen, – das ist sicher, daß der frühere Biron ein eifrig den römisch-katholischen Interessen ergebener Mann war, daß er sich nur nicht als ein blindes Werkzeug gebrauchen lassen und seine sittliche Selbständigkeit wahren wollte. Und es ist charakteristisch genug für die Mainzer Verhältnisse, daß solche Werkzeuge in ihrem Organismus keinen Platz finden können, daß sie beiseite geschoben, womöglich zertreten werden. Schwächere Naturen gehen in diesem Kampfe unter, stärkere Charaktere werfen das Joch ab. Von jenen ist Dr. Mertens ein Mitleid erregendes Beispiel, zu diesen zählt zweifellos Michael Biron. Lange hat er ausgehalten in dem mit frischer Begeisterung ergriffenen Berufe, so lange selbst, daß ihm der Vorwurf der Feigheit und Unmännlichkeit nicht erspart blieb, daß er von den Gegnern des Bischofs als ein scheinheiliger fanatischer Lügner bezeichnet wurde. Denn er kam eben durch kein prämeditiertes Vorhaben zu seinem letzten Entschlusse; in seinem Gewissen durchlebte er alle Stürme des heftigsten inneren Kampfes, er rang lange Zeit mit den ihm anerzogenen und liebgewordenen Gewohnheiten. Aber er ist in diesem Kampf nicht erlegen. Von früh an durch Entbehrungen und widrige Schicksale gestählt, hat er auch jetzt — trotz aller ihm drohenden Gefahren — den Mut gehabt, seiner Ueberzeugung zu folgen. Und so verdient er denn wohl schon selbst unser vollstes Interesse, noch mehr aber als ein Typus zahlreicher katholischer Geistlichen, die in gleicher Lage mit ihm sind, und in deren Verhältnisse seine Broschüre einen tiefen Einblick gewährt. Folgen wir daher einfach ihren bedeutsamsten Thatsachen!

Schon jene drei älteren Geistlichen, bei denen Biron nach einander Kaplansdienste verrichtet, sind charakteristische Bilder der

älteren Generation, die, in anderen milderen Anschauungen erzogen, jetzt doppelt unter dem neueren jesuitischen System seufzt. Der erste, ein humaner und gelehrter Mann, in einer der einträglichsten Pfarrstellen des Bistums, aber im stillen endlos über sein Unglück weinend und klagend, über ein Unglück, das so viele seiner Kollegen mit ihm teilen, die schlimme Folge des erzwungenen Cölibats. Der zweite, ein entschiedener Katholik, aber frei von der Engherzigkeit und geistlichen Despotie des Mainzer Jesuitismus, deshalb für seinen jungen Kaplan ein um so stärkeres Gegenbild zu der auffallenden Veräußerlichung des kirchlichen Lebens, die die Mainzer Zustände charakterisiert. Und der dritte — — unter der Aufsicht und Spionage seines Kaplans, weil der schweren Sünde verdächtig, höheren Wert auf ein inneres christliches Leben als auf die Unzahl äußerer Andachtsübungen zu legen, in denen das Mainzer System das Wesen des Christentums sieht. Biron hat daher den schriftlichen Auftrag, ihn sowohl bei seinen kirchlichen Funktionen als zu Hause und selbst bei sich zu beobachten und seine Bemerkungen darüber dem kirchlichen Ordinariat mitzuteilen!!!

Es ist freilich nichts Neues, was wir hier hören; das System ist hinreichend bekannt, aber solche einfache Thatsachen sprechen lauter als pathetische Deklamationen. Ungleich wichtiger jedoch ist das, was wir aus Birons späterer Stellung als Hospitalpfarrer in Mainz von ihm erfahren. — Wie lehrreich ist es nicht, von ihm zu hören, daß gleich bei seinem Amtsantritt der Redakteur des Mainzer Journals es ihm ans Herz legt, auf die Entfernung der Schwester Adolphe hinzuarbeiten; denn die Erbitterung gegen dieselbe sei so groß, daß sie, wenn sie nicht bald entfernt werde, am Ende noch mit stumpfen Besen aus der Stadt hinausgejagt werde. So also das Urteil derer selbst, die unserem deutschen Volke Tag für Tag die Segnungen des Jesuiten-Regiments preisen, eine merkwürdige Beleuchtung der unlängst in der hessischen ersten Kammer vernommenen Worte über die Klöster. Mangel an Kunde der wirklichen Zustände kann man gewiß Herrn Sausen nicht absprechen. — Und wie lehrreich ferner die Stimmung aller am Hospiz Angestellten gegen die barmherzigen Schwestern, die bekannten Pioniere des Jesuitismus. Der eine klagt über Herrschsucht, der andere über das übertriebene Sparsystem, der dritte über Frömmelei, der vierte über frommen Betrug. — All dies ist gewiß höchst belehrend und interessereich. Wahres Grauen aber erfaßt uns, wenn wir das Urteil der Aerzte hören, daß die armen Kranken an den nötigsten Bedürfnissen Mangel leiden müssen, damit eine wahrhaft

enorme Verschwendung in äußerlichen mehr in die Augen fallenden Dingen ermöglicht werde. Und tief wehmütig stimmen die Klagen des im Selbstmord untergegangenen Mertens, die schon vorher von ihm ausgesprochene Befürchtung, er werde nicht moralische Kraft genug besitzen, sich in seiner trübseligen Lage aufrecht erhalten zu können.

So der Blick in die Wirtschaft der frommen barmherzigen Schwestern. Dürfen wir uns noch wundern, wenn wir von allen Orten gleichzeitig hören, wie das Volksgefühl wider solche Barmherzigkeit revoltiert, in Lissabon wie in Wien, in Belgien wie in der heiligen Stadt Mainz? — In diese Verhältnisse kommt denn auch Biron hinein, der sich bis dahin die klösterlichen Anstalten als wahre Paradiesesorte gedacht. Trotzdem kommt er nicht nur seiner Pflicht nach, sondern wir sehen ihn auch lange, länger vielleicht, als er mit seinem Gewissen verantworten kann, als Verteidiger auftreten. Wollte er sich nach oben hin bemerklich machen, um desto schneller befördert zu werden? Unmöglich ist's nicht; — aber nicht bloß möglich, sondern sicher ist's, daß er gar bald die unglückliche Doppelstellung bitter empfand, nach außen hin die Angriffe auf das Institut abwehren zu müssen und doch am maßgebenden Orte mit all seinen Warnungen und Bitten um Abhilfe zu scheitern. Und daß er es an solchen Warnungen nicht fehlen ließ, versöhnt uns mit seiner scheinbaren Zweideutigkeit, mußte ihn freilich zugleich für ein Ketteler'sches System zu einem unbrauchbaren Werkzeuge machen. Wer die Stellung des niederen Klerus seinen Oberen gegenüber kennt, wird sich nicht wundern, daß Birons Warnungen und Bitten nicht nur nichts fruchteten, sondern direkt gegen ihn erbitterten und ihn in Verdacht brachten. Wohl geht aus seiner Broschüre nicht mit genügender Klarheit hervor, wodurch zuerst solcher Verdacht gegen ihn, den früher so begünstigten Kaplan, geweckt wurde. Aber die von ihm wörtlich mitgeteilten Antworten des bischöflichen Ordinariats auf seine devoten Vorstellungen sind eine merkwürdige Illustration zu dem vorigjährigen Kunstwerke des Bischofs, worin er sich so schön als Verfechter der persönlichen und der Gewissensfreiheit hinstellt, sind ein klarer Beweis dafür, was eine jesuitische Organisation unter der Aufrechthaltung von Ordnung und Disziplin in der Diözese versteht. Krankhafte Reizbarkeit, Selbstüberhebung und Unzufriedenheit, Dünkelhaftigkeit und Unverstand, offener Ungehorsam und Trotz, das sind die Ehrentitel, die ihm seine demütigen Eingaben einbringen. Und früher vom Bischof selber als Hospitalpfarrer bezeichnet, wird

er nun sofort, um ihm seine Abhängigkeit fühlbar zu machen, als bloßer Pfarrkurat betitelt, wird er zuletzt gegen klare Bestimmungen des kirchlichen Rechtes behandelt. Braucht es klarerer Belege dafür, daß ein Jesuiten-Regime keine selbständig urteilenden Männer, sondern nur blindlings gehorsame Idioten gebrauchen kann?

Es ist nach all dem nicht schwer, sich in die Stimmung des so behandelten Mannes hineinzuversetzen. Weil er im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht seinen Vorgesetzten die Wahrheit offen darlegte, wurde er sofort in den Strafzustand versetzt. Muß man ihm nicht nachfühlen, wenn er mit einfachen Worten erzählt: „Große Zweifel an der Ehrlichkeit und Gerechtigkeit des Mainzer Systems stiegen in mir auf; aber als guter Katholik, als glaubenstreuer Priester kämpfte ich lange mit aller in mir wohnenden Kraft dagegen als gegen sündhafte Versuchungen; mein besseres Bewußtsein stritt gegen die anerzogenen Gewohnheiten!“ — Ist nicht auch das leicht zu begreifen, daß es lange dauerte, bis er den sittlichen Mut zu einem offenen Auftreten fand, daß er aber inzwischen die Pflicht fühlte, seine traurigen Erfahrungen wenigstens nicht in sich zu verschließen, sondern sie in weiteren Kreisen bekannt zu machen, um so wenigstens anderen eine Abhilfe zu ermöglichen? — Mag man aber auch über seine nun folgenden Schritte urteilen wie man wolle, jedenfalls sind sie ein neuer Beleg für die traurige Stellung des niederen Klerus, dem jedes offene Wort unmöglich gemacht ist. Was blieb ihm da anderes übrig, als sich in den Schleier der Pseudonymität zu verhüllen? — Dies that denn auch Biron, in den sofort bei ihrem Erscheinen das größte Aufsehen erweckenden Briefen „Aus den Papieren meines geistlichen Oheims“, als deren Verfasser er sich erst in seiner jetzigen Broschüre offen bekennt. Wir dürfen ihm gewiß glauben, wenn er uns sagt, er habe bei dieser Herausgabe nur den Willen gehabt, dem bischöflichen Ordinariat dadurch Veranlassung zu geben, mit seinem falschen unkirchlichen und gewaltthätigen Regimente zu brechen und auf die Bahn des Rechtes und des Friedens zurückzukehren. Aber zugleich müssen wir doch diese Briefe als Birons ersten Schritt auf dem Wege der Opposition betrachten; von nun an ist er nicht mehr Verteidiger, sondern Gegner des Mainzer Systems. Interessant jedoch dabei ist das Urteil der anderen Mainzer Geistlichen selber, daß diese Broschüre zwar sehr zu bedauern sei, weil sie die Sache der Religion (d. h. des Jesuitismus) gefährde und bloßstelle, daß sie jedoch nur Wahres enthalte. Es stimmt dies merkwürdig überein mit dem

oben angeführten Urteile des Herrn Sausen über die Schwester Adolphe [1]).

Trotz dieses Schrittes jedoch wäre Biron wahrscheinlich der Oeffentlichkeit gegenüber auch noch fernerhin als ein ergebener Diener des Mainzer Bischofs erschienen — sagt er uns doch direkt, daß er schon angefangen habe, die Herausgabe der Briefe zu bereuen —, wenn er nicht unterdessen aufs neue gereizt worden wäre. Seine Autorschaft der „Papiere des geistlichen Oheims" war ein grabstilles Geheimnis, aber jene früher erwähnten Vorstellungen gegen die Hospitalwirtschaft waren ihm nicht vergessen; nach langer peinlicher Ungewißheit über die ihm früher zu teil gewordenen Drohungen wurde er nun gegen alles kirchliche Recht degradiert, als Pfarrverwalter auf ein entferntes Dörfchen gesandt. Man muß die in dieser Sache gewechselten Briefe selbst lesen, um einen klaren Blick in die Willkürherrschaft des Mainzer Ordinariates zu thun, um zugleich den inneren Zwiespalt in einem Mann zu begreifen, der mit vollster Begeisterung in den Dienst der Kirche getreten war.

Der weitere Verlauf der Sache ist ebenfalls recht charakteristisch, gewährt uns aber kein psychologisches Interesse mehr, da es sich von selbst versteht, daß Biron auf der „schiefen Ebene" (um den Kreuzzeitungsausdruck zu übernehmen) der Opposition jetzt immer weiter geht. Er schrieb denn jetzt in dem Mainzer Oppositionsblatt, dem Rauscheschen Anzeiger, die durch die sie treffende gerichtliche Verfolgung erst recht bekannt gewordenen Artikel „Enthüllungen aus der geistlichen Welt". Auf die Nachricht von dem deshalb eingeleiteten Preßprozesse erschrak er, suchte noch einmal einzulenken, wandte sich an den Bischof von Ketteler selbst mit reuigem Geständnis und Bitte um Nachsicht. Sie wurde ihm nicht. Es ist möglich, daß auch der Bischof nicht mehr zurücktreten konnte, nachdem er einmal die Untersuchung beantragt. Aber seine Antworten sind wieder recht charakteristisch für das Mainzer System; in frommklingenden Worten verlangte man erst öffentliche moralische Vernichtung, stellte erst dann milde Bestrafung in Aussicht. So blieb denn Biron nichts anderes übrig, als auch öffentlich zu brechen, nachdem der innerliche Bruch längst schon vollzogen war.

---

[1]) Nicht zu übersehen ist auch die Bemerkung S. 26, daß, wenn die Zeitungs-Redaktionen alle ihnen von mißhandelten Geistlichen zugeschickten Dokumente veröffentlichen wollten, wohl keine einem Preßprozesse entgehen würde.

Es sind dies, wie schon gesagt, Dinge, die uns weniger interessieren. Birons Persönlichkeit hat sich nunmehr erst zu bewähren, ob mehr von Luthers oder Ronges Geist in ihm ist. Er hat sich vorerst, um der Verurteilung zu entgehen, nach Frankfurt geflüchtet; wir vermuten ihn dort jetzt unter den Mitgliedern des „Religiösen Reformvereins". Daß dieser nicht unser Verbündeter sein kann, hat der Vorstand des „Deutschen Protestantenvereins" neulich mit Recht ausgesprochen. Aber achten müssen wir auch auf diese Bewegung, und gering achten dürfen wir sie nicht, haben wir doch gemeinsame Feinde mit ihr! — Doch was Biron uns wichtig macht, war nicht sein jetziger Standpunkt, sondern der psychologische Prozeß, wie er dazu gekommen. Er hatte den Mut, das offen zu sagen, was Hunderte seiner Genossen im stillen denken. Und eben darum müssen wir Akt nehmen von seiner Person.

Für diesen Zustand des Klerus ist denn auch Birons Schlußwort ein wichtiges Dokument. Wohl glauben wir nicht, daß seine Mahnung viele Nachfolger erwecken wird; aber daß er so mahnen kann, zeigt, wie es im Katholizismus innerlich aussieht. Mit diesem Schlußwort schließen daher auch wir unsere Besprechung des erschütternden, aber so häufig vorkommenden Gemäldes, das Birons Broschüre uns aufdeckt:

„An alle meine früheren geistlichen Standesgenossen richte ich die Mahnung, sich aus jeder geistigen Stagnation aufzuraffen und mit Mannesmut und Entschlossenheit sich dem großen Werk der geistigen Befreiung unseres Volkes anzuschließen. Wie lange noch soll der niedere Klerus Deutschlands hundestumm seinen Nacken einem herzlosen Jesuitenregiment zur Befriedigung von dessen geistiger Wollust hinhalten? Wie lange noch sollen die Söhne des deutschen Volkes sich als willenlose Söldlinge einer ultramontanen Macht gebrauchen lassen? Wie lange noch sollen die Priester des Volkes zu jenem den freien und edlen Mann schändenden Sklaventume verurteilt sein, indem sie endlos, wo zwei oder drei vereinigt sind, über die Bischöfe und deren Günstlinge schimpfen, aber nur die Faust in der Tasche ballen, auf daß es nicht gesehen und verraten werde? Wie lange noch will der Klerus es ertragen, daß gewissenlose Bischöfe ihre frevelnden Hände an das Heiligtum des kirchlichen Rechtes legen, und, wenn es gilt, die bischöfliche Gewalt auszudehnen, den heiligsten Institutionen der Kirche ins Angesicht schlagen? — In einer Zeit, wo die Nation dem Christentum vielfach entfremdet ist, wie soll sie da anders wieder von Christi Geist durchdrungen werden, als daß die

christliche Kirche den Anforderungen der Zeit genügt? Mit Rosenkranzbeten, mit Ablaßbriefen, mit Dominus vobiscum-Singen, mit Herz-Maria-Bruderschaften, mit karnevalistischem äußeren Wesen kann man nur noch geistig impotente Menschen, nicht mehr aber die große Masse des Volkes für die Religion begeistern. Auf also, laßt uns verzichten auf Hader und Zank, laßt uns, kleinliche Nebenrücksichten beiseite legend, einstimmen in den mächtigen Ruf nach wirksamer Reform des kirchlichen Lebens, der wiederum seit Jahren aus allen deutschen Gauen erschallt. Lasset uns nicht in verblendeter Geistesträgheit das Heiligtum der Religion einzig und allein selbstsüchtigen Jesuitenknechten anvertrauen, sondern in Masse verlangen, daß vor allem die Bestimmungen der Kirchenversammlung zu Trident, die seit 300 Jahren der Kirche durch papistische Schlauheit vorenthalten blieben, endlich eine Wahrheit werden. Der Synoden, im Geiste der Zeit, bedarf vor allen Dingen die katholische Kirche, sie hat ein unveräußerliches Recht darauf. Aber lasset uns nicht warten, bis die Bischöfe dazu rufen. Dann möchte dieser Ruf nicht nur abermals 300, sondern mehr noch als 3000 Jahre auf sich warten lassen. Thuen wir also unsere Pflicht, und Gott, der Herr, wird uns dazu seinen Segen geben!"

---

b) Zur Erinnerung an Feldmarschall-Lieutenant v. Paumgartten.

(Nekrolog aus der Beilage zur Allg. Ztg. 1867, Nr. 11.)

Durch den am 19. November 1866 in Vevey erfolgten Tod des früheren Mainzer Kommandanten und Vizegouverneurs und erst kurz vorher von dem Statthalterposten in Galizien zurückgetretenen Feldmarschall-Lieutenants v. Paumgartten hat der österreichische Staat, der in der gegenwärtigen Krisis mehr als je solcher Männer bedarf, einen empfindlichen Verlust erlitten; noch nicht volle 56 Jahre alt, schien der Verstorbene (1810 geb., Sohn des im Jahre 1849 in Prag gest. Feldmarschall-Lieutenants v. Paumgartten) noch eine große Zukunft vor sich zu haben. Denn nicht nur war seine Laufbahn von Anfang an eine ungewöhnlich rasche und glückliche gewesen, sondern er hat auch in den verschiedensten Stellungen eine gleich umfangreiche wie fruchtbringende Thätigkeit ausgeübt, und wurde überall bei allen, die mit ihm in Verkehr standen, ganz besonders geschätzt. Wohl muß daher der Rückblick auf den zu früh Geschiedenen vor allem das Bedauern erwecken, daß der Staat einer so tüchtigen Kraft beraubt ist.

Es hat aber dieser Rückblick auch noch eine andere Seite, indem er zeigt, daß es dem kranken und zerrütteten Staatsorganismus durchaus nicht so an Heilkräften fehlt, wie der augenblickliche Pessimismus nur allzu leicht annimmt.

Hauptmittelpunkt der mannigfachen Wirksamkeit Baumgarttens war die alte Bundesfestung Mainz, die unter seiner Verwaltung gerade ihre letzte friedliche Periode erlebte. Schon 1847 hatte er als Major dort gestanden; dann — nachdem er 1849 als Oberst nach Italien und 1851 als Generalmajor nach Mähren und Ungarn gekommen — kehrte er 1852 als Kommandant dorthin zurück, zu demselbem Turnus, mit welchem das Gouvernement an den damaligen Prinzen von Preußen übergegangen war. Nach Ablauf des betreffenden Quinquenniums hatte er zuerst in Ersetzung des Grafen Crenneville eine schwierige Mission am Hofe von Parma auszufüllen; hernach sah ihn der italienische Krieg als tapfern und umsichtigen Divisionskommandeur bei Montebello und (im besondern Auftrag des Kaisers) als Organisator der Tiroler Landesverteidigung. Nach dem Friedensschluß wurde er zum drittenmal nach Mainz entsandt, diesmal als Vizegouverneur, und er blieb nun bis 1864, wo das Gouvernement wieder an Preußen überging, in dieser ehrenvollen und bedeutenden Stellung.

Wie würdig er sie ausfüllte, dafür ist das beste Zeichen sein persönlich vertrautes Verhältnis zu dem König von Preußen, während er doch wie kein anderer die österreichischen Tendenzen zu fördern verstand. Die ohnehin dem habsburgischen Interesse ergebenen Höfe von Darmstadt und Wiesbaden wurden darin nicht wenig bestärkt durch die persönliche Liebenswürdigkeit des häufig in beiden Städten verweilenden österreichischen Befehlshabers, mit dem der Herzog von Nassau in gleich regem Verkehr stand, wie der schon durch das kameradschaftliche Verhältnis von Italien her ihm nahe getretene Prinz Alexander von Hessen. Ebenso aber wurde das dem Kommandanten von dem Prinzen von Preußen geschenkte Vertrauen in noch höherem Grade dem Vizegouverneur von seiten des Königs zu teil. Bei jeder Durchreise durch Mainz oder Frankfurt gab ihm derselbe neue Beweise seiner Huld; wie 1861 die erste Klasse des roten Adlerordens, so übergab er ihm 1864 selbst dieselbe Klasse des Kronenordens, und nie verweilte er in der Nähe, ohne den österreichischen General zu sich zu entbieten. So war denn auch dieser mehr als viele Preußen im Stande, den zuverlässigen Charakter des Königs zu würdigen. Und so oft er auch dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber den österrreichischen Standpunkt vertrat, und die Politik Schleinitz oder Bismarck angriff,

so nannte er doch nie den Namen des Königs, ohne hinzufügen: „Ihr König ist ein Ehrenmann, ein ritterlicher Herr, wie es wenige giebt.“ Und kein Wechsel der Politik konnte in seiner für den Preußen wahrhaft rührenden Verehrung des Königs Wilhelm eine Veränderung bewirken. Ebenso wahr und ritterlich war auch sein Standpunkt in der italienischen Frage. Wie eifrig er sich auch im Gespräch darüber bemühte, die österreichische Verwaltung in der Lombardei im rechten Lichte zu schildern, und wie warm er auch das Recht Oesterreichs in Italien vertrat, so hat er doch nie ein Wort der Ableugnung oder nur der Entschuldigung für die Mißregierung im Kirchenstaat gehabt.

Aus den ereignisvollen fünf Jahren seines Mainzer Gouvernements, in welchen der Verfasser sich häufig des engsten freundschaftlichen Verkehrs mit ihm erfreuen durfte, sei hier nur noch kurz an zwei Begebenheiten erinnert, deren damals die Zeitungen vielfach erwähnten. Von dem Frankfurter Fürstentage war Kaiser Franz Joseph auch nach Mainz herübergekommen; im dortigen Gouvernementsgebäude empfing er den Gesandten des Königs von Sachsen, der über das Resultat der Zusammenkunft dieses letzteren mit König Wilhelm mündlichen Bericht brachte. Der Vizegouverneur selbst erhielt kurz hernach als Zeichen der allerhöchsten Zufriedenheit die wirkliche Geheimratswürde. — Schon früher war die witzige und freundliche Begrüßung des Soldaten an die Deputation des in Darmstadt tagenden Juristentages in die Blätter gekommen: wie er sich recht über den Besuch freue, der das alte Sprichwort Inter arma silent leges Lügen strafen möge. Sein meisterhaftes Talent aber, sich auf dem glatten Terrain der Höfe mit Sicherheit zu bewegen, wird schon durch die ungewöhnlich große Zahl hoher Orden illustriert, die ihm von allen Seiten zu teil wurden, und von denen wir nur die hessischen, sächsischen, niederländischen und nassauischen Großkreuze als auf den Mainzer Aufenthalt bezüglich erwähnen, von der aus Italien datierenden Dekorierung mit toskanischen, parmesanischen und päpstlichen Groß- und Kommandeurkreuzen absehen. Es charakterisiert aber gleichzeitig den Mann, daß man ihn nie mit einem andern Ehrenzeichen geschmückt sah, als dem einfachen Militär-dienstkreuz (K. D.), falls nicht ein besonderer Gala-Besuch es unumgänglich erforderlich machte. So haben denn auch alle Mainzer Blätter, die den Tod ihres Ehrenbürgers meldeten, in erster Reihe an seine der ganzen Stadt bekannte Leutseligkeit, Wohlthätigkeit und wohlwollende Gesinnung überhaupt erinnert.

Daß ein Mann, der bei Hohen und Niedern in so seltenem Maße beliebt war, dies seinem persönlichen Charakter in erster Reihe ver-

danken muß, läßt sich von vornherein erwarten. Und in der That zeigt nun gleich der erste Eindruck Paumgartten als einen der edelsten und liebenswürdigsten Typen des liebenswürdigen und bestechenden Naturells, das gerade den Deutsch-Oesterreicher charakterisiert, und von der norddeutschen, besonders preußischen Schroffheit so absticht. Zugleich aber war von den jetzt auch dem blödesten Auge offenkundig gewordenen Fehlern, die mit jenem Naturell nur zu leicht verbunden sind, in Paumgartten keine Spur; er verband vielmehr gerade den dem preußischen Charakter eigenen tüchtigen und soliden Kern mit der Liebenswürdigkeit seiner Landsleute. Gerade als Genosse einer der gelehrten Zünfte muß der Verfasser um so offener bekennen, daß ihm, trotz vielseitigen Verkehrs in den mannigfachsten Kreisen, fast niemals eine so tüchtige klassische Bildung, eine solche litterarische Belesenheit, ein so feines Kunstverständnis und gleichzeitig eine so bewunderungswürdige Fähigkeit begegnet ist, über diesen vollen Reichtum seines Geistes zu jeder Stunde zu verfügen, und durch einen stets treffenden, nie verletzenden Witz die Gesellschaft zu beleben. Noch wesentlicher aber als diese Talente des Geistes charakterisierten ihn die Vorzüge des Herzens und des Charakters. Seine streng sittliche, von Achtung vor aller wahren Religiosität durchdrungene Persönlichkeit wird noch lange in gesegneter Erinnerung bleiben, wenn seiner gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit kaum mehr gedacht wird. Von seinem unbegränzten Wohlwollen aber könnten wir selten schöne Züge erzählen, wenn wir nicht bedenken müßten, daß die schönsten Tugenden gerade die verborgenen sind.

Absichtlich haben wir diese kurze Zeichnung seines Charakters an den Mainzer Aufenthalt angeknüpft. Denn seit er im Oktober 1864 telegraphisch von dort nach Wien berufen wurde, um an des Grafen Mensdorff Stelle die Statthalterschaft Galiziens anzutreten, war er seinen rheinischen Freunden ebenso entrückt wie dem otium cum dignitate, wie er scherzend die Bundesrepräsentation in Mainz bezeichnete. Trotz der wahrhaft erdrückenden Arbeiten, die seiner in Lemberg warteten, genoß aber der Verfasser das Vorrecht, mit ihm in brieflicher Verbindung zu bleiben, und kann daher wenigstens noch einige Züge zur Charakteristik dieser seiner letzten Wirksamkeit hinzufügen. Noch herrschte der Belagerungszustand in Galizien, als Paumgartten die dortige Stellung antrat; er war daher gleichzeitig Zivil- und Militärgouverneur für Galizien und Krakau, außerdem noch kommandierender General der Bukowina. Als der Belagerungszustand aufgehoben war, galt es einer schlimmen Hungersnot Schranken zu setzen. Die ohnedies übermäßigen Anstrengungen wurden noch ver-

größert, sowohl durch die vielen Rundreisen, als durch solche Besuche, wie den des Erzherzogs Albrecht. Es lag in Paumgarttens Charakter begründet, daß er jeden Funken von Kraft an die allseitige Erfüllung seiner neuen Pflichten setzte. Aber er hat sich eben selbst dabei aufgerieben. In Mainz ein Bild von Stärke und Gesundheit, hat er den Weggang von dort kaum zwei Jahre überlebt. Schon im Oktober 1865 stellten sich bedenkliche Symptome einer Herzbeutelwassersucht ein, im November erklärten die Aerzte bereits, daß nicht nur die größte Schonung erforderlich sei, sondern auch spätestens im Frühjahr der Kranke ein südliches Klima aufsuchen müsse. Mit seiner bewunderungswürdigen Energie drängte Paumgartten dennoch die sich stets steigernden Körperschmerzen mit Gewalt zurück. Im Dezember eröffnete er den galizischen Landtag, einen großen Teil des Januars brachte er in dringenden Geschäften in Wien zu. Mit Frühlingsanfang aber wollte er den längeren Urlaub antreten, der nach klarem Ausspruch der Aerzte allein noch Rettung bringen konnte.

Da kam der Krieg. Ihm, dem eifrigen Freund aufrichtiger Allianz beider deutschen Großmächte, ebenso unerwartet wie den meisten andern. Noch bei den Kriegsbefürchtungen vor dem Gasteiner Vertrag hatte er (7. August) mir halb scherzend, halb im Ernst geschrieben: wir seien in gewissen Dingen unverbesserlich, er möchte jetzt wohl gern meinen Vater über den Augustenburger und Bismarck hören; doch halte er sich daran, daß ihm ein wahrhaftiger echter Sturm zwischen uns und ihnen für rein unmöglich gelte. Als nun aber mit dem Frühjahr die kriegerischen Aussichten sich mehrten, da wollte er von Rücksicht auf sich selbst, auf sein eigenes Leben nichts mehr hören. Er wußte, daß ein längeres Verharren in Lemberg seinen Tod herbeiführen müsse, daß gerade in Galizien bei der Nähe des Kriegs die Arbeiten des Statthalters direkt übermenschlich sein würden. Aber er sah seine Soldatenpflicht darin, nunmehr doppelt auszuhalten. Mit Thränen flehten ihn oft die Seinigen an, dem stets ernstlicheren Befehl der Aerzte zu folgen; er schnitt jedesmal alle ihre Bitten mit den kurzen Worten ab: „Es ist meine Pflicht, und davon weiche ich keinen Schritt.“ So hat er ausgeharrt bis zu Ende des Kriegs; viele wichtige Erlasse der Zwischenzeit tragen seinen Namen. Erst nach Abschluß des Friedens erbat er — nun nicht mehr Urlaub, sondern den Abschied. Unter Verleihung des Leopold-Großkreuzes wurde derselbe ihm in der gnädigsten Weise zu teil. Wie er, dem die Aussöhnung der beiden galizischen Nationalitäten mehr als jemals früher gelungen war, die Ernennung des Herrn von Goluchowski zu seinem

Nachfolger aufgenommen, wissen wir nicht. Mehr als diese persönliche Erfahrung mußte jedenfalls gerade ihm, dem letzten Bundesgouverneur in Mainz, der Untergang der alten ihm durch seine ganze Lebensthätigkeit lieb gewordenen Verhältnisse nahe gehen. Das Zusammentreffen seines Todes mit dem Zusammenbrechen dieser Verhältnisse ruft immerhin eigentümliche Gefühle hervor.

Am 19. August von Lemberg abgereist, blieb der bisherige Statthalter noch einige Wochen in Wien, um dann direkt von dort an den Zufluchtsort so vieler Leidenden, den Genfer See, zu eilen. Aber kaum war er in Vevey angekommen, so trat ein starker Rückfall des alten Uebels ein, und durch die lange Vernachlässigung desselben in so grauenhafter Weise, daß den Seinigen bald nur noch die eine Hoffnung blieb: der Tod möge bald seinen Leiden ein Ende machen. Fast 14 Tage zog es sich jedoch noch hin, daß der Kranke, zu völliger Regungslosigkeit verurteilt, den schwersten Todeskampf durchzukämpfen hatte. Am 19. November erst wurde er von seinen Qualen erlöst. Auch er war als eines der edelsten Opfer des Krieges den Soldatentod gestorben für seinen Kaiser und sein Vaterland. Aber wie viel leichter ist der Tod auf dem Schlachtfeld, als solches langsame stückweise Aufreiben der Kräfte im Dienst der Pflicht!

Unsere kurze Skizze sei hiermit geschlossen. Nur darauf sei noch mit einem Wort hingewiesen, daß es gerade deshalb dem Verfasser ein persönliches Bedürfnis war, dem edlen Todten diese Worte der Erinnerung zu weihen, weil in allem unsere Interessen entgegengesetzt waren, und gerade der Vertreter des gänzlich verschiedenen Standpunkts mir in Paumgartten so lieb geworden war. Wie der Preuße und der Oesterreicher, so standen auch der begeisterte Protestant und der fromme Katholik, der von früh an meist an den Höfen verkehrende Freiherr und der Vertreter selbstbewußten Bürgertums in allen unsern Gesprächen gegenüber. So möge denn diese Skizze ein Beleg sein für die aufrichtigen Wünsche, die, bei aller Verschiedenheit der staatlichen Aufgaben, jeder wackere Preuße für die trefflichen Volksstämme Oesterreichs hegt. Möge — wenn die Erkenntnis sich Bahn gebrochen hat, daß nur solche Mittel, wie Preußen sie von 1807—1812 angewandt, aber weder jesuitische Tinkturen noch Beust-Goluchowski'sche Rezepte die Wunden Oesterreichs heilen können — es dann nicht an solchen Männern fehlen, die wie Feld-Marschall-Lieutenant Paumgartten reiche Gaben in den Dienst uneigennütziger Vaterlandsliebe zu stellen vermögen.

VIII.

Der Konfessionswechsel im 19. Jahrhundert.

Der nachfolgende Aufsatz ist der erste, welcher seit der Habilitation in Heidelberg erschienen und bereits aus den dortigen Universitätsverhältnissen erwachsen ist — auf Grund eines Vortrags im historisch-philosophischen Verein. Die bisherigen Aufsätze sind einer wie der andere das Ergebnis der Einzelbeobachtung. Nunmehr war dieser Einzelne in einen größeren Kreis eingetreten, welcher auf die Arbeit aller seiner Mitglieder in seltenem Grade befruchtend einwirkte.

In dem damaligen Herzogtum Nassau hatte ich die unverkennbaren Symptome eines in sich zusammenbrechenden Staatswesens vor Augen. Das Großherzogtum Baden hat dagegen genau in derselben Zeit eine Bedeutung für die allgemeine deutsche Entwickelung gewonnen, wie sie bis dahin nur in dem Weimar der klassischen Dichterperiode in ähnlicher Weise von einem kleinen Staate ausgegangen war. Großherzog Friedrich hatte durch die Berufung des Ministeriums Stabel-Lamey am 2. April 1860 und die derselben gefolgte Proklamation vom 7. April sich an die Spitze derjenigen Bewegung gestellt, welche eine ebenso nationale wie konstitutionelle Lösung der deutschen Frage im Auge hatte. Bereits die — jene Schritte des Regenten hervorrufende — Verwerfung des Konkordats durch die beiden Kammern hat eine wichtige Epoche in unserem öffentlichen Leben eingeleitet, indem damit den bis dahin überall siegreichen Versuchen, die Grundsätze des österreichischen Konkordats auch in den anderen deutschen Staaten zur Herrschaft zu bringen, ein Ende gemacht war. Und mit der neuen Ordnung der Dinge im katholischen Kirchenwesen begann zugleich — eine der vielen interkonfessionellen Parallelen in der Geschichte unseres Jahrhunderts — eine ähnliche Bewegung in der evangelischen Kirche, auch dort von einer neuen Verfassung gefolgt.

Ueber die gerade in Baden noch mehr als anderswo bewegte Zeit dürfte vielleicht noch mancher bedeutsame Zug mitgeteilt werden. Alles Wesentliche ist jedoch in den Memoiren Bluntschlis und den Biographien Mathys und Jollys (denen noch die Nachträge Hausraths in der Deutschen Rundschau 1898, Heft 18—21, beigefügt werden können) enthalten. Und in derart bewegten Zeiten lernt sich jeder Einzelne mehr als sonst als kleines Glied eines großen Ganzen begreifen.

Schon mein erster Besuch in Heidelberg im Sommer 1860 hatte auch mich in die allgemeinen frohen Zukunftserwartungen hineinschauen lassen.

Jeder folgende verstärkte dann jene Eindrücke, welche schließlich zur Habilitation führten. Es waren obenan die ersten Unterredungen mit Richard Rothe, über welche in den „Vorträgen und Abhandlungen R. Rothes aus seinen letzten Lebensjahren" Bericht gegeben ist, im Juni und Oktober 1860 und wieder im Mai und Oktober 1861. Dann hatte sein Aufsatz über „die gegenwärtige Aufgabe der deutsch-evangelischen Kirche" mich auf der Reise von der Riviera nach Aegypten begleitet. Gerade weil ich Rothe nicht als Student gehört, sondern erst nach Ablauf der Studienzeit — die holländischen Studien einbegriffen — kennen gelernt hatte, ist seine Einwirkung auf meine Geschichtsanschauung um so intensiver geworden. Seine theologische Ethik, seine Anfänge der Kirche, die Aufsätze „zur Dogmatik" sind die Grundlage meiner gesamten Denkweise geblieben. Ich habe oft im Scherz bemerkt, wenn ich einmal einen neuen Gedanken auf einem noch wenig bearbeiteten Felde zu finden geglaubt, so habe sich bei schärferem Nachdenken noch immer die Wurzel desselben in dem genialen Gedankenbau Rothes gefunden. Die Herausgabe der vorgenannten Vorträge und Abhandlungen wie schon vorher die Zusammenstellung der „Stille Stunden" und des „christlichen Lebensbildes" auf Grund seiner Briefe sind nur ein schwacher Tribut des Dankes gewesen, mit dem ich stets zu ihm aufgeblickt habe. Zum hundertjährigen Geburtstage Rothes, bis wohin hoffentlich auch dieser Band in die Oeffentlichkeit treten kann, um dann gleichfalls einen Kranz unter sein Denkmal zu legen, werden eine Reihe neuerer Werke über Rothe zu jenen älteren getreten sein. Holtzmann hat „Rothes spekulatives System" zu zeichnen unternommen, Hönig seinen „Charakter, Leben und Denken", Bassermann den „praktischen Theologen". Da bedarf es meinerseits keines weiteren Beitrages, als des Hinweises darauf, wie — nachdem das ganze Lebenswerk Rothes mehrere Jahrzehnte hindurch systematisch totgeschwiegen worden war — sich nunmehr zur Begründung seines Denkmals Männer aller Richtungen zusammengefunden haben. Mit besonderem Danke darf dabei zugleich der reichen Gabe Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich für das Rothe- wie für das Hase-Denkmal gedacht werden. Dem Verfasser persönlich ist überdies ein besonders schönes Erbe Rothes zu teil geworden: in dem gleichen persönlichen Vertrauensverhältnis, wie es seine konfessionell gesinnten Schwäger Heubner und Hahn zu ihm selber hatten, und wie es mir wiederholt aus dem gleichen Kreise mit dem Worte bezeugt wurde: „Rothe ist die Brücke zwischen uns gewesen."

Neben Rothe kommt auch Schenkel eine viel höhere wissenschaftliche Bedeutung zu, als das jüngere Geschlecht meint. Ein gründlicheres Studium sowohl seiner geschichtlichen Werke, wie seiner Dogmatik und auch des so maßlos angegriffenen „Charakterbild Jesu" möchte heute beinahe noch mehr not thun wie früher. Aber auch auf den Gang der Dinge in Baden hatte er seit seinem Anschluß an Häusser und Zittel leitenden Einfluß gehabt. Eben dies hatte jedoch bei der gestürzten Partei jene furchtbare Erbitterung wachgerufen, die sich in dem bekannten Protest geltend machte. Mit dem Urteil des Historikers über das schwere Verhängnis, welches derselbe — weniger noch durch sich selbst, als durch die ihn verwertende Berliner Agitation — über alle kirchlichen Verhältnisse gebracht hat, habe ich niemals zurückgehalten. Aber mit den persönlichen Gegensätzlichkeiten in der badischen Kirche habe ich gottlob nichts zu schaffen gehabt. Nachdem sich einmal die Gelegenheit geboten,

die längst vergessenen Arbeiten jener Zeit zusammenzustellen, dürfte hier vielleicht der beste Ort sein, die zu diesen Dingen eingenommene Stellung ebenfalls zu konstatieren.

Die in der Einleitung zu Nr. VI. erwähnte Kontroverse über rheinisch-kirchliche Zustände hatte nämlich in dem Organ der sogenannten Protestpartei, dem „Ev. Kirchen- und Volksblatt" die Deutung erfahren, daß ich „den kirchlichen Kampf in Baden nur aus der persönlichen Niederträchtigkeit der Protestgeistlichen zu erklären wisse." Ich habe nicht gezögert, in Nr. 25 des gleichen Blattes die nachfolgende Erklärung zu veröffentlichen:

„Ihr Korrespondent aus dem Mittelrheinkreis in Nr. 23 Ihres Blattes bringt eine Darlegung und Bekämpfung einiger von mir im 4. Heft der Allg. kirchl. Zeitschr. in einer Anmerkung ausgesprochenen Bemerkungen, in denen ich brieflich an mich gelangte Anfragen beantworte. Der Artikel ist, wie ich gern anerkenne, in ruhigem und würdigem Tone gehalten, und wenn auch meine aus dem Zusammenhang herausgenommenen Aeußerungen ganz anders als in meinem Aufsatze erscheinen; wenn ich auch ferner gerade die entgegengesetzte Ansicht über die Stellung des evangelischen Protestantismus zum päpstlichen und jesuitischen Katholizismus, sowie über die andern vom Verfasser berührten Zeitfragen habe, so würden mich diese Umstände doch zu keiner Entgegnung in Ihren Spalten veranlassen. Um so mehr aber muß ich gegen die Auffassung Einspruch erheben, daß ich „den kirchlichen Streit in Baden nur aus der persönlichen Niederträchtigkeit der Protestgeistlichen zu erklären wisse". Ich stehe der von Ihrem Organe vertretenen Richtung als prinzipieller Gegner gegenüber, kann die von Ihrer Partei ausgegangenen Schritte nicht anders als in hohem Grade bedauern. Die Ueberzeugung, daß der Sieg Ihrer Anschauungsweise die völlige Zerrüttung der evangelischen Kirche zur Folge haben müßte, haben mir fünfjährige Beobachtungen des kirchlichen Lebens in den verschiedensten europäischen Ländern gegeben, und habe ich auch sowohl in einer Reihe anderer Aufsätze als in den Schlußfolgerungen meiner „Historischen Bilder vom Boden des Separatismus" in den Protest. Monatsbl. Januar bis Juli 1864 mich in dem Sinn ausgesprochen. Aber es ist mir nicht bloß eine heilige Pflicht, den prinzipiellen Streit nicht als einen persönlichen aufzufassen und die Ueberzeugungen des Andersdenkenden immer aus den besten Beweggründen zu erklären; sondern ich weiß mich auch freudig in persönlich freundschaftlichen Beziehungen zu vielen in jeder Beziehung hoch von mir geachteten Vertretern der Richtungen, denen die badischen Protestgeistlichen angehören; und es ist mir deshalb ein Bedürfnis, ein solches Mißverständnis wie das erwähnte aufs ernstlichste abzuwehren. Ebenso hat der Korrespondent darin Unrecht, daß ich, weil ich erst ein halbes Jahr im Lande sei, alles nur durch die bekannte Heidelberger Brille ansehe; denn wie ich noch vor zwei Jahren mit großer Freude dem schönen Fest des Seminar-Jubiläums beigewohnt, so habe ich bereits viel früher die badischen Verhältnisse mit besonderem Interesse verfolgt. Und daß ich nicht gewohnt bin, durch die Brille anderer zu sehen, sondern verschiedene Urteile zu hören und dann erst selber zu urteilen, können alle meine früheren Arbeiten, z. B. die seit dem Jahr 1861 in dem Protest. Monatsbl. unter der Chiffre F. N. erschienenen Aufsätze beweisen. Noch meine letzte in dem genannten Blatte (Märzheft 1865) veröffentlichte, „Ein Wort des Friedens"

betitelte Aeußerung über die Ansprachen des Haager Pfarrers van Koetsveld an die holländische Kirche ist gewiß eine Bürgschaft für meine jedenfalls mehr irenische als polemische Stellung. Daß ich mich endlich überhaupt über den badischen Kirchenstreit ausgesprochen, hat nicht den Grund, daß ich mich in ein mir fremdes Gebiet einmische, sondern basiert auf der klar erkannten Pflicht, nach den von Berlin aus geschehenen und die preußische Landeskirche erregenden Maßregeln eben als Preuße und eben deshalb, weil ich mir bewußt bin, einen christ-gläubigen, einen wahrhaft protestantischen, einen echt konservativen Standpunkt zu vertreten, in einem Augenblick, wo ein Massenterrorismus gegen meine Glaubensüberzeugung geübt wird, nicht feige zu schweigen. Für eine weitere Auseinandersetzung meiner Anschauung darf ich naturgemäß keinen Raum in Ihren Spalten beanspruchen; für die Erklärung aber (mit der ich zugleich meinerseits die Sache für beendigt ansehe) werden auch Sie mir, wie ich hoffe, den Raum nicht verweigern, daß man den von Ihnen vertretenen Prinzipien prinzipiell gegenüberstehen kann, ohne daß man Ihre Anschauungsweise anders als aus aufrichtiger Glaubensüberzeugung zu erklären genötigt ist."

Es ist dies der einzige Anlaß gewesen, bei welchem ich zu den in Baden vorgefundenen Streitigkeiten Stellung zu nehmen hatte. Das „Ev. Kirchen- und Volksblatt" seinerseits hat nur noch ein einziges Mal zu einer Aeußerung von mir sich selber geäußert. Nach dem „Heimgang Rothes" war der (später in die Biographie aufgenommene) Bericht über denselben im „Südd. ev. prot. Wochenblatt" erschienen. Daran knüpfte das „Ev. Kirchen- und Volksblatt" (1867 Nr. 37) die Bemerkung: „Das Südd. ev. prot. Wochenblatt enthält mit obiger Ueberschrift einen Bericht, der manches enthält, was uns, als von jener Seite kommend, sehr erfreut hat. Schon die Ueberschrift „Der Heimgang" klingt aus einer solchen Feder besonders lieblich. Man wird in die Hoffnung versetzt, als wollte man dortseits nun auch in die Sprache Kanaans einstimmen und das trockene unnütze und höchstverderbliche materialistische und rationalistische Wesen und Sprechen verlassen."

Näher auf die Einzelheiten der damaligen innerbadischen Verhältnisse einzutreten, würde an dieser Stelle zu weit führen. Es sollte nur der Rahmen aufgezeigt werden, aus welchem die Darstellung meines Handbuchs sich abhebt. Im einzelnen sind es (in der dritten Auflage) in der Geschichte der Theologie die folgenden Paragraphen, welche hier in Betracht kommen: § 17 die Kontroverse zwischen Rothe und Baur über „Anfänge der Kirche" und „Ursprung des Episkopats", § 19 die Ethik Rothes als gemeinsame Grundlage der auseinandergehenden theologischen Schulen, § 26 die Ideale und Irrtümer in der sogenannten Theologie des Protestantenvereins, und § 27 die Mobilmachung der Kirche gegen die Theologie. Speziell in § 26 war überdies zugleich der Anlaß geboten, den Hintergrund der theologischen Bewegungen in der Gesamtgestaltung der Universität Heidelberg in den sechziger Jahren ins Auge zu fassen. Hier genügt es daher, der in jenem Kreise dort selber empfangenen Anregungen dankbar zu gedenken.

Mit den Erstlingskollegien nahm es jene Zeit etwas ernster, als es bei dem jungen Geschlecht Mode geworden ist, das beinahe nur daran denkt, bei jeder neu auftauchenden Frage möglichst rasch zu Wort zu kommen, und sich

wenig darum bekümmert, ob die unausgereiften Behauptungen im Laufe weniger Jahre wieder und wieder modifiziert werden müssen. Seit dem Jahre 1865 hatte ich Vorlesungen über die Parabeln Jesu begonnen; erst zwanzig Jahre später habe ich mich an eine solche über das Leben Jesu als Ganzes gewagt. Ebenso ging ein dreimaliges Kolleg über Patristik vorher, bevor ich mich für den ersten Teil der Kirchengeschichte hinlänglich gerüstet fühlte. Und so ist auch seit dem Sommer 1865 dreimal die Neueste Kirchengeschichte von mir gelesen, bevor sich die aus den vorhergegangenen Einzelstudien resultierenden Grundgedanken fixiert hatten. Die trotz aller gegenseitigen Bekämpfung unverkennbaren Parallelen in der Entwickelung der einzelnen Kirchen haben dann schließlich zu jenem symmetrischen Aufbau geführt, welcher der Einteilung des Handbuchs in den ersten Auflagen zu Grunde liegt. Unter diesen vielfachen Parallelen mußten aber die Wege von der einen zu der andern Kirche eine ganz besondere Beachtung beanspruchen.

Daß die Ergebnisse dieser Spezialfrage noch vor dem Handbuch selbst in separater Behandlung veröffentlicht wurden, hängt jedoch obenan mit einer jener trefflichen Einrichtungen zusammen, die das rege universelle Geistesleben der Universität seit kurzem ermöglicht hatte. Es war der schon oben gleich zu Anfang genannte historisch-philosophische Verein, dessen Grundstock zuerst die jüngeren Dozenten bildeten, bis sich einer nach dem andern die eigentlichen Koryphäen anschlossen. In diesem Verein wurden nämlich dem aus allen Fakultäten zusammengesetzten Mitgliederkreise gewöhnlich gerade diejenigen Themata, mit welchen die Einzelnen im Augenblick beschäftigt waren, zuerst unterbreitet. Man hatte dann für sich den großen Gewinn, für die noch im Werden begriffenen Arbeiten von der Debatte ungewöhnlich urteilsfähiger Männer Vorteil ziehen zu können. Mir ist dies gleich bei meinen ersten Beiträgen, die teils noch den Orient, teils die Stellung des Anabaptismus in der Reformationsbewegung (vgl. Protest. Monatsbl. 1865, Heft 12) betrafen, von großem Gewinn gewesen. Aber niemals mehr, als bei dem Vortrag über den Konfessionswechsel (im Winter 1865/66). Es schloß sich demselben eine überaus lebhafte Debatte an, bei welcher, soweit mich meine Erinnerung nicht täuscht, Bluntschli, Goldschmidt, Helmholtz, Holtzmann, Stark, Wattenbach, Zeller wertvolle Bemerkungen machten, die in dem gedruckten Aufsatz verwertet werden konnten. Einige Jahre später ist dann die Monographie „Welche Wege führen nach Rom?" gefolgt. Aber der ältere Vortrag kann trotzdem an dieser Stelle nicht fehlen, weil er nicht sowohl eine statistische Uebersicht als eine prinzipielle Grundlegung versuchte.

Auch nach der eben angeführten Monographie hat jedoch die kirchengeschichtliche Bedeutung des Konfessionswechsels sich sowohl im allgemeinen immer wieder in den Vordergrund gedrängt, als auch den Verfasser wiederholt beschäftigt. Die Friedrich'sche Biographie Döllingers, zweifellos das hervorragendste Werk über die innere Geschichte des deutschen Katholizismus in unserem Jahrhundert, zeigt den ebenso begeisterten als begabten jungen Theologen speziell unter dem Einflusse der älteren Konvertiten. Aber schon im Janus hat Döllinger — ähnlich wie Friedrich in seinem römischen Tagebuch — auf den verhängnisvollen Einfluß aufmerksam gemacht, welchen sie nachmals auf die Gestaltung der katholischen Kirche Deutschlands gewannen. Noch mehr tritt das gleiche in einer Anzahl seiner akademischen

Reden, besonders in Beziehung auf Oesterreich zutage. Umgekehrt habe ich meinerseits nicht umhin gekonnt, hüben und drüben mit gleichem Maße zu messen und auf die verwandten Eigenschaften der beiderseitigen Konvertiten untereinander hinzuweisen. Im zweiten Bande dieser „Kleinen Schriften" wird bei dem Aufsatz über die Dalton'sche Goßner-Biographie näher auf diesen Punkt einzutreten sein. Inzwischen sei hier wenigstens noch auf die einschlägigen Paragraphen in Band II. des neugestalteten Handbuchs verwiesen: § 27, die englischen Romfahrten und ihre Folgen für die englische Kirche, § 36, der Staat Josephs II. unter der Herrschaft der Konvertiten und des Konkordats, § 54, die Erstlinge der neupapalen Theologie in Deutschland und die Konvertiten.

Andere kleinere Arbeiten der gleichen Zeit, welcher der nachfolgende Aufsatz angehört, so über das erste evangelische Missionsfest in Emmerich und van Koetsvelds Apostolisches Evangelium bedürfen hier nur insofern der Erwähnung, als sie die fortdauernde Vergleichung evangelischer und katholischer Kirchenzustände bekunden. Und der Wunsch der Redaktion des „Daheim" zu regelmäßiger Mitarbeit kam über die Versuche (des Jahrgangs 1865) einer Schilderung der heulenden und tanzenden Derwische und des alten Heidelberger Schlosses nicht heraus, da sich bald zeigte, daß ich für die belletristische Popularisierung ungeschickt war.

Die Konfession darf jedenfalls nur als Mittel zur Religion angesehen, nicht mit ihr verwechselt werden. Wir werden daher allerdings vielfach darauf hingeführt werden, daß für eine bestimmte Individualität der Wechsel der Konfession den Weg zur Religion bilden kann; wir werden aber ebensowenig die protestantischen Konvertiten als solche bezeichnen, die sich vom Antichristentum dem „Evangelium" zugewandt haben, als wir die Bedingung der Seligkeit eines Menschen in seiner „Rückkehr zur Kirche", wie die päpstliche Formel lautet, finden können.

Es fallen aber auch weiter die Konfessionswechsel unseres Jahrhunderts nicht unter einen spezifisch theologischen, sondern unter einen ganz allgemein geschichtlichen Gesichtspunkt. Keine Thatsache liegt in der Gegenwart so deutlich vor Augen, als die, daß nicht mehr wie früher die Kirche oder die Konfessionen die Geschichte machen, sondern daß andere, außer ihnen stehende Mächte auf jede einzelne Kirchengemeinschaft einwirken. Ich erinnere nur an die mannigfachen parallelen Bildungen im Protestantismus und Katholizismus, die durch die Reaktion von 1814, durch die liberale Strömung der dreißiger und vierziger Jahre, durch das Revolutionsjahr von 1848 und wieder die ihm folgende neue Reaktion, endlich durch den allgemeinen Aufschwung

des Jahres 1859 auf beiden Gebieten hervorgetreten sind. Haben doch dieselben Gegensätze einer vorwärts und einer rückwärts strebenden Richtung selbst das früher so abgeschlossene Judentum in eine moderne und orthodoxe Richtung gespalten; in den beiden großen christlichen Konfessionen aber stehen sich längst die beiderseitige Rechte und Linke viel näher als dieselben Gegensätze auf demselben Terrain. Ich darf ferner auf die andere, nicht minder bedeutsame Thatsache hinweisen, daß in all den Ländern, wo früher der Katholizismus allein herrschend, der Protestantismus unterdrückt war, letzterer überraschende Fortschritte gemacht hat, während umgekehrt in den Nationen, die den Katholizismus in Fesseln gelegt hatten, dieser um nichts geringere Fortschritte verzeichnen kann. Weisen diese mit Evidenz nachweisbaren Erscheinungen darauf hin, daß die gegenwärtige Entwickelung aller Konfessionen von Einflüssen allgemein geschichtlicher Art berührt wird, so dürfen wir von vornherein dasselbe bei dem Kapitel der Konfessionswechsel voraussetzen, und es wird sich bald zeigen, daß gerade sie ein neuer sprechender Beleg für dieselbe Erfahrung sind; daß das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Konfessionen sich an nichts so deutlich ermessen läßt, wie bei dem Ueberblick über die Kreuzwege, die von einer zur anderen führen.

Es erscheinen von dem so gestellten Sehwinkel aus die Konfessionswechsel nicht mehr als einzelne abgerissene, für sich bestehende Thatsachen ohne tiefere Bedeutung, sondern als ein notwendiger Reflex der ganzen geistigen Strahlenbrechnung des so eigentümlich erregten religiösen Lebens unserer Tage, in dem sich die einzelnen Farben unschwer zerlegen lassen. Wir werden daher vor allem psychologisch die Motive der Uebertritte zu ergründen haben; damit ergeben sich uns dann auch die allgemeinen Gesetze, nach denen die einzelnen Fälle vor sich gehen.

Eine ziemlich große Klasse fällt damit allerdings außerhalb des Kreises unserer Untersuchung, diejenigen Uebertritte nämlich, die aus unlauteren, unreligiösen Motiven erfolgen. Die eigentlich jesuitischen Mittel der Propaganda, die Erkaufung Armer durch Geld, Kleider und Nahrungsmittel, die nur zu oft zum direkten Kinderraub sich steigernde Beeinflussung Hilfloser, der entsetzliche Mißbrauch des Beichtstuhls in den gemischten Ehen, — es sind zwar leider allseitig wieder kehrende Thatsachen; habe ich doch selbst in meiner Vaterstadt den viel ärgeren Skandal erlebt, daß ein evangelisches Mädchen aus gebildeter Familie von einem römisch-katholischen Manne verführt und nun hinterher in das Dilemma versetzt wurde, entweder ihre Ehre zu verlieren oder

überzutreten; Trauung, Konversion und Taufe folgten sich dabei mit überraschender Schnelligkeit. Und daß in unserer Zeit gerade so wie in den früheren Jahrhunderten auch manche protestantische Konvertiten von äußeren Vorteilen oder Erwartungen sich leiten lassen mögen, wird gerade der am wenigsten leugnen, der die ultramontane Zurückführung der Reformation auf die Ländersucht der Fürsten und die Heiratslust der Geistlichen in ihrer ganzen Lächerlichkeit zu prüfen Gelegenheit hatte. Daß sich nun solcherlei Fälle so wenig hüben wie drüben für eine wissenschaftliche Erörterung in Betracht ziehen lassen, bedarf keiner Erwähnung; es genügt, auf ihr Vorkommen einfach hingewiesen zu haben. Wir können es nur mit den Arten von Konfessionswechseln zu thun haben, die auf Ueberzeugung, auf irgend welchen — wenn auch noch so verschiedenen — religiösen Motiven basieren. Und hier ist denn freilich gerade völlige wissenschaftliche Objektivität und Ruhe vonnöten, um die oft sehr versteckte psychologische Entwickelung wirklich zu finden. Sind auch die Proselyten der verschiedensten Gattung sich in der Regel darin sehr ähnlich, daß sie fanatische Eiferer werden, die jede unbefangene Geschichtsauffassung perhorreszieren, so ist deshalb nur um so mehr ihnen gegenüber die leidenschaftslose Unbefangenheit der wissenschaftlichen Sondierung am Platze.

Es erschien nötig, diese allgemeinen Vorbemerkungen vorauszuschicken, um den Standpunkt klar zu präzisieren, von dem allein aus ich, wie ich glaube, das Recht habe, den Konfessionswechsel in unserem Jahrhundert einer neuen Beurteilung zu unterwerfen. Es wird jetzt gleich die erste allgemeine Thatsache, die ich konstatieren möchte, in ein klares Licht treten, die nämlich, daß nicht nur seit dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert nie eine so große Zahl gegenseitiger Uebertritte zu verzeichnen war, sondern daß selbst die damalige Zeit der Scheidung und des Hasses bei weitem nicht so bedeutsame Proselyten gekannt hat wie die Gegenwart.

Allerdings ist jene Aera der Fürstenbekehrungen nicht wiedergekehrt, die den Kunstgriffen der Jesuiten wohl aus jedem Fürstenhause Konvertiten zuführte, unter ihnen allein an regierenden Fürsten Johann III. (1578) und Christine (1654) von Schweden[1]), Heinrich IV. (1593) von Frankreich, Jakob II. (1670) und Karl II. (1685) von England, Friedrich August II. (1697) von Sachsen und seinen gleich-

[1]) Die Protest. Monatsbl. haben schon 1855 den Uebertritt Christinens näher besprochen.

namigen Sohn (1712), Johann Friedrich von Hannover (1651), Ernst von Hessen-Rheinfels (1652), Jakob von Baden (1590), Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg (1614), Christian August von Sulzbach (1655), Anton Ulrich von Braunschweig und seine Enkelin (1709 und 1710), Karl Alexander von Württemberg (1712), und die ganze Reihe von fürstlichen Persönlichkeiten aus Seiten- und Nebenlinien, unter denen ich nur an jenen brandenburger Proselyten, den unglücklichen Administrator von Magdeburg, den Magdeburgs Fall in Jesuitenhände brachte (1632), und dem hernach die Mordanschläge auf den jugendlichen Friedrich Wilhelm, den nachmaligen großen Kurfürsten, zum Throne verhelfen sollten, an Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die edle Gattin des unwürdigen Regenten von Orléans, an den Grafen Gustav Adolph von Nassau[1]), an die Grafen von Hadamar, an die holsteinischen, darmstädtischen, Bayreuther, Zweibrücker Prinzen erinnere. Aber wenn auch die Zahl dieser hochgeborenen Proselyten am Ende so groß wurde, daß infolge davon der anfangs überwiegend evangelische höchste Adel Deutschlands mehr und mehr dem römischen Katholizismus zugefallen ist, so hatten doch die meisten solcher Bekehrungen sehr äußere Gründe, und vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts schließt mit dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel ihre Reihe vollständig ab (1749)[2]).

Allerdings hat weiter die — allerorten mit dem inneren Zwiespalt des Protestantismus und der Gründung des Jesuitenordens beginnende — gewaltsame Rekatholisierung ganzer Länder, die mit den österreichischen Erblanden beginnt und mit der Pfalz schließt, in späterer Zeit keine Parallelen; aber gerade bei ihr ist direkt nur von der rohesten Gewalt und nicht von irgend welcher Ueberzeugung die Rede, und diese furchtbaren, den Namen der Kirche schändenden Greuel haben zugleich der kirchenfeindlichen Philosophie des vorigen Jahrhunderts mehr wie alles andere den Weg bahnen müssen.

Allerdings hat endlich die Epoche der Kontrareformation auch in den Kreisen der Gelehrten ihre Ernte gehalten, von Wizel (1531), Crotus Rubianus (1531), Thamer (1549) und Staphylus (1553) an durch das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch, wie Lipsius (1591) und Morinus (1605), Besold (1630) und Holsten (1630), Scheffler (1663) und Prätorius (1657) und außer ihnen nicht bloß eine Reihe

---

[1]) Vgl. die neuliche Untersuchung von Dr. Krätzinger in der Darmstädter Allg. K. Ztg. (1865).

[2]) Vgl. über seinen Uebertritt den Bericht in den Protest. Monatsbl. von 1853.

unbekannterer Namen, sondern selbst ein Neffe Calvins und ein Bruder Spangenbergs (1730) deutlich beweisen. Aber gerade hier tritt es deutlich zu Tage, wie mit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die schon vorher vereinzelt gewordenen Fälle fast ganz aussterben, und Winckelmann (1754) schließt den Reigen auch insofern, als seine eigenen Bekenntnisse irgend welches religiöse Motiv bei seinem Uebertritt völlig ausschließen. Von berühmten Konvertiten zum Protestantismus aber ist vollends kaum je in diesen Zeiten die Rede[1]).

Mit dem Beginn unseres Jahrhunderts aber tritt, ebenso wie fast auf allen anderen Gebieten des kirchlichen Lebens, auch in dieser Beziehung ein sehr bemerkbarer Umschwung ein. Wir gehen, um das ins Licht zu stellen, einfach zu einer kurzen Rubrizierung und Charakterisierung der bedeutenderen Fälle über, indem wir zunächst der Uebertritte zum Protestantismus und der bei ihnen zu Tage tretenden Eigentümlichkeiten gedenken und dann auf die fast unübersehbare Schar der katholischen Proselyten nach ihren verschiedenen Geistesrichtungen unseren Blick werfen.

Wenn man bedenkt, daß das die individuelle Gewissensfreiheit fordernde Prinzip des Protestantismus niemals solche Institute ins Leben treten lassen konnte, die gleich dem Jesuitenorden ihren Lebensberuf in die Vernichtung der anderen Konfessionen setzen; wenn man sich vergegenwärtigt, daß auch außerdem der seiner „Kirche" ergebene Katholik danach zu streben pflegt, die, die ihm lieb sind, nicht verloren gehen zu lassen, vielmehr der „alleinseligmachenden" Mutterkirche zuzuführen, daß dagegen der aufrichtige Protestant gerade seines Prinzips wegen das Heil in Christo nicht auf eine einzelne äußere Konfession beschränken darf: so muß man sich entschieden wundern,

---

[1]) Daß ich damit nicht von ferne behaupten will, daß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gar keine Uebertritte stattgefunden hätten, versteht sich von selbst. Liegt mir doch sogar in meinen eigenen Familienpapieren der Beweis des Gegenteils vor, indem einer meiner Ururgroßväter (von Beck) bei Gelegenheit seiner Heirat mit einer Katholikin in Wien konvertiert wurde. Wie wenig aber die damalige Zeit trotzdem dem konfessionellen Fanatismus geneigt war, geht daraus hervor, daß der Sohn des Konvertiten keinerlei Bedenken trug, seine Kinder mit Protestanten zu verheiraten und seine Enkel wieder protestantisch werden zu lassen. Und daß die Uebertritte in der Periode der Aufhebung des Jesuitenordens sich auf sehr vereinzelte Fälle beschränken mußten, läßt sich schon nach dem Gesamtcharakter der damaligen Zeit mit Gewißheit voraussetzen. Die erneute Häufigkeit der Konversionen bleibt somit immer ein bemerkenswertes Kennzeichen der neuen, mit dem Anfang des Jahrhunderts sich vorbereitenden und mit der Restauration des Papsttums beginnenden Epoche.

wie groß seit dem Beginn des Jahrhunderts die Zahl derjenigen ist, die ohne äußeren Anlaß aus eigenen Gewissensbedenken sich zur evangelischen Kirche gewandt haben. Es sind allerdings diese Fälle viel weniger bekannt wie die entgegengesetzten, weil man keinen Lärm davon zu machen pflegt, während jeder katholische Konvertit wieder auf andere durch seine Bekehrungsgeschichte einzuwirken bestrebt ist. Aber bei näherer Betrachtung nehmen diese Konvertiten und zumal die Motive derselben im höchsten Grade unser Interesse gefangen. Dazu kommt noch die sehr beachtenswerte Thatsache, daß die beiden Richtungen des Protestantismus, die alte symbolische Form ebenso wie die Form der späteren Entwickelung, gleiche Anziehungskraft ausgeübt haben. Gilt das in ganz besonderem Sinne von Frankreich und in neuerer Zeit nicht minder auch von Italien, ja selbst von Spanien[1]), so bietet uns doch allein schon Deutschland eine Reihe der interessantesten Fälle nach beiden Seiten. Wir stellen daher zunächst aus der großen Zahl derselben einige der bemerkenswertesten zusammen und wollen dann weiter versuchen, die Haupteigenschaften dieser Uebertritte zum Protestantismus in ihrer Gesamtheit zu charakterisieren.

Die innig religiöse, mystisch geartete Erweckung, die im Anfang des Jahrhunderts von Sailer ausging, und in deren Folge die tüchtigste der neueren deutschen Schulen im Katholizismus entstand, hat zugleich eine Reihe hervorragender Männer dahin geleitet, daß sie ihr religiöses Bedürfnis nur in der rein biblischen Form befriedigt finden konnten. Auf demselben Wege, der einst Luther von dem Versuch, durch eigene Werke sich sein Heil zu verdienen, zur paulinischen Grundlehre von der allein rechtfertigenden Gnade brachte, sind die Boos, Goßner, Lindl, die Henhöfer und Helferich zu der evangelischen Auffassung des Christentums gekommen. Boos, Goßner, Lindl, unmittelbar von dem Sailer'schen Geiste berührt, haben aus ihrem bayerischen Geburtslande flüchten müssen, um in Rußland und Preußen ihr Asyl und eine begeistert an ihnen hängende Gemeinde zu gewinnen. Nicht zum kleinsten Teile hat auch in ihrer neuen Konfession jene den religiösen Aufschwung der Freiheitskriege in den Formen des alten Pietismus weiter bildende Erweckung, die späterhin die moderne Orthodoxie ins Leben

[1]) Daß in diesen Ländern auch schon lange vor der mächtigen evangelischen Bewegung der letzten Jahre einzelne Männer, besonders Geistliche, zum Protestantismus übertraten, bewiesen unter anderem der Abbé Amand Saintes (1828), der Priester Blanco White (1814), Manuel Mendoza y Rios (1819), Lefèvre Mollard (1825).

treten ließ, in den Boos-Goßner'schen Kreisen ihr Zentrum gefunden, wie von Boos Goßner[1]), von Goßner Bethmann-Hollweg[2]) geschildert. Und noch mehr ist Pfarrer Henhöfer von Mühlhausen, der, seiner katholischen Pfarre entsetzt, seine Gutsherrschaft und 220 Gemeindemitglieder in die evangelische herüberbrachte, direkt das Haupt der sogenannten pietistischen Partei in seiner Landeskirche geworden[3]). Ihm gleich haben endlich auch Lutz (1832) und Helferich (1835) ihre Gemeinden auf dem Donaumoose und in Holzhausen bei Frankfurt zum größeren Teile mit zum Protestantismus herübergeführt[4]). Erinnern wir uns außerdem noch an die zahlreichen Gemeinden in Böhmen, Schlesien und im tyroler Zillerthal, in denen die Leute sich oft in ganz beträchtlichen Scharen von der katholischen Kirche zur evangelischen gewandt haben, und von denen die Zillerthaler sogar gleich den alten Salzburger Exulanten um ihres Glaubens willen die teure Heimat aufgaben, so muß uns diese ganze Kategorie gewiß als eine sehr beträchtliche erscheinen[5]).

Viel größer aber noch ist die Zahl derjenigen, die nicht wie jene Geistlichen ihre Berufsstellung dem beunruhigten Gewissen opfern zu müssen glaubten, sondern die aus allgemein historischen und sachlichen Erwägungen mit der katholischen Kirche zerfielen und daher meistenteils nicht sowohl der orthodox-pietistischen als der rationalistisch-humanistischen Tendenz im Protestantismus sich zuneigten. Bekannt

---

[1]) Martin Boos, der Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Sein Selbstbiograph, herausgegeben von Joh. Goßner, Leipzig 1831.

[2]) Joh. Goßner, am 30. März 1858 zu seines Herrn Freude eingegangen, von v. Bethmann-Hollweg. Besonderer Abdruck aus der Deutsch. Ztschr. für christl. Wissenschaft und christl. Leben, Berlin 1858. — Seither ist die eingehende Biographie Goßners von Dalton erschienen (1874, vgl. meine Rezension: Jen. Lit. Ztg. 1875, Art. 568).

[3]) Henhöfers eigene Darstellung der Gründe des Uebertritts zeichnet sein gleich 1822 herausgegebenes „Christliches Glaubensbekenntnis, seiner Gemeinde und seinen ehemaligen Zuhörern und Freunden gewidmet" (Tübingen, Fues 1822), seine spätere Wirksamkeit die neuerdings erschienene Biographie von Frommel.

[4]) Unter demselben Titel wie Henhöfer hat auch Helferich seine religiöse Entwickelung niedergelegt in dem „Christlichen Glaubensbekenntnis des Pfarrers Helferich von Holzhausen als Rechtfertigung seines Uebertritts von der römisch-katholischen zur evangelisch-protestantischen Kirche" (Friedberg in der Wetterau 1835). Der Lutz'sche Fall aber hat sogar eine eigene kleine Litteratur in Erörterungen von beiden Seiten erhalten, besonders weil Lutz selbst zum Katholizismus zurücktrat, der größere Teil der Gemeinde aber nicht.

[5]) Eine weitere interkonfessionelle Parallele liegt auch darin, daß unter den protestantischen Proselyten dieser Richtung so gut wie unter den katholischen Konvertiten sich Fanatiker finden, welche nur die eigene Meinung für berechtigt erachten.

sind darunter (wenn wir von dem ausgezeichneten Kantianer Reinhold, dem früheren Mönch, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts übertrat, dieser früheren Zeit wegen absehen) die gräflichen Brüder v. Benzel-Sternau (1827), der Fürst Salm-Salm (1826), Freiherr Reichlin-Meldegg (1832), die Theologen Fischer in Landshut, Eisenschmid in Ingolstadt, Eisele in Donaueschingen[1]) (von der großen Reihe unbekannterer Namen von Pfarrern und Kaplänen ganz abgesehen), dann der berühmte Kunsthistoriker Springer und gerade in jüngster Zeit wieder der Baron Dücker von Bödinghausen in Westfalen, den der Besuch des Bischofs Martin von Paderborn zum Uebertritte bestimmte. Eine noch viel größere Zahl von gebildeten Männern aber hatte schon seit den zwanziger Jahren bewußt mit dem Katholizismus gebrochen, ohne sich deshalb „mit dem Glaubenssystem der protestantischen Kirche befreunden zu können." Ich erinnere nur an den gelehrten und geistvollen Carové, den scharfsichtigen Beobachter und Darsteller der neueren religiösen Bildungen in Frankreich[2]), der das Prinzip des Papismus in wahrhaft vernichtender Weise an der Geschichte geprüft hat[3]), und an den früheren, seit 1837 suspendierten und seitdem Trennung von Rom verlangenden Kapuziner Amman und seine zahlreichen Schriften[4]). Wie diese Richtung innerhalb des äußeren Umfanges der katholischen Kirche gerade durch die immer größeren Uebergriffe und Extreme der ultramontanen Partei immer mehr erstarkte und schließlich von dem Skandal des Trierer Rockes Anlaß zu der Bildung des Deutschkatholizismus nahm, darf ich ebenso als bekannt voraussetzen, wie den anfänglichen Eklat und den baldigen

---

[1]) Es hat unter den Genannten besonders Eisenschmid litterarisch seine Ueberzeugung vertreten. Vgl. seine Schriften: Unterschied der römisch-katholischen und der evangelisch-protestantischen Kirche. Eine aus den Quellen geschöpfte Rechtfertigungsschrift in Bezug auf seinen Rücktritt zum evangelischen Christentum (Leipzig 1828). — Ueber die Versuche neuerer Zeit, das römisch-katholische Kirchentum durch ein sogenanntes Urchristentum der Väter zu begründen (Neustadt 1829). — Die Gebräuche und Segnungen der römisch-katholischen Kirche (1830). — Ueber die Unfehlbarkeit der allgemeinen Konzilien der katholischen Kirche (1831).

[2]) Vgl. seine Schriften über die neuen Templer, den Saint Simonismus und Religion und Philosophie in Frankreich.

[3]) In seinem zweibändigen Werke über die alleinseligmachende Kirche im Verhältnis zu Wissenschaft, Recht, Kunst, Wohlthätigkeit und Geschichte (Frankfurt 1826. Göttingen 1827).

[4]) Z. B. die zwei Bände des Morgenstern, die Religion des Lebens, die Geschichte der Päpste, die Geldgier des Papsttums und der Hierarchie, die römisch-heidnische Kirche.

inneren Zerfall dieser neuesten Konfession. Nur das darf ich wohl nicht übergehen, daß seit dem Inslebentreten des Deutschkatholizismus naturgemäß die mit ihrer Kirche zerfallenen Katholiken, und besonders die Geistlichen, sich lieber diesem als dem Protestantismus zuwandten. Und daß innerhalb des katholischen Klerus die Zahl der so gesinnten Geistlichen noch heutzutage keine gering zu schätzende ist, haben die Enthüllungen Birons [1]) und die Verhandlungen des religiösen Reformvereines erwiesen.

Als eine merkwürdige Parallele zu der Erscheinung, wie die beiden sich gegenseitig befehdenden Tendenzen des „alten und neuen Protestantismus" in gleicher Weise in unserem Jahrhundert Zufluß von Katholiken erhielten, dürfte es ferner Erwähnung verdienen, daß nicht minder aus dem Judentum nach beiden Seiten hin Uebertritte erfolgten. Hat doch die eigentlich reaktionäre Richtung gerade an solchen neuen Judenchristen, wie Stahl in Preußen [2]), da Costa [3]) und Capadose [4]) in Holland und (wenigstens der Abstammung nach) Disraeli in England ihre begabtesten Vorfechter erhalten. Vertritt doch ebenso die ziemlich zahlreiche Kaste der Juden-Missionäre, die wohl insgesamt frühere Juden sind, den allerschroffsten Standpunkt der Orthodoxie, wenn es auch nicht allen gelingt, so in den Vordergrund zu treten, wie M'Caul in England, Dr. Philippi in Rostock und Dr. Paulus Cassel in Berlin. Und daß die zum Katholizismus Uebergetretenen in der Reaktionstendenz wo möglich noch mehr leisten, haben der frühere Schauspieler, jetzige Mönch Cohen, der in der Pariser haute volée so beliebte Beichtvater Abbé Bauer, und der durch die eigene Erscheinung Marias bekehrte Abbé Ratisbonne bewiesen. Daneben aber steht als Vertreter echt evangelischer Milde und als entschiedener Bekämpfer der Tendenzen der Evangelischen Kirchenzeitung der berühmte Kirchenhistoriker Neander. Und daß es zumal an Vertretern der äußersten

---

[1]) Vgl. besonders seinen offenen Brief an den katholischen Klerus und an alle Katholiken Deutschlands und die ihm folgenden Schriften (Frankfurt 1863), sowie die Besprechung der Biron'schen Enthüllungen in der Allgem. kirchlichen Zeitschrift 1864, S. 276—283. Gerade noch in den letzten Tagen ist Biron wieder der Ketteler'schen Lobrede auf die Jesuiten mit detaillierten Angaben über die Erziehung des Mainzer Klerus entgegengetreten, nachdem der Bischof eine läppische Klatschgeschichte eines radikalen Blattes mit dem ihm in solchen Fällen eignenden Geschick verwertet hatte.

[2]) Vgl. die Auseinandersetzung mit Stahl in den Protest. Monatsblättern von 1865 und die Erörterungen Hundeshagens in seinen Beiträgen zur Kirchenverfassungsgeschichte, S. 510 ff.

[3]) Vgl. meine Charakteristik da Costas in den Protest. Monatsbl. von 1861.

[4]) Vgl. seine eigene, in mehrere Sprachen übersetzte Bekehrungsgeschichte.

Linken nicht fehlte, die denselben Einfluß ihrer Stammesbegabung im direkten Gegensatz zu den Erstgenannten verwerteten, haben nicht bloß Börne und Heine und Fanny Lewald, sondern noch viele andere „Genies" an den Tag gelegt[1]).

Nach dieser kurzen Rubrizierung der Uebertritte zum Protestantismus möchte ich noch einige bei diesen verschiedenen Fällen gleichmäßig zu Tage tretende Eigentümlichkeiten hervorheben; denn es sind diese Eigentümlichkeiten besonders bei dem Vergleich mit den umgekehrten Fällen sehr interessant: bei den katholischen Proselyten, wie verschieden sie auch unter sich sind, ist fast regelmäßig das gerade Gegenteil wahrzunehmen.

Zunächst ist es bei den protestantischen Proselyten, deren frühere Entwickelung uns offen vorliegt, besonders bemerkenswert, wie sie erst nach reiflicher Ueberlegung und langem Zögern sich zu dem entscheidenden Schritte entschließen, und nur durch die klare Gewissensüberzeugung, innerhalb ihrer Kirche nicht mehr im rechten Sinne wirken zu können, genötigt, eine fruchtbarere Stätte für ihre Wirksamkeit aufsuchen. Es mögen uns Goßner und Graf Benzel-Sternau als Zeugen dafür dienen, wie bei den verschiedenen Nüancen der Proselyten sich dies gleichmäßig wahrnehmen läßt. Treffend hat Bethmann-Hollweg nach Goßners eigenen Mitteilungen geschildert, wie erst „der Druck des römischen Wesens in ihm wie in Boos und Lindl den ersten Gedanken an einen Uebertritt zur evangelischen Kirche geweckt hat". Wir entnehmen daher dieser für alle ähnlichen Fälle als Typus dienenden Schilderung einige Details: „Eine innere Nötigung dazu hatte er so wenig als Boos bis dahin empfunden. Wie Sailer schon Lehre und Kultus der römischen Kirche geistig gedeutet hatte, so standen auch seine Schüler, nachdem sie zum Leben des Geistes erweckt worden, in dem guten Glauben, nur lebendig zu besitzen, was die Schriftgelehrten und Pharisäer ihrer Kirche im Buchstaben hatten.

[1]) Es ist ein sehr bezeichnender Umstand (der zugleich eine merkwürdige Parallele dazu bietet, daß so viele katholische Konvertiten sich durch möglichst weit getriebenen Fanatismus hervorthun), daß unter diesen modernen Judenchristen Neander als Vertreter einer besonnenen Mitte fast allein steht, während die beiden Extreme ihre Anziehungskraft für Proselyten gleich sehr bewährten. Man fühlt sich bei dieser Erwägung unwillkürlich an das strenge Urteil von Harms über die Judenmission erinnert (vgl. Neue Evangel. Kirchenztg. 1866, S. 89), „daß unter hundert Einzelbekehrungen kaum eine aufrichtig sei, daß die Träume von einer Rückkehr der Juden ins gelobte Land und von einem judenchristlichen Reiche in Kanaan als Mittelpunkt der ganzen Christenheit weiter nichts als Träume und geradezu der heiligen Schrift entgegen seien".

Goßner selbst sagte mir einige Jahre später: „Unsere Ketzerei steht in allen Meßgebeten.“ In einem Traktat, „der altkatholische Glaube“, wies er nach, wie die erleuchtetsten Kirchenväter ebenso gelehrt. Man muß es in „M. Boos“ nachlesen, wie dieser schon von Natur gerade und grundehrliche Mann sich in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Tridentinum weiß. Mag man es Mangel an theologischer Bildung, an der es ihnen nach Art der Sailer'schen Schule doch keineswegs fehlte, oder unbedingte Unterordnung des menschlichen Kirchenbuchstabens unter Gottes Wort und Geist nennen: kurz, ihr Gewissen trieb sie, an der Stelle, wohin Gott sie gesetzt, das Evangelium mutig zu bezeugen, nicht zu einer anderen Kirche überzutreten.“ — Während mehrerer Jahre bleiben daher die Freunde in ihrer Heimatkirche die Mittelpunkte einer sich immer mehr ausdehnenden „Erweckung“; ihr konfessioneller Standpunkt zu dieser Zeit, der völlig die Züge der besten Art des Pietismus trägt, wird wiederum schlagend von Bethmann-Hollweg charakterisiert: „Mit den gläubigen Kreisen in der evangelischen Kirche, Nürnberg, Basel, Herrnhut, wurde die brüderliche Verbindung angeknüpft und unterhalten. An eine äußere Reform oder gar eine Vereinigung der Kirchen ward nicht gedacht, aber innerhalb der katholischen Kirche die lebendige Gemeinde zu einem Brüderbund, dem Herrnhutischen ähnlich, zu verknüpfen, so daß sie in der Hand des Herrn ein Werkzeug zur Errettung vieler, zum Bau seines unsichtbaren Reiches werden könnte, war ein Gedanke, der ihnen damals nicht fern lag.“ Ebenso kann man es im einzelnen in dem erwähnten Aufsatze nachlesen, wie erst, „als die Restauration des äußeren Kirchentums [durch den Jesuitenorden] dieser Geistesbewegung Schranken setzen wollte“, die bayerischen „Evangelisten“ die Zeit für gekommen erachteten, „in eine andere Stadt zu fliehen“.

Wie merkwürdig ist nun bei aller Verschiedenheit der mehr rationalistischen oder mehr pietistischen Denkart die Uebereinstimmung in der ganzen Entwickelung, wenn wir hierneben den Brief des Staatsministers des früheren Großherzogtums Frankfurt, des Grafen Ernst von Benzel-Sternau, halten, worin er (am 24. Juni 1827) in seinem und seines Bruders Gottfried Namen die Frankfurter Stadtpfarrer Kirchner und Friederich bittet, sie in die evangelische Kirche baldmöglichst aufzunehmen![1]) „Seit ich wahrhaft denke, war ich nur Christ durch und für das menschensatzungsfreie Evangelium, den Gegenstand

[1]) Vgl. auch die übrigen Aktenstücke in der Zeitschrift „Der Protestant“, II. Band, 2. Heft, S. 55—79.

meiner Liebe, Erwägung und Verehrung. Hieraus folgt von selbst, daß ich dem Wesen nach schon längst den Katholizismus verließ. Die innigste Ueberzeugung von der Wahrheit und Heiligkeit des Wortes: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben", aber ließ mich um so weniger Wert auf die auch förmliche Lossagung von der römischen Kirche legen, je klarer, wechselseitig verträglicher, gemeinschaftlich der echten Christengesinnung nachstrebender die Zeit überhaupt, zumal aber in Deutschland war und wurde, welche meine Jünglings- und Mannesjahre enthielt. Jetzt indessen, da ich mit dem Schlusse meines sechzigsten Jahres an der Pforte des Alters stehe, ändert sich mit unsäglicher Schnelligkeit die Gestaltung der Zeit und des Strebens; es sind die alten Feinde des evangelischen Lichtes und des echt christlichen Heilandsgeistes von neuem aufgestanden, die Glaubensspannung nimmt täglich zu, der Glaubenskampf dürfte kaum ausbleiben. In solchen Verhältnissen ist jedermann schuldig, seinem inneren Glaubensbekenntnisse auch das äußere beizufügen, seine Glaubensfreiheit zu schützen, der erkannten Wahrheit das Zeugnis zu geben und für sie streitbar zu werden. Aus diesen Gründen habe ich den förmlichen Austritt aus der römisch-katholischen Kirche beschlossen."

In ganz ähnlicher Weise spricht sich auch der Grundherr der Henhöfer'schen Gemeinde, Baron v. Gemmingen, aus in seinen „Worten der Liebe und des Trostes — bei seinem Uebergange in die evangelisch-protestantische Kirche" (1823). Es hat ihn „eine sehr lange, reiflich durchdachte, vor allem aber eine am Herzen erfahrene gründliche Ueberzeugung" dazu bestimmt; als daher diese Ueberzeugung in ihm zur Reife gelangt war, hätte er „es für eine „Verleugnung Christi ansehen müssen, wenn er sich durch Menschenfurcht oder andere zeitliche Gründe hätte abhalten lassen, die erlangte Wahrheit auch freimütig vor der Welt zu bekennen".

Wie wir somit überall bei den protestantischen Proselyten die ernsteste eigene Ueberzeugung wahrnehmen, die erst nach genauer Erwägung aller anderen Möglichkeiten zu dem äußersten Schritt übergeht, so stimmt damit auffällig auch das Benehmen der befreundeten und bekannten Protestanten überein. Nicht nur liegt denselben jede Art von Proselytenmacherei fern, sondern sie stehen ernst mahnend und prüfend der Sache gegenüber. So hat Goßner, als er sich bei den ersten aufsteigenden Gewissensbedenken fragend an Schöner in Nürnberg wandte, die Antwort erhalten: „Bleibe, wo Du bist, der lutherische Teufel ist ebenso schwarz als der katholische." So hat Henhöfer nicht bloß ohne Zureden anderer, sondern sogar ohne alle litterarischen

Hilfsmittel mit alleiniger Ausnahme der Bibel in der Untersuchungszeit in Bruchsal seine klaren, überzeugungsvollen Gedanken über den Unterschied der Schriftlehre und der katholischen Erblehre niedergeschrieben, die den Hauptinhalt seines „Glaubensbekenntnisses" ausmachen. So hat nicht minder Helferich, als er in seiner inneren Bedrängnis an Goßner und Henhöfer um Rat bittend schrieb, Briefe von beiden erhalten, welche köstliche Dokumente sind für die Art, wie sich der echte Protestant in solchen Fällen verhält[1]).

Sind es daher rein ethische Wege, auf denen die von uns erwähnten verschiedenen Proselytenklassen sich von Rom entfernt haben, und sind sie durch eigene Ueberzeugung, ohne Beeinflussung durch andere, diese Wege gegangen, so ist endlich auch der weitere Verlauf insofern beachtenswert, als wir ihnen eher Nachteil wie Vorteil infolge des Uebertritts erwachsen sehen. Während für die katholischen Konvertiten in der Regel schon vorher gesorgt ist, und sie besonders im Fach der k. k. österreichischen „Historiographie" — man denke nur an Schlegel, Hurter, Gfrörer — verwandt werden, erwachsen den protestantischen Proselyten meist die größten Unbequemlichkeiten. Wie lange hat nicht selbst der talentvolle Goßner herumsuchen müssen, bis er — und auch das nur durch besondere Vermittelung — eine neue Anstellung fand! Und bei anderen ist das noch viel mehr der Fall gewesen; allein in den westlichen Provinzen Preußens und in Schlesien ließen sich Dutzende von analogen Beispielen nachweisen. Dafür unterscheiden sich freilich auch gleichzeitig die Bekehrungsgeschichten hüben und drüben im Durchschnitt sehr von einander; man vergleiche nur Schriften wie die der Gräfin Hahn „von Babylon nach Jerusalem" und des Herrn Lämmer „Misericordias Domini" mit ihrem maßlosen Schimpfen auf die verlassene Konfession und daneben die taktvolle und in nichts verletzende Schilderung der Feierlichkeit, wie die Holzhausen'sche Gemeinde in die evangelische Kirche aufgenommen wird, in der Helferich'schen Broschüre.

Es ist also jedenfalls eine sehr beachtenswerte Erscheinung der Gegenwart, diese lange Reihe protestantischer Proselyten. Und dabei ist es immer nur ein kleiner Bruchteil, den ich hier vorgeführt habe. Schon die 1833 erschienene kleine Schrift von Amthor „de apostasia" zählt noch viele bis dahin vorgekommene Fälle auf; seitdem haben sich die bekannt gewordenen Uebertritte noch um ein Bedeutendes vermehrt, und gewiß sind ihrer noch viel mehr vorgekommen, als sich

[1]) Vgl. in der erwähnten Schrift von Helferich S. 30 und 37.

verfolgen läßt, da nicht nur bei den einzelnen Ereignissen kein Aufhebens davon gemacht wurde, sondern auch solche Sammlungen von „Konvertitenbildern", wie der Katholizismus sie besonders liebt, auf protestantischer Seite ganz fehlen. Wir dürfen daher gewiß mit Recht sagen, daß diese große Menge von Konversionen uns einen tiefen Einblick thun läßt in das unter der scheinbar erstarrten Oberfläche innerlich so tief erregte religiöse Leben unserer Tage. Noch viel mehr wird das aber hervortreten, wenn wir nun die umgekehrten Fälle daneben stellen, die uns Protestanten auf dem Wege nach Rom zeigen.

Nicht weniger wie acht verschiedene Geistesrichtungen haben wir bei diesen katholischen Konvertiten zu unterscheiden, ja, es ließen sich selbst diese Hauptkategorien noch wieder mannigfach teilen. Finden wir doch zunächst darunter zahlreiche Vertreter derjenigen Aristokratie, die, in erster Reihe der ihre Vorrechte aufhebenden Revolution feindlich, auch zum Gegner der Geistesrevolution des sechzehnten Jahrhunderts wurde, welche den ersten Keil in die mittelalterlichen Ideale hineintrieb. Wir sehen daneben die Vorfechter der romantischen Dichterschule, der nicht minder wie der Feudalaristokratie das Mittelalter als die ideale Zeit und die Reformation als der Beginn des Verderbens erschien. Und wie die Dichter, so haben andere Künstler und Kunstfreunde dieselben Wege nach Rom eingeschlagen. Ihnen reihen wiederum Männer ganz anderer Art sich an, starre Juristen, die die unbedingte Herrschaft der Autorität im Katholizismus viel mehr gewahrt fanden wie im Protestantismus. Und dasselbe Bedürfnis nach fester Autorität hat einer fast unübersehbaren Reihe von Damen Sehnsucht nach dem Felsen Petri einflößen müssen. Ja, dieser Fels Petri imponierte nicht minder Leuten, die im Anfang das andere, alles umstürzende Extrem verfochten und nun das alte Wort: „Les extrèmes se touchent" neu bewährten. Pietismus und Orthodoxie sind ebenfalls für nicht Wenige die Brücke zum Romanismus geworden und im Gegensatz dazu wiederum für andere so abstoßend gewesen, daß sie gerade, um ihrem sie anwidernden „Echauffement" zu entgehen, die „maßvolle Ruhe" des Katholizismus lieber und lieber gewannen, bis sie endlich sich selbst zu ihr flüchteten. — Versuchen wir es nun, die Hauptvertreter dieser verschiedenen Richtungen in Kürze zu charakterisieren, um so auch den Weg ihrer Gesinnungsgenossen mit erklären zu können[1]).

[1]) Wie vielfach die Proselytenreihe unseres Jahrhunderts katholische Federn in Bewegung gesetzt hat, beweisen unter anderem an Erscheinungen der letzten Dezennien

I. Als der Vorläufer aller späteren Konvertiten der Aristokratie tritt uns um die Grenzscheide des Jahrhunderts Graf Friedrich Leopold Stolberg entgegen, der gerade im Jahr 1800 den Glauben seiner Vorfahren abschwört. Seine Motive dazu und die Entwickelung, die er durchlaufen, sind charakteristisch nicht bloß für ihn, sondern auch für die ganze geistige Richtung, die seinen Fußstapfen folgt; schon deshalb thut es not, gerade diesen ersten Fall etwas genauer zu betrachten, noch mehr aber deshalb, weil das Urteil über Stolbergs Handlung so gar nicht feststeht. Je mehr eine geschichtswidrige Parteitendenz die ganze Periode des Rationalismus in Grund und Boden zu verdammen gelehrt hat, desto mehr ist es Mode geworden, Stolbergs Uebertritt ganz dieser bösen Zeitrichtung in die Schuhe zu schieben, und der eine hat es dem anderen nachgebetet, ein so hoher und tiefreligiöser Geist wie Stolberg habe es „unter der Luftpumpe des Rationalismus" nicht aushalten können und sei eben deshalb in die gläubigere Mutterkirche geflüchtet. Und je mehr man auf Stolbergs Seite sich stellte, desto ungünstiger behandelte man natürlich den gehässigen Freund, der die Motive, „wie Fritz Stolberg ein Unfreier ward", anders zu erklären gewagt hatte. Voß war ja dem frommen gläubigen Stolberg gegenüber der Vertreter jenes Rationalismus, durch dessen absolutes Schmähen und Verdammen heutzutage so viele ihre Gläubigkeit am besten an den Tag legen zu können glauben. Für den tiefreligiösen Sinn, der in Voß' Morgen- und Abendliedern, für die kernige Auffassung des pastoralen Berufes, die in seiner „Luise" zu Tage tritt, hat man auf solchem Standpunkt so wenig Sinn wie für die würdige Motivierung seiner Streitschrift: „Zeugen muß ich und will ich, ein Greis wider den Greis, eingedenk, daß wir bald jenseits . . . den Gebrauch der anvertrauten Talente verantworten müssen; nicht frank und getrost für die Wahrheit gezeugt zu haben, wäre das Erste, was ich nach dem Erwachen aus dem letzten Schlummer zu bereuen hätte." — Es würde uns hier natürlich viel zu weit führen, auf die verschiedene

---

die Sammelwerke von Hoeninghaus (Chronologisches Verzeichnis der denkwürdigen Bekehrungen von Protestanten zur katholischen Kirche. Aschaffenburg 1837), Rohrbacher (Uebersichtliche Darstellung der Bekehrungen zur katholischen Kirche seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Schaffhausen 1844. 2 Bände) und Rosenthal (Konvertitenbilder, Schaffhausen 1866, von denen bis jetzt jedoch erst ein Band erschienen ist.) Außerdem werden wir fast bei allen bedeutenderen Proselyten selbstgefertigte Beschreibungen ihrer Konversion zu verzeichnen haben. Selbstverständlich sind es vor allem diese katholischen Quellen, auf die wir uns stützen.

Beurteilung des Stolberg'schen Schrittes im einzelnen einzugehen. Es kann auch in dieser Beziehung nicht bloß auf die katholische Darstellung in dem Menge'schen Buch „Fr. L. v. Stolberg und seine Zeitgenossen" hingewiesen werden, wie ja überhaupt bei all diesen „Konvertitenbildern" die katholischen Lobreden die lehrreichste Lektüre sind, sondern es sind auch die bezeichnendsten Aeußerungen von Gleim, Jacobi, Herder und Lavater in dem Anhang zu dem zweiten Bande von Gelzers Litteraturgeschichte übersichtlich zusammengestellt, und wer ein selbständiges Urteil über den so arg verunglimpften Voß gewinnen will, dem wird die eigene Lektüre seiner Streitschrift und der Vergleich mit der Stolberg'schen Entgegnung sehr lohnend sein. Mag man dann auch von Voß' Urteilsweise noch so verschieden urteilen, so behalten doch die authentischen und beglaubigten Facta, die er anführt, ihren vollen Wert. Hier begnügen wir uns daher, unser eigenes, von der theologischen opinion publique allerdings sehr abweichendes Urteil, daß Stolbergs Uebertritt nicht von fern in der damaligen Herrschaft des Rationalismus, sondern in seiner eigenen Gemütsart begründet war, und daß ein so gearteter Charakter wie der seinige unter gleichen Verhältnissen auch heute denselben Weg gehen würde, kurz durch einige Thatsachen zu begründen.

Auch wir halten Stolbergs Beweggründe für durchaus achtungswerte; auch wir glauben, daß seine Individualität nur in der katholischen Form der Religiosität Befriedigung finden konnte, aber wir sehen den Grund dazu zunächst in seiner dichterischen Weichheit und Unklarheit und in dem damit zusammenhängenden Bedürfnis nach sinnlicher Nähe des Göttlichen und nach äußerlicher unfehlbarer Autorität, finden durch alle seine Schriften das rein historische Urteil von Voß bestätigt, daß „in seiner Seele die Urteilskraft dem Gefühl und beide dem Witz und der Phantasie untergeordnet seien", daß „sein Kopf vom Herzen, sein Herz von der Phantasie abgehangen habe". (Vgl. Voß im Sophronizon, 1819, III. Heft, S. 5. 40.)

In zweiter Reihe erscheint uns seine Auffassung des Adels als „eines edleren Menschenstammes von eigenem Ehrgefühl, erhaben über die niedrige Denkart der Unadeligen und dadurch zu Vorzügen berechtigt", als der Grundzug seines Charakters, der alle seine Schritte gelenkt hat. Es begreift sich daraus vollkommen seine wechselnde Stellung zur Revolution, die er anfangs (so bei den Jubelfesten vom 21. und 30. Juli 1789) als Schüler Klopstocks und Glied des Hainbundes jubelnd begrüßte, so lange sie nur den Thron allein beschränkte, bald aber, und zwar von dem Augenblick an, wo sie (am 4. August

1789) zur Aufhebung der Lehensrechte fortschritt, ebenso glühend zu hassen begann. Es begreift sich aus derselben Auffassung der Aristokratie die stets zunehmende Verbitterung gegen die „Jakobiner" und „Illuminaten" und die immer weitere Ausdehnung dieser Begriffe, bis sie endlich den ganzen Protestantismus umfassen, der „dem Fürsten sein Reich, dem lieben Gott seine Gottheit abprotestiere, nichts Positives, nur Negatives, nur Nullen ohne vorstehende Zahlen kenne". Zeigte sich doch die grundverkehrte Auffassung des adeligen Standes sogar in der traurigen Einwirkung auf seine Kinder, indem die Knaben das Lernen nicht nötig zu haben erklärten, die kleine Tochter aber höchlich verwundert war, als sie eine befreundete Dame mit Stricken beschäftigt fand und sich das Rätsel zuletzt mit dem Ausruf: „Ach, Du bist dann auch so eine Art Bauernmensch!" zu deuten versuchte. In solcher Erziehungsmethode ist denn doch in der That weniger Adel als eigentliches Junkertum zu verspüren. Zu Lebzeiten seiner edlen, geist- und gemütvollen ersten Frau ist allerdings Stolberg selbst noch ein anderer, aber mit ihrem Tode (1788) hat er im wörtlichen Sinne seine bessere Hälfte verloren, und seit seiner zweiten Ehe wird der ganze Ton seines Hauses immer stolzer und prunkender.

Als drittes Moment der Erklärung von Stolbergs Uebertritt muß uns die kluge Beeinflussung seiner persönlichen Vorzüge und Schwächen seitens seiner Bekehrer erscheinen. Hat doch die große Kunst des Jesuitismus immer darin bestanden, an jedem Ort, für jeden Zweck, für jede Individualität die gerade passenden und wirksamen Einflüsse in Bewegung zu setzen. Das hat nun gerade der Gallitzin'sche Kreis meisterhaft in diesem Falle verstanden. Schon der erste Besuch, den St. gerade vor seiner italienischen Reise (1791) in Münster bei der Fürstin Gallitzin macht, bleibt nicht ohne Nachwirkung. Besonders weiß man passenden Umgang für ihn zu besorgen; wie er in Neapel mit den beiden Herren von Droste zusammentrifft, die ihn nach Sizilien begleiten, so hat er in Wien besonders mit den Gegnern der Josephinischen Bestrebungen verkehrt. In solcher Begleitung sieht er denn auch in Rom nur das prachtvolle feierliche Hochamt. Aberglauben und Unsittlichkeit des Volkes bleiben ihm verdeckt und verborgen. — Ganz besonders aber hat der Gegenbesuch, den ihm die Fürstin nach seiner Rückkehr (1793) macht, die verwundbaren Stellen in seiner früheren Ueberzeugung zu treffen gewußt. Wenn er 1800 bei seinem Uebertritte selbst von seiner siebenjährigen Untersuchung der religiösen Kontroverse erzählt, so weist er uns eben damit selbst auf diesen ersten Besuch des Gallitzin'schen

Kreises als Anfang seiner Erwägungen. Und wenn schon äußerlich die Besuchenden ihre katholische Gesinnung an den Tag legten durch genaue Beobachtung der Festtage, des Kreuzschlagens, der anderen Zeremonien, durch den umständlichen Besuch der Messe in Lübeck, so werden sie gewiß nicht weniger im stillen ihren Gastherrn der Verdammnis zu entreißen gestrebt haben.

Von jetzt an ist denn auch in der That ein stetiger Fortschritt in Stolbergs Konvertierung zu verfolgen, und zur richtigen Beurteilung seines Charakters darf man auch diesen allmählichen Verlauf nicht außer acht lassen. Schon der erste Besuch des Gallitzin'schen Kreises hatte Stolbergs Grimm gegen die „Jakobiner" gesteigert; der zweite Besuch im folgenden Jahre (1794) bringt seiner Gemahlin Münster'sche Andachtsbücher, begeistert ihn selbst zu seiner Ode gegen die Westhunnen und zu seiner dichterischen Bitte an die Fürstin, ihn auf ihren Schwingen zur ewigen Sonne emporzuheben, veranlaßte endlich die Entlassung des Hauslehrers Delbrück, der nicht für die Kreuzzüge zu schwärmen verstand. Der dritte Besuch (August 1797) wußte nach außen hin, besonders durch Overbergs Vermittelung, den verdammungssüchtigen Geist des römischen Katholizismus wegzudeuten; aber schon das folgende Jahr zeigte die neuen Fortschritte des Konvertiten. Der gefahrdrohende Unterricht der gräflichen Kinder durch Boie und Voß wurde inhibiert und ein eidweigernder französisch-katholischer Geistlicher als Hauslehrer angestellt. Der Einfluß dieser Gattung der französischen Geistlichen aber, die für ihre Ueberzeugung gelitten hatten und sie nun natürlich um so eifriger vertraten, ist bekanntlich in jenen Jahren auch anderweitig, so z. B. in England, zu spüren gewesen. — Wohl eiferte nun noch gleichzeitig derselbe holsteinische Kirchenpatron, der seine Kinder einem strengen Katholiken anvertraut hatte, heftig gegen die damalige neue Kirchenagende von Bernstorff und Adler, als „weder mit dem Bekenntnis noch mit der Bibel übereinstimmend". Wohl hielt er noch im Dezember 1799 bei der Einführung eines Geistlichen eine Rede, in der er die strengste Verpflichtung auf die lutherischen Symbole vertrat. Daß aber diese Art der Orthodoxie auch bei ihm nur das letzte Stadium auf dem Wege nach Rom war, konnte nicht deutlicher hervortreten als durch die kurze Frist bis zum Februar 1800, wo er das Luthertum feierlich abschwor. Und diesem geheimen Uebertritt in Emkendorf folgte noch in demselben Jahre das offene Bekenntnis in Münster.

Stolbergs Konversion hat damals ungeheueres Aufsehen gemacht, jetzt würde sich kaum mehr jemand über sie wundern. Es sind seit-

dem so viele ähnliche Fälle gefolgt, daß die Bedeutung seines Schrittes nur darin liegt, daß er der erste seiner Art war, und nur aus diesem Grunde war es wichtig, ihn durch eine ausführlichere Darlegung in das rechte Licht zu stellen. Aus keinem Stande haben sich die katholischen Konvertiten so rekrutiert als aus dem höchsten und hohen Adel. Ich erinnere nur aus regierenden Häusern an den Herzog Friedrich von Gotha (1817) und den Herzog Friedrich Ferdinand von Anhalt-Köthen (1827), der nach seiner Bekehrung in Paris nichts Eiligeres zu thun hatte, als eine Jesuitenstation in Köthen zu gründen, und aus mediatisierten Familien an die Prinzen Löwenstein-Wertheim-Freudenberg (aus der, im Unterschied von dem Rosenberger, dem Prätentenden Dom Miguel verschwägerten Zweige, evangelisch gebliebenen Linie) und Isenburg-Birstein, von denen jener schon seit mehreren Jahren als gelehriger Schüler Herrn v. Kettelers das alter ego des Kanonikus Moufang in der ersten Darmstädtischen Kammer ist, dieser (erst 1838 geboren und 1861, kurz vor seiner Heirat mit einer toskanischen Prinzessin, bekehrt) gerade jetzt in der Schrift „die neue Aera in Baden" das Möglichste von allem geleistet hat, was überhaupt hitzköpfiger Proselytenеifer produzieren kann [1]). Aller Wahrscheinlichkeit nach sind aber die bisherigen Uebertritte aus diesen Kreisen erst kleine Vorzeichen von dem, was noch zu erwarten steht, wenn wir an die Sehnsucht von Blättern wie der Kreuzzeitung und dem Volksblatt für Stadt und Land nach den Fleischtöpfen Aegyptens einerseits und an den Einfluß solcher Jesuitengönner wie des Herrn v. Ketteler in den ältesten protestantischen Adelsfamilien andererseits denken. Und jene schlesische Gräfin, die den Katholizismus für die einzig passende Religion der Leute comme il faut erklärte, hat nur das ausgeplaudert, was große Kreise unserer Aristokratie denken [2]). Ja, daß solche Einflüsse sich nicht bloß in Deutschland, sondern sogar in der freien Schweiz spürbar gemacht haben, hat der Uebertritt des

---

[1]) Es ist allerdings nach der Individualität dieses jungen Mannes, der durch die Schroffheit seines Hauslehrers, eines Verwandten des Kreuzzeitungs-Wagener, und durch die Intriguen seiner katholischen weiblichen Verwandten dem Protestantismus entfremdet wurde, wahrscheinlicher, daß die erwähnte Broschüre nur, um mehr Furore zu machen, mit dem prinzlichen Namen geschmückt worden ist. Es wird darin unter anderem die Intervention nicht bloß des Deutschen Bundes, sondern auch der Garanten des Westphälischen Friedens in der Schulfrage wie in dem Schenkel'schen Streite angerufen. Die badische Protestpartei hat eigentümliche Bundesgenossen.

[2]) Die die Zahl der Männer weit übersteigende Reihe von konvertierten Damen denke ich nachher besonders zusammenzustellen.

Bundesstatthalters v. Mohr in Chur bewiesen, der seinen patrizischen Zug schon früh durch seine Kollektion von Wappenbriefen ins Licht gestellt, später mit den Führern der reaktionären Partei in der Schweiz vor dem Sonderbundskriege in engster Verbindung gestanden hatte, und schließlich von der schon vorher bekehrten Tochter sich selber bekehren ließ [1]).

II. Wie sehr die romantische Dichterschule von katholisierenden Tendenzen ausging, bedarf heute für niemand mehr eines Beweises. Die „monderhellte mittelalterliche Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält", die ideale Zeit der Kraft und Würde, der Einfachheit und Gläubigkeit, der Poesie und Kunst war ja im Gegensatz sowohl zu der Antike als zum modernen Geist der Lieblingsgedanke aller ihrer Vertreter; die „nackte, leere, dürftige, poesielose" Reformation schreckte nicht bloß die katholischen, sondern auch die protestantischen Romantiker ab. Und wie gerade ihr eigentliches Haupt, Friedrich von Schlegel, selber die Konsequenz der Konversion zog, ist aus jedem Handbuch der Litteraturgeschichte bekannt. Uns kommt es wiederum nur darauf an, die Motive zu seinem Schritt und die allmähliche Entwickelung, die ihm vorherging, näher verfolgen zu können, wie sie während des Kölner Aufenthaltes (1804—1808) vor sich ging. Und dazu dienen uns nicht bloß Schlegels eigene Briefe aus jener Zeit, sondern noch mehr die seiner Frau, der Seele nicht bloß der Schlegel'schen Werke, sondern der ganzen romantischen Schule, die, nachdem sie seinetwegen den treuen Gatten (den Bankier Veit) verlassen, zunächst seine Geliebte, dann seine Frau und erst durch ihn protestantisch, nachher mit ihm katholisch wurde. Es war nun gerade in den Jahren der Not und Ungewißheit, die dem Erscheinen der Lucinde (1799) und dem Dresdener und Pariser Aufenthalt (1802—1803) folgten, in welchem der Haß gegen die Protestanten, die nichts für ihn gethan hatten, der Umgang mit gefälligeren Katholiken, die Studien mittelalterlicher Kunst und Litteratur das Ehepaar schon lange vor dem Jahr 1808, wo der Eintritt in österreichische Dienste und der Uebertritt gleichzeitig stattfanden, innerlich der katholischen Kirche zuwandten.

Die erste Thatsache, die aus den in dieser Zeit geschriebenen Briefen beider Gatten frappant uns entgegentritt, ist die sich immer wiederholende Klage über ihre äußere Lage. Während Schlegel bald dieser, bald jener Aussicht auf Anstellung immer wieder vergebens

---

[1]) Vgl. die näheren Mitteilungen über ihn Protest. Monatsbl. 1854, 7. Heft, S. 71 ff.

nachgeht und bald in Köln zu diesem Zwecke Vorlesungen hält, bald mannigfache Reisen zu demselben Zweck macht, ist seine Frau allein in Köln, ohne Freunde und Bekannte, selbst ohne Magd, hat nur einen alten Kölner zur Bedienung. So sehr kommt sie in Not, daß sie ihre alte Freundin, die Frau des bekannten Professor Paulus, direkt um Unterstützung ansprechen muß (4. Februar 1805). Und ebenso klagt er schon 1804 (19. Juni) über den Mangel einer sicheren und ruhigen Existenz, deren Vorteile er doch sehr zu goutieren weiß, wie die verlockenden Schilderungen nicht bloß der Pariser Theater, sondern auch der Krebse, Lachse und feinen Weine beweisen. Und die Haupteinwirkung der drückenden Lage auf ihn besteht in stets zunehmendem Groll gegen die, auf deren Hilfe er vergebens gerechnet. So äußert er sich unter anderem (27. März 1805) bitter über die heutigen Deutschen, die seiner nicht wert seien und ihn im Stich ließen; nicht einmal der kleine Kurfürst von Aschaffenburg kümmere sich um ihn. Er sagt gleichzeitig, es koste ihm Entschluß, an etwas Anteil zu nehmen; nur sein demnächst erscheinendes indisches Buch, um dessen vorherige Anpreisung er bittet, interessiere ihn noch; mit dieser einzigen Sache in der Welt sei es ihm eigentlich Ernst unter allen übrigen Späßen. Seine Frau bedauert inzwischen (12. Oktober 1805) besonders die ruinierende Unordnung in ihrer Haushaltung, klagt auch wohl (Mai 1805), daß die drückenden Nahrungssorgen ihr Stunden und Tage verderben und sie zu aller Arbeit unfähig machen.

Neben den Klagen geht dann aber das Rühmen der von den Kölner Katholiken erfahrenen Freundschaft, die eine interessante Parallele bildet zu der Verbindung Stolbergs mit dem Gallitzin'schen Kreise, besonders auch in der klugen Behandlung der Konvertierungsfähigen von Seiten der Katholiken[1]). So gleich 1804 (19. Juli), nach den ersten Probevorlesungen ihres Mannes, hat Dorothea zu berichten: „Wir leben hier unter lauter Freunden, Anhängern und Verehrern von Friedrich. Die Aufnahme, welche uns widerfährt, ist so ausnehmend ehrenvoll und gutmütig, wie ich Dir gar nicht genug beschreiben kann. Man hat dieser Stadt in den aufgeklärten Reisebeschreibungen sehr Unrecht gethan." Aehnlich lauten weitere Briefe aus dem September und Oktober 1804. Und 1806 (23. Februar)

[1]) In sehr beachtenswertem und lehrreichem Gegensatz zu den auf Schlegel's Uebertritt hinwirkenden Kreisen steht übrigens der verdienstvolle Sulpice Boisserée, der nach dem Zeugnis seines neuerdings veröffentlichten Briefwechsels nicht nur nicht auf die Konversion hinarbeitet, sondern sich ernst mahnend, eher abratend wie ermunternd verhält.

ist sie schon ganz von den Kölnern begeistert: „Vorigen Sonntag war Karneval, ein Volksfest im eigentlichen Sinne. Man hat immer so viel von der Finsternis und Traurigkeit in Köln zu erzählen gewußt. Ich muß Dir aber sagen, daß wir das Volk nirgends so fröhlich, so ausgelassen lustig gefunden haben als eben in Köln." Und der Katholizismus ist nicht bloß lebensfrisch, sondern auch tolerant: „In ganz Köln, dem verrufenen Köln, ist nur ein einziger unbedeutender Geistlicher, der im vergangenen Jahre ein einziges Mal in einer Rede sagte, die Protestanten können nicht selig werden, und dieser Mann ist seitdem bei allen lächerlich geworden." Der dritte Umstand, der in dem Schlegel'schen Falle den Weg nach Rom illustriert, ist seine wirklich einzigartige Selbstüberhebung und sein mehr als verächtliches Urteil über die größten Geister unserer Nation. So heißt es (19. Juni 1804) von Schelling: „Seine Bücher sind von der langweiligen Art; besonders aber was Religionsmeinungen betrifft, sind mir die des Dey von Marokko oder des türkischen Kaisers interessanter." Von den Weimarer Koryphäen urteilt er (17. März 1805): „Die alten Deutschen liebe ich mehr als alles; aber was ist an den Neueren, mit Schiller, Schelling, Richter und anderen Kinderkrankheiten, da Goethe bis zur Eugenie dumm geworden, Fichte in Jena bleiben kann?" u. s. w. — Schlegels eigene Aeußerungen aber sind Kleinigkeiten gegen die Dorotheas. Sie sagt (16. Oktober 1804) von Goethe: „Ich habe immer eine Art Mißtrauen gegen ihn gehabt. Alt war der alte Herr schon längst; sonst hätte er die Eugenie nicht dichten können. Aber nicht alle, welche alt werden, sind deshalb so veraltet als er. Dazu muß man eben nie recht jung gewesen sein." Und etwas später (Mai 1805) schreibt sie gar: „Den Winckelmann von Goethe habt ihr doch gewiß schon gelesen? Was sagst Du zu diesem Sächsisch-Weimarischen Heidentum? Ich gestehe Dir, mir kommt das Ganze sehr flach, ja gemein, Goethes Stil unerhört steif und pretiös und die Antipathie gegen das Christentum sehr affektiert und lieblos vor." Noch mehr geht es über Fichte los (30. Juli 1806): „Hast Du Fichtes neue Schriften gelesen? Mein Volk hier liest sie und erzählt mir daraus. Ich lese nichts Neues selbst. Welch teuflischer Hochmut steckt darin, und wie kann man so verpreußen!" Eine merkwürdige Parallele zu dem in diesem Briefe gleichzeitig hervortretenden Preußenhaß bietet die in demselben Schreiben vorhergehende Aeußerung: „Ich sage Dir, es ist jetzt in Deutschland kein Heil als unter dem Hause Oesterreich. Möchte es doch wieder einmal glücklich werden! Hätten die Deutschen sich doch nie von ihrem Kaiser

losgesagt und alle, unter einem Oberhaupt vereinigt, jedem frechen Ausländer Trotz geboten!"

Bei der Zusammenwirkung dieser Einflüsse ist es gewiß nicht zu verwundern, daß das Schlegel'sche Paar schon längst vor dem äußeren Uebertritt innerlich völlig katholisch war. Schon der Brief Dorotheas vom 1. Dezember 1805 enthält eine ziemlich unverhüllte Andeutung: „Daß Tieck katholisch geworden sei, haben wir auch durch das Gerücht erfahren, offiziell aber noch nichts. Die öffentliche Handlung, dünkt mich, wäre hier nicht wichtig; im Herzen war er es schon längst und viele andere mit ihm." Ganz besonders aber sind es die Briefe von Weihnachten 1805 und vom 23. Februar 1806, die den Einwürfen der Frau Paulus gegenüber die eigene Stellung so deutlich nach jeder Seite hin charakterisieren, daß es keines erklärenden Zusatzes mehr bedarf. Ich glaube deshalb diese interessanten Dokumente vollständiger mitteilen zu müssen [1]).

Der Brief von Weihnachten 1805 lautet: „Dein antichristlicher Eifer hat mich ganz außerordentlich ergötzt. Der Tausend, Du disputierst ja wie ein Doktor. Nein, einer solchen Ueberlegenheit an Gründen bin ich nicht gewachsen. Ich habe überhaupt keine Gründe für meine Meinung; ich bekenne mich überwunden und geschlagen wie die Russen bei Austerlitz. Eine Stelle in Deinem Brief hierüber hat mich aber lange beschäftigt. Es waren die unterstrichenen Worte, daß ich mich von der modernen katholischen Wut hinreißen ließe. Wenn dumme Leute uns mit den Affen und albernen Nachahmern auf eine Linie setzen, so habe ich nichts dagegen, denn sie gehen mich nichts an. Wenn aber eine geistreiche Frau wie Du dies nicht zu unterscheiden weiß und nicht unterscheiden will, was denkende Männer wie Friedrich und wie Tieck thun und was jene albernen Nachbeter treiben, dann steht es schlimm mit der Welt. Es ist ebenso sündlich, Friedrichs Streben (denn von ihm ist eigentlich die Rede; ich will nichts anderes als mich ihm anschließen) nach der Wiederherstellung des echt christlichen Glaubens mit jenen Affensprüngen zu verwechseln oder zu vergleichen, als den Geist Luthers mit dem faden Geschwätz, das uns von unseren protestantischen Kanzeln ertönt. — Ich behaupte, Du bist im Grunde ganz unbewußt katholisch gesinnt; denn Dein Eifer, Deine Kraft, womit Du Dich dagegen stemmst, das

[1]) Sie sind wie auch die vorigen Auszüge sämtlich der Reichlin-Meldegg'schen, an wichtigen Aktenstücken so reichen Biographie: „Paulus und seine Zeit", entnommen und finden sich vollständig im II. Bande S. 334—340.

ist schon ganz und gar katholisch. Zur rechten Aufklärung unserer Zeit gehört dieser Eifer gar nicht. Zu diesem gehört die Neutralität zuerst, alsdann Bedeutungslosigkeit, Kraftlosigkeit, gedankenloses Nachplaudern, unbezähmte Eigenliebe, närrische Eitelkeit, platte Empfindlichkeit, Leerheit und Freudenlosigkeit. Was sagst Du zu meiner Litanei? Gott! sie ist ebenso gut als Deine gegen den Katholizismus! — Herrnhuter werden? Nein, das geht nicht. Die sind wenigstens ebenso geschmacklos wie die Katholiken. Ich meine, das Beste wäre, wir errichteten eine ganz neue Freimaurerloge, verbunden mit einem Liebhabertheater, alles im griechischen Kostüm. Das wäre für unser Zeitalter gewiß am passendsten."

Diesem absonderlichen Haß gegen den modernen Geist entspricht völlig die Verherrlichung des Katholizismus in dem folgenden Briefe (23. Februar 1806): „Ob ich glaube, fragst Du, daß die ewige Jugend im katholischen Glauben stäke? Freilich glaube ich das, und darum wäre es ebenso erwünscht, daß Du katholisch wärest, damit Du bis in Dein neunzigstes Jahr so lustig und liebenswürdig bliebest, wie Du jetzt bist. Aber in allem Ernst, es ist merkwürdig genug, wie die katholischen Dichter so bis in das späteste Alter in voller Jugendkraft blühten. Calderon ist über achtzig Jahre alt geworden, und seine letzten Sachen sind von seinen Jugendsachen an Kraft nicht zu unterscheiden. Cervantes war ebenso alt, als Goethe jetzt ist, als er den ersten Teil des Don Quixote schrieb, und seine anderen Sachen sind noch viel später. Dagegen ist in Shakespeare, dem ersten der protestantischen Dichter, sehr bemerkbar, wie seine Jugendsachen gegen seine im Alter geschriebenen abstechen. Man muß katholisch erzogen, mit diesen Ideen in der Kindheit zusammengewachsen sein, wenn sie in der Poesie die rechte Kraft haben sollen. Aber warum sollte es deshalb einem Gemüte, das sich von dieser Erscheinung angezogen fühlt, nicht erlaubt sein, sich ihr hinzugeben? Behüte uns Gott, in die Melodie von Voß und Goethe über Stolbergs Uebertritt mit einzustimmen! — Ich hasse diese Aufklärung unserer Zeit recht von Herzen, es ist noch nichts Gutes, nein, nichts von ihr hergekommen. Schon weil er uralt ist, zieh' ich den Katholizismus vor. Alles Neue taugt nichts. — Wir haben hier eigentlich die Religion, oder besser die Konfession, noch nicht geändert. Man hat uns kein Glaubensbekenntnis abgefordert. Wir halten uns also nicht für befugt, eines abzulegen. Sollte es aber gefordert werden, so sind wir entschlossen. — Ungeachtet aber, daß wir noch für Protestanten gelten und auch uns nicht dagegen erklärt haben, haben diese so verrufenen Katholiken doch

dem Friedrich die sehr wichtige Lehrstelle der Philosophie anvertraut. Die Orthodoxen haben im Anfang seine Vorlesungen besucht und haben die Hefte der Studenten untersucht, worauf sie dann, da sie seine Gründlichkeit und Mäßigung erkannten, ihm nicht allein ihre Zufriedenheit, sondern bei allen Gelegenheiten die ausgezeichnetste Achtung erzeigten. Wenn es ja welche giebt, die so aussehen, als könnten sie einmal Feinde vorstellen, so sind es die wenigen sogenannten Aufklärer. Ob ich glaube, fragst Du, daß die Künste in Deutschland eine Folge des Katholizismus seien? Allerdings glaube ich das. Wenigstens sind sie mit dem Katholizismus versunken, sowie sie mit diesem geblüht haben. Alles ist schlechter seitdem; ja, Deutschland selber ist darunter zu Grunde gegangen, und keine Kraft und kein Wille mehr darin als etwa noch in dem unglücklichen, unterdrückten und betrogenen Rest, wo auch noch ein kleiner Schimmer jenes alten Glaubens noch sparsam glimmt. — Du kannst mir freilich den Einwurf machen: Warum existieren denn jetzt nicht noch große Dichter unter den Katholiken, wenn es bloß die Religion macht? Es ist wahr! Das Zeitalter der Poesie scheint erloschen; aber es ist erst seit dem fürchterlichen Aufruhr der Reformation erloschen. Allenthalben hat dieser Aufruhr zerstört. — Ist nicht Klopstocks großes Werk kalt und hat seine Absicht, Volkspoesie zu werden, verfehlt, weil es protestantisch ist? — Unsere Gegner haben die „Europa" beschimpft und den „Lessing", dieses herrliche Werk, und über meine romantischen Dichtungen, die freilich unter Friedrichs Namen herauskamen, sind sie wie die Harpyen hergefallen."

Diesem Briefe der Frau hat denn auch der Mann noch ein nicht weniger bemerkenswertes Postskriptum hinzugefügt: „In Ihre dogmatischen Streitigkeiten mit meiner Frau mische ich mich nicht. Sie sehen selbst, was Sie sich für eine Predigt zugezogen haben. Um aber doch zu beweisen, wie ansteckend das Streiten und Predigen ist, will ich wenigstens noch eins hinzufügen aus dem Meinigen. Wenn Sie uns für etwas parteiisch halten für die Katholiken, so muß ich nur gestehen, daß dies zum Teil der Fall ist aus persönlicher Freundschaft. Diese allgemeine Achtung und diese herzliche Freundschaft fand ich nur bei diesen sehr verdammten Menschen. Meine ehemaligen sogenannten Freunde, als calvinische, lutherische, herrnhutische, theistische, atheistische und idealistische mit eingerechnet, haben sich, meinen leiblichen Bruder ausgenommen, der aber auch ein sehr schlechter Calviner ist, sämtlich als wahres Zigeunergesindel gegen mich aufgeführt."

Einer so genauen Selbstporträtierung braucht gewiß nichts mehr hinzugefügt zu werden als die paar äußeren Facta, daß diese Zeit äußerer und innerer Ungewißheit zwei Jahre darauf zu Ende ging mit Schlegels Anstellung als kaiserlicher Hofsekretär im Hauptquartier des Erzherzogs Karl und dem damit zusammenfallenden Uebertritt des Ehepaares. Schon 1813 (10. April) kann Dorothea mitteilen: „Friedrich wird hübsch dick, Du würdest ihn wohl schwerlich wiedererkennen, und ich bin in Wien schrecklich alt geworden." 1815 wurde Schlegel Legationsrat in Frankfurt, 1818 in Rom, seit 1819 wohnte er in sorgenfreier bequemer Lage als Herr von Schlegel in Wien. Der Kontrast von Wien und Köln könnte nicht schärfer sein. Noch sei aber zur Vervollständigung dieser Notizen erwähnt, daß Schlegel selbst 1829 in Dresden starb, seine Frau ihn aber noch zehn Jahre überlebte und ihre letzten Jahre im Hause ihres Sohnes erster Ehe, des Malers Philipp Veit in Frankfurt, zubrachte.

Bei Tieck ist bekanntlich der Verdacht des direkten Uebertrittes grundlos gewesen; nicht minder wie Schlegel durch die Romantik dem Protestantismus entfremdet, hat er doch das andere Extrem vorgezogen und allem kirchlich-religiösen Leben den Rücken gekehrt. Dagegen folgte schon zwei Jahre nachher dem Schlegel'schen Beispiele derjenige Dichter, der die wenig ethische Art der romantischen Schule in seiner früheren wie seiner späteren Periode gleich sehr an den Tag gelegt hat. Zacharias Werner hatte durch die Uebertreibungen in seinen Calderon nachgeahmten Tragödien nach dem Urteil eines berühmten Litterarhistorikers bewirkt, „daß die Dramatik des Tages ganz verwildert und den Schauspielern jeder Sinn für Natur und Wahrheit wieder entwöhnt ward." „Durch seinen regellosen, ungeordneten Lebenswandel erschöpft, wurde er dann (nachdem er vorher in der „Weihe der Kraft" Luther verherrlicht oder vielmehr travestiert hatte) in Frankfurt katholischer Priester (1811) und versammelte schließlich in Wien (besonders zur Zeit des Kongresses) einige Jahre lang die lüsternen abgelebten Weltkinder durch zweideutige Andachtspredigten um sich." Möglich, daß das Gemisch von Uebergeistigkeit und übereizter Sinnlichkeit, das in der ganzen romantischen Schule so traurig hervortritt, bei ihm durch den Keim einer von seiner Mutter ererbten Geisteskrankheit verstärkt worden war; ein Uebertritt aus ethischen Prinzipien wird allerdings ihm nie nachgesagt werden[1]).

---

[1]) Werners Werke sind (Grimma 1840) gesammelt in 15 Bänden erschienen.

Von anderem persönlichen Wert, aber ihrer geistigen Tendenz nach auch ganz der romantischen Dichterschule angehörig, ist die fromme Dichterin Luise Hensel, die Tochter eines lutherischen Geistlichen, als zwanzigjähriges Mädchen (1818) zum Katholizismus übergetreten; ihre Lieder werden denen von Angelus Silesius gleich stets die verschiedensten Konfessionen erbauen. Dagegen hat den Fanatismus des echten Proselyten der 1817 in Düsseldorf übergetretene Dramatiker Eduard von Schenk als bayrischer Staatsminister (1828) auf die Spitze getrieben. Und als echter Romantiker hat sich vor und nach dem Uebertritt auch Adam Müller erwiesen [1]).

III. Dieselbe unklare Schwärmerei ohne inneren Halt, die das Bedürfnis nach einem äußeren Halt um so mehr hervortreten ließ, tritt uns auch bei anderen Kunstfreunden und Künstlern entgegen. Wieder wollen wir versuchen, die Entwickelung eines Mannes, der als Typus für die ganze Gattung dienen kann, nach seinen eigenen Mitteilungen zu schildern, um dann die anderen Fälle derselben Art diesem ersten beizugesellen. Es erscheint uns dazu als besonders geeignet die Entwickelung des Mannes, von dem uns Hase (Handbuch der Polemik, S. XIII) erzählt: „Mein liebster Jugendfreund ist zu dieser Kirche übergetreten und hat auch da eine würdige Bestimmung gefunden, jetzt hochverdient um Schulen nnd Wohlthätigkeitsanstalten, Pfarrer der schönsten gothischen Kirche, welche König Ludwig erbaut hat." Nun brachte gleich der erste Band der Historisch-politischen Blätter (1838, S. 497—526) die eigene Bekehrungsgeschichte eines anonymen Verfassers, der unter seinen Jugenderinnerungen von zwei Freunden erzählt, die ihn aus seinem träumerischen Wesen geweckt hätten, von denen der eine in der Zeit der Bewegung untergegangen, der andere (durch die Chiffre K. H. bezeichnet) ein gefeierter Universitätslehrer sei. Der Name des Verfassers war nicht genannt; da er aber sich selbst als Autor der „Bibliothek christlicher Denker" (Leipzig 1830) bezeichnet, und diese Schrift von demselben Verfasser wie die andere, „die Kirche und ihre Gegner", herrührt, so ergiebt sich, daß dieser letztere, also Pfarrer Herbst, derselbe ist, der sich als Freund Hases bezeichnet, und von letzterem ebenfalls so bezeichnet wird. So darf uns denn jene Selbstbiographie in den Historisch-politischen Blättern, die an und für sich schon für unseren Zweck sehr ergiebig ist, doppelt interessieren.

---

[1]) Vgl. seine (München 1839) gesammelten Schriften.

Herbst tritt uns nun hier als ein liebenswürdiger, aber schwacher Charakter entgegen, der besonders für die Kunst in allen ihren Formen schwärmt und durch diesen Zug seines Charakters, verbunden mit dem Bedürfnis nach einer festen Autorität, an die er sich anlehnen könne, nach Rom geführt wird. Seinen Vater schildert er als einen gläubigen Lutheraner von echt bürgerlichen Tugenden, seinen Pastor als einen mehr rationalistischen, aber in der Bibel sehr bewanderten Mann, seinen Gymnasialdirektor als einen Humanisten ohne positives Christentum. Von allen seinen protestantischen Freunden aber meint er, daß sie durch die Bibel ein geheimes Band mit der katholischen Kirche haben und daher, wenn sie wirklich gläubig sind, insgesamt Kryptokatholiken heißen dürfen, die eine fides implicita haben. Man sieht, wie er seine natürlichen Gefühle auf diese freilich sehr ketzerische Art mit dem Dogma von der alleinseligmachenden Kirche auszusöhnen versucht. Während der Universitätszeit hat Herbst ein Tagebuch unter dem Titel „mein Schutzgeist" geführt, ist durch die genannten Freunde öfters aus seinem träumerischen Wesen geweckt worden, hat aber die Theologie ohne Interesse für irgend eine Konfession studiert. Unter seinen Universitätslehrern hat Kestner in Jena, der in seiner Agape (1819) die eigentümliche Hypothese von einem von Clemens Romanus gestifteten geheimen Weltbund der Christen mit großer Gelehrsamkeit durchzuführen suchte [1]), abstoßend auf ihn gewirkt, dagegen hat er in Erlangen und München durch Schelling Anregung erhalten und erklärt selbst, daß dieser zuerst den Sinn für das Positive in ihm geweckt habe. Doch entzog er sich nach Ablauf seiner Studienzeit dem Kandidatenexamen, giebt seine Gründe dafür mit charakteristischen Worten an: „In meiner Seele lag von jeher ein Zug nach kirchlicher Gemeinschaft, und nichts als Selbsttäuschung war es, wenn ich meinte, durch die Philosophie derselben überhoben zu sein. Nun hatte ich aber die Zucht- und Haltungslosigkeit, die im protestantischen Allerleihause herrscht, in ihrem ganzen Umfang erfahren. Ich wollte Prediger werden, und doch geschah für meine Erziehung zum Predigtamt weiter nichts, als daß man mir Collegia vorschrieb, die mich um alle Theologie brachten. Ich sollte durch eine Prüfung mich zur geistlichen Kandidatur befähigen, und doch gab es

[1]) Gegenwärtig ist das Buch fast ganz vergessen, das in der theologischen Litteratur der zwanziger Jahre überall berücksichtigt wird. Ueber der verfehlten Grundidee sollte man nicht die Vorzüge in der Darstellung des einzelnen so ganz außer acht lassen.

keine Weihe zum Geistlichen und also auch keine eigentliche geistliche Bevollmächtigung. Hier hätte man mir lutherisch-orthodoxe, dort Wegscheiderisch-rationalistische, anderwärts wieder waisenhäusisch-pietistische Fragen gestellt. — Was Wunder, wenn ich mich gar nicht prüfen ließ!"

Neben diesem Widerwillen gegen den einer festen Autorität ermangelnden Protestantismus schreibt sich nun Herbst selbst von früh an eine Vorliebe für das katholische Wesen zu, die durch das Lesen von katholischen Erbauungsschriften und durch die Teilnahme an der Messe derartig verstärkt wurde, daß er erkannte, daß nur der „substanzielle Gehalt und die geschichtliche Bedeutung des katholischen Kultus" ihn befriedigen könnten. Ausführlich erzählt er, wie er „eine neue Welt in der Messe entdeckt". „Hier weben symbolische Kräfte; hier regt sich der Geist des Herrn in lebensvollem Organismus. So wird die heilige Geschichte Gebet, Gebet Geschichte, und das eben ist der Charakter des wahren Kultus. Hier allein ist auch echte Kirchenmusik möglich und die Kunst der Malerei im rechten Dienste. In Handlung, Wort, Ton und Bild wird hier zugleich geredet; in dieser Allseitigkeit der Ausdrucksweisen wird die Kirche selbst zum Kunstwerk und in dieser Objektivität vollkommen sättigend für alle Bekenner."

Kunstschwärmerei, also wieder (gerade so wie bei der Aristokratie und der Romantik) keinerlei ethische Ueberzeugung führt Herbst zum Katholizismus, und nicht nach dem Dogma, nur nach dem Sakrament steht seine Sehnsucht. Er fährt denn auch gleich weiter fort: „Die stille Teilnahme an der Messe weckte in mir allmählich Hunger und Durst nach den Sakramenten, und damit war in meiner Entwickelung zum katholischen Bekenntnis jedenfalls ein bedeutender Fortschritt geschehen. Erst hatte ich zwischen Katholizismus und Protestantismus einen sogenannten höheren Standpunkt einnehmen wollen und darüber alles Interesse für die Sakramente verloren. Das änderte sich jetzt."

Jetzt tritt dann als ein weiterer Einfluß auf Herbst ebenso wie bei Stolberg und Schlegel die kluge Einwirkung seitens katholischer Freunde hinzu, die einer auf dem Wege nach Rom innerlich wandelnden Seele auch äußerlich niemals gefehlt hat. Während seines Schwankens zwischen den Konfessionen schrieb Herbst (1830) die „Bibliothek christlicher Denker". Er sagt uns selbst, „sie habe mehr Absatz unter Katholiken als unter Protestanten gefunden, hier seien die öffentlichen Anzeigen unteilnehmend, dort anerkennend gewesen".

So ist er denn in jeder Beziehung zur Konversion vorbereitet.

Diese selbst aber erfolgt außerdem auf eine für seinen Charakter besonders bezeichnende Art, nämlich durch ein „Wunder" vermittelt. Er tritt eines Abends, wo die Fenster erleuchtet sind und das Kyrie eleïson gesungen wird, in die Frauenkirche. „Da erkennt er, daß für ihn nur Heil in der Kirche ist. Er betet an einem Altar um innere Ruhe, findet dieselbe und erkennt erst hinterher, daß es der Altar des heiligen Benno war, wo die Reliquien waren." Am folgenden Tage hat er sich zum Uebertritte gemeldet, hat auch hernach, nachdem er am 24. Juni 1832 das katholische Bekenntnis abgelegt hatte, dasselbe litterarisch verteidigt in seiner bereits erwähnten Schrift: Die Kirche und ihre Gegner in den letzten drei Jahrhunderten (Landshut 1833). Wir aber begreifen, wie Hase von ihm weiter erzählt: „Es ist mir ein tiefes Leid gewesen, dieser Uebertritt, und doch haben wir es vermocht, über den Abgrund hin, der sich dadurch zwischen uns aufthat, so oft sich's fügte, einander die Hände zu reichen und zu drücken."

Auf ganz ähnliche Weise wie Herbst ist der hessische Schriftsteller Ernst Koch Katholik geworden, erzählt ebenfalls selbst in den Katholischen Sonntagsblättern (März 1846, Nr. 28), wie er aus der französischen Fremdenlegion (in die er 1834 eingetreten war) nach Spanien gekommen und dort 1837 in Pamplona bekehrt worden ist, indem „ein freundlicher Sonnenstrahl und ein erhabenes Glockengeläute ihn bewogen, den Kaplan rufen zu lassen". Nach seiner Rückkehr aus der Fremde hat Koch in Luxemburg eine Anstellung gefunden.

In dieselbe Kategorie fallen ferner die verschiedenen Maler, die durch ihre Schwärmerei für die mittelalterliche Kunst auch zur mittelalterlichen Religion kamen und nach dem Hase'schen Ausdruck die Heiligen besser malen zu können glaubten, wenn sie dieselben auch anbeteten. Als der bedeutendste unter ihnen ragt Overbeck hervor, der, um hier wiederum Hases Urteil zu übernehmen, in der That in der katholischen Kirche den ihm natürlichen Ausdruck seiner Frömmigkeit finden mußte. Hoch interessant für seine Beurteilung ist, was Hase (Handbuch der Polemik, S. 588—589) über seinen persönlichen Verkehr mit ihm und Cornelius in Rom erzählt. Nur darf man bei der Betrachtung der von Hase erwähnten Overbeck'schen Bilder über die Vermählung der Kirche mit den Künsten im Frankfurter (Städel'schen) Museum ja nicht vergessen, zu gleicher Zeit im benachbarten Saal die Lessing'schen Bilder Ezzelinos im Kerker und Hussens vor dem Konzil zu vergleichen, denen bekanntlich die anderen Werke des großen Meisters, „Huß vor dem Scheiterhaufen" und „Luthers Verbrennung der Bannbulle", um nichts nachstehen. Dort hat man den Gegensatz beider

Konfessionen in den Kunstwerken ihrer beiden großen Maler lebhafter wie irgendwo anders vor Augen. Bei Lessing in jedem Kopf eine lebendige kraftvolle Individualität, bei Overbeck überall derselbe verschwommen andächtige Zug ohne irgend welchen subjektiven Ausdruck, — sie malen uns in der That die Anerkennung und Ausbildung des Subjekts einerseits, die die Subjektivität unterdrückende objektive Macht andererseits. Und wenn man neben den Lessing'schen Bildern etwa noch die großartigen Schöpfungen von Schnorr oder das Reformationsgemälde Kaulbachs betrachtet hat, so übermannt das unbefangene Gemüt derselbe Eindruck wie bei dem Vergleich zwischen der altprotestantischen gehaltvollen Kirchenmusik und den modern-römischen Kirchenkonzerten, und man liest das herrliche Kapitel Hases über die Kunst (S. 585—607) mit erneuter Begeisterung.

Doch wir haben noch neben Overbeck die anderen Malerkonvertiten zu erwähnen vergessen. Freilich sind sie weniger bedeutend. Weder Schadow noch seine Schule haben trotz ihrer vielen Marienbilder für die Kunst etwas Overbeck Aehnliches geleistet. Die Apollinariskirche bei Remagen vermag trotz aller äußeren Pracht keinen anderen Eindruck zu machen. Und die Brüder Riepenhausen und Veit machen in der Kunstgeschichte noch weniger Epoche[1]). Bei der Erwähnung ihrer Namen ist überhaupt nur das von Interesse, daß sie nicht gleich ihrem Vorgänger Winckelmann „weder Katholiken noch Protestanten, vielmehr Zeitgenossen des Perikles" waren, sondern daß ihre Kunstwerke den ausgesprochen katholischen Charakter tragen.

IV. Als Charaktere ganz anderer Art wie diese Kunstschwärmer, aber doch von demselben Autoritätsbedürfnis getrieben, treten uns eine Reihe von Juristen entgegen, die die starre Konsequenz und unbedingte Autorität, in der ihr Ideal liegt, auch von der Kirchenlehre, die ihnen ebenfalls zum Gesetze wird, verlangen und deshalb im Protestantismus keine Befriedigung finden. Es sind nun diese juristischen Proselyten wiederum sämtlich die Schüler und Geistesverwandten eines besonders hervorragenden Mannes, des Berner Ratsherrn von Haller, dem wir daher die Nachfolger einfach ebenso subsumieren wie bei den vorhergehenden Kategorien. Gerade seine Konversion und sein dieselbe verteidigender Brief an seine Familie sind jedoch so bekannt und besprochen, daß wir uns hier kürzer fassen können. Das, was seine

---

[1]) Zu diesen Malerkonvertiten zählt auch ein Baron Mohrenschild aus Esthland, der nach einer Krankheit in Rom, in der ihn ein alter Mönch pflegte, diesem den Gefallen der Konvertierung thun zu müssen glaubte.

Geistesart mit der aristokratischen, romantischen, kunstschwärmerischen Proselytenschule völlig gemein hat, ist, daß auch bei ihm ein sich immer mehr schärfender Gegensatz gegen die modernen Zustände zugleich immer größere Vorliebe für die mittelalterlichen Ideale hervorruft. Es ist speziell die unbedingte Abneigung gegen die Revolution und alles, was mit ihr zusammenhängt, die alle seine Handlungen bestimmt. Den überall verbreiteten Umsturzideen, wozu er die berechtigtesten Reformwünsche ebenfalls zählt, glaubt er nur durch eine allgemeine, klar bewußte Reaktion das Lebenslicht ausblasen zu können. Er macht es daher zu seiner speziellen Lebensaufgabe, dieselben Tendenzen, die der Wiener Kongreß in der politischen Praxis anstrebte, auf dem Boden des Rechts durchzuführen; die sechsbändige „Restauration der Staatswissenschaften" (seit 1816) ist von dem Grundgedanken getragen, daß das Heil der Welt in der absoluten Gewalt der Regierungen und dem unbedingten Gehorsam der Unterthanen zu suchen sei. Mit einem Wort, dieselbe Idee des droit divin, die das Ideal der Stuarts und Ludwigs XIV. gewesen, wird von Haller einfach modernisiert [1]).

Von diesen Prinzipien erfüllt, sehen wir ihn denn auch alsbald nachher unter den ersten Verteidigern des Ordens, dessen sprichwörtlich gewordene schlimme Tendenzen die Bekämpfung durch alle katholischen Regierungen und die Unterdrückung durch den Papst selbst hervorgerufen hatten, dessen Wiederherstellung aber die erste, hinreichend die ganze Stellung des restaurierten Papsttums darlegende Handlung Pius' VII. nach seiner Rückkehr nach Rom war. Als der Kanton Freiburg den ersten Schritt that auf jenem Wege, der schließlich die Schweiz zum Schauplatz blutigen Bürgerkriegs machte, und dessen endliches Resultat die gesetzliche Verbannung des unheilvollen Ordens aus der ganzen Republik war, als Freiburg 1818 die Jesuiten berief, richtete der Vorort Bern ein warnendes Schreiben an den dortigen großen Rat, bat, von einem für die gesamte Eidgenossenschaft so verhängnisvollen Schritt abzustehen. Da opponierte nun Haller heftig in der Sitzung des großen Rates in Bern (vom 14. Sept. 1818) gegen jenen Brief an den Freiburger Rat, erklärte, die Sache gehe

[1]) Allerdings ist es nicht sowohl der fürstliche Absolutismus als das feudalaristokratische System, für das er arbeitet, wie ja sein Haß gegen die Revolution auf dem durch sie bewirkten Sturz des Berner Patrizier-Regimentes in erster Reihe basiert. Es ist daher nicht die Form der Regierung, die ihm die Hauptsache ist, sondern daß überhaupt die Regierung die ihr als Eigentum zukommende Macht wahrt. Die Kritik der Fachgenossen wirft ihm besonders Vermengung der privatrechtlichen und staatsrechtlichen Begriffe vor.

nur den Kanton an, der Vorort habe sich nicht darein zu mischen; wenn die befreundete Regierung einen solchen Beschluß fasse, so thue sie es in der Ueberzeugung, für das Wohl ihrer Angehörigen zu sorgen. — Aber damit nicht genug, intriguierte er auch im Geheimen für die Jesuiten-Importation, und daß sie überhaupt durchdrang, ist zum großen Teil ihm zuzuschreiben. In Freiburg selbst war der große Rat schwankend; die ohnedem nicht unbedeutenden Gegner der Jesuitenberufung wurden durch das Schreiben des Berner Rates gestützt; da lasen die Jesuitenfreunde Privatbriefe Hallers vor, worin er für die Berufung selber sich aussprach, und erst hierauf wurde dieselbe beschlossen. In der Sitzung des Berner großen Rats vom 12. Nov. 1818 wurde hierüber offene Mitteilung gemacht[1]).

Der Vertreter des Jesuitenordens war natürlich kein Protestant mehr; jede Unterstützung desselben ist ja offener Verrat am Protestantismus. Der direkte Uebertritt Hallers ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Der hochultramontane bayerische Gesandte von Olry erzählt in seinen nach seinem Tode veröffentlichten Papieren[2]): „Durch seine staats- und kirchenrechtlichen Studien hatte Herr von Haller große Sympathien für die katholische Kirche gewonnen und gehörte ihr bereits im Herzen an, aber Bedenken verschiedener Natur hinderten ihn, sich förmlich und öffentlich zu erklären. Nun leitete Olry auf dem Landgut eines Freiburger Freundes eine Unterredung mit dem Bischof von Genf ein, nach der der Uebertritt sofort unter Olrys Zeugenschaft stattfand." Bekannt ist, wie dieser Uebertritt nicht bloß heimlich geschah, sondern Haller auch direkt „von der äußeren Religionsübung dispensiert" wurde, um im großen Rat bleiben und so besser im stillen für die jesuitischen Zwecke wühlen zu können, und wie nach der im folgenden Jahr erfolgten Entdeckung (1821) Haller als Eidbrüchiger aus dem Rat ausgestoßen wurde.

Hallers staatsrechtliche Anschauungen wurden durch die gesamte Atmosphäre der damaligen Zeit eine begünstigte Moderichtung; eine ziemlich zahlreiche Schule schloß sich ihm an, und die konsequenten unter seinen Schülern folgten ihm auch in dem förmlichen Uebertritt und wirkten wie er selbst für Metternich'sche Tendenzen. So Phillips, der die deutsche Rechtsgeschichte in katholische Formen goß und mit dem Uebergang vom Protestantismus zum Katholizismus die Ueber-

[1]) Vgl. die Protokolle der beiden wichtigen Sitzungen in den Protest. Monatsbl. Juni 1855, S. 352 und 356.

[2]) Vgl. die Biographie des Herrn von Olry in den Hist.-polit. Blättern 1863 (52. Band), S. 623.

siedelung von Berlin nach München verband [1]). So Jarcke, der aus demselben Grunde Bonn mit Wien vertauschte, nachdem er in einer Zwischenpause im Metternich'schen Interesse das deutsche Wochenblatt in Berlin redigiert hatte [2]), und Arendt, der ebenfalls anfangs in Bonn gewirkt hatte, im vorigen Jahre aber in Speier gestorben ist [3]). Den bedeutendsten Einfluß aber für die Verbreitung der katholisierenden Ansichten Hallers haben diejenigen seiner Schüler ausgeübt, die, ohne selber die Konsequenz des Uebertritts zu ziehen, sich damit begnügten, den Protestantismus zu katholisieren. Stahl in Preußen, Groen van Prinsterer in Holland sind in allen ihren Aufstellungen unmittelbare Schüler von Haller.

Direkt übergetreten ist hingegen ein anderer, zu seiner Zeit großes Aufsehen machender Mann, der, selbst nicht dem juristischen Stande angehörig, doch aus denselben historisch-politischen Gründen wie diese Juristen nach Rom und Wien kam. Antistes Hurter in Schaffhausen lernte als protestantischer Geistlicher in dem Papsttum den Felsen zur Rettung der Völker aus den Stürmen der Revolution erkennen. Seine religiöse Ueberzeugung baute durchweg auf seiner politischen sich auf. Seine „Geschichte Papst Innocenz' III. und seiner Zeitgenossen" (1834—1842) war in allen Teilen eine Lobpreisung des Mittelalters und der päpstlichen Hierarchie, eine bittere Kritik aller modernen Bestrebungen. Dazu kam sein Verkehr mit Görres und Jarcke, manche seiner Aeußerungen und Handlungen in Schaffhausen selber. Des Kryptokatholizismus beschuldigt, verteidigte er sich in der Schrift „Der Antistes von Schaffhausen und seine sogenannten Amtsbrüder" in einem Tone, der den Verdacht noch verstärkte, daß er, ähnlich wie im vorigen Jahrhundert der Darmstädter Oberhofprediger Stark, gerade durch sein Amt als protestantischer Geistlicher den Katholizismus zu verbreiten bestrebt sei. Er mußte sein Amt niederlegen, und an seine Stelle wurde der damalige Baseler Privatdozent Lic. Schenkel berufen. Hurters öffentlicher Uebertritt erfolgte erst vier Jahre später in Rom selbst (1844); er beschrieb dann seine Bekehrung selbst in „Geburt und Wiedergeburt". Die letztere ward mit der Stellung als k. k. Hofrat und Reichshistoriograph, mit dem Adel und dem Amte gelohnt,

---

[1]) Seine deutsche Rechtsgeschichte erschien 1832 in Berlin, sein Kirchenrecht 1845 in Regensburg.

[2]) Seine gesammelten Werke sind 1839 in München in drei Bänden erschienen.

[3]) Vgl. seine „Darlegung der Beweggründe meines Uebertritts in die katholische Kirche, eine Zuschrift an die prot.-theol. Fakultät zu Bonn von W. A. Arendt, bis dahin Lizentiat der Theologie und Privatdozent dieser Fakultät, Speier 1832."

die „korrekte" Geschichte des Jesuitenzöglings Ferdinands II. zu schreiben, dem Deutschland in erster Reihe den dreißigjährigen Krieg zu verdanken gehabt hat. Das vierbändige Werk bedarf, ebenso wie seine späteren Schriften, keiner Charakteristik; wir erwähnen daher nur, daß er selbst im vorigen Jahre gestorben, daß aber die seinen Namen tragende Schaffhauser Buchhandlung der Hauptstapelplatz der ultramontanen Litteraturerzeugnisse geworden ist.

V. Wiederum aus einem Bedürfnis nach einer Autorität, an die sie sich anklammern könnten, sind eine Reihe von Damen, meist aus hochadeligen Kreisen, zu dem Felsen Petri gekommen. Die bekannteste dieser Kategorie gehört freilich, obgleich gerade sie auf andere Glieder ihres Geschlechts bestimmenden Einfluß ausgeübt hat, nicht in diese persönlich ehrenwerte Klasse, sondern wir haben sie den männlichen Schriftstellern beizugesellen, die erst das andere Extrem in wüster Weise vertraten und dadurch hinterher zu einem ebenso extremen Umschwunge kamen. Von Gräfin Ida Hahn-Hahn vorerst also absehend, nennen wir als Standes- und Geschlechtsgenossen z. B. eine dem altprotestantischen Schönburg'schen Grafenstamme entsprossene Gräfin von Quadt-Wykradt-Isny, eine auf ihren verschiedenen Reisen, besonders in der Schweiz, überall katholische Traktate verteilende Frau von Könneritz, deren Thätigkeit ich selbst beobachten konnte, und eine Baronin von Beaulieu. Selbst aus königlichem Blute hat die römische Kirche neuerdings wieder eine Proselytin gewonnen in der schwedischen Prinzessin Wasa, der jetzigen Kronprinzessin von Sachsen, und nicht minder zählt eine kaiserliche Maitresse zu derselben Kategorie, die in der Sterbestunde übergetretene Miß Herwarth, die frühere Geliebte des jetzigen französischen Kaisers. Selbst der liberale Kultusminister Duruy scheint es unbequem gefunden zu haben, daß seine Gemahlin protestantisch war. Und gerade in den letzten Tagen ist noch die Tochter des berühmten russischen Staatskanzlers Nesselrode, die Gemahlin des sächsischen Gesandten von Seebach in Paris, dem griechischen, sowie die Tochter des großen Astronomen Herschel dem englischen Schisma entronnen. Besonders seit dem Jahr 1848 haben sich diese Damenkonversionen auffallend gemehrt; daß sie aber auch schon in der Reaktionsluft des Jahres 1814 nicht selten waren, hat der Uebertritt der hier persönlich bekannten Besitzerin des benachbarten Stifts Neuburg bewiesen. Da eben in diesen Tagen nach ihrem im vorigen Jahre erfolgten Tode die Historisch-politischen Blätter die übliche Lobrede gebracht haben, die hier auch in besonderen Abdrücken kolportiert ist, so kann gerade dieser von befreundeter Hand gezeichnete Lebensbericht

uns wieder als Typus dieser Klasse von Proselyten dienen, um so mehr, wo gerade die sie zum Uebertritt bestimmenden Gründe als besonders charakteristisch für die ganze Gattung bezeichnet werden können.

Frau Sophie Schlosser aus der alten Hugenottenfamilie Du Fay ist gleichzeitig mit ihrem Gatten, der als Vertreter der Stadt Frankfurt dem Wiener Kongresse beiwohnte, im Dezember 1814 in Wien durch Pater Hoffbauer "bekehrt" worden. Sie hat hernach enthusiastisch die glücklichen „Frühstücksstunden" geschildert, die sie nach der Konversion bei ihrem Bekehrer verbracht hat. Ihren Charakter zeichnet sie selbst gerade von der Seite des Autoritätsbedürfnisses: „Zu grübelndem Forschen und Untersuchen war ich nicht geneigt, und viel Widerstrebendes liegt nicht in meinem Gemüte, und so konnte die Stimme leicht Eingang bei mir finden, die mir aus meinem Innern zurief: Halte dich fest an das geschriebene Wort und unterwirf dich in Demut dem Glauben. Hierzu gesellte sich ein gesteigertes höheres Verlangen nach einer für den menschlichen Verstand unerreichbaren Vereinigung mit der Gottheit, nach einem Ausruhen in ihr, das ich durch mich selbst nicht zu stillen wußte."

Mit diesem Bedürfnis nach der Autorität, die ihr die Gemeinschaft mit Gott gewährleistet, geht die reaktionäre politische Gesinnung zusammen. Der kurze Lebensbericht nennt uns eine Reihe von Beweisen für dieses Urteil, so ihren Widerwillen gegen den Konstitutionalismus (S. 17), ihre Schwärmerei für den Frankfurter Fürstentag (S. 18), ihre Erbitterung gegen die „schlechte Presse" (S. 13), ihr „Jammern" über die italienische Revolution (S. 17). Neben ihrer „unbegrenzten Verehrung" für Pius IX. und ihrer Bewunderung des Kardinals Wiseman hat besonders das Projekt der sogenannten freien katholischen Universität ihre ganze Seele begeistert, und sie ließ keine Bedenklichkeiten und Ueberlegungen dagegen aufkommen. Es ist bekannt, wie das Stift Neuburg bis zu ihrem Tode eines der Zentren der ultramontanen Partei und ein häufiges Absteigequartier der Bischöfe von Speier und Mainz war. Müssen wir sie aber auch einerseits als ein gefügiges Werkzeug in der Hand anderer erkennen, so sei doch ihrem wahrhaft religiösen Charakter auch von uns Huldigung gebracht. Und gern nehmen wir von dieser Klasse von Konvertiten Abschied mit der Hoffnung, daß die übrigen ihr ähnlich gewesen sein mögen.

VI. Die alte Erfahrung, daß ein sich selbst überstürzendes Extrem leicht zum anderen Extrem führe, finden wir auch bei einer Reihe von Proselyten bestätigt. Um der Dame den Vortritt zu lassen, wollen

wir diese Klasse mit der Gräfin Hahn-Hahn eröffnen, die wir nicht in die frühere Kategorie versetzen durften, ohne deren Inhabern Unrecht zu thun. Die frivolen und blasierten Romane, die den Namen von Gräfin Ida verrufen gemacht haben, näher anzuführen, kann hier nicht meine Aufgabe sein; die bloße Erwähnung dieser Elaborate genügt. Ebenso bedarf es wohl keiner Schilderung ihrer jetzigen Thätigkeit in Mainz, wo sie mit dem Nonnenkleide ebenso zu kokettieren versteht wie früher mit dem Uebermaß der Dekolletierung. Wir wollen daher statt unserer eigenen Charakteristik lieber zwei Männer sprechen lassen, die von verschiedenem Standpunkt unter sich doch in ihrem maßvollen Urteil über den Katholizismus übereinkommen. In seinem schon mehrfach erwähnten „Handbuch der Polemik" kommt Hase dreimal auf die Gräfin zu sprechen, und wie gewöhnlich ist seine Charakterisierung so meisterhaft, daß wir ihr nichts hinzufügen können. Die Schilderung ihrer Bekehrung in dem bekannten Buch „Von Babylon nach Jerusalem" (1851) begleitet er mit folgender Bemerkung: „Die Gräfin Ida Hahn-Hahn, die da bekannte, in der protestantischen Kirche gar keine Religion gehabt zu haben, obwohl sie gelegentlich darüber nachdachte, ob sie mit ihrem immensen Herzen in das Zeitalter der Aspasia oder der heiligen Theresia gehöre, die ohne einen bestimmten Kreis weiblicher Pflichten nach rastloser Wanderung durch das Labyrinth des Lebens und überreizter Gefühle nun in der römischen Kirche die Religion, in einer doch nicht allzu fest verschlossenen Klosterzelle den Frieden und in den Ueberlieferungen des Katholizismus einen neuen, für ihre gewandte Feder fast allzu großen Gegenstand gefunden hat, sie versichert, daß sie sich die Beschlüsse der Synode von Trient und die symbolischen Bücher der Protestanten bringen ließ, um aus ihrer Vergleichung das alleinige Recht der katholischen Kirche zu erkennen" (S. VII). Bei der Besprechung des Cölibats der Geistlichen (S. 135) wird ihre jetzige Prüderie in der „Maria Regina" (II. S. 413, wo sie sagt, der protestantische Pfarrer komme, wer weiß woher, während der katholische Priester vom Opferaltare komme) mit der schlagenden Bemerkung gekennzeichnet: „Es gehört eine hinreichend verwahrloste Phantasie dazu, im Anblicke des Geistlichen bei würdigem Amtsgeschäfte nur daran zu denken, was er etwa möglicherweise vorher gethan habe." Endlich wird auch ihrer Verherrlichung des Klosterlebens gedacht und darauf hingewiesen, wie dieselbe im Grunde in dem trüben Aussterben eines edlen Geschlechts gipfelt (S. 300). Seitdem hat die stets gleich schreibfertige dann ja auch noch eine Widerlegung Renans vom Stapel gelassen, die ich hier wohl nicht vorzuführen brauche.

Dem im edelsten Sinne gerade dem Gegner gegenüber liberalen Kirchenhistoriker gesellen wir den am meisten katholisierenden unserer Litterarhistoriker im Urteil über die Gräfin Ida hinzu. Barthels Litteraturgeschichte sagt in der neuesten Auflage (S. 545): „Seit 1850 hat sie selbst ihr ganzes früheres Leben samt ihrer bisherigen Schriftstellerei öffentlich perhorresziert. Gewiß würde jeder Bessere darüber die innigste Freude empfinden, wenn man nur von Herzen überzeugt sein könnte, daß sie nun auch seit jenem äußeren Wendepunkt ihres Lebens eine wahrhafte Umwandlung am inwendigen Menschen erfahren hätte. Aber leider scheint sich ihre alte Natur eitler Exklusivität und Rechthaberei nur in eine neue, freilich blendende Gestalt verkappt zu haben." Jeder, der ihre früheren und jetzigen Werke unbefangen vergleicht, kann dieses betrübende Resultat nur bestätigen. Von einer ethischen Wiedergeburt hat die Schülerin des Herrn von Ketteler noch heute Beweise zu geben, wie groß auch ihr Einfluß selbst auf hochbegabte Gemüter zu veranschlagen ist.

Unter dieselbe Kategorie der „blasierten Salonschriftsteller, die bisher nach ihrem eigenen Zeugnis gar keine Religion gehabt hatten und nun in der katholischen Form eine interessante Befriedigung ihres erwachten religiösen Gefühls fanden", hat schon Hase den Herrn von Florencourt gerechnet, der von sich selbst sagt, daß er früher das orthodoxe Luthertum verteidigt habe, ohne an Christum zu glauben, und hinzufügt, vor seinem Uebertritt habe er auf dem Gute eines mecklenburgischen Freundes sechs Wochen lang die Kirchengeschichte und die älteren Kirchenväter studiert. Auch wir müssen denselben Respekt wie Hase vor „Konzilienakten in der Hand einer Salondame" und vor „Kirchenvätern auf sechs Wochen" in der Hand eines Tagesschriftstellers bekennen, verweisen im übrigen auf „Meine Bekehrung zur christlichen Lehre und Kirche" (Paderborn 1852). Wer die Leistungen der entschlafenen „Kölner Volkshalle" kennt, wird sich wohl auch noch der Zeit der Florencourt'schen Redaktion und seiner Verdrängung daraus zur Zeit des Krimkrieges erinnern, weil er trotz seines Ultramontanismus die alte Zuneigung zu Rußland nicht ganz verlernt hatte.

Mehr aus dem eigentlichen Gelehrtenstande stammend hat Daumer durch seine — von ihm selbst in „Meine Konversion" (Mainz 1859) beschriebene — radikale Umkehr Aufsehen erregt. Früher das ganze Christentum aus dem Molochdienst ableitend und in der Abendmahlsfeier eine Abschwächung des Menschenopferkultus erblickend, ist er hernach dahin gekommen, „alles tiefere und innigere Gemütsleben der

Menschheit, allen Geist, alle Poesie und Philosophie nur im Katholizismus zu sehen und die ganze übrige Welt als eine technische und merkantile Betriebsmaschine zu schildern, in der nur noch die trockensten und ödesten Menschen es aushalten könnten". Und ebenso von dem einen Extrem zum anderen sich wendend hat Gfrörer in seiner kritischen Geschichte des Urchristentums den Begriff der Offenbarung als den Grundirrtum bekämpft und keinen Ausdruck stark genug zur Bezeichnung des Katholizismus gefunden, um später durch seine Verunglimpfung Gustav Adolphs sich den Weg zum Papstglauben zu bahnen [1]). Herr Onno Klopp endlich, der in der ultramontanen Geschichtsreinigung mehr als alle anderen geleistet, hat es bisher vorgezogen, als Reichshistoriograph des Welfenhauses „bis ans Ende aller Dinge" vorerst nur seine Kinder katholisch werden zu lassen [2]).

VII. In einem eigentümlichen Gegensatz und zugleich in einer merkwürdigen Parallele zu einander stehen unsere siebente und achte Klasse von Konvertiten, und doch haben beide gleich sehr ihre Vertreter. Wie oft die moderne pietistische Orthodoxie die Brücke zur ausschließlichsten aller Orthodoxieen geworden ist, dafür fehlt es in keinem Lande an Beispielen. Wie die Lutherolatrie zur Lutherophobie führen konnte, hat das Beispiel Lütkemüllers und Meinholds klar dargethan. Besonders der Letztere, der früher durch seine „Bernsteinhexe" Aufsehen gemacht hatte, hat nach dem Zeugnis seines Sohnes „durch jahrelanges unermüdetes Studium der Theologie und Geschichte die Ueberzeugung gewonnen, daß nur im Anschluß der protestantischen an die katholische Mutterkirche die Möglichkeit liege, die sittlichen und sozialen Gebrechen der Zeit zu heilen." Und wenn er auch den direkten Uebertritt seinem Sohne überließ, so hat er doch in seinem „Sigismund Hager von und zu Altensteig und die Reformation" (Regensburg 1852) ein so gräuliches Zerrbild der letzteren gezeichnet, wie es sonst nur ein echter Ultramontaner zu leisten im stande ist. Ist doch an den Hauptsitzen des deutschen Ultramontanismus der

---

[1]) Vgl. die katholische Lobrede auf Gfrörer in dem Pelpliner katholischen Wochenblatt (1853, Nr. 49) mit den Protest. Monatsbl. Mai 1854, S. 330. Zur Zeit seines Uebertritts war es, wie mir ein näherer Bekannter desselben mitteilte, ein Lieblingsthema Gfrörers, daß es im Grunde nur zwei reale Mächte in der Welt gäbe, die Priester und die Soldaten. Seine frühere wie seine spätere Periode kommen überhaupt merkwürdig darin überein, daß er in beiden gleich wenig an den Einfluß ethischer Mächte geglaubt hat.

[2]) Nachtrag: Der offene Uebertritt ist auch in diesem Falle später erfreulicherweise gefolgt.

schlimmste Fanatismus zum großen Teil von ähnlichen Proselyten getragen! Wir erinnern nur an die bekannten Freiburger Federn, die in dem Namen des greisen Erzbischofs schreiben, und an Domkapitular Henrici in Mainz, der früher einer der eifrigsten Gnesiolutheraner in Hessen-Darmstadt war.

Außerdem haben aber fast alle die Männer, die die neuere, unter dem Namen Erweckung auftretende Ortbodoxie begründeten, unter ihren übrigen Schülern auch Konvertiten herangezogen, der Erlanger Professor Krafft in seinem eigenen Sohne, Hengstenberg in dem viel berufenen Lämmer, den allerdings weniger das Studium der vortridentinischen Theologie als andere Gründe nach Rom führten, und der, nachdem er die „Misericordias Dei" bei seiner Bekehrung verherrlicht, von Braunsberg nach Breslau befördert ist, und selbst Tholuck in dem jungen Züricher Geistlichen Usteri, der sich gleich nach den Studienjahren zum Katholizismus bekehrte [1]). Fast unübersehbar ist jedoch namentlich die Liste jener englischen Puseyiten, die die katholisierende Tendenz im Anglikanismus zum vollen Papalprinzip ausbildeten. Ihre Tendenz näher zu schildern, würde für meinen heutigen Zweck zu weit führen. Nur daran will ich erinnern, daß gerade das letzte Jahr einen sehr interessanten Schriftenwechsel zwischen den bekehrten und unbekehrten Puseyiten hervorgerufen hat, bei dem nun endlich Pusey und Newman sich selbst direkt gegenüber getreten sind. Höchst bemerkenswert ist dabei besonders Newmans eigene Darstellung seiner Konversion, die wie fast alle englisch-katholischen Produkte auch sofort deutsch herausgegeben ist [2]) und in der er ausdrücklich sagt: „Ich bemerkte nach meinem Uebertritt nichts von Befestigung im Glauben an die Grundwahrheiten der Offenbarung, nichts von größerer Kraft der Selbstbeherrschung, ich wurde nicht eifriger, aber es war mir, als ob ich nach langer Seefahrt in den Hafen einliefe."

VIII. Ebenso wie diese durch die protestantische zur päpstlichen Orthodoxie bekehrten Männer sind auch andere durch Vermittelung der pietistischen, methodistischen und der übrigen separatistischen Strömungen zum römischen Katholizismus gekommen, aber gerade durch die umgekehrte Vermittelung, indem sie von diesen protestantischen Zwitterorthodoxien nicht sowohl berührt als vielmehr abgestoßen wurden. Wie oft haben wir es nicht in unseren Tagen aus dem Munde von Pro-

---

[1]) Nachtrag: Von Tholuck persönlich ist jedes Schülerverhältnis Usteris zu ihm entschieden in Abrede gestellt worden.

[2]) Geschichte meiner religiösen Meinungen, übersetzt von Schärdelen. Köln 1865.

selyten zu hören bekommen, daß sie heitere Lebensfrische statt dumpfer Frömmelei aufgesucht haben, oder daß sie, wo sie sich einmal einer Autorität unterwerfen mußten, sich lieber der durch die Dauer wie durch den Umfang ehrwürdigen Autorität des Papstes in Rom als der eines lächerlichen protestantischen Päpstleins unterwerfen wollten! Wie oft ist nicht allein im vorigen Jahre bei Gelegenheit der Knakschen Adresse in politischen und belletristischen Journalen ein solches Urteil verlautet! Und es sind nicht gerade lauter untüchtige Personen, die einem solchen Urteil die That folgen ließen.

Es war eine lange Zeit hindurch sogar eine Lieblingserwartung der Historisch-politischen Blätter und ihrer Geistesgenossen, daß gerade auf diesem Wege der Katholizismus seine größten Eroberungen machen sollte, daß die durch die protestantischen Orthodoxien abgestoßenen Amerikaner die durch die anglikanische Orthodoxie nach Rom geführten Engländer an Zahl überbieten würden. Diese Hoffnung hat sich nun allerdings als eine trügerische herausgestellt. Die große Vermehrung der Zahl der Katholiken in Nordamerika ist nicht bloß gerade wie in Genf nur die Folge der Einwanderungen gewesen, sondern auch darin ist Genf eine Parallele, daß nach der statistischen Vergleichung die Zahl der protestantischen Konvertiten die der katholischen weit übertrifft. Nach dem Zeugnis der katholischen Bischöfe in Canada und England, wie es zuerst der Courier du Canada und hernach der Pariser Monde mitteilte, zählen die Verluste des römischen Katholizismus in Amerika nach Millionen und müßte, „wenn nur bloß die eingewanderten Irländer und ihre Nachkommen dem väterlichen Glauben treu geblieben wären, die katholische Bevölkerung Amerikas mindestens doppelt so groß sein, als sie es heutzutage ist". Auch schon auf der Trierer „Katholikenversammlung" im vorigen Jahre war eine ähnliche Mitteilung gemacht worden.

Es nimmt das aber von der anderen Thatsache nichts weg, daß in allen germanischen Ländern gerade unser Jahrhundert die verschiedensten Uebertritte zum „Katholizismus" erlebt hat, und nicht wenige darunter auch aus dem letzteren Grunde. Hatte schon auf das Schlegel'sche Ehepaar die „katholische Fröhlichkeit" solchen Eindruck gemacht, bei wie vielen mag da der Ernst und die Selbstverantwortlichkeit des Protestantismus, zumal in einer mehr pietistischen Form, die Sehnsucht nach der Seligkeitsversicherungsanstalt geweckt haben, als die der Katholizismus so manchen erscheint! Ueberhaupt möchte ich so wenig wie bei den umgekehrten Fällen darauf Anspruch machen, eine vollzählige Liste aller katholischen Proselyten gegeben zu haben.

Bei dem Versuch, vor allem die verschiedenen Geistesrichtungen zu charakterisieren, mußte ich selbst manche zu ihrer Zeit Aufsehen machende Fälle, wie die Uebertritte des im evangelischen Kultusministerium beschäftigten Herrn v. Beckedorf (1827), des früheren Philosophie-Professors Freudenfeld in Bonn (1825), des Grafen Hochberg (1818), weiter von Männern wie Haas, Möller, Wilke zurücktreten lassen [1]). Und wenn ich auch seit mehreren Jahren an dem Material zu einer erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes sammle, so habe ich dadurch nur um so mehr die Weitschichtigkeit und die Schwierigkeit desselben erkennen gelernt. Nur die geschichtliche Bedeutung der Konfessionswechsel ins Licht zu stellen, konnte meine Aufgabe sein. Und ich möchte daher zum Schluß nur noch über die allgemeinen Gesetze, nach denen, wie mir scheint, die einzelnen Facta in das große Ganze der geschichtlichen Entwickelung einzureihen wären, einige zusammenfassende Thesen aufstellen.

1. Die neue Epoche der Kirchengeschichte, deren Ausgangspunkt die Restauration des Papsttums ist, und die bei äußerer Gleichgiltigkeit gegen die Religion ethisch tiefer erregt ist wie irgend eine frühere Zeit, beweist auch durch die vielen gegenseitigen Konfessionswechsel (die an Mannigfaltigkeit selbst die Kontrareformation in ihren Massen-, Fürsten- und Gelehrtenkonversionen überbieten, während seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fast gar keine Fälle mehr vorkamen) ihren von der vorhergehenden Periode sich scharf abgrenzenden Charakter.

2. Es beruhen diese vermehrten Uebertritte ebenso wie die übrigen der kirchlichen Gegenwart eigentümlichen Erscheinungen in erster Reihe

---

[1]) Eine vollzählige Liste der persönlich unbedeutenderen Proselyten hätte allerdings auch unter dem Gesichtspunkte Interesse, daß auch solche Leute den Zwecken der Kurie mannigfach dienen können und müssen. So wurde schon in Zürich und München der Name eines zum Katholizismus übergetretenen J. K. Bluntschli vielfach gegen dessen Namensvetter, den Staatsmann J. C. Bluntschli, verwertet, und noch in den letzten Monaten hat das Freiburger katholische Kirchenblatt eine lange Reihe von Artikeln gebracht, die eine Schrift des J. K. Bluntschli über den Sieg des Radikalismus über die katholische Schweiz (obgleich nicht blos Stil und Inhalt auf einen ganz anderen Verfasser hinwiesen, sondern der Staatsrechtslehrer direkt darin bekämpft wurde) einfach dem letzteren zuschieben und nun darauf hin seinen vorgeblichen Gesinnungswechsel züchtigen. Es hat zwar in diesem Fall eine geharnischte Erklärung Bluntschlis gegen die echt jesuitische Manipulation, ihm ein Buch zuzuschieben, in dem er selber bekämpft wurde, der sauberen Polemik ein Ende gemacht; aber das Faktum, daß gerade ähnliche Proselyten wie jener J. K. Bluntschli in solcher Weise verwertet werden, ist durchaus nicht alleinstehend.

auf dem Wesen der modernen Zeit und des modernen Geistes, das sich auch in der Kirchengeschichte abspiegelt. Während früher die Konfessionen äußerlich und innerlich getrennt waren, sind sie jetzt nicht bloß durch die in unserer Zeit so häufigen Wohnungswechsel und Reisen überall in Berührung miteinander gekommen und untereinander verschoben [1]), sondern es hat auch das moderne Prinzip der Toleranz es dem Einzelnen leichter gemacht, im Gegensatz zu seiner Herkunft oder seiner Umgebung der eigenen individuellen Ueberzeugung zu folgen.

---

[1]) Wenn man ruhig und vorurteilsfrei diese verschiedenen Kreuz- und Querwege in den Bestrebungen und Tendenzen der Menschheit überschaut, wie es da so mancherlei streng abgeschlossene Kreise giebt, die jeder für sich eine Welt sind und von anderen Kreisen nichts wissen, und wie sich nun geistige Strömungen und Luftzüge erheben und von einem Winkel zum anderen alles in Bewegung setzen und so manchen einzelnen in einen ganz anderen Zirkel hineinschleudern, als der war, in den er anfänglich hineingehört hatte: tritt da nicht wieder die wunderbare Parallele im Gebiet der Natur und der Menschheit, dieser durch das ganze Gebiet der göttlichen Schöpfung hindurchgehende organische Zusammenhang deutlich vor Augen? Gerade so blickt man in zerrissener und zerklüfteter Gebirgslandschaft von dem hochragenden Berge herab in das unten gelegene Thal: mit seinen mannigfachen Ecken und Winkeln, mit seinen versteckten Höhlen und Windungen. Alles ist still und ruhig, und an der einen Seite des Thales weiß man von der anderen so wenig, fühlt sich um nichts mehr von ihr berührt, als wenn viele Meilen dazwischen lägen. Aber da kommt plötzlich der Wirbelwind, und in kurzer Frist ist die Luft voll von Blättern und Staubwolken, von Samen und Zweiglein, und bis in die versteckteften Hohlwege und Ecken hinein und von den entferntesten Seiten her werden alle diese Partikelchen von dem Winde getragen. Oder man hat noch vor kurzem die still und ruhig dahinfließende See von der Höhe des Backbordes beschaut und sich darein vertieft, wie eine Welle neben der anderen einhergleitet, jede einzelne ihren Pfad ruhig verfolgt, von der anderen nichts weiß. Dann aber ist plötzlich, nachdem das fern am Horizont auftauchende Wölkchen mit rasender Schnelle gewachsen, der Sturmwind in die Wasser hineingefahren und hat sie wild aufgeregt. Hoch ragen die Wellenhügel aus der Tiefe hervor, und scharf grenzen daneben die Klüfte und Abgründe sich ab, aber einen Augenblick später kommen neue größere Wellen, vor denen die ersteren scheu zusammenfahren, oder es spritzt der weiße Schaum von dem einen Kamm über die Klüfte weg zu dem anderen hinüber. — Es möchte eine solche Parallele besonders bei einem so delikaten Gegenstande wie dem unserigen nicht ganz überflüssig sein. Sie läßt die einzelnen Fälle viel ruhiger, viel friedlicher erwägen, läßt den Fanatismus aller Parteimenschen, nur die eigene Ansicht gelten zu lassen, in seiner ganzen Kleinlichkeit erscheinen und auch den uns am wenigsten homogenen Gestaltungen volle Gerechtigkeit widerfahren. Denn wie oft ist nicht der einzelne Mensch, gleich dem vom Winde getragenen zitternden Baumblatt oder dem von der einen Welle zur anderen spritzenden Schaumteilchen, völlig ein Produkt der Umstände, unter denen er sich entwickelt, und durch eine außer ihm liegende, ihn mit Macht ergreifende Strömung an einen ganz anderen Ort geschleudert, als es anfangs geschienen!

3. Es ist eben deshalb auch im Unterschied von den massenhaften und zwangsweisen Konversionen früherer Zeiten jetzt in den meisten Fällen eine individuelle und eine als individuell berechtigt anzuerkennende Ueberzeugung, auf der die Uebertritte basieren. Und es ist dieser Maßstab ebensowohl bei den römisch-katholischen wie bei den protestantischen Konvertiten überall anzulegen, wo nicht der direkte Beweis des Gegenteils vorliegt.

4. Es sind aber die Uebertritte zum Protestantismus, und zwar gleich sehr zu beiden Formen desselben, sowohl wegen der allgemeinen, alle Proselytenmacherei ausschließenden Prinzipien des Protestantismus, als wegen der in den einzelnen Fällen sich ergebenden Entwickelung als solche von vorzugsweise ethischer Art zu bezeichnen.

5. Die Uebertritte zum römischen Katholizismus dagegen sind zwar unter sich mannigfach verschieden, kommen aber darin überein, daß — wie hoch auch die persönliche Ueberzeugung ihrer Vertreter zu achten sein mag — doch die eigentlich ethischen Motive weniger zu verspüren sind als politische, ästhetische oder soziale Beweggründe.

6. Die Fortschritte des römischen Katholizismus vermöge der Konversionen zu ihm sind zwar meist absichtlich überschätzt, die Bedeutung der umgekehrten Fälle unterschätzt worden [1]); aber durch die mannigfachen rückläufigen Strömungen seit dem Beginn der neuen Periode und besonders seit dem Jahre 1848 begünstigt, haben sie in stetiger Zunahme fortgedauert und aller Wahrscheinlichkeit nach ihren Höhepunkt noch nicht erreicht.

7. Die Verluste des Protestantismus durch die Konversionen werden zwar numerisch durch die umgekehrten Fälle mindestens aufgewogen; aber in Verbindung mit den vielen neuen Sektenbildungen, der unnatürlichen Stellung der Kirche zum Staat, sowie dem Verhältnis des zeitigen Kirchenregimentes zu der gesamten, in erster Reihe aus der Reformation erwachsenen, modernen Bildung sind sie ein neuer Beleg für die schiefen, ihren eigenen Prinzipien widersprechenden Bahnen, in die die protestantische Kirche seit dem Beginn unserer Periode eingelenkt ist.

8. Eine Verschiebung der Machtverhältnisse der Konfessionen im ganzen und großen hat nach den statistischen Vergleichen bisher auch

---

[1]) Wir erinnern auch hier wieder an ein Wort Hases (Handbuch der Polemik, S. IX): Geht derzeit ein katholischer Zug durch manche Winkel der protestantischen Kirche, so doch auch eine protestantische Neigung durch ganze katholische Völker.

durch diese Konversionen nicht stattgefunden [1]); bei dem Prinzip der jesuitischen Propaganda aber, mehr die nachfolgende als die gegenwärtige Generation im Auge zu behalten, verdient die Verfolgung der weiteren Ergebnisse die höchste Beachtung [2]).

9. Als das sich vorbereitende Resultat der bisherigen Entwickelung für die Zukunft ergiebt sich auch in dieser Beziehung, daß die eigentlich kirchliche (ausschließlich religiöse) Ausbildung des Christentums sich vor allem in der katholischen Form konzentriert, während auf dem Gebiet des Protestantismus das religiös-sittliche Element immer mehr in den Vordergrund tritt.

---

[1]) Die Verschiebung der konfessionellen Verhältnisse im einzelnen wird dadurch nicht geleugnet. Es haben allerdings manche Burgen des alten Protestantismus — man braucht nur an Genf zu denken, wo die Zahl der Katholiken bereits die der Protestanten übersteigt — eine ganz andere Physiognomie angenommen, und in ziemlich ausgedehnten Gebieten zeigt uns die Statistik ein stetiges Zurückschreiten des Protestantismus. Beispielsweise mögen — wie bereits oben (S. 44 Anm.) in Aussicht gestellt wurde — die Gemeinden meiner Heimatgegend, des letzten niederrheinischen Kreises, angeführt werden. Es hatten die einzelnen Bürgermeistereien 1819 und 1858 folgende Bevölkerung:

1819:	Wesel	4960	Ev.	4628	Kath.	1858:	5751	Ev.	7218	Kath.
„	Lackhausen	595	„	244	„	„	1055	„	460	„
„	Schermbeck	3943	„	865	„	„	4647	„	1065	„
„	Ringenberg	1532	„	2000	„	„	2055	„	2669	„
„	Haldern	700	„	3600	„	„	1163	„	4974	„
„	Rees	770	„	2632	„	„	403	„	3730	„
„	Isselburg	293	„	186	„	„	513	„	603	„
„	Millingen	99	„	1434	„	„	194	„	2390	„
„	Brasselt	28	„	1887	„	„	20	„	2435	„
„	Emmerich	737	„	3738	„	„	1035	„	6659	„
„	Elten	3	„	2330	„	„	81	„	2593	„

Man kann aber ebensoviele Beispiele vom Gegenteil anführen, und überhaupt läßt sich die am Anfang ausgesprochene Thatsache ganz im einzelnen nachweisen, daß überall da, wo früher der Katholizismus allein herrschte, der Protestantismus, überall, wo das Gegenteil stattfand, der Katholizismus in unserer Zeit Fortschritte gemacht hat.

[2]) Es ist schon oben darauf aufmerksam gemacht worden, wie besonders in den hohen Adelskreisen jetzt ganze Familien schroff katholisch sind, deren Vorfahren Stützen des Protestantismus waren. Schon die Vergleichung mehrerer Dezennien des Gothaischen Almanachs zeigt in dieser Beziehung merkwürdige Veränderungen, wenn auch nicht überall der Kontrast gegen früher so groß ist, wie bei den Nachkommen des um seines evangelischen Glaubens willen hingerichteten Grafen Schaffgotsch. — Ist dieser Umschwung in den Adelskreisen besonders auf die gemischten Ehen zurückzuführen, so nicht minder die Verluste des Protestantismus in den niedersten Ständen der Gesellschaft. In dem gebildeten Mittelstand stellt sich das Verhältnis ganz anders.

IX.

Zeitgeschichtliches in Vorreden.

Die beiden ersten Auflagen des Handbuchs gehören, obgleich die dritte Auflage in vorher ungeahnter Weise sich zu einem ganz neuen Werke auswuchs, der Inhalt der früheren also heute so gut wie verschollen ist, doch nicht in den Zusammenhang dieser „Kleinen Schriften" hinein. Anders steht es mit den Vorreden zu denselben. Es ist darin allerlei zeitgeschichtliches Material niedergelegt, welches zugleich den Uebergang bildet zu den nachfolgenden Beiträgen. Handelte es sich doch dabei um Ereignisse, welche für die Gesamtentwickelung des Jahrzehnts vor dem Vatikankonzil prinzipielle Bedeutung gehabt haben.

Aber auch noch aus einem anderen Grunde konnten dieselben hier nicht völlig ausgeschlossen werden. Der innere Zusammenhang, in welchem die Einleitungen zu den Einzelaufsätzen untereinander stehen, verlangte vielmehr hier noch mehr als anderswo eine Ergänzung der bisherigen Rückblicke. Schon die Vorrede der ersten Auflage hatte den Dank aussprechen dürfen für die (oben S. 119 erwähnte) königliche Unterstützung meiner Orientreise. Ich habe aber diesen Dank auch persönlich zum Ausdruck bringen dürfen, und auf die hierfür durch die Ueberreichung des Handbuchs gebotene Gelegenheit führen sich zugleich mehrfache spätere Audienzen, die später ebenfalls zu berücksichtigen sein werden, zurück.

Vertrauliche Mitteilungen, die bei solchem Anlaß gemacht werden, verlangen naturgemäß eine besondere Diskretion. Obgleich seither mehr als dreißig Jahre verflossen sind, ist die Zeit noch nicht gekommen, wo über die einzelnen Äußerungen in jenen für mich so lehrreichen Stunden Bericht gegeben werden kann. Wohl aber dürfen hier die allgemeinen Eindrücke wiedergegeben werden, welche die hohen Persönlichkeiten bei diesen ersten persönlichen Unterhaltungen auf den jungen Dozenten, dessen Lebenswerk sie selber ermöglicht, gemacht haben. Die nachfolgenden Auszüge sind daher möglichst wörtlich den unmittelbar nachher gemachten Aufzeichnungen über die Audienz bei Seiner Majestät dem Könige am 19. März, bei Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen am 21. März, bei Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden am 23. März und bei Ihrer Majestät der Königin am 24. März 1867 entnommen. Es sind dabei speziell die Gespräche über die Zustände in Jerusalem herausgegriffen, welche seit der Orient-

reise Seiner Majestät des regierenden Kaisers ein gegen früher noch bedeutend erhöhtes Interesse gewonnen haben.

Nach einer Reihe mehr persönlicher Fragen erkundigte sich Seine Majestät nach der Lage der Dinge in Jerusalem, besonders nach dem Einfluß des evangelischen Bistums auf die Stellung der Konfessionen im Orient. Ueber die schändlichen Szenen am Osterfest war der König sehr entrüstet, um so erfreuter dagegen über das, was ich über die stillen Liebeswerke der evangelischen Gemeinde berichten konnte. Im Anschluß daran sprach sich der König ausführlich über die edlen Bestrebungen seines Bruders aus, ebenso aber über die Ursachen ihres Scheiterns. Es führte das weiter auf die zu dem Krieg von 1866 führende Demütigung von Olmütz, und sodann zu den Folgen des Krieges. Der König wurde ersichtlich warm, während Er darüber sprach. Seine Augen leuchteten. Es war ein tief ergreifender Moment, wie Seine Majestät der Reihe nach Gottes Gnade, das reine Gewissen, die Friedensliebe, die gute Armee, die über alle Erwartung gehenden Resultate betonte. Der Ausdruck der edlen Züge bei diesem echten Herzenserguß war klar und offen, so recht das Bild voller Wahrhaftigkeit, Lauterkeit, Herzensgüte, die Sprache schlicht und nüchtern, aber jede lebhaftere Empfindung sofort zum Ausdruck bringend.

Von den übrigen in der fast dreiviertel Stunden währenden Audienz behandelten Gegenständen absehend, glaube ich es doch nicht verschweigen zu dürfen, daß am Schlusse derselben Seine Majestät die Frage an mich richtete, ob ich vielleicht eine Berufung an eine preußische Universität wünsche. Meine Antwort ist etwas anders gewesen, als weltliche Klugheit in solchem Falle diktiert hätte. Ich dachte zuerst daran, daß ich erst vier Semester, und zwar nur kleinere Kollegien gelesen hatte, daß für größere zusammenfassende Kollegien eine ganz andere Art der Vorbereitung erforderlich sei, ich mich also noch nicht für reif zu den nötigen Leistungen erachten könne. So habe ich in diesem Sinne geantwortet, durfte dabei aber auch die Erfahrung machen, wie es den König angenehm berührte, daß ich seine Gnade nicht dazu verwertete, um etwas für mich persönlich zu suchen. Und Seine Majestät verbreitete sich dann noch weiter über den Kontrast zwischen der inneren Lage der kriegführenden Mächte im Jahre 1866, sprach auch ausdrücklich den Wunsch aus, mich noch öfter zu sehen.

Aus den Aufzeichnungen über die Audienz bei Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen dürfen zunächst wohl die nachfolgenden über den Beginn derselben herangezogen werden. Der Kronprinz eröffnete die Unterredung mit der Frage nach dem Inhalt des Ihm zu überreichenden Buches. Der Bericht darüber konnte somit zugleich den Dank aussprechen für die dem Fürstenhause selber zu verdankende Möglichkeit, einen derartigen Gegenstand zu behandeln, der nicht aus Büchern allein studiert werden könne, sondern nur durch möglichst allseitige Beobachtung des kirchlichen Lebens. Der Kronprinz wurde dadurch sofort seinerseits zu einigen allgemeineren Bemerkungen über den verschiedenen Charakter des kirchlichen Lebens in den verschiedenen Ländern veranlaßt, lenkte dann aber speziell das Gespräch auf die Zustände in Jerusalem. Eingehend ließ Er sich die traurigen Dinge erzählen über den Mirakelbetrug des Osterfeuers, über die Charfreitagsprozession mit der den Leichnam Christi darstellenden Holzpuppe, über den gerade an heiligster Stätte am heftigsten hervorbrechenden Haß der verschiedenen christlichen Konfessionen untereinander.

Ebenso aber ging Seine Königliche Hoheit mit der gleichen Teilnahme wie der König auf die Belege ein für die im Laufe der Jahre langsam, aber stetig herangereiften Früchte des evangelischen Bistums, erklärte auch seine warme Zustimmung dazu, daß der Mißbrauch der Religion nicht etwa zu religionsfeindlichem Spott führen dürfe, wie in Moritz Busch' „Heiligenbilder ohne Heiligenschein", sondern eine um so ernstere Prüfung dessen, was wirklich Christentum sei, an dem Evangelium Christi selbst erforderlich mache.

Aus dem übrigen Teil der Unterhaltung sei hier wenigstens noch ein besonderer Moment hervorgehoben, in welchem der hohe Redner ein tiefergreifendes persönliches Programm entwickelte, welches gewissermaßen das Fazit seiner fürstlichen Familientradition zog. Bis dahin hatte Er an einen Tisch angelehnt, die Arme übereinander geschlagen, ruhig gestanden. Nun sprang Er förmlich aus der halb sitzenden Stellung auf, die Arme fuhren lebhaft auseinander, und Er rief mit blitzenden Augen: „Es ist die Aufgabe meines Hauses, jeder Kirche die volle Freiheit zu wahren in dem ihr zustehenden Gebiete. Wo aber Uebergriffe versucht werden sollten über dieses Gebiet hinaus, da ist nicht die geringste Konzession zu machen, da ist mit eiserner Energie entgegenzutreten."

Endlich möge noch die Parallele zwischen Vater und Sohn, die geschichtlich so ganz besonders zusammengehören, hier Platz finden: „Hatte mich zwei Tage vorher die Herzenswärme des Königs tief ergriffen, so durchzuckte mich jetzt geradezu die Ergriffenheit, mit welcher der Kronprinz diese Worte sprach. Dazu die wahrhaft majestätische Erscheinung, das schönste Bild germanischer Vollkraft, die prächtigen leuchtenden Augen, die Verbindung von Milde und Energie in allen Zügen, alles Geist und Leben. Von da an gestaltete sich die Unterhaltung so lebhaft; jedes Wort von der einen Seite rief unwillkürlich so schnelle Erwiderung hervor, daß von allem Folgenden mir obenan der Eindruck geblieben ist: so offen und rückhaltlos hatte ich mich noch mit keinem Menschen unterhalten [1]). Es war, als wenn der fürstliche Redner die innersten Gedanken aus einem herauszuholen verstand. . . . . Bei der zweiten Unterbrechung durch den diensthuenden Adjutanten sprach der Kronprinz schließlich den ausdrücklichen Wunsch aus, daß ich mich bei seiner demnächstigen Reise nach Baden von Heidelberg aus bei Ihm anmelde."

Von dem Verlauf der übrigen Audienzen muß hier abstrahiert werden. Es versteht sich ja im Grunde von selbst, daß auch ich damals schon Einblicke in jene Stimmung der Umgebungen Ihrer Majestät der Königin gewinnen mußte, wie sie nunmehr in den „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck geschildert ist. Aber diese Einzelheiten hängen so eng mit vielen andern zusammen, daß der rechte Platz dafür nur in einer vollständigen Geschichte des nachmaligen Kulturkampfes sein würde, die ja heute noch vollständig fehlt.

---

[1]) Daß dies kein bloß subjektiver Eindruck gewesen ist, beweisen die vor kurzem veröffentlichten Auszüge aus Forckenbecks Briefen (Deutsche Revue Oktober 1898: Forckenbecks erstes Debut beim Kronprinzen und beim Grafen Bismarck). F. berichtet hier über seine erste Unterredung mit dem Kronprinzen (16. August 1866): „. . . Diese Schlichtheit und klare Auffassung befreiten mich sofort von jeder Befangenheit. Ich habe in Unbefangenheit das mögliche in dem dreiviertelstündigen Gespräch geleistet. Die Sorge ist nur, ob ich nicht zu viel darin geleistet habe. Ich habe ungenierter gesprochen, als mitunter politischen Freunden gegenüber."

Von diesem ersten Berliner Aufenthalt — gerade zum 70. Geburtstage des großen Kaisers — sei hier schließlich nur noch erwähnt, daß derselbe die bleibende Beziehung zu Dr. Georg von Bunsen mitbrachte, aus welcher schon im folgenden Jahre die deutsche Bearbeitung des Bunsen'schen Lebensbildes erwuchs. Das Nähere darüber wird bei dem „aus Bunsens Papieren" geschöpften Aufsatz über „die verschiedenen Stadien des preußischen Kirchenstaates" zu erwähnen sein.

Aus der Vorrede zur ersten Auflage.

... Zunächst eine kurze Erklärung über den im folgenden gewählten Anfangs- und Schlußpunkt der geschichtlichen Erzählung. Daß als Anfangspunkt für die zusammenhängende Darstellung weder die Revolution von 1789 noch der Anfang des Jahrhunderts gewählt wurde, rechtfertigt sich dadurch, daß die große Revolution viel mehr als die Konsequenz der früheren Entwickelung, denn als der sofortige Beginn einer neuen organischen Bewegung aufgefaßt werden muß, und daß um die Grenzscheide des Jahrhunderts gar alles im Fluß ist, während mit den Wiener Verträgen und der eng mit ihnen zusammenhängenden Restauration des Papsttums sich deutlich eine neue Periode politischer und kirchlicher Geschichte abgrenzt. Wie ganz besonders das religiöse Leben in seiner eigentümlichen Gestaltung sich infolge der damals gegebenen Motive so und nicht anders entwickelt, wird sich in der Darstellung jedes Einzelgebietes mit Evidenz ergeben; die mannigfachen Krisen, sowohl revolutionärer wie reaktionärer Natur, die sich in den Kirchen noch viel früher wie im Staatsleben verspüren ließen, haben in der Gestaltung Gesamt-Europas durch den Wiener Kongreß ihre erste Veranlassung.

Nicht minder aber führt die in den verschiedenen Kirchengebieten wieder gar ähnlich verlaufende Endbewegung, welche, mit dem Jahre 1859 beginnend, sich seit der gewaltigen Umwälzung des Sommers 1866 auch dem blödesten Auge verspürbar macht, abermals zurück auf den engen Zusammenhang in der gesamten geistigen Entwickelung der Neuzeit. Ist es doch vor allen Dingen (denn mit einer anderen Deutung der politischen Ereignisse hat die Kirchengeschichte freilich nichts zu thun) der moderne Staat, der unter der sichtbaren Hilfe einer höheren Hand endlich den entscheidenden Sieg über das Mittelalter errungen hat. Denn wie der obligatorische Unterricht, die allgemeine Wehrpflicht, die bewunderungswürdige Taktik, die Anwendung von Zündnadeln, gezogenen Geschützen und den übrigen modernsten Er-

findungen nur einzelne Aeußerungen und Symptome des gesamten modernen Staatslebens sind, welches sich in Preußen personifiziert sieht; wie auch in bezug auf ein ganz anderes Terrain der preußische Staatsanzeiger mit Recht erklären durfte: „Die Thatsache, daß während der kritischen Tage Bekenner aller Konfessionen in seltener Eintracht, wetteifernd in der Vaterlandsliebe, nebeneinander standen, ist ein glänzendes Zeugnis, daß Preußen seiner kulturhistorischen Mission im Herzen Europas mit Erfolg nachgekommen ist", — so hing auf der anderen Seite ebenfalls alles einzelne aufs engste zusammen.

Nicht ohne Grund wurde in den Hirtenbriefen des Kardinals Rauscher die beste Anleitung zu Zeitungs-Leitartikeln gegen „Jungpreußen" und „Jungitalien" gegeben; nicht ohne Ursache erklärte der Bischof von Brixen, daß „die Interessen der christlichen Religion und der katholischen Kirche auf dem Spiele stünden"; nicht ohne Veranlassung war der Landbevölkerung in Bayern und Böhmen die Furcht eingeredet, die „lutherischen Räuber" würden ihnen ihre Religion nehmen; während umgekehrt in manchen Orten Badens alles vorbereitet war, um den fest erwarteten österreichischen Sieg in dem offen angekündigten „Schädeleinschlagen" der „gothaischen Schurken und Verräter" zu feiern. Eine solche Anschauung des Krieges mußte eben mit Naturnotwendigkeit eintreten bei den Wortführern eines Staates, wo die mittelalterlichen Prinzipien noch heute alle normale Entwickelung unmöglich machen, wo die eine Kirche maßlos bevorrechtet, die andere noch immer durch Staatsgesetze aufs empfindlichste beeinträchtigt ist.

Und ebenso hing das wüste Treiben der Revolutionspartei aufs engste mit dem bei ihr ebenso naturgemäßen Haß gegen das geordnete moderne Staatsleben zusammen. Es war nicht zufällig, daß sich die Umsturzpartei überall mit den ultramontanen Angreifern der „Staatsomnipotenz" identifizierte; es war nicht absichtslos, daß in Rheinpreußen die Heißsporne jener staatsfeindlichen Partei, die sich in Zukunft gottlob nicht mehr unter dem liberalen Mantel verstecken kann, durch die Stimmen der Klerikalen gewählt wurden; es war nicht zweckwidrig, daß jene grausenhafte Frankfurter Schmutzpresse, deren Leistungen in bewußter Unwahrheit bereits seit den ersten böhmischen Schlachten sprüchwörtlich geworden waren, in den katholischen Kasinos ihre eifrigsten Kolporteure fand; so wenig es irgend einem Verständigen auffallen kann, daß die Häupter der protestantischen Zwitter-Orthodoxie, vor allem in dem deutschen „Reich der Mitte", in Schwaben, sich in demselben Lager mit allen übrigen Gegnern eines wahrhaft modernen Staatsorganismus befanden.

So geht denn die in den folgenden Blättern gebotene Erzählung nicht ohne Berechtigung in den Schluß aus, daß durch das Jahr 1866 ein gewichtiger Anstoß gegeben ist auch für die kirchliche Weiterentwickelung. Denn für die religiöse Anschauung ist es in erster Linie ein Jahr, das, selbstthätig mit durchlebt, Blick und Sinn der Menschen ebenso wie das Jahr 1813 zu dem höchsten Lenker aller Geschicke emporheben mußte. Dieser einen Erfahrung gegenüber, verbunden mit der korrelaten Thatsache, daß alle besseren Seiten im Menschen, Liebesthätigkeit, Thatkraft und Demut in engem Vereine durch die Zeit des strengen Ernstes wachgerufen, die Miasmen der „Schwätzeratmosphäre" aber verscheucht wurden, — was will es da viel besagen, daß den nächsten Jahren noch größere Aufgaben gestellt, in ihnen noch schlimmere Gefahren zu überwinden sind? Heute bereits hat sich trotzdem glänzend das Wort bewährt, mit dem sich der mannhafteste Sänger der Freiheitskriege auch in den trübsten Momenten des öffentlichen wie privaten Lebens immer wieder aufgerichtet hat; und heute haben auch Tausende anderer, die längst diesen Glauben verloren, mit Ernst Moritz Arndt wieder glauben gelernt: „Der liebe Gott verläßt seine Deutschen nicht."

Allerdings, — nichts wäre verhängnisvoller als zu erwarten, daß die Ziele der Zukunft nunmehr ohne eigene Mühe erreicht werden könnten; nichts wäre thörichter, als nur von ferne zu denken, daß an dem großen Staatswagen, der den gefährlichsten Weg so wuchtig zurückgelegt hat, nun keine Achse mehr knarren, keine Speiche sich lösen würde. Jedoch an Stelle des trüben Blickes in die Zukunft, mit dem jeder uneigennützige Vaterlandsfreund in das Jahr 1866 eintrat, an dessen Schwelle die Parteien verbitterter wie je einander gegenüberstanden und jede Aussicht auf eine günstige Lösung in endlose Ferne gerückt schien, — darf jetzt die feste Zuversicht treten: „Bis hierher hat der Herr geholfen. Er wird weiter helfen. Das deutsche Eben Ezer glänzt herrlich in die Zukunftsdunkel hinein." Denen aber, die auch das Jahr 1866 noch halbträumend durchlebt, müßte schon die begeisterte Freude aller Deutschen jenseits der Weltmeere, ja müßte schon der unverhüllte Neid der Gegner, daß das verachtete Träumervolk sich als eine Nation zu gestalten beginnt, laut genug zurufen, welche neue Epoche für die Geschichte der Menschheit der 3. Juli 1866 begründet hat.

Wenn dies aber von der politischen Gesamt-Entwickelung gilt, auf die erst von jetzt an die deutsche Nation den ihr gebührenden Einfluß ausüben wird, so gilt es noch viel mehr von dem kirchlich-religiösen Boden, auf dem schon früher die mächtige Einwirkung des

Volkes der Reformation nicht verkannt werden konnte. Wie gerade in der letzten Krise das innige Korrelatverhältnis dieser beiderseitigen Entwickelung schlagender wie je an den Tag getreten ist, so kann es nicht anders, als daß die geistige Intelligenz, welche die wunderbaren Erfolge im Kriege davongetragen hat, auch in den Werken des Friedens ihre Kraft bethätigen muß. Was macht es dieser Naturnotwendigkeit gegenüber viel aus, wenn nicht sofort die Beweise dafür sichtbar hervortreten, daß die Nachwirkungen der „Olmützperiode" auch auf dem kirchlichen Boden zurückgedrängt werden! Welcher Verständige kann etwas anderes erwarten, als daß eine Partei, die fühlt, daß der Boden unter ihren Füßen bereits zu wanken beginnt, und die an ihrer eigenen Zukunft verzweifelt, möglichst die Frist auszubeuten versucht, welche ihr noch für ihre Herrschsuchtsgelüste vergönnt ist! Es können doch (ebenso wie das Herrenhaus nach dem Wort eines seiner edelsten Mitglieder nicht bloß B nach dem A sagen mußte, sondern wohl oder übel dem ganzen Alphabet folgen muß) um nichts minder in den kirchlichen Fragen die Konsequenzen davon ausbleiben, daß, wie gerade der gewaltige Staatsmann an der Spitze des preußischen Ministeriums mit seiner überlegenen Klarheit ausgeführt hat, keine Regierung auf eine Partei allein hören kann, daß mit allen Parteien gerechnet werden muß. Und um so rascher wird die Lösung eintreten, je zweifelloser es an den Tag tritt, daß es sich nicht darum handelt, einer umstürzenden Richtung Konzessionen zu machen, vielmehr im Gegenteil darum, auf der geschichtlichen Entwickelung des Protestantismus weiter zu bauen, statt sie durch echt revolutionäre Maßnahmen zu gefährden. Wenn in den kirchlichen Fragen Rücksicht auf die wirklichen religiösen Bedürfnisse der Gemeinde verlangt wird, so ist das ganz etwas anderes als ein Ankämpfen gegen geordnete organische Leitung der Kirche. Und wenn die Gemeinde Brot statt Steine verlangt, wenn sie statt unfruchtbaren dogmatischen und hierarchischen Gezänkes die ethische Auffassung des gesamten Lebens in den Vordergrund gestellt sehen will, so ist das eben nichts weniger als Unglaube oder Abschwächung des Glaubens; es beruht vielmehr auf einer echt religiösen Erweckung, einem ähnlichen tief sittlichen Aufschwung, wie ihn die Freiheitskriege erzeugt. Gerade weil der Verfasser sich aufs klarste bewußt ist, daß er, wenn er 50 Jahre früher geboren wäre, gerade wie seine Lehrer und Vorbilder Rothe und Bunsen und Tholuck mit ganzer Seele zu der damaligen Erweckung gestanden hätte, darf er es um so offener als seine feste Glaubensüberzeugung aussprechen, daß er sich als Kind der neueren

Zeit von demselben göttlichen Geiste getragen fühlt, der auch jetzt ebenso sichtlich eine neue Periode in der religiösen Entwickelung anbahnt, wie alle früheren Perioden des Protestantismus von ihm ins Leben gerufen sind.

Gewiß, es ist Preußen, von wo — trotz Mecklenburg und Schwaben — die kirchliche wie die politische Erneuerung des Gesamtvaterlandes ausgehen muß. Und die beste Bürgschaft dafür liegt in der königlichen Tradition des Hohenzollern-Geschlechtes, die der echte Nachfolger des großen Kurfürsten, des großen Königs und des Gründers der Union in den unvergeßlichen Worten des Erlasses vom November 1858 nicht bloß, sondern noch ganz neuerdings wieder in dem Erlaß an das Hannoversche Ober-Konsistorium ausgesprochen hat. Das moderne Preußen, das schon jetzt der deutsche Staat ist, kann seiner ganzen Natur nach nicht auf dem einen Gebiete der Kirche an mittelalterlichen Prinzipien kleben bleiben und den Inquisitionsgelüsten einer Partei, die in sich selbst keine Stütze hat, zur Stütze dienen. Sonst bliebe ja trotz aller nationalen Errungenschaften auf religiösem Gebiet das furchtbare Dilemma: wenn die Befriedigung der innersten und heiligsten Bedürfnisse der besten Kinder unserer Zeit verschmäht, wenn nicht, wie das nationale Gesamtreich, so die nationale Kirche erzielt wird, dann auch zugleich mit der Knechtung der Gemeinde durch die, welchen die ganze Neuzeit als der Hand des Satans verfallen erscheint, dasselbe Verhältnis des Kernes der Nation zur Kirche heraufzubeschwören, wie es der französischen „Hofkirche" gegenüber der Fall ist.

Daß aber der Anstoß zu der allgemeinen normalen Entwickelung auch im kirchlichen Leben von Preußen ausgehen wird, dafür bürgt das Vorbild, das bereits lebenskräftig nach allen Seiten hin sich erwiesen. Denn wie in politischer, so wird auch in kirchlicher Beziehung es sich allen Verleumdungen zum Trotz immer mehr herausstellen, daß die Avantgarde Preußens in Baden zu suchen ist. Wie die Tradition des unvergessenen Karl Friedrich im wesentlichen in den Fußtapfen von Preußens gewaltigstem Friedrich einherschreitet, so hat auch der edle Enkel Karl Friedrichs, nicht bloß verwandtschaftlich mit dem Hohenzollern-Stamme verbunden, mutig die Wege betreten, welche allein zur nationalen und religiösen Wiedergeburt Deutschlands führen können. Und wie Er in politischer Beziehung zwar auch lange allein gestanden hat mit der Erkenntnis und dem Entschlusse, daß jeder Einzelne Opfer zu bringen habe für die Einheit und Wohlfahrt des Ganzen, wie ihm aber, gern oder ungern, alle Uebrigen folgen

mußten: so wird es sich ebenfalls in kirchlicher Beziehung mehr und mehr zeigen, daß es die in der modernen Zeit einzig möglichen Grundsätze sind, denen die Regierung Badens auch hier gefolgt ist. Es ist dem Verfasser eine heilige Pflicht, gerade weil er als Nichtbadenser den dortigen Parteiverhältnissen unbeteiligt gegenübersteht, den meist auf völliger Unkenntnis der wirklichen Sachlage beruhenden Entstellungen der badischen Zustände hier entgegenzutreten, und es laut auszusprechen: Wollte Gott, daß wir in Nord-Deutschland auch nur einen kleinen Teil dieses religiösen Interesses nicht bloß, sondern auch dieser aufopferungsfähigen Teilnahme an kirchlichen Angelegenheiten, dieser frischen Thatkraft und dieser wohlthuenden Liebesthätigkeit hätten, wie sie in Baden sich finden. Möchten doch die, welche über badische Kirchenverfassung und speziell über den Protestanten-Verein schmähen, ohne je einer seiner Versammlungen beigewohnt zu haben (gerade wie die am meisten die Union geschmäht haben, welche sie in der Praxis zu kennen gar keine Gelegenheit hatten), nur einmal in einer der größeren oder kleineren badischen Städte eine solche Gelegenheit benutzen! Der Verfasser bekennt nicht bloß aus eigener Erfahrung, sondern auch aus der mancher strenggläubigen Landsleute, daß in Baden wahrlich kein Pharisäer-, sondern im Gegenteil ein Zöllner-Bewußtsein bei ihnen aufsteigen mußte.

Nicht durfte ich hier an dieser Stelle die Erfahrungen verschweigen und die Empfindungen zurückdrängen, die mich persönlich gerade beim Rückblick auf das hinter uns liegende weltgeschichtliche Jahr bewegen. In der Darstellung der geschichtlichen Einzelereignisse kam es allerdings auf nichts so an, als den verschiedensten Strömungen gleich sehr gerecht zu werden, und vor allem keinem Andersdenkenden Unrecht zu thun. Aber es wäre unwahre Prüderie, wollte ich nicht hier offen die Momente darlegen, wodurch ein gleich sehr dem Radikalismus nach links wie nach rechts abholder, die geschichtliche Entwickelung in allen Dingen betonender Standpunkt zu seiner persönlichen Urteilsweise gekommen ist. Und zudem ist es ja doch immer nur die Geschichte der bereits hinter uns liegenden, in sich abgeschlossenen Entwickelung, die der Historiker als sein eigenstes Terrain ansehen kann; die unmittelbare Gegenwart entzieht sich seinem Bereiche. Denn daß zumal bei der so rapid verlaufenden Geschichte der neuesten Zeit ein historisches Werk wie das vorliegende nie die letzten Tagesereignisse in seinen Kreis ziehen kann, daß schon während der Herausgabe mancherlei neue Ereignisse eintreten müssen, versteht sich von selbst, ist auch im Grunde gar nicht zu bedauern. Nicht die Aufzählung der

beständig wechselnden Episoden ist ja hier die Aufgabe, vielmehr der Nachweis der verschiedenen großen Strömungen und Bewegungen, unter welche die einzelnen Ereignisse sich subsumieren. Ja, es ist gerade dadurch, daß schon während des Druckes wieder neue Thatsachen die früheren abgelöst haben, dem Leser um so mehr die Möglichkeit der Prüfung geboten, ob das historische Gesamt-Urteil ein richtiges ist.

Am meisten gilt dies natürlich von der Geschichte des Katholizismus, und gerade weil dort die Realisierung der Hoffnungen auf eine bessere Zukunft am fernsten liegt, sei hier um so offener der Wunsch ausgesprochen, daß eine spätere Schilderung über den Zustand des Katholizismus günstiger ausfallen könne, wie es heute möglich war. Wenn die jetzige Beobachtung keinen erfreuenden Eindruck hinterlassen kann, so ist dies eben ein Eindruck, den wahrhaft fromme Katholiken und Protestanten gleich sehr erhalten, und der nicht deutlicher illustriert werden konnte als — neben Hanebergs in der Geschichtserzählung selbst angeführtem Urteil — durch die Motivierung Döllingers für seine Weigerung, die Geschichte der katholischen Theologie (als Pendant zu dem Dorner'schen Werke) zu schreiben. Immerhin dürfte der oft wiederholte Vorwurf, daß die protestantischen Theologen die katholische Litteratur nicht verfolgten, dem Verfasser ebensowenig gemacht werden können, als der andere, daß der Protestant kein Auge habe für die religiösen und wissenschaftlichen Leistungen des Katholizismus. Freilich versteht es sich von selbst, daß die katholischen Theologen auf ihrem eigenen Gebiete ungleich bewanderter sein müssen, und daß daher der wissenschaftliche Nachweis historischer Verstöße von dem Verfasser (obgleich er die katholischen Zustände nur nach katholischen Quellen und Urteilen geschildert) ebenso willig berücksichtigt werden würde, als ihn eine jesuitische Polemik (wie er sie aus dem einzigen Verlagsgeschäft seiner Vaterstadt von Kind an kennt) gleichgiltig läßt. . . . Und daß dieselbe Stellung wie dem Katholizismus auch den verschiedenen Parteien des Protestantismus gegenüber beobachtet ist, wird die Darstellung selber am besten beweisen. Unabhängigkeit von jedem Parteistandpunkte ist das Erste, was der Verfasser angestrebt hat; gerne wird er darum auf eine noch so antipathische Kritik, sofern sie auf Thatsachen beruht, alle thunliche Rücksicht nehmen, darf sich aber eben deshalb auch bewußt sein, daß, mögen die Parteimenschen das Buch loben oder schmähen, es seine Aufgabe im einen wie im andern Falle erfüllen wird. . . .

Aus der Vorrede zur zweiten Auflage.

Eine freudigere Ueberraschung konnte einem jüngeren Arbeiter bei seinem ersten selbständig herausgegebenen Werke schwerlich zu teil werden, als dem Verfasser kaum drei Monate nach dem Erscheinen der ersten Auflage durch die Nachricht geboten wurde, es müsse sofort für die zweite gesorgt werden. Hatte er bei allem Bewußtsein seiner eigenen Schwäche und trotz vielfacher Hemmnisse doch das Vertrauen in sich tragen zu dürfen geglaubt, mit der auf dieses Werk verwandten Arbeit einem ihm gewordenen Beruf nachzukommen, so lag in der Art der Aufnahme, die das Buch fand, wohl der ermutigendste Wink, auch ferner das bißchen Kraft, über das er verfügen kann, der weiteren Förderung gerade dieser geschichtlichen Aufgabe zu widmen; und so nimmt er denn mit demütigem Dankgefühl aufs neue diesen Beruf auf. Er hat dabei nur zu bedauern, daß durch die Beschleunigung des Druckes wie durch die Notwendigkeit, den äußeren Umfang vorerst nicht zu modifizieren, ihm zugleich die Pflicht auferlegt wurde, manche ihm selbst wünschenswert erscheinende Verbesserung, Umarbeitung oder Hinzufügung (besonders in dem ersten und dritten Abschnitt des dritten Buches) für diesmal zu unterlassen und sich auf die notwendigsten Korrekturen zu beschränken. Er tröstet sich dabei aber mit dem Charakter eines Handbuches, der besonders bei neuen Auflagen es zwiefach verlangt, aus der großen Masse des beständig vermehrten Details nur das unumgänglich Nötige auszuwählen. So sind denn sowohl in Beziehung auf die angeführte Litteratur (obgleich das letzte Jahr eine ungewöhnlich große Vermehrung des allgemeinen wie des speziellen Materials bot) nur die unentbehrlichsten Zusätze gemacht, als zumal von den vielen neuesten Ereignissen (dem in der Vorrede zur ersten Auflage ausgesprochenen Grundsatze gemäß) nur die wenigsten in den Kreis der zusammenhängenden Behandlung gezogen.

Es war dies schon darum erforderlich, weil gerade das Jahr 1867 in kirchlicher Beziehung so reich an interessanten Begebenheiten war, daß eine nur irgendwie ihre Bedeutung erschöpfende Beurteilung derselben den Charakter größerer Abschnitte verändert hätte, und daß es daher (abgesehen davon, daß eine solche viel mehr in das Gebiet der kirchlichen Jahreschronik als in das hier umschriebene gehört) das Passendste schien, analog der Würdigung des Jahres 1866 in der ersten Vorrede, so der wichtigsten der kirchlichen Ereignisse von 1867 an dieser Stelle kurz zu gedenken.

Auf katholischem Boden wird man natürlich hierbei zunächst an das glänzende Schauspiel erinnert, welches Rom in den Tagen des Zentenariums gewährte, und obgleich dasselbe noch kurz im Text (S. 115) berührt werden konnte, ist es doch auch hier nicht gänzlich zu übergehen. Freilich nur, damit es mit Bestimmtheit ausgesprochen werden kann, daß dieser pompösen Schaustellung für denjenigen, der die großen Strömungen seit 1814 verfolgte, nur die Bedeutung eines vorübergehenden Momentes eignet; ja daß dasselbe auch von dem nunmehr vorbereiteten allgemeinen Konzil gilt, auf dem allerdings die äußere Pracht noch größer sein dürfte, das aber in Wirklichkeit gar keinem anderen Zweck dienen kann, als dem, ein neues Siegel unter die seit 50 Jahren begonnene Entwickelung zu drücken, d. h. die Grundsätze der Inquisition und des Jesuitenordens, speziell dessen Lieblingstheorie von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes, durch das bisher noch allein nach altkatholischer Vorstellung über dem Papst stehende Tribunal billigen zu lassen. Gerade in Bezug auf die Geschichte des Katholizismus ist es (wie sehr wir auch an der oben ausgesprochenen Hoffnung für die Zukunft festhalten) leider nur zu gewiß, daß der Schlüssel, den unsere Darstellung für das Verständnis derselben bietet, sich als ein passe-partout bewähren wird. Die gewaltige in ihrem dreifachen Bette verlaufende Flut, welche die Restauration des Papsttums und gleichzeitig des Jesuitenordens emportrieb, ist noch lange nicht an ihrem Ziele angelangt. Die Entwickelung der nächsten Dezennien im ganzen und großen kann, solange nicht ganz andere Momente wie bisher in den Lauf der Dinge eingetreten sind, nur in denselben Bahnen verlaufen. Oder brauchen wir im Rückblick auf das Jahr 1867 etwa noch schlagendere Belege für die beständige Ausdehnung der drei überall nachgewiesenen Bahnen, als (neben dem prachtvollen, mit der Pariser Weltausstellung absichtlich konkurrierenden Schauspiel in Rom) der Haltung der Kurie, dem mexikanischen Trauerspiel gegenüber, in welchem der edle deutsche Enthusiast mit seinem Herzblut dafür zahlte, daß er den klerikalen Vorspiegelungen geglaubt, während Erzbischof Labastida den Peterspfennig nach Rom brachte, und der Papst, in dessen Gemach die unglückliche Charlotte nicht ohne Grund endgiltig dem Wahnsinn verfiel, für Maximilian ... eine Seelenmesse zur Verfügung hatte; — als des trotzigen Protestes des österreichischen Episkopates gegen jede Veränderung auch nur derjenigen Teile des Konkordates, die den heiligsten Gewissensrechten der „Akatholiken" die schnödeste Gewalt anthun; — als des vom Münchener Nuntius dekretierten Verbotes der von der Redaktion

des so eifrigkatholischen Bonner Litteraturblattes projektierten Gelehrtenversammlung; — aber auch als der mannhaften Erklärung des kanonisch allein rechtmäßig gewählten Bischofs von Mainz, des Gießener Professors Leopold Schmid in seiner kernigen Broschüre „Ultramontan oder katholisch? Die religiöse Grundfrage Deutschlands und der Christenheit (4. Auflage. Gießen 1867);" als des schönen Verhaltens der Salzburger Katholiken bei der Einweihung der ersten evangelischen Kirche daselbst seit der Verfolgung von 1731; als der gerade durch den Protest der Bischöfe erst recht ins Leben getretenen Volksbewegung gegen das österreichische Konkordat! Ersparen wir uns weitere Anführung von Dingen, deren Charakter überall gleich ist!

Konnten aber solche, während des Druckes der zweiten Auflage an die Oeffentlichkeit gelangenden Fakta, wie sehr sie auch die hier vertretene Geschichtsanschauung bestätigen, noch nicht in den allgemeinen Zusammenhang verwoben werden, so war dies mit den auf protestantischem Boden die Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Ereignissen noch um vieles mehr der Fall. . . .[1])

Die in der Vorrede zur ersten Auflage ausgesprochene Zusage, daß wissenschaftliche Erörterungen vom katholischen Standpunkte willige Berücksichtigung unsererseits finden würden, hat bis jetzt noch kein Objekt, auf das sie sich würde beziehen dürfen, gefunden. Wir bedauern das um so mehr, da wir dem wahrhaft religiösen Leben in katholischer Färbung aufrichtige Huldigung zubringen, und nur die alle sozialen Zustände vergiftenden — uns dabei an vielen Orten im wirklichen Leben entgegen getretenen — Wirkungen der unreligiösen jesuitischen Tendenz bekämpfen, die für äußere Ausdehnung ihres Kirchengebietes statt für religiöse Förderung der anvertrauten Seelen arbeitet. Dagegen hat die aus zahllosen Beispielen uns längst vertraute jesuitische Polemik, deren Lektüre so ziemlich dieselbe Wirkung hervorzurufen pflegt, wie die des Kladderadatsch, in der von uns gebotenen Geschichtserzählung einen um so willkommeneren Anlaß zum Schimpfen gefunden, weil ein im Wesentlichen an § 8 sich anschließender Vortrag über den neugegründeten Jesuiten-Orden mannigfache separate Verbreitung gefunden hatte. Leider erlaubt es der Raum nicht, die vier einschlägigen Artikel des Freiburger Kirchenblattes, also eines offiziellen

[1]) Es folgen hier (S. XVI—XXIV) eingehende Erörterungen über die gleichzeitigen Begebenheiten in den protestantischen Kirchen, sowie einige unumgängliche Auseinandersetzungen mit beachtungswerten Rezensionen. Das eine wie das andere aber ist an dieser Stelle fortgelassen worden.

Organes der gegenwärtigen katholischen Kirche (denn die Angriffe der lokalen Schmutzpresse existieren natürlich für uns nicht), hier vollständig wiederzugeben; wir müssen uns mit einigen unsere eigene Darstellung charakterisierenden Kraftstellen begnügen und auf die Blumenlese von Schimpfereien über andere verzichten. Von unserem Werke aber heißt es in Nr. 13 gleich an der Spitze des ersten Leitartikels: „Es ist eine durch und durch gothaisch-preußisch gefärbte Tendenzschrift, eine mit beispielloser Entstellung und Herabwürdigung katholischer Zustände und Einrichtungen abgefaßte Deklamation, ein Buch, in welchem jugendliche Anmaßung mit staunenswerter Unkenntnis um die Palme sich streitet[1])." Der zweite Leitartikel in derselben Nummer beginnt: „Das Heidelberger Auchchristentum, das in Seminardirektor Schenkel seinen Dogmatiker, in Rothe seinen Ethiker, in Bluntschli seinen Kanonisten, und in dem Freiburger Stadtvikar Röck seinen ausgezeichneten Pastoraldozenten besitzt, hat nun auch einen würdigen Kirchenhistoriker in der Person des Lizentiaten N. gefunden. Derselbe hat soeben ein sogenanntes Handbuch der neuesten Kirchengeschichte herausgegeben, um die Thaten seiner Partei der Unsterblichkeit zu überliefern und sich selbst einen berühmten Namen zu machen. Wenn wir N.'s Neueste Kirchen-Geschichte in Kürze charakterisieren sollen, so müssen wir sie als eine Herabwürdigung der katholischen Kirche, als eine Verherrlichung der Freimaurerei, als ein unkritisches tendenziöses Machwerk bezeichnen." Die folgende Nr. 14 bringt zwei andere nicht minder lesenswerte Artikel, die besonders darin gipfeln, die sittlichen Mißstände der Gegenwart darauf zurückzuführen, daß von uns und unseren Geistesgenossen „allen Grundsätzen der Religion und Sittlichkeit Hohn gesprochen" werde.

Kritische Nachweise von historischen Verstößen, zu welchen die Vorrede zur ersten Auflage ausdrücklich mit der Bemerkung aufgefordert hatte, daß, obgleich die katholischen Zustände nur nach katholischen Quellen und Urteilen geschildert seien, doch die katholischen

---

[1]) Lange hat diese Taktik des Vorwurfs „staunenwerter Unwissenheit" freilich nicht Stich gehalten. Noch in dem gleichen Jahre 1867 brachte der „Literarische Handweiser" von Hülskamp und Rump eine eingehende Rezension, in welcher ausdrücklich erklärt wurde: „Im Unterschiede von Baur schenkt Nippold der katholischen Kirche eine sehr ausgedehnte, freilich nicht mehr als gebührende Aufmerksamkeit . . . Ja, ich muß sogar sagen, sein Buch ist mit großem Geschick, mit vielem Aufwande von Fleiß und Talent entworfen . . . So bewandert er sich in der katholischen wie protestantischen wissenschaftlichen und Tagesliteratur zeigt . . . Unsere Publizisten können aus dem Buche lernen, wie sich mit Thatsachen umgehen läßt."

Theologen auf ihrem eigenen Gebiete ungleich bewanderter sein müßten, kann natürlich ein solcher Standpunkt sich sparen. Doch nein! vergessen wir nicht, daß der letzte Artikel uns den Rat giebt, uns „eine genauere Kenntnis der katholischen Kirche und ihrer Dogmen und Institutionen zu erwerben", und dies damit motiviert: „Es ist entweder eine für jeden Theologen beschämende Ignoranz oder eine unverantwortliche Leichtfertigkeit, wenn N. in seinem Buche die katholische Kirche der „Heiligenanbetung" bezichtigt und diesen Vorwurf sogar gegen Männer schleudert, deren Namen die gesamte deutsche Nation mit Hochachtung ausspricht. Was soll man sagen, daß ein junger protestantischer Theologe Künstler ersten Ranges und von europäischem Ruf wie Overbeck, Schadow, Veit u. a. wegen ihres Uebertrittes zur katholischen Kirche gewissermaßen als Götzendiener brandmarkt durch die Bemerkung, „sie hätten geglaubt, die Heiligen besser malen zu können, wenn sie sie auch anbeteten." Zufällig findet sich nun nicht nur S. 365 dieser Ausdruck mit Anführungszeichen versehen, also als Wort eines anderen bezeichnet, sondern es ist auch gleichzeitig unten auf den Aufsatz über den Konfessionswechsel in unserem Jahrhundert verwiesen, wo diese Bemerkung ausdrücklich auf Hase zurückgeführt ist. Welcher Schluß ist nun daraus zu ziehen, daß, um uns scheinbar berechtigte Vorwürfe machen zu können, uns zunächst Dinge zugeschoben werden müssen, die wir direkt als Bemerkungen anderer zitieren? Irgend ein anderer substanziierter Einwand aber wird gar nicht versucht.

Als eine unzweideutige Parallele zu diesem seit 1814 neu erwachten Geiste des Jesuitismus, der zum großen Teil durch den Fanatismus protestantischer Konvertiten seine Nahrung erhielt, giebt sich nun zugleich allerorten die Nachäfferei dieser Tendenz auf protestantischem Boden kund, in welcher abermals Proselyten, und zwar hier meist von jüdischer Abkunft, die Rolle der rabiatesten Wortführer gespielt haben. . . .

Schon zu lange haben uns diese Zitate aufgehalten, und doch durften sie nicht wegbleiben, falls der Zweck der Vorrede erfüllt werden sollte, den Gegnern Rede zu stehen. Und unsere Absicht ist auch hier nicht sowohl eine polemische, wie eine irenische: diejenige ehrenwerte Richtung nämlich, die in Staat und Kirche gleich notwendig ist für das Gleichgewicht in der Bewegung, die konservative, in Schutz zu nehmen vor der Identifizierung mit den Ausschreitungen ihrer Journalisten, über die bekanntlich nirgends herbere Urteile zu finden sind, als bei den geachtetsten Konservativen. Alle Hoffnungen für eine gedeihliche Zukunft beruhen ja darauf, daß die gemäßigten

Elemente, denen es nicht um eigensüchtige Interessen oder gar um die private Ausbeutung staatlicher Konflikte, sondern um das Wohl des Ganzen zu thun ist, sich immer mehr gegenseitig verstehen und würdigen lernen. Je weniger aber die aufrichtig liberale und die wahrhaft konservative Richtung sich gegenseitig entbehren können (zumal im gemeinsamen Kampfe gegen die immer enger verbundenen, den Staat als solchen befehdenden Parteien), um so mehr ist es nötig, sich des Unterschiedes zwischen den geistigen Häuptern einer Partei und ihren journalistischen Klopffechtern bewußt zu werden. Und läßt es sich nicht leugnen, daß es während des inneren Konfliktes in Preußen meist politische und religiöse Renegaten waren, die den Gegensatz zu einem so gehässigen machten; mußte auch das bekannte Wort Berryers an Guizot auch in Deutschland aufs neue seine Bestätigung finden: „Es giebt noch etwas Schmählicheres als den Zynismus der Demagogen, das ist der Zynismus der Renegaten, zu welcher Partei dieselben auch gehören mögen," — so ist um so mehr zu hoffen, daß solche Kampfesweise immer weniger Genossen finden wird, je mehr sich die Anstrebung gedeihlicher und möglicher Reformen und die Beschützung des als gut und zweckdienlich Bewährten nicht sowohl als ein Widerspruch, sondern als eine gegenseitige Ergänzung herausstellen. Wir wenigstens können unsere Zurückweisung der eben besprochenen Pamphlete von sogenannt konservativer Seite nicht anders schließen als mit dem Bekenntnis, daß wir kein Hehl daraus machen, daß wir die Art von Konservatismus, welche eine bewährte Sitte im Volksleben zu erhalten strebt und nur das als schädlich Erkannte ausgerottet wissen will, für eine Pflicht jedes wahren Theologen halten, und daß unser Gegensatz gegen die Hengstenberg-Stahl'sche Demagogie in der Kirche vor allem in der Erkenntnis ihres echt revolutionären Charakters beruht, der, statt an das Vorhandene und nicht unberechtigt Vorhandene anzuknüpfen, einfach die geschichtliche Entwickelung mehrerer Menschenalter kurzer Hand über den Haufen rennen wollte.

Hand in Hand mit der Ausbildung der eigenen Ueberzeugung hat die Achtung vor der fremden zu gehen. Und nirgends mehr als auf dem religiösen Gebiete. Wenn schon im Bereiche der Kunst gewiß jeder für höchst einseitig gelten wird, der etwa nur der Liszt'schen Musik oder der Cornelius'schen Malerei Anerkennung spenden und darüber Beethovens oder Lessings vergessen wollte, so ist vor allem in der religiösen Sphäre nicht nur jede ausschließliche Parteiherrschaft vom Uebel, sondern überhaupt jede fruchtbringende eigene Wirksamkeit durch den offenen Blick auch für das Fremde und Andersgestaltete be-

dingt. Und nur der wird, gleich frei von Pessimismus wie von Selbstüberschätzung, mit ganzer frischer Begeisterung in der Zeit und an dem Orte, wohin Gottes Hand ihn gestellt, zu arbeiten vermögen, der, dem seltenen Manne, dessen gesegnetem Andenken unser Buch nach seinem eigenen Heimgange gewidmet ist[1]), gleich, „in Demut stark und in Glaubenskraft milde" gesinnt ist.

[1]) Richard Rothe (der die erste Auflage bevorwortet hatte).

X.

Der Jesuitenorden von seiner Wiederherstellung bis auf die Gegenwart.

Wie der Aufsatz über den Konfessionswechsel aus der Vorbereitung auf mein Handbuch erwachsen war, so ist der nunmehr folgende Vortrag seinem Grundstock nach einem Paragraphen desselben entnommen, der einem weiteren Publikum ein besonderes Interesse eingeflößt hatte. Das Thema stand ja in engstem Zusammenhang mit den geistigen Bewegungen, von denen vor und nach dem Kriege von 1866 alle Gemüter erfüllt waren. Kein anderer deutscher Staat war durch diesen Krieg in eine so gefährdete Lage gekommen wie Baden. Schon vorher hatten alle Gegner der seit dem Jahre 1860 dort durchgeführten Regierungsprinzipien die neue Ordnung zu untergraben versucht. Mit den alten Konkordatsfreunden waren die Gegner von Knies in den Schulangelegenheiten, die von Schenkel in der evangelischen Kirche Hand in Hand gegangen. Je klarer die Unvermeidlichkeit des Krieges sich herausstellte, in welchem Baden schon durch seine geographische Lage sich von den süddeutschen Gegnern Preußens nicht zu trennen vermochte, desto schwieriger wurde natürlich die Lage aller derer, die auf preußischer Seite standen. Treitschke hat damals seine Stellung in Freiburg aufgegeben. Bluntschli ist mehr als einmal persönlich in Gefahr gekommen. Der Name „Bismärcker", der auch dem Verfasser zuteil wurde, war damals alles andere eher als ein Ehrenprädikat.

Es thut jedoch nicht not, über die persönliche Stellung des Verfassers in jenen Entscheidungstagen noch etwas beizufügen. Es ist dies schon in Bluntschlis Memoiren geschehen. An demselben Orte ist zugleich der damaligen Scheidung in dem bisher eng geschlossenen Heidelberger Kreise gedacht, von welchem u. a. die Begründung des deutschen Protestantenvereins ausgegangen war. Die Berliner Unterstützung des Schenkelprotestes hatte Schenkel ins antipreußische Lager getrieben. Erst nach dem so überraschend schnell verlaufenen Kriege wurde die frühere Einigkeit wieder hergestellt.

Wer die Differenzen jener Zeit genauer verstehen lernen will, dem ist daneben obenan die Lektüre des „Ev. Kirchen- und Volksblattes" von 1864 bis 1866 dringend zu empfehlen. Es erscheint heute geradezu unglaublich, was in jener Zeit allwöchentlich an den denkbar gröbsten Injurien in salbungsvoller Form über den einen Schenkel ausgegossen wurde, zumal nachdem sich die Berliner Agitation der ursprünglich rein innerbadischen Bewegung be-

mächtigt hatte. Daß ein in dieser Weise angegriffener Mann auch seinerseits es nicht mehr ertrug, wenn man seinen Gegnern auch nur einigermaßen freundlich begegnete, ist psychologisch leicht zu begreifen. Der Verfasser hat dies auch persönlich zu erfahren gehabt. Die in der Einleitung zu Nr. VIII. (S. 211) mitgeteilte Erklärung hatte Schenkels Unmut erregt. Als ich mir dann gar die Bemerkung gestattete, daß das im Kriege vergossene Blut preußischer Soldaten ein besserer Rechtstitel sei, als der mit der Augustenburger Legitimität seitens sonst gar nicht legitimistisch gesinnter Blätter getriebene Kultus, kam es zu einem peinlichen Augenblick. Rothe hat auch diese Irrung beigelegt. Und wie oft bin ich Zeuge davon gewesen, daß ihm auswärtige Besucher erklärten, sie verstünden seine Stellung zu Schenkel nicht. Er hat stets das Gleiche geantwortet: „Ihr mögt es draußen nicht verstehen; wenn Ihr hier im Lande lebtet, würdet Ihr mein Verfahren begreifen." Daß dasselbe auch für mich zeitlebens bestimmend gewesen ist, braucht kaum der Bemerkung. Aber noch nie hat die rechte Würdigung der bleibenden Verdienste Schenkels so not gethan wie gegenwärtig.

Es muß dieser Dinge gerade bei Anlaß eines in dem Heidelberger und Mannheimer Protestantenverein gehaltenen Vortrags gedacht werden. Die Beteiligung an dieser Seite der Vereinsarbeiten gehört zu meinen schönsten Lebenserinnerungen. Für die hohen Ideale der den Protestantenverein begründenden Männer habe ich, wo dazu irgend der Ort war, gerne mein Zeugnis abgelegt. Aber ich durfte dies gerade darum, weil ich selbst niemals Mitglied gewesen bin, die volle Unabhängigkeit des Historikers jeder Partei gegenüber auch in dieser Hinsicht gewahrt hatte. Es ist keine leichte Aufgabe gewesen. Was es heißt, zwischen zwei Stühlen zu sitzen, ließ sich in jenen Jahren zur Genüge erfahren. Aber die innerprotestantischen Gegensätze mußten für denjenigen in den Hintergrund treten, welcher — wie es der nachfolgende Vortrag zum erstenmal versuchte — die Bestrebungen des wiederhergestellten Jesuitenordens in einen interkonfessionellen und internationalen Zusammenhang hineinzustellen unternahm.

Das Thema des Vortrags selbst ist vor dreißig Jahren schon wesentlich in der gleichen Weise behandelt, wie in meinen späteren einschlägigen Arbeiten. Mit dem Hinweis auf die von der Organisation des Ordens drohende Gefahr ist stets die persönliche Achtung vor den religiös Andersdenkenden Hand in Hand gegangen. Aber man ist dies in dem gegnerischen Lager so wenig gewöhnt, daß beispielsweise im Jahre 1891 der folgende Artikel die Runde durch die klerikalen Blätter (sogar bis in die Niederrhein. Volksztg. in Emmerich) gemacht hat:

„Vom Rhein, 2. Dez. Gute Besserung. Nach einem Berichte der „Chronik der christlichen Welt" hat der bekannte protestantische Professor Nippold aus Jena, der als Katholikenfeind und als Gegner der Jesuitenpatres bekannt ist, auf der sog. Eisenacher theologischen Konferenz in einem Vortrage über den neuen und alten Jesuitenorden u. a. folgendes gesagt: „Das meiste, was bei uns gegen die Jesuiten geschrieben wird, ist das Papier nicht wert, worauf es gedruckt wird. Man unterschätzt, was von den Jesuiten geleistet worden ist und jetzt geleistet wird. Die Jesuiten haben ihre Fürsprecher und Helfershelfer an jedem deutschen Hofe. Wie es bei einem großen Teile des deutschen Adels steht, beweist jener berüchtigte (?)

Artikel des deutschen Adelsblattes, der von einem evangelischen Pfarrer herrührt, der seine Kinder konvertieren ließ, selbst aber nicht übertrat, um seine Pension weiter beziehen zu können. Aehnlich wie in fürstlichen und in Adelskreisen steht es in den Militärkreisen. Unter den etwa 1000 deutschen Jesuiten giebt es sehr gelehrte und bedeutende Persönlichkeiten. Sie sind von fleckenlosem Privatcharakter, bilden also eine nur zu oft unterschätzte moralische Macht." — Aus diesen Worten sollte man annehmen, daß Nippold sich gebessert hat. Wollen's hoffen!"

Ob wohl der Schlußsatz des dritten Teiles dieses Vortrags von 1867 (vgl. unten S. 299, sowie schon vorher S. 281) etwas anderes besagt, als die Thesen von 1891?

Mehr als seit vielen Jahren ist in jüngster Zeit von den Jesuiten die Rede, und das gleichzeitig an den verschiedensten Orten. Ueber die Alpen sind sie nach dem für sie unglücklichen Ausgang des letzten italienischen Krieges nach Oesterreich gekommen, und wir sehen, wie sie der dortigen Bevölkerung mit Gewalt aufgezwungen werden, wie sich aber die Bevölkerung gegen sie wehrt, die katholische Bevölkerung von Wien, Prag, Salzburg, Triest.

Umgekehrtes geschieht in der Schweiz. Der Kanton Wallis hat Jesuiten an seinen Schulen angestellt. Die Bundesregierung hat auf Grund des Schweizer Grundgesetzes Protest eingelegt, und die Jesuiten weichen, wenigstens scheinbar. Dasselbe Schauspiel hat sich sogar in Bayern zugetragen, wo ein im stillen zusammen getretener Konvent auf Befehl der Regierung geschlossen wurde.

Wiederum ein drittes Schauspiel dagegen bieten uns die offiziellen Organe der gegenwärtigen römisch-katholischen Kirche. Lauter als je wird heute die Identifizierung von Katholizismus und Jesuitismus gepredigt, jede Schilderung jesuitischer Prinzipien als ein Angriff auf die katholische Kirche gedeutet.

Noch nie hat das Papsttum so unter ihrem Einflusse gestanden als seit der Rückkehr Pius' IX. von Gaëta. Noch nie war der Episkopat fast aller katholischen Länder so den Jesuiten geneigt, machte sich unter den Bischöfen Frankreichs und Deutschlands vor allem so sehr das Bestreben geltend, die jesuitische Richtung zur alleinberechtigten im Katholizismus zu machen. Hat doch gerade in der allerjüngsten Zeit wieder der vielgewandte bischöfliche Pamphletist Baron Ketteler in Mainz, nachdem er schon im Jahre 1855 die Reformation als den Messiasmord des deutschen Volkes geschmäht und umgekehrt die eigene Geistlichkeit durch das sprichwörtlich gewordene „Kosakenregiment" auch der leisesten Selbständigkeit beraubt hatte, jetzt seinen Kurat-

klerus Klage bei dem Fürsten Hessens erheben lassen gegen die Mitteilungen des Gustav-Adolf-Kalenders über den Jesuitenorden als eine Schmähung der katholischen Kirche. Mag auch der eigene Klerus die Jesuitenherrschaft nicht mehr bloß im stillen verwünschen, mag auch die Mainzer Bürgerschaft immer energischer gegen dieselbe protestieren, mag auch der protestantische Teil der hessischen Bevölkerung verwundert fragen, wie derselbe Bischof, der gegen die evangelische Kirche alles für erlaubt hält, in Beziehung auf die Jesuiten so verletzbarer Natur sein könne, — was will das alles besagen! Baron Ketteler ist nicht umsonst, wie er uns selbst sagt, bei den Jesuiten in die Schule gegangen; darum sehen wir gerade in ihm den Herold der neuen Weisheit: Wer den Jesuitenorden angreift, greift die katholische Kirche an.

Daß das Gleiche auch von dieser bescheidenen Zusammenstellung einfacher geschichtlicher Thatsachen ebenso gesagt werden wird, wie es in jedem solchen Falle geschieht, versteht sich von selbst. Daß mich das nicht schreckt, ist ebenso selbstverständlich. Und der hinlänglich bekannten jesuitischen Taktik gegenüber, den Gegner das Gegenteil dessen sagen zu lassen, was er selbst sagt, ist jede Erklärung über meine Prinzipien eigentlich vollständig überflüssig. Aber Ihnen gegenüber, den freien Bewohnern des herrlichen badischen Landes, Ihnen gegenüber, von denen ich voraussetze, daß Ihre katholischen Glaubensgenossen Ihnen eben so lieb sind wie Ihre eigenen, daß Sie nicht nach dem Bekennen dieses oder jenes dogmatischen Systemes, sondern nach Berufserfüllung und Charakterbewährung Ihre Mitmenschen beurteilen, da bin ich gleich von vornherein die Erklärung schuldig, von welcher Stellung zum Katholizismus wie zum Jesuitismus meine Geschichtsanschauung ausgeht.

Nicht bloß adoptiere ich nun in dieser Hinsicht freudig das Wort meines hochverehrten Lehrers Rothe, daß es keine bessere Apologie des Protestantismus giebt als die volle Anerkennung der Berechtigung des Katholizismus in der Vergangenheit; sondern auch in der Gegenwart vermag ich nichts weniger wie ein geschichtswidriges Produkt, vielmehr nur eine weise Fügung der göttlichen Vorsehung darin zu sehen, daß verschiedene Ausprägungen des Christentums nebeneinander bestehen. Ich sehe das schönste Vorrecht des protestantischen Standpunktes gerade darin, dem eigentümlichen religiösen Leben jeder Konfession volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn während das Prinzip einer alleinseligmachenden Kirche dies von vornherein ausschließt, muß die wahrhaft protestantische Geschichtsbetrachtung unwiderstehlich dazu auffordern, auch in den fremdartigsten und bizarrsten

Formen des religiösen Lebens immer noch den einen Geist Christi wiederzufinden, der „wie der Wind wehet, wohin er will; dessen Sausen man höret und doch nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt."

Und Gottlob, es giebt vieles, es giebt auch heute noch vieles im katholischen Leben, was, wenngleich in andern Formen, als wir für uns selbst adoptieren möchten, doch unsere volle Achtung verdient. Die großartige Selbstverleugnung so manches Mönchslebens, die stille Liebesthätigkeit der barmherzigen Schwestern, die wissenschaftlichen Arbeiten der Benediktiner, die missionierende Zivilisierung barbarischer Horden, und manches andere der Art ist auch in der Gegenwart unserer Anerkennung sicher. Mit Zuversicht glaube ich darauf rechnen zu können, daß, wie mir selbst, so auch den meisten unter Ihnen, in lieben Verwandten und wahren Freunden die sich im Leben bethätigende katholische Form der Frömmigkeit lieb geworden ist[1]); daß Sie gewiß so gut wie ich ehrwürdige katholische Geistliche kennen gelernt haben, die durch ihre warme überzeugungsvolle Vertretung des eigenen Standpunktes Ihnen doppelt lieb wurden, und mit denen Sie sich trotz aller Verschiedenheit im einzelnen doch unter dem Kreuze Christi des gleichen Strebens bewußt wurden[2]). Gerade je höher wir die selbständige individuelle Charakterentwickelung, das eigentliche Wahrzeichen des Protestantismus, aus eigener Erfahrung schätzen gelernt haben, desto mehr wird uns allezeit auch die demütige Hingabe an das Allgemeine —

---

[1]) Den mit bewußter Unwahrhaftigkeit geschmiedeten Entstellungen dieses Vortrags möge hier wenigstens die eine Thatsache entgegengehalten werden, daß meine eigene Großmutter als aufrichtige Katholikin gestorben ist, und daß nahe Verwandte von mir in Wien, in Graz u. a. O. noch heute mit Ueberzeugung der katholischen Kirche angehören; daß ich mich aber bei meiner entschiedenen Bekämpfung der unsittlichen Wirkungen des Jesuitenordens mit wenig Leuten so in Uebereinstimmung weiß wie mit ihnen. Schwebte mir doch gerade bei der Vorbereitung dieses Vortrags unwillkürlich immer wieder das wahrhaft fromme Bild des eben entschlafenen Oheims vor Augen, in dessen Hause in Mainz wahrlich wohl die beste Gelegenheit war, die Folgen eines Ketteler'schen Treibens aus nächster Nähe zu beobachten. Vgl. vorläufig meinen Nekrolog Paumgarttens in der Allg. Ztg., 11. Januar, und der Mainzer Zeitung, 15.—17. Januar, in Verbindung mit der Vivenot'schen Biographie in der österr. militär. Zeitschrift 1867. Demnächst hoffe ich eine ausführlichere Charakterschilderung mit besonderer Rücksicht auf die religiösen Fragen und speziell die Mainzer Verhältnisse folgen zu lassen.

[2]) Auch hier möchte vielleicht die Hinweisung darauf nicht überflüssig sein, daß die hier gebrauchten Ausdrücke wörtlich einem vor sechs Jahren geschriebenen Aufsatze (Protest. Monatsbl. Juli 1861 S. 21/22) entnommen sind.

wie wir das katholische Prinzip, gewiß nicht ungünstig, definieren wollen — als berechtigte Form christlicher Religiosität erscheinen.

Aber neben diesem ethischen, neben diesem sittlich-religiösen Element im Katholizismus, hat immerfort ein anderes gestanden, das gerade durch seine gleich unsittliche wie unreligiöse Tendenz die deutsche Reformation ins Leben gerufen hat. Und dieses Element, welches die Reform der Kirche von sich ausstieß und im Gegensatz zu ihr nur noch mehr sich verknöcherte, hat bereits im Reformationszeitalter selbst einen neuen und verstärkten Mittelpunkt in dem Orden des Spaniers Loyola gefunden.

Seitdem hatte dann jedes Land, und in stets steigendem Maße jedes Jahrzent die Einwirkungen des Ordens zu verspüren. Die furchtbaren Religionskriege aller Orten wurden durch jesuitischen Fanatismus ins Leben gerufen. Als echter Jesuiten-Zögling hat ein Ferdinand II. den dreißigjährigen Krieg, der über ein Jahrhundert hinaus die Blüte unserer Nation vernichtete, heraufbeschworen. Philipp II. von Spanien, die blutige Maria von England, der unselige Karl IX. von Frankreich, die wüsten Pfaffenkönige in Polen und so viele ähnliche grauenhafte Figuren der Geschichte stehen vor uns als lebendige Bilder jesuitischen Geistes; und Bartholomäusnacht und Dragonaden und Aufhebung des Ediktes von Nantes, Ermordung Wilhelms von Oranien und Mordanschläge auf Englands Elisabeth, Thorner Blutbad und Pfälzer Religionswirren werden den spätesten Nachkommen unvergessen bleiben. Wohl darf uns nichts so fern liegen, als das einzelne Mitglied des Ordens verantwortlich zu machen für die grausigen Prinzipien der Gesamtheit. Wir haben im Gegenteil nicht bloß die Begabung, die Gelehrsamkeit, die Arbeitskraft, sondern auch die selbstvergessene Aufopferung des Einzelnen für die Zwecke des Ganzen bei unserer Beurteilung der Individuen in Anschlag zu bringen. Es versteht sich das ebenso von selbst, als umgekehrt Freigemeindler und Deutschkatholiken dasselbe Recht von ihren Verketzerern in Anspruch zu nehmen haben. In Beziehung auf den Orden als solchen aber kann jeder Protestant, der die Geschichte seiner Väter kennt, nur das Wort eines der mildesten und vielseitigsten Theologen Deutschlands zum seinigen machen, daß jede Unterstützung oder Anerkennung seiner Prinzipien und seines Wirkens nicht ein Akt der Gerechtigkeit, sondern Verrat an unserer eigenen Vergangenheit und Zukunft und sittliche Laxheit sei“ [1]).

[1]) Worte von Dr. Steitz in dem Artikel „Jesuitenorden“ in Herzogs Real-Encyklopädie VI. S. 561.

Aber nicht nur dem Protestantismus stand der Jesuitenorden allezeit als glühender Feind gegenüber, der mit allen Mitteln, offenen und geheimen, roher Gewalt und schlauer List die Bekenner der andern Konfession zu unterdrücken strebte; auch im Katholizismus selbst suchte der Orden jede andere Richtung sich unterwürfig und schließlich sogar das Papsttum selber sich dienstbar zu machen. Und so erhob sich denn, als gleich sehr im Katholizismus und Protestantismus ein neuer besserer und freierer Geist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich geltend machte, im Katholizismus vor allem als ein hochinteressantes Schauspiel die allmählich steigende, von Land zu Land sich verbreitende, schließlich selbst in Rom durchdringende Polemik gegen den Orden. Nicht Protestanten sind es gewesen, die ihn damals bekämpft und aufgelöst und aufgehoben haben. Die streng katholischen Länder selbst, eines nach dem andern, mußten gegen den Staat im Staate, gegen die politische und finanzielle Macht der religiösen Körperschaft einschreiten. Portugal, Spanien, Neapel gehen voran. Es folgt, nach dem schmählichen Bankerottprozeß La Valette, trotz der Begünstigungen einer mächtigen Hofpartei, Frankreich. Ein Bourbonen-Staat nach dem andern schickt dem heiligen Vater die vertriebenen Patres zu, und nach den vergeblichen Versuchen Clemens' XIII., sie zu halten, schließt die offizielle Unterdrückung des Ordens durch Clemens XIV. das spannende Drama. Die Geschichte hatte ihr Gericht über den Orden ausgesprochen, und wenn wir heute uns mit aller Bestimmtheit gegen die unsittlichen Tendenzen desselben aussprechen, so hat das eigene Wort eines der edelsten Päpste bewiesen, daß darin keinerlei Angriff gegen den Katholizismus liegt.

II.

Allerdings ist es nun — und dieser eine Schritt hat der ganzen seitherigen Entwickelung der katholischen Kirche ihren tragischen Charakter gegeben — die erste Handlung des restaurierten Papsttums gewesen, den Jesuitenorden aus seinem Grabe zu erwecken. Aber wie Pius VII. den gleich unfehlbaren Clemens XIV. dementierte, so vermag auch alle seitdem stattgehabte Begünstigung des Ordens durch die offiziellen Organe des Katholizismus doch nicht die grundverschiedenen Begriffe Katholizismus und Jesuitismus als gleichbedeutend zu setzen. Es tritt dies deutlich zu Tage, wenn man das Breve Sollicitudo omnium ecclesiarum vom 7. August 1814 mit dem Breve Clemens' XIV. Dominus ac redemptor noster vom 21. Juli 1773 vergleicht. Die einfache Gegenüberstellung beider Bullen spricht deutlicher als die beredteste Polemik gegen den Orden.

Pius VII. berichtet: „Es haben die einstimmigen Wünsche beinahe der ganzen Christenheit lebhafte und dringende Gesuche um allgemeine Wiederherstellung des Ordens herbeigeführt; vorzüglich seitdem sich nach allen Seiten hin der Ueberfluß von Früchten verbreitet, welche die Gesellschaft in den Gegenden hervorgebracht, wo sie sich befand. Selbst die von neuerlichen Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten verursachte Zerstreuung der Steine des Heiligtums und die Vernichtung der Disziplin der regulierten Orden forderten seine Zustimmung zu so einstimmigen und richtigen Wünschen. Er müßte sich schwerer Sünde gegen Gott teilhaftig machen, wenn er inmitten der schweren Stürme, die das Schiff Petri umbrausten, die kräftigen und erfahrenen Ruderer zurückweisen wollte, welche sich selbst anbieten, um die brausenden Wellen zu durchbrechen, welche es jeden Augenblick mit unvermeidlichem Verderben bedrohen. Demzufolge hat er sich entschlossen, das auszuführen, was er seit dem Besteigen des apostolischen Stuhles aufs heißeste wünschte, und befiehlt mittelst gegenwärtiger unwiderruflicher Verordnung, daß die früher für Rußland und beider Sizilien erlassenen Bewilligungen von diesem Augenblicke an auf alle Teile des Kirchenstaates, sowie wie über alle Staaten und Besitzungen ausgedehnt sein sollen. Dieser Beschluß soll zu aller Zeit unverrückt und unverletzlich bleiben; jede demselben widerstrebende Handlung, sie möge ausgehen von wem sie wolle, wird für null und nichtig, und speziell wird das Breve Clemens' XIV. durch das gegenwärtige für kraftlos und außer Anwendung und Wirkung erklärt."

Schon dieser Schluß steht nun in einem auffälligen Kontrast mit dem Breve Clemens' XIV. Denn dessen Schlußteil wendet dieselben Ausdrücke für den entgegengesetzten Befehl an und erklärt: „Diese unsere Briefe sollen, welchen Vorwandes und welches Vorgebens man auch in Form und Recht sich bedienen möchte, weder untersucht noch angefochten, weder in ihrer Kraft geschwächt noch zurückgenommen, weder in Widerspruch gezogen noch nach dem gewöhnlichen Rechtsbuchstaben gewendet werden; ihnen entgegen soll nie eine Restitution in den vorigen Stand giltig sein, sondern die gegenwärtige Verordnung soll immer in Kraft und beständiger Wirksamkeit bleiben." Es wird „jedwede Gewalt des Generals, der Provinzialen, Visitatoren und aller andern Obern der besagten Gesellschaft sowohl in geistlicher als weltlicher Beziehung für ewig aufgehoben und erloschen erklärt."

Wie sich ferner Pius VII. auf die von allen Seiten an ihn gerichteten Wünsche um Wiederherstellung des Ordens beruft, so kann Clemens XIV. nicht nur darauf verweisen, daß er aufs nachdrück-

lichste von den besten Katholiken um die Aufhebung desselben, als das einzig wirksame Mittel, um der allgemeinen Kirche Jesu Christi ihren Fortbestand zu sichern, gebeten worden ist, sondern daß eine ganze Reihe seiner Vorgänger[1]) schon strenge Mittel gegen die schädlichen Wirkungen der Gesellschaft in Anwendung gebracht haben.

Wie Pius VII. endlich auf die guten Früchte des Ordens verweist, so giebt das Breve seines Vorgängers lange Nachweise darüber, „daß man beinahe seit dem Ursprunge der Gesellschaft die Keime der Zwietracht und Eifersucht gähren sah, nicht allein unter ihren Mitgliedern selbst, sondern auch mit den übrigen regulierten Orden, der Weltgeistlichkeit, den Akademieen, den Universitäten, den öffentlichen Lehranstalten, und sogar mit den Fürsten der Staaten, in welche sie aufgenommen waren; — daß sich gegen die Mitglieder der Gesellschaft schwere Klagen erhoben, welche den Frieden und die Ruhe der Christenheit nicht wenig trübten; — daß trotz der dagegen angewandten Maßregeln sich beinahe der ganze Erdkreis immermehr mit den ärgerlichsten Streitigkeiten erfüllte, bei Gelegenheit einer von mehreren als dem rechten Glauben und den guten Sitten entgegengesetzt betrachteten Lehre; — daß auswärtiger und innerlicher Zwiespalt immermehr überhand nahm und man der Gesellschaft besonders zu große Begierde nach Reichtum zuschrieb; — daß ihre Mitglieder sich der Ausübung und Interpretation von Gesinnungen überließen, welche der apostolische Stuhl aus Gründen für schändlich und als der besseren Ordnung der Sitten offenkundig schadend erklärt hatte; — daß sich so schließlich an mehreren Orten Aufstand, Tumult, Zwiespalt und ärgerliche Auftritte erhoben, welche unter den Gläubigen den Geist der Parteisucht, des Hasses und der Feindschaft aufs heftigste anfachten, und daß die Gefahr auf einen so hohen Grad stieg, daß selbst diejenigen, deren altherkömmliche Ergebenheit für die Gesellschaft überall gleich einem ererbten Rechte anerkannt war, die Könige von Frankreich, von Spanien, von Portugal, von Sizilien sich genötigt sahen, die Mitglieder der Gesellschaft aus ihren Staaten zu verweisen, weil dies äußerste Mittel nach ihrer Ueberzeugung nicht zu umgehen war, wenn unter den christlichen Völkern nicht dem Kriege und der gegenseitigen Zerfleischung der Kirche Thür und Angel geöffnet sein sollte; — ja daß selbst dies Mittel als nicht geeignet befunden wurde, die Christenheit in ihrer

[1]) Es werden speziell die Maßregeln der Päpste Urban VIII., Clemens IX., X., XI. und XII., Alexander VII. und VIII., Innocenz X., XI., XII. und XIII. und Benedikt XIV. im einzelnen vorgeführt.

Gesamtheit zu einigen, wenn nicht die Gesellschaft ganz und völlig aufgelöst würde."

Wahrlich, stärker als die Parallele dieser beiden Breven es illustriert, konnte sich der Umschwung nicht manifestieren, der in der Anschauung des „Statthalters Christi" zwischen dem Ende des vorigen und dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts stattgehabt hat. Es läßt sich denn auch in der That die ganze neuere Geschichte des Papsttums gerade in den großen Strömungen, die von einer Regierung zur andern stets zunehmen, auf diesen einen Ausgangspunkt zurückführen. Zunächst wird vom Augenblick der Wiederherstellung des Ordens an der entschiedenste Kampf aufgenommen gegen alle liberaleren Elemente im Katholizismus; unter jeder folgenden Papstregierung wird die Herrschaft des Ordens über Rom gewaltiger wie unter der vorhergehenden, bis schließlich für den oberflächlichen Beobachter alle andern Tendenzen unterdrückt sind und die jesuitische Richtung sich beinahe ohne Furcht vor Widerspruch mit dem Katholizismus selbst identifizieren darf.

Mit dem Aufkommen dieser rückläufigen Tendenz gleichzeitig tritt uns ferner eine zweite Strömung entgegen, die ebenfalls sofort damals beginnt und bis auf den gegenwärtigen Augenblick sich durch jede neue Krise nur mehr verstärkt hat: das neu erstarkte äußere Auftreten und die neuen äußeren Triumphe des Romanismus. Es erinnert diese Erscheinung auffällig an das letzte Drittel des 16. Jahrhunderts, wo der jesuitische Katholizismus auch Sieg auf Sieg davontrug; und es ist dieselbe heute ebenso zu erklären wie damals. Denn so gut früher solche Mittel, wie Dragonaden und Scheiterhaufen, wie die Bartholomäusnacht und die gewaltsame Rekatholisierung der österreichischen Erblande äußere Erfolge erzielten, so gut läßt sich auch heutzutage mit den nur der Form, nicht dem Wesen nach verschiedenen Waffen, die der modernisierte Jesuitismus ins Feld führt, manches scheinbar glänzende Resultat erlangen, zumal wo jetzt wie damals der Protestantismus Bahnen einschlug, die das krasse Gegenteil seiner innersten Prinzipien waren.

Freilich so gut wie damals diese Triumphe rein äußerlich waren und der spätere innere Verfall eben durch sie angebahnt wurde, ebenso muß auch jetzt der aufmerksame Zuschauer dieselbe Wahrnehmung machen. Denn sofort mit den ersten Triumphen der päpstlichen Restauration nach außen hin zeigt sich, „wie die einheimischen Zustände des Kirchenstaates, die sich unter der Fremdherrschaft menschlicher zu gestalten begonnen hatten, sogleich in ihr langgewohntes trostloses Elend zurücksinken, das in wenig Ländern seinesgleichen hat."

Und es datiert von da an die stetige Steigerung dieses Verhältnisses durch alle die Umwälzungen von 1830, 1848, 1859 hindurch bis auf die gegenwärtige Sachlage. Dieselbe Erfahrung, wie im Kirchenstaat, gilt aber auch überall sonst: wo der jesuitische Katholizismus äußere Triumphe davonträgt, durch seine allbekannten Mittel einzelne Kreise der Gesellschaft — zumal die „Crême“ und die „Hefe“ — im Schlepptau hat, da sind überall innere Niederlagen die unausbleibliche Folge, wird ihm der Kern der Nationen — denn das ist der solide Bürgerstand zweifellos — immer sichtbarer entfremdet.

Doch es ist hier nicht der Ort, um die Folge der Restauration des spanischen Ordens speziell an der Geschichte des Katholizismus nachzuweisen[1]). Hier gilt es die viel weiter gefaßte These, daß für alle Zeitrichtungen ohne Ausnahme kein bedeutsamerer und klarerer Scheidepunkt aufgestellt werden konnte, daß sich die gesamte kirchliche und zum großen Teil auch die politische Weiterentwickelung um die Begünstigung oder Nichtbegünstigung der Jesuiten dreht.

Daß das pro oder contra in Bezug auf den Jesuitenorden das Schibboleth der Zeitgeschichte bildet, wird sich uns sofort durch eine kurze Rundschau über die Geschichte des Ordens in den einzelnen Ländern erweisen. Aber schon der flüchtigste Blick auf die Gesamtstellung der Jesuiten zu der modernen Kultur beweist die Richtigkeit unserer These. Gerade von den Verteidigern des Ordens hören wir ja (seit jener Motivierung seiner Wiederherstellung durch die „Zerstreuung der Steine des Heiligtums“ im Breve Pius' VII.) überall dieselbe Argumentation: „Nur deshalb, weil mit der Gesellschaft Jesu das alte Bollwerk der Throne wie des Altars niedergerissen worden sei, habe sich die freche Philosophie des vorigen Jahrhunderts gegen die ihrer zuverlässigsten Stütze beraubten Herrscher erhoben, und nur durch die Reorganisation des Ordens könnten die Folgen der Revolution überwunden werden.“

In diesem Raisonnement ist nun allerdings der Vordersatz entschieden unrichtig. Die französische Revolution und der mit ihr so eng zusammenhängende Unglaube waren in erster Instanz gerade die Folge der jesuitischen Maßregeln. Vom Jesuitismus war ja die blutige Unterdrückung des Calvinismus und Jansenismus ausgegangen, waren

---

[1]) Vgl. hierüber das ganze zweite Buch meiner „neuesten Kirchengeschichte“ in den drei Abschnitten: Geschichte des Papsttums, der außerdeutschen Landeskirchen und des deutschen Katholizismus, sowie speziell in Bezug auf das Papsttum die auszügliche Skizze in Nr. 1—3 der Protest. Sonntagsblätter.

die alten Gegner mundtot gemacht worden. Die natürliche Folge davon war, daß einerseits der französische Klerus, nicht mehr zur Verteidigung seines Glaubens genötigt, alles wissenschaftliche Streben und die Befähigung verlor, den neuen Gegnern, den Encyklopädisten und ihren Gesinnungsgenossen, Widerstand zu leisten; daß andererseits der bessere Teil der Nation sich von der durch solche Mittel ihre Herrschaft behauptenden Kirche abwandte, und, weil eben der Jesuitismus sich mit dem Christentum identifizierte und man keine andere Religion kannte, dem eigentlichen Unglauben anheimfiel.

Aber wenn somit auch die Greuel der französischen Revolution viel mehr auf Rechnung der Jesuiten zu stellen sind als auf die irgend einer anderen Richtung, so ist doch das allerdings zweifellos, daß die sogenannten Ideen von 1789, d. h. die Ziele der gesamten gebildeten Welt im Staats-, Volks- und kirchlichen Leben, keinen heftigeren Gegner haben als die Jesuiten, und daß alle andern Unterschiede, z. B. die der verschiedenen protestantischen Kirchenparteien, dem einen großen Gegensatz untergeordnet sind: entweder Gegner der modernen Zivilisation und Freund der Jesuiten, oder Vertreter des modernen Geistes in Kirche und Staat, dann aber auch entschiedener Gegner der Jesuiten und aller ihrer offenen und geheimen Begünstiger.

In unserm konfessionell gemischten Volksleben tritt dieser Gegensatz freilich nicht in seiner ganzen Schärfe hervor; um so mehr ist dies aber der Fall in den spezifisch katholischen Ländern. Wir sahen, wie das befreite Italien sofort die Väter von sich ausstößt, wie alle Volks- und Freiheitsfreunde in Oesterreich, den Wiener Gemeinderat an der Spitze, sich für das ihnen zugedachte Danaergeschenk bedanken. In Frankreich insbesondere hat das Wort „jesuitisch" eine Bedeutung bekommen, die in stärkerer Potenz das aussagt, was unser Volk als muckerisch zu bezeichnen pflegt. Wir könnten uns zum Beleg für diese Thatsache auf solche allgemein verbreiteten Dramen und Romane berufen wie Molières Tartüffe, Sues Ewigen Juden, sowie den Maudit und die ihm folgenden Werke[1]). Es wird aber die französische Volksstimmung schon durch eine bereits 1845 erschienene kleine Broschüre Jésus et Jésuite hinlänglich illustriert, deren Verfasser auf durchaus positiv gläubigem Standpunkte steht und gegen den

[1]) Zum Belege dafür, welche prächtige Taktik die jesuitischen Verdrehungen meiner Darstellung anwenden, wird die eine Thatsache genügen, daß der Umstand, daß ich mich auf solche Litteraturprodukte als Zeugnisse des Kulturzustandes beziehe, dahin gedeutet wird, daß ich dieselben als Geschichtsquellen benutze.

Schluß sich nachdrücklich dahin ausspricht, nicht darauf komme es ihm an, jemanden zum Gegner der Jesuiten zu machen, vielmehr ihn zu Jesu selbst hinzuführen. Der Anfang dieser mit echt französischer Lebhaftigkeit geschriebenen Schilderung versetzt uns mitten hinein in den lebhaften Streit zweier Droschkenkutscher auf einem öffentlichen Platze. Nacheinander ruft der eine dem andern die Schimpfworte „Dummkopf", „Dieb", „Galeerenflüchtling", „Galgenvogel", „Falschmünzer", „Meuchelmörder" entgegen, ohne daß dieser sich aus seiner stoischen Ruhe herausbringen läßt. Als aber nun der Angreifer als letzten Trumpf das Wort „Jesuit" ruft, da springt der bis dahin so phlegmatische Gegner sofort von seinem Bocke herunter und rächt nachdrücklichst mit seiner Peitsche die Unbill.

Dies einfache Faktum illustriert in der That vollständig die Bedeutung, die das Substantiv „Jesuit" in Frankreich bekommen hat. Und gebraucht nicht im Grunde auch die deutsche Sprache schon längst das Adjektivum in einem sprichwörtlichen Sinne, der sich durch kein anderes Wort wiedergeben läßt?

III.

Doch es ist Zeit, daß wir zu der Geschichte des restaurierten Ordens in den einzelnen Ländern übergehen. Sie wird das aus der allgemeinen Betrachtung gewonnene Resultat noch viel frappanter ins Licht stellen[1]).

Als Clemens XIV. den Orden aufgehoben hatte, war er offen allein in Rußland bestehen geblieben. Denn für Katharina II. hätte schon die Opposition gegen den Papst genügt, um den von diesem aufgehobenen Orden zu einem Objekt ihrer Gunst zu machen. Und noch mehr hatte der unglückliche Paul I. den Orden begünstigt aus dem immer mehr zur fixen Idee bei ihm werdenden Haß gegen die revolutionären Ideen; ihm hatte man das päpstliche Breve von 1801 zu danken gehabt, welches die Fortdauer der Gesellschaft in Rußland sanktionierte. Auch Alexander I. war lange Zeit den Jesuiten geneigt; und so fest bauten sie nach ihrer Gesamtwiederherstellung auf ihre Zukunft in Rußland, daß sie einen umfassenden Plan in Ausführung bringen konnten, um das ganze Unterrichtswesen in dem unermeßlichen Reiche in ihre Hände zu spielen, durch Erhebung ihres Kollegs in Polozk zum Rang einer Universität und zur Zentralaufsichtsbehörde

[1]) Die folgende Schilderung ist mit Ausnahme der näheren Belege fast wörtlich dem § 8 meiner neuesten Kirchengeschichte (S. 72–81) entnommen.

für den Gesamtunterricht. In der That gelang ihnen das erste; aber nur, um die Folge zu bewirken, daß sie, ihrer gewöhnlichen Klugheit vergessend, ihre Proselytenmacherei offener betrieben und dadurch die Rache des „rechtgläubigen" Fürsten auf sich heraufbeschworen. Schon 1816 wurden ihre Kollegien in Moskau und Petersburg aufgelöst; 1820 wurden sie aus dem ganzen Reiche auf ewige Zeiten verbannt. Die Gründe des Verbannungsdekretes nennen „ihre politische Ränkesucht, ihre Proselytenmacherei, ihre friedenstörende Einmischung in das Familienleben vornehmer Häuser, ihre grobsinnliche Benutzung der Schwächen des weiblichen Geschlechts." Seitdem ist der Gegensatz zwischen der allein seligmachenden und der allein rechtgläubigen Kirche durch sie stets verstärkt worden; und wie sie bei den wiederholten polnischen Aufständen immer die Hände im Spiele hatten, so ist der russische Staat der von ihnen beherrschten römischen Kirche gegenüber immer entschiedener vorgegangen.

Das zweite Land, wo sie schon vor ihrer offiziellen Wiederherstellung für die ganze Welt offizös neu installiert waren, war Sizilien. Von dort brachte Ferdinand I. sie bei seiner Rückkehr im Juni 1815 mit nach Neapel; und welcher Art ihr Einfluß in beiden Ländern unter ihm und seinen Nachfolgern Franz I. und Ferdinand II. trotz einzelner vorübergehenden Mißhelligkeiten gewesen ist, hat die beispiellose Verdummung und Demoralisierung des Volkes bewiesen, an die erst nach ihrer Vertreibung unter königlich italienischem Szepter die bessernde Hand angelegt werden konnte.

Wo möglich noch mehr Einfluß aber wußten sie sich gleich nach ihrer Wiederherstellung in Piemont zu sichern. Auch hierher kehrten sie sofort mit dem von der Insel Sardinien aus heimkehrenden Viktor Emanuel I. zurück, und wurden, seit 1818 im ganzen Lande ausgebreitet, die Träger der blindesten Reaktion. Unter Karl Felix gewannen sie auf die ganze Staatsverwaltung bleibenden Einfluß, wußten besonders die Leitung aller Studien in die Hände zu bekommen. Aber nachdem Karl Alberts politische Wiedergeburt ihrer paraguayitischen Regierung gesteuert, zeigte sich auffällig, wie wenig Wurzel sie im Kerne des gebildetsten Volksteiles Italiens geschlagen.

Daß es ebenso wie in Piemont auch in den andern restaurierten italienischen Staaten zuging, möge uns beispielsweise das kleine Modena zeigen, wo sie eine so strenge Zensur einführen konnten, daß sie alle ihnen mißliebigen Bücher selbst aus den Privatbibliotheken fortnehmen durften.

Nicht anders wie in Italien ging es bei der Restauration in

Spanien. Ferdinand VII., der ja überhaupt das Gegenteil von all dem that, was das Volk, das sich für ihn aufgeopfert, als wünschenswert ausgesprochen, hob sofort die von den Kortes aufrecht erhaltene Aufhebungsakte Karl's III. auf, dekretierte, daß alle gegen die Jesuiten vorgebrachten Beschuldigungen von den „Feinden der Religion Christi" erlogen seien. Die Revolution von 1820 stürzte daher vor allem ihren Einfluß, aber nach der französischen Invasion und der zweiten Restauration Ferdinands wurde ihre Macht stärker wie vordem, und sie hat trotz aller Bürgerkriege und Parteikämpfe an ihrer Intensität noch wenig verloren.

Gerade umgekehrt ging es in Portugal. Hier erklärte Johann VI. seinen festen Entschluß, sie nimmer in seinen Staaten zu dulden. Sein Minister Aguilar gab dem Bevollmächtigten in Rom die Weisung, sich weder in mündliche noch in schriftliche Besprechung über diesen Gegenstand einzulassen. Und der Papst begnügte sich trotz seiner lebhaften Bekümmernis mit den sonstigen Versicherungen kindlicher Anhänglichkeit, wünschte trotz der abschlägigen Antwort nichts lebhafter, als dem Fürsten die überzeugendsten Beweise seiner väterlichen Liebe zu geben. Dom Pedro blieb den Maßregeln Johanns, schon weil er die liberale Partei brauchte, treu. Und wußten sich die Väter auch während Dom Miquels Usurpation einzuschleichen, — mit seiner Besiegung mußten sie abermals weichen.

Am längsten dauerte es, bis sie in den deutschen Landen wieder Fuß faßten. Selbst in Oesterreich erlangten sie erst 1820 ihr erstes Kolleg, und zwar nur in Galizien, in Tarnopol. Im übrigen Staate wagte man es nicht, sie unter ihrem wahren Namen zu dulden, sie wurden als Liguorianer untergebracht. Selbst Metternich war persönlich keineswegs ihr Freund, aber sie leisteten ihm zu gute Dienste für sein antinationales System in Italien, als daß er sich nicht ihnen mehr und mehr zugewandt hätte. Und je mehr die josephinischen Ideen in Oesterreich in den Hintergrund gedrängt wurden, je mehr der Staat dem Muster eines Konkordatsstaates zustrebte, desto günstiger wurde natürlich die Situation des rückläufigsten Ordens. Am spätesten drangen sie in Tirol ein; erst 1835 wurde ihnen die Gründung eines Kollegs in Innsbruck gestattet.

Aehnlich wies in Bayern noch 1826 Ludwig I. sie ab; später durch den Kardinal Reisach umgestimmt, ließ er ihren Filialorden 1837 und 1841 zu; sein hauptsächlichstes Kolleg wurde das zu Altötting. — In der preußischen Rheinprovinz drangen sie seit 1827 in Düsseldorf, Köln und Koblenz ein. — Dagegen hatten in Sachsen zwar

Friedrich August wie Anton jesuitische Beichtväter; doch war die Volksstimmung ihnen so abgewandt, daß 1831 ein eigener Paragraph in der Verfassung gegen sie aufgenommen wurde; und daß, als sich 1844 das Gerücht verbreitete, die neue Kirche in Annaberg sei für sie bestimmt, der Sturm so arg wurde, daß die Maßregel nicht durchgeführt werden konnte. — Daß freilich der Volksgeist nicht ohne Grund gegen sie war, hatten die Köthener zu erfahren, deren Herzog Friedrich Ferdinand 1825 in Paris von ihnen „bekehrt" worden war und ihnen sofort eine Mission in seinem Lande gründete, die auch nach seinem 1830 erfolgten Tode fortbestand und erst von dem Wellenschlag des Jahres 1848 umgestürzt wurde.

Und wenn sie hier den Fürsten gegen das Volk aufhetzten, so umgekehrt in Belgien, wo sie in erster Reihe die Revolution nährten, und in der Schweiz, wo ihre Wühlereien es zum direkten Bürgerkriege brachten. In Belgien waren sie eigentlich auch während ihrer Unterdrückung nie ausgestorben; bei den Revolten gegen Joseph II. war ihre Hand deutlich genug zu erkennen; nach ihrer Wiederherstellung aber fanden sie hier ihren hauptsächlichsten Sitz. In der Schweiz drangen sie zunächst 1818 in Freiburg ein, trotz der Proteste des Vororts Bern, aber insgeheim durch die Intriguen des damals noch die Rolle eines „gläubigen" Protestanten spielenden Haller unterstützt. Wie sie auch in andere Kantone importiert wurden, und welche Folgen dies hatte, das hängt mit ihrer Geschichte in dem Lande zusammen, wo ihre Einwirkung immer am verhängnisvollsten war, in Frankreich.

Hier waren sie nämlich zwar schon unter Napoleon I. durch die Begünstigung des Kardinal Fesch hin und wieder verkappt eingedrungen; doch führte erst die Restauration sie in größerer Anzahl zurück. Schon im Oktober 1814 erließ Ludwig XVIII. eine ihnen vor allem zu gute kommende Ordonnanz über die kleinen Seminare, wonach die Aufsicht der Universität über dieselben aufgehoben und den Bischöfen in der Wahl der Lehrer volle Freiheit gelassen wurde. Noch mehr Vorschub leistete ihnen dann die zweite Ordonnanz vom September 1816, durch die bei dem Mangel an regulairen Predigten die Missionen ins Leben gerufen wurden. Meisterhaft wußten sie nun diese zu verwerten, um besonders die untern Volksklassen in ihre Hände zu bekommen. Den Schlußakt der feierlichen Gottesdienste bildete gewöhnlich die Aufrichtung eines ungeheuern Kreuzes, an das die Bekehrten bleierne Herzen mit ihrem Namenszug hefteten. Wie dabei der Haß gegen die Protestanten neu entflammt wurde, so sollte auch die revolutionäre und napoleonische Epoche auf diese Weise zum Abscheu der niederen

Bevölkerung werden. Und das Mittel wirkte vortrefflich. Noch mehr aber das dritte, die Einrichtung der Affiliierten-Kongregationen, der Jesuiten à robe courte oder im Frack, die den Zwecken des Ordens dienten, ohne die Gelübde desselben auf sich zu nehmen. Auch diese Kongregationen waren meisterhaft auf die Gemüter derer berechnet, die man gewinnen wollte. Es gab verschiedene für die verschiedenen Stände. Graf Artois und Herzogin von Angoulême standen an der Spitze der vornehmsten; der höhere und mittlere Bürgerstand, die Handwerker, die Dienstboten, die Soldaten, selbst die Kinder hatten besondere Sodalitäten. Und wie bunt war nicht das Verzeichnis der Namen, wie honigsüß und wie unschuldig lauteten die Zwecke „zur Verbreitung des Glaubens", „zur Verteidigung der Religion", „zur Verteidigung der heiligen Mysterien, oder der heiligen Sakramente", dann die Gesellschaften „vom heiligen Grabe". Es kann wohl aus der politischen Geschichte als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, wie die Anhänger dieser Kongregationen durch den Pavillon Marsan, den Sitz des Grafen Artois, schon unter Ludwig XVIII. eine förmliche geheime Regierung neben der konstitutionellen bildeten, wie das Ministerium Villèle aus ihnen hervorging. Ebenso können wir es hier nur andeuten, wie Ludwig XVIII. wenigstens nicht völlig unter dem jesuitischen Einflusse stand, wie erst unter Karl X., dem würdigen Pendant Jakobs II., der Jesuitismus unbedingt herrschte, aber gerade dadurch auch Karl das Geschick Jacobs bereitete, indem, je mehr die Kongregationenpartei am Hofe durchsetzte, desto mehr die Volksstimmung gerade der gebildeten Mittelklasse gegen sie erregt wurde. Es zeigte sich das schon 1825 bei der Freisprechung der Blätter, die als Hauptgegner des Ordens aufgetreten waren und deshalb der „Gotteslästerung" angeklagt wurden. Noch mehr trat es hervor in der Aufnahme, die die Denkschrift des altkatholischen Grafen Montlosier über die Gesetzwidrigkeit, einen verbotenen Orden im Lande zu dulden, bei der Pairskammer fand. Die Opposition stieg so hoch, daß Karl X. sich das liberalere Ministerium Martignac gefallen lassen mußte, das in der That die Wurzel des Uebels angriff und durch die Ordonnanz vom 16. Juni 1828 untersagte, daß Mitglieder verbotener Kongregationen an den kleinen Seminarien wirkten. Aber als dies Ministerium den Hofintriguen weichen mußte und durch das Polignac'sche ersetzt wurde, das sich ganz auf die Jesuitenpartei stützte, da konnte Karl X. seinem Geschick nicht mehr entgehen. Die Juli-Revolution ist zum großen Teile durch das Feldgeschrei à bas les Jésuites veranlaßt.

Mit der Juli-Revolution treten wir nun in die neue Periode

von 1830 bis 1848, die sich von der früheren hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß die Jesuitenfrage eine noch wichtigere Rolle spielt. In dem einen Lande hat ja der Orden die Revolution gegen sich erregt, in dem andern hat er selbst sie gemacht. Letzteres besonders in Belgien, ersteres nicht bloß in Frankreich, sondern ebenso in Italien. Aeußerlich verhielt sich nun zwar der Orden etwas stiller; aber wie immer waren auch jetzt seine stillen Einflüsse nur um so gefährlicher. Die Hauptentscheidung lag auch diesmal in Frankreich; die Kardinalfrage war wieder: wie stellt sich die neue Regierung zu ihr? Dabei tritt denn das ganze Schaukelsystem Louis Philipps deutlich zu Tage. So lange die Erhaltung der Popularität die Hauptsache war, ließ man es an Schritten gegen den verhaßten Orden nicht fehlen. Das Jahr 1831 brachte einerseits die Aufhebung der Ordonnanz von 1816 über die Haltung von Missionspredigten, andererseits die Bestätigung der Ordonnanz von 1828 gegen die Anstellung der Jesuiten an den Seminarien. Sobald aber die Regierung darauf ausging, den Klerus für sich zu gewinnen, und nun die Bischöfe das Feldgeschrei nach „Freiheit des Unterrichts“ (von jeder andern Aufsicht als der ihrigen) erhoben, wußten die Jesuiten die günstigere Strömung sofort zu benutzen. Wie der Orden es immer so meisterhaft verstanden hat, für jeden Platz gerade den dafür Geeigneten auszuwählen, so wußte er jetzt durch den die Pariser haute volée entzückenden Kanzelredner Ravignan zunächst das Terrain zu ebnen; und nachdem Ravignan sich beliebt genug gemacht hatte, bekannte er sich offen als Jesuit und erklärte zugleich in der Schrift de l'existence et de l'institut des Jésuites, daß trotz des Gesetzes mehr als 200 Jesuiten in Frankreich seien (1844). Ja, es wurde sogar offiziell konstatiert, daß der Orden 27 Häuser in Frankreich besäße, darunter das große Mutterhaus in der rue des postes in Paris, und daß die Zahl der Professen dreimal so hoch wäre, als man angäbe. Und gleichzeitig enthüllte wieder der Prozeß Affenaer ihr merkantilisches Treiben, ähnlich wie der Prozeß la Valette von 1764 in Martinique und der Prozeß de Buck von 1864 in Belgien. Die Regierung aber schwieg still trotz der offenen Gesetzesverhöhnung. Um so mehr regte sich die Volksstimmung. Wie Michelet und Quinet in ihren Vorlesungen die Sache besprachen, wie Cousin in der Pairskammer und Thiers in der Deputiertenkammer wegen der Tolerierung der Ungesetzlichkeit interpellierten, so bewies besonders das ungeheure Aufsehen und der gewaltige Absatz von Sues juif errant, wie allgemein die Verurteilung der unsittlichen Tendenzen des Ordens war. Die Regierung legte denn auch schließlich den

Kammern einen Gesetzentwurf über den Sekundärunterricht vor, mit der Bestimmung, daß alle Lehrer versichern müßten, keiner verbotenen Kongregation anzugehören. Aber als es auf die Durchführung des von den Kammern genehmigten Gesetzes ankam, da erklärte das Ministerium erst mit Rom unterhandeln zu müssen. Und es kam nun zu den berüchtigten Scheinmaßregeln, daß die Regierung offiziell erklärte, ihre Vorschläge seien in Rom angenommen, daß der Jesuiten-General selbst zum Schein einige Anstalten temporär schließen ließ, daß aber in Wirklichkeit alles beim alten blieb. Und bald darauf vertrat Guizot direkt ihre Sache, um so der Polignac Louis Philipps zu werden, durch sein Eingreifen in den Schweizer Sonderbundskrieg, das Vorspiel der allgemeinen Vertreibung der Jesuiten im Jahre 1848.

In der Schweiz war es nämlich dem Orden auch erst in diesem Zeitraum (1835) gelungen, neben Freiburg noch eine weitere Station in Schwyz zu erobern. Bald darauf (1839) wurde in Luzern der Antrag auf die Berufung der Jesuiten an die Kantonalschule gestellt; doch mußte erst (1841) die dortige liberale Regierung gestürzt werden, dann siegte der Antrag. Der Aufstandsversuch im Aargau mißlang allerdings und hatte nur die Folge, daß die Aargauer Klöster, in denen der Aufstand seine Centren gehabt hatte, aufgehoben wurden. Dagegen wurde wiederum in Wallis die liberale Partei besiegt (1840), und ihr Versuch, sich der Herrschaft wieder zu bemächtigen (1844), vereitelt. Aber es blieb nicht bei diesen vereinzelten Vorfällen. Bald bildeten die gemeinsamen Begünstiger der Jesuiten, die drei Urkantone, Luzern, Freiburg, Wallis und Zug den rebellischen Sonderbund. Sofort erscholl nun dieser revolutionären Tendenz gegenüber, deren Anstifter die Jesuiten deutlich genug waren, in der ganzen übrigen Schweiz das Feldgeschrei, für den Frieden der Schweiz sei die Verbannung des Ordens notwendig. Doch fiel ein auf der Tagsatzung gestellter Antrag darauf vorerst durch, und wie zum Hohn rief jetzt (1844) der damalige Vorort Luzern die Jesuiten an seine Akademie. Auch die Freischarenzüge (1844—1845) gegen Luzern hatten nur die Einwirkung, daß alle dortigen Liberalen heftig verfolgt, die Jesuiten aber mit großer Feierlichkeit installiert wurden. Noch (im April 1846) war die Tagsatzung schwankend, ob sie das Verbot des Sonderbundes aussprechen solle; und erst der Regierungswechsel in Zürich, Waadt und Genf konnte diesem Beschluß die Majorität auf der Tagsatzung verschaffen (Juli 1847). Jetzt folgte aber auch bald (Septb. 1847) der weitere Beschluß der bewaffneten Durchführung des ersten; und obgleich Metternich und Guizot alle Hebel ansetzten, die Brutstätte des

Ultramontanismus zu schützen, und weder Versprechungen noch Drohungen sparten, blieb doch die Schweiz standhaft, und ein Feldzug von wenigen Wochen (Nov. 1847) sprengte den Sonderbund. Es wurde darauf die Luzerner Verfassung revidiert, die ewige Verbannung der Jesuiten als Grundgesetz der Schweiz ausgesprochen, und in denselben Monaten des Jahres 1848, wo es in allen andern europäischen Ländern drunter und drüber ging, wußte sich die Konföderation durch ihre neue Verfassung nach außen und nach innen zu stärken. Dauern auch die Parteikämpfe zwischen Radikalen und Ultramontanen mit alter Heftigkeit fort; finden auch hin und wieder die letzteren an solchen „Volksfreunden" wie den Fazysten in Genf die besten Bundesgenossen; haben sich auch vielfach wieder die Jesuiten unter neuen Verkleidungen hier und da einzuschleichen gewußt, so ist doch das Grundgesetz der Verbannung der Jesuiten noch im Jahre 1865 gegen die Anträge auf Aufhebung desselben aufrecht erhalten.

Der Sonderbundskrieg war aber nur das Vorspiel der allgemeinen Volksbewegung gegen die Jesuiten in Folge der Pariser Februar-Revolution. Noch in demselben Februar 1848 wurden sie aus der Lombardei und aus Sardinien vertrieben; im Juli 1848 beschloß die sardinische Kammer die Auflösung des Ordens und die Konfiskation seiner Güter; Neapel und Sizilien folgten, und selbst im Kirchenstaat mußte bereits im März 1848 ein päpstliches Dekret die Verbannung der Jesuiten aussprechen; Pius' IX. halbe Reformen hatten sie nicht zu halten vermocht.

Nicht anders ging es in den deutschen Ländern; bei den österreichischen Volksbewegungen in Wien, in Linz, in Galizien wurden die Väter verjagt, und nur die Tiroler schützten das Innsbrucker Kolleg aus dem hier vorwiegenden Haß gegen die Wiener Revolution. In Bayern wurde schon vor den Berliner Märztagen, bei dem Münchener Prolog derselben (am 17. Februar), die Aufhebung der Filialanstalt der Liguorianer-Mission in Altötting beschlossen. — Wind hatten sie allerorten genug gesäet, Sturm mußten sie ernten. Nicht zum kleinsten Teil hatten sie die Revolution hervorgerufen; wie sie schon vor Jahrhunderten den ihnen mißliebigen Fürsten gegenüber zum ersten Mal das Prinzip der Volkssouveränität aufgestellt hatten, so haben sie in unserem Jahrhundert die belgische und polnische Revolution angefacht und bei der revolutionären Bewegung im preußischen Rheinland den Haß gegen die Regierung geschürt. Aber bei all dem Unheil, das die Revolution sonst der geordneten Weiterentwickelung der europäischen Staatsorganismen zufügte, hat sich doch

das eine deutlich gezeigt, daß der Volksinstinkt überall den Jesuitenorden als den schlimmsten Feind der modernen Gesellschaft erkannte; denn überall hat er sich mit merkwürdiger Uebereinstimmung gegen die Jesuiten gewandt.

Wie bald aber auch diesmal auf das Revolutionsfieber die Erschlaffung der Reaktionsjahre folgte, und wie naturgemäß alles, was jenes befehdete, in diesen begünstigt wurde, ist allerseits in frischer Erinnerung, und im Gefolge der Reaktion sind denn auch überall mit neuer Macht die Jesuiten erschienen. Zunächst in Rom selbst, wo sie nunmehr durch die Einwirkung der Revolution auf das biegsame Gemüt Pius' IX. größeren Einfluß erlangten, als jemals zuvor. Denn gerade ihr Einfluß war es, den in rascher Reihenfolge das Dogma von der unbefleckten Empfängnis, die Encyklika gegen den liberalen Zeitgeist, die Seligsprechung ihres Paters Canisius, die fulminante Verfluchung der Freimaurer bezeugten, und es scheint gar nicht unmöglich, daß sie auch das noch erreichen, die Unfehlbarkeit des Papstes als Dogma aussprechen zu lassen[1]), und so den letzten möglichen Halt gegen ihre absolute Herrschaft, die Hoffnung auf ein allgemeines Konzil, zu vernichten.

Von ihrem Einfluß hat ebenfalls die neueste Geschichte Frankreichs ein abermaliges Beispiel gegeben. Denn wiederum war es entscheidend, wie der durch die Revolution auf den Thron gehobene Herrscher dem Orden gegenüber sich stellte. Auch Kaiser Napoleon hat nun in dieser Beziehung gar bald den Weg seiner bourbonischen wie seines orleanistischen Vorgängers verfolgt. Um sich den besonders in der Landbevölkerung einflußreichen Klerus zum Freunde zu machen, hat er fast alle Bistümer in die Hände von Jesuitengönnern gelangen und den alten gallikanischen Sinn zurückdrängen lassen, und schon die äußerliche Begünstigung äußerlicher Religiosität durch den (gleichzeitig die Demimonde zu ihrer furchtbaren Macht erhebenden) Hof gab dem echt jesuitischen Geist Oberwasser. Natürlich hat er so selbst eine Macht herangezogen, die ihn, so bald er andere Wege als die ihrigen gehen wollte, aufs eifrigste bekämpfte, wie die Oppositionsgelüste fast des ganzen Episkopats seit 1859 bewiesen. Und überhaupt sind die Zustände gerade des gegenwärtigen Frankreichs wieder ein recht lehrreicher Beleg für die Wirkung des Jesuitismus. Die beiden Typen der einander befehdenden Richtungen, die jesuitische Kaiserin, der voltairianische Prinz Napoleon halten sich in der Regierung, Aber-

[1]) Nachtrag: So der Vortrag vom 23. Januar 1867.

glauben und Unglauben in der Bevölkerung die Wage; wirklich lebendige Religiosität hüllt sich in das Gewand der Verborgenheit. Wie die Stimmung der gebildeten Mittelklassen, beweist der an den Juif errant erinnernde Erfolg der viel würdigeren Schriften Le Maudit, Le Moine, La Religieuse, beweisen Kammerreden wie die von Rouland gegen den Ultramontanismus, von Bonjean über die Notwendigkeit der Anwendung der nie aufgehobenen Jesuitengesetze (1864). Wie dagegen die Stimmung in den höchsten und untersten Schichten der Gesellschaft, bezeugt die beständige Zunahme der verschiedenen geistlichen Orden, zumal der weiblichen. Wie man beiderseits fühlt, worin für die Folgezeit die Entscheidung liegt, dafür bürgt der Antrag des Kultusministers Duruy auf obligatorischen Volksunterricht einer- und die angstvolle Polemik der ultramontanen Blätter gegen diese Beeinträchtigung der frommen Unwissenheit andererseits. So lange der größte Teil der Franzosen nicht lesen und schreiben kann, so lange ist die Herrschaft des Jesuitismus in Frankreich mitnichten gebrochen. Doch darf man wohl allerdings mit Recht hoffen, daß der klar blickende Staatsmann, als den sich der Kaiser in anderer Beziehung bewährt hat, bei aller Vorsicht, mit der er reale Mächte, wie den Einfluß des Klerus, zu behandeln für nötig findet, doch die Fortschritte, von denen das Heil der Zukunft abhängt, nicht aus dem Auge verlieren wird.

Aber nicht bloß in katholischen, sondern — und das ist das charakteristischeste Zeichen der Zeit — auch in protestantischen Ländern hat man nach den Revolutionsstürmen die Jesuiten als vorgebliche Stützen der Autorität der Fürsten begünstigt. Nicht bloß fielen seit 1848 die früheren Schranken gegen den Orden in Preußen, sondern ihre Missionsreisen, ihre festen Niederlassungen, ihre marianischen Sodalitäten selbst auf den Gymnasien fanden offene Fürsprecher. Nicht bloß Rheinland und Westfalen wurden ein Hauptterrain für den Orden, sondern Berlin, Halle, Hannover sahen Jesuitenmissionen in ihren Mauern. Von beiden Extremen aus wetteiferte man, ihnen den Boden zu ebnen. Während der Welfenfürst die Herrschaft seines Hauses „bis ans Ende aller Dinge“ durch die Begünstigung offener und heimlicher Jesuiten zu stützen suchte; während Leo'sches Volksblatt, Kreuzzeitung und der ganze Chor der kleineren Blätter ihrer Partei offen den Jesuiten die Hand reichten, hatten die radikalen Berliner Blätter nur wohlfeilen Spott für das Erscheinen der Jesuiten in Berlin, erklärten sie die protestantischen Pfaffen für so schlimm, daß die katholischen nicht schlimmer sein könnten! Und in den herrschenden

liberalen Kreisen vertraute man zu sehr auf die sogenannte Aufklärung des Volkes und machte sich blind für die Thatsachen, daß die Adelskreise den Jesuiten ein immer willigeres Ohr leihen, daß der Bauerstand, zumal der abgelegeneren Gegenden, durch zahllose Winkelblätter von ihnen geleitet wird, daß die jedes Jahr zunehmende Menge ihrer Erziehungsanstalten ihren Einfluß auf die zukünftige Generation noch vermehrt. Unsere Zeit hat nun einmal viel mehr Elemente des Mystizismus in religiösen Dingen, als die siegesgewissen Aufklärer denken; niemand hat das besser zu benutzen gewußt als der Jesuitenorden.

Wohl hat die jüngste Epoche politischer und kirchlicher Geschichte, deren Bedeutsamkeit uns auf jedem Gebiet des kirchlichen Lebens gleich entgegentritt, das Jahr 1859, auch in der Jesuitenfrage neue Veränderungen mit sich gebracht. In Italien sind die Väter aus mancher unüberwindlich scheinenden Veste vertrieben; wo das Königreich Italien vordrang, mußten die Jesuiten zurückweichen. Auch in Deutschland beginnt mit dem Sturz des badischen Konkordates ein auf weite Kreise nachwirkender Wendepunkt. Aber zumal bei den auf politischem Boden so bald wieder vorwiegenden Reaktionsgelüsten konnte die begonnene Besserung sich nicht genug ausdehnen, und noch gegenwärtig steht der Einfluß der Jesuiten als eine gar nicht hoch genug anzuschlagende Macht da. Ja, gerade das Frühjahr 1866 brachte ihnen eine Reihe größerer Triumphe, wie alle früheren Jahre. In Rom übergab ihnen der Papst bei Gelegenheit des Jubiläums ihrer Zeitschrift Civilta cattolica offiziell die Oberleitung der Preßverwaltung. In Mainz benutzte Bischof Ketteler eine Preßente [1]) eines radikalen Blattes zur offenen Verteidigung der Gesamtthätigkeit des Ordens gegen die „Geschichtslügen“. In München erhielten die Patres die früher stets versagte Erlaubnis zur Abhaltung von Fastenpredigten, die natürlich ebenso klug für die dortige Bevölkerung berechnet wurden, wie die in Norddeutschland. Und wenn auch nach der letzten statistischen Angabe der Orden immer noch erst gegen 8000 Mitglieder hat, also die Zahl von 22589 Mitgliedern, die er bei seiner Aufhebung hatte, erst zum dritten Teile erreicht ist, so ist die Zahl der Professen doch in stetiger Zunahme, und finden sich

[1]) „Preßente“ heißt im Jesuitendeutsch eine, von dem der das Wort gebraucht, für thatsächlich richtig erklärte Behauptung. Auf solcher Basis macht man sich die Argumentation freilich sehr bequem, es wird aber dadurch auch recht sichtbar, welche Leserkreise die Jesuitenblätter im Auge haben.

vielleicht mehr Jesuiten à robe courte und offene geheime Begünstiger in den verschiedensten Kreisen, als in irgend einer früheren Zeit. Man kann daher der zunehmenden Macht des Ordens nicht besser vorarbeiten, als wenn man es sich nicht eingestehen will, welche Macht gerade in der Periode der Assoziationen darin liegt, daß mehrere Tausend gebildeter, teilweise gelehrter Männer, als willenlose Werkzeuge zu einem gemeinsamen Zwecke verbunden, mit großen Geldmitteln, mit Begünstigung von oben, mit kluger Berechnung nach unten, mit beispielloser Gewandtheit in der Benutzung aller Verhältnisse, der ganzen neueren auf dem Protestantismus basierenden Kultur täglichen und stündlichen Krieg machen.

IV.

Daß dieser verhängnisvollste Fehler der Nichtbeachtung des Gegners in Zukunft von Jahr zu Jahr weniger gemacht werden wird, dafür sorgt freilich — und wir erblicken hierin ein wirklich hoch zu veranschlagendes Verdienst des Herrn von Ketteler um den Fortschritt antijesuitischer Denkweise — die immer unverhülltere Art, wie der von der Geschichte dreier Jahrhunderte laut angeklagte Orden wieder sein Wesen zu treiben beginnt. Und die gelungene Methode, wie die ärgsten Preußenfresser in ganz Deutschland sich nun auf einmal in Preußen einschmeicheln möchten — was freilich zugleich wieder als ein neuer Beleg echt jesuitischer Taktik beachtet zu werden verdient — wird nur um so mehr dazu beitragen. Aber wie stellen denn wir, die wir nichts so sehr betonen möchten als stete Beachtung der Schritte des Ordens im 19. Jahrhundert, uns selbst zu den neu entbrannten Streitfragen zwischen den Vertretern des alten sittlichen Katholizismus und den Wortführern des modernen Jesuitismus? Sind dies vielleicht innerkatholische Kämpfe, die uns nichts angehen? Oder greifen wir doch in irgend welcher Art die katholische Religion an, wenn wir dem Orden Loyolas mit offenem Visiere entgegentreten?

Vor nichts möge Gott uns so bewahren als vor einer Kränkung unserer katholischen Mitchristen. Je entschiedener wir den verderblichen Einflüssen des den Namen der Kirche für seine Zwecke usurpierenden Ordens entgegentreten, um so freudiger haben wir uns zu bekennen zu allen humanen, religiösen, christlichen Bestrebungen auf katholischem Boden. Je deutlicher seinem Ursprunge nach der moderne Staat das reifste Produkt ist der allgemeinen Völkerbewegung der Reformationszeit, desto klarer hat er auch die Achtung der wirklichen Rechte aller Kirchen gerade als Ausfluß seines eigenen Prinzips auf

seine Fahne geschrieben. Denn wie sehr innerhalb des einen Staates (als desjenigen Gebietes, in dem das Reich Gottes sich am intensivsten zu verwirklichen hat) Raum ist für die wahrhaft christlichen Bestrebungen beider Kirchen, dafür ist das moderne Preußen (und Preußen hat — es wird sich das von Jahr zu Jahr mehr herausstellen — seine beste Avantgarde in Baden) nach Ueberwindung der früheren Krisen ein leuchtender Beweis. Die Erklärung, „daß gerade in dem Staatsorganismus Preußens die katholische Kirche innerhalb ihrer eigentümlichen Sphären sich freier bewegen könne wie irgendwo sonst", ist ja eben die neueste ultramontane Parole. Mehr aber besagt wohl noch die Thatsache, wie der edle Wetteifer der barmherzigen Schwestern und der Diakonissen, der Alexianer und Johanniter, und nicht minder der dem Tode gegenüber ihre Aufgabe als dieselbe erkennenden katholischen und protestantischen Geistlichen auf den deutsch-böhmischen Schlachtfeldern die einzig würdige Art der gegenseitigen Rivalität illustriert hat.

Gerade diese freudige Anerkennung aber der ethischen und religiösen Elemente des Katholizismus fordert uns doppelt auf, im Verein mit allen ernstfrommen Katholiken gegen die von der Geschichte aller Länder bezeugten verderblichen Einwirkungen des Jesuitismus energisch den Kampf aufzunehmen. Eine Tendenz, die es in Italien zu den Greuelszenen von Barletta, in Böhmen zu den Judenverfolgungen und in Tirol zu der Protestantenhetze gebracht hat; eine Tendenz, die in Spanien und Frankreich alljährlich neue erlogene Wunder fabriziert; die in den ungemischt katholischen Gegenden Deutschlands die schnöde Entsittlichung durch die moderne Weise der Wallfahrten, in den gemischten Gebieten die ebenso entsittlichende Proselytenmacherei auf ihrem Gewissen hat; eine Tendenz, die dort, wo sie herrscht, ebenso reaktionär ist, wie sie da, wo sie nicht herrscht, zu den verwerflichsten revolutionären Wühlereien greift, überall aber so wenig an sittliche Wiedergeburt denkt, daß sie die unsauberste Schmutzpresse erzeugt; eine solche Tendenz muß bei der Anwendung des allein berechtigten Grundsatzes: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" gewiß wohl in der allerschärfsten Weise verurteilt werden.

Daß diese Erkenntnis gerade unter den Katholiken unaufhaltsam sich Bahn bricht, hat uns unsere Rundschau gezeigt. Wir Protestanten aber sind in unserem Gewissen verpflichtet, ihnen in dem ohne unsere Hilfe beinahe undurchführbaren Kampfe zu helfen. Denn wie wenig die Jesuitengönner auf die Stimme der Bevölkerung geben, hat die zwangsweise Oktroyierung des Ordens in Böhmen nur zu deutlich

gezeigt. Sollen also unsere Freunde unter den Katholiken nicht am Ausgang eines so schwierigen Kampfes verzagen, so müssen wir ihnen beweisen, daß wir keine gleichgiltigen Zuschauer ihrer Leiden sind; daß wir wohl im Auge behalten, wie nur die stets zunehmende Empörung des sittlichen Gewissens der katholischen Völker gegen die direkte Unsittlichkeit des Jesuitenordens die Stellung des Katholizismus der gesamten modernen Welt gegenüber wieder wahrhaft fruchtbringend umzugestalten vermag.

Mehr wie irgend ein anderes Volk aber sind wir Deutschen in dieser Beziehung auf eine ernste heilige Pflicht hingewiesen, ganz anders noch wie die Italiener, wenngleich dort das Bewußtsein solcher Pflicht ein viel verbreiteteres ist. Denn die Mainlinie wird sich zwar bald als eine vorübergehende Trennung erweisen. Gelangen aber die Prinzipien des Jesuitismus, die Prinzipien der religiösen Unduldsamkeit und des Fanatismus, wirklich dauernd auf dem einen Konfessionsgebiete zur Herrschaft, so ist es mit unserer nationalen Einigung — trotz alles dafür vergossenen Blutes — übel bestellt. Darum wer die Jesuiten im offenen und geheimen begünstigt, der ist — wie unser Vaterlands- und Freiheitssänger Ernst Moritz Arndt es bis in seine letzten Tage bezeugte — ein Feind der nationalen Entwickelung Deutschlands und muß vor allem als solcher bekämpft werden[1]).

---

[1]) In dem ausführlicher gestalteten Handbuch sind sowohl die Begründung und der „moralische Zusammenbruch" des alten, wie die seitherige Geschichte des neuen Ordens in zahlreichen Paragraphen behandelt. Vgl. auch oben S. 5/6 die neueren Spezialschriften aus 1888, 1889, 1891, 1895, und die zahlreichen Auszüge aus der holländisch-jesuitischen Litteratur in der Monographie über „die römisch-katholische Kirche im Königreich der Niederlande" (1877).

XI.

Die verschiedenen Stadien des sogenannten preußischen Kirchenstaates.

Nach Bunsens Papieren.

Der sich nunmehr anschließende Aufsatz ist zwar im Druck später erschienen, als die Skizzen „Von der Mündung des Rheins“ und die „Kirchenpolitische Rundschau“. Er ist aber bereits im Sommer 1868, während der Ausarbeitung des ersten Bandes von Bunsens Leben, konzipiert worden. Dem Herausgeber war es damals ein recht eigentlich historisches Bedürfnis, das, was in dieser Biographie an sehr verschiedenen Orten zerstreut war, in einem einheitlichen Gesamtbilde vor Augen zu haben. So günstig nämlich das Leben Bunsens auch von der historischen Kritik aufgenommen war, und so hoch speziell die Fachgenossen das Werk schätzten, so erfreulich endlich auch der Vertrieb gewesen war, so ließ doch (was leider bei der Inangriffnahme der Arbeit nicht vorauszusehen war) die Form viel zu wünschen übrig. Frau von Bunsen hatte ein vorzügliches englisches Buch geliefert. Für den deutschen Leserkreis mußte aber die dort nur sporadisch behandelte politische und wissenschaftliche Thätigkeit mitten in einen von ganz andern Dingen handelnden Text hineingearbeitet werden. So fehlte die Uebersicht gerade auch mit Bezug auf Bunsens Teilnahme an den zu einen so ganz anderen Ergebnisse führenden kirchlichen Ausgleichsverhandlungen. Die damaligen Herausgeber der Preußischen Jahrbücher von Treitschke und Wehrenpfennig wünschten nun für ihr Organ gerade eine solche Uebersicht. Dieselbe ging ohne große Mühe neben der Hauptarbeit her. So entstand dieser Aufsatz.

In demselben sind zum erstenmal einige der eigenhändigen Briefe des Erzbischofs Spiegel verwertet worden. Im Laufe der Folgezeit ist die Saumlung der an Bunsen gerichteten Bischofsbriefe ꝛc. immer wieder von mir an die Hand genommen worden. Als dieselbe vollständig war, ist Prof. Reusch von mir gebeten worden, sie herauszugeben und zu kommentieren. Denn so viel ich mich auch mit den einschlägigen Thatsachen und Persönlichkeiten beschäftigt hatte, so schien meines Erachtens doch nur der nach Döllingers Tode gelehrteste katholische Theolog kompetent zur Herausgabe. Reusch war auch sofort in der freundlichsten Weise bereit dazu, stellte nur die die gegenwärtige Lage blitzartig beleuchtende Bedingung, ich müßte für den Verlag sorgen.

Auch dies hat sich Jahre lang hingezogen, bis der rührige junge Verlag von Fansa das Risiko übernahm. Nachdem das Werk endlich vorliegt, gewinnt zugleich die nachfolgende zusammenfassende Skizze an allgemeiner Verständlichkeit. Ich konstatiere dabei mit Freuden, daß die Beurteilung des Reusch'schen Werkes auch in der päpstlich gesinnten Presse eine durchweg anständige war.

Wie anders ist es doch bei dem Leben Bunsens selber gewesen! Kaum war der erste Band erschienen, als sich eine Reihe ebenso gehässiger als entstellender Artikel in der klerikalen Presse darüber ergoß. Eben darum aber hat der nachfolgende Aufsatz zugleich noch den zweiten Zweck zu erfüllen gehabt, jene groben Fälschungen — nicht etwa zu bekämpfen, sondern niedriger zu hängen.

Einige Jahre später ist die gleiche Taktik der Biographie Rothes gegenüber angewandt worden. Ich habe damals die Art der Quellenzitierung als „Zitate à la Janssen" gekennzeichnet. Wieder ein paar Jahre später kamen die Kleinen Schriften Janssens heraus. Beide Aufsätze waren in denselben mit aufgenommen. Die Zitate à la Janssen erwiesen sich somit als das eigene Werk Janssens.

Mit bewußter Geschichtsfälschung ist keinerlei wissenschaftliche Kontroverse möglich. Ohne noch den Urheber zu kennen, bin ich schon damals diesem — ich möchte beinahe sagen — Instinkt gefolgt. Ich begnügte mich einfach mit knappen Anmerkungen unter dem Text. Bei dem jetzigen Neudruck sind diese Anmerkungen, analog denen zum ersten und dritten Aufsatz, wieder in die Einleitung zu dem Aufsatze verwiesen, mögen daher hier nun einfach ohne weitere Zuthat ihren Platz finden.

Gleich zu Seite 2, unmittelbar bevor mit I. die eigentliche Darstellung beginnt, war eine allgemeine Vorbemerkung als zweckdienlich erachtet:

„Es darf bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt bleiben, wie trotz der neuen Mitteilungen der Bunsen'schen Biographie, welche die ganze Kölner Sache und speziell Bunsens Beteiligung dabei ganz anders erscheinen lassen, als sie gewöhnlich dargestellt wurden, die ultramontane Taktik auch jetzt dieselbe geblieben ist. Der Ton ihrer Presse ist freilich schon längst so, daß sie es jedem anständigen Menschen unmöglich macht, sich in Erörterungen mit ihr einzulassen; und speziell die Artikel der „Kölnischen Blätter" (19. Novbr. 1868 ff.), die auf Grund der eben erschienenen Biographie gegen Bunsen losgelassen wurden, kulminieren in solchen Ausdrücken wie „Bunsen log seiner Frau vor"; „In den dreißiger Jahren gab es am Rhein ein geflügeltes Wort, daß hieß: Lug-Bunsen. Es scheint, daß die Lorbeern des Gatten die Witwe nicht haben schlafen lassen". Wenn aber der Charakter einer solchen Polemik auch jede auf Verständigung ausgehende Auseinandersetzung von vornherein ausschließt, so ist es dafür um so lehrreicher, die bewußten Entstellungen zu kontrollieren, die (jetzt ebenso wie damals) der jesuitischen Schriftstellerei unentbehrlich scheinen, und ich glaube daher nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich unter dem Text auf die Punkte hinweise, wo eine solche Taktik beliebt wurde."

Eine zweite Anmerkung hat es mit der Denkschrift Bunsens über die innerkatholischen Reformbestrebungen in Schlesien zu thun, welche seither (in dem diesen Titel tragenden § 49 der Geschichte des Katholizismus) in

Zusammenhang mit dem Vor- und Nachher gebracht worden sind. Die damalige Anmerkung aber hatte nur wieder einfach eine grobe Täuschung der Leser zu konstatieren.

„Bunsens Denkschrift über die „schlesischen Wirren" ist in seiner Biographie I. S. 292—297 mitgeteilt. Die „Kölnischen Blätter" vom 19. November 1868 zitieren daraus nicht weniger wie 16 Zeilen, für einen Zeitungsartikel gewiß nicht wenig. Ihre Zitate schließen damit: „Soll jede solche Regung an sich unterdrückt werden? Unser Landrecht und der Geist unserer Regierung verneinen diese Frage zu klar . . . Was werden die Folgen einer Begünstigung aufgeklärter Gesinnungen in der katholischen Kirche sein? Unter den jetzigen Umständen, wo die Gegenpartei durch eine fanatisch verfinsternde Reaktion getrieben wird, eher gute." Sonst wird nichts hinzugefügt; es ist klar, welchen Eindruck der Leser dieser Zeitung über Bunsens Ratschläge gewinnen soll. Wie ist nun aber dies Verfahren zu bezrichnen, wenn man erwägt, daß der erste Satz fortfährt: „Das richtige Verhältnis des Staates aber zu ihnen kann nur aus einer genauen und leidenschaftslosen Untersuchung des speziellen Falles erkannt werden, von dem es sich handelt;" — daß dem zweitangeführten Passus die Ausführung vorangeht: „Diejenigen, welche so weit gehen, daß sie die Messe deutsch lesen wollen, rühren an den Punkt des Meßopfers, mit welchem die römische Kirche steht und fällt, wenn sie auch dies nicht ahnen. Sie verlassen dann das Gebiet der römischen Kirche und können selbst nach ihrem Priestereide darin nicht bleiben. Aber nie werden solche Männer das Volk ansprechen, dem sie statt seines Meßopfers nichts Entsprechendes zu geben vermögen"; — daß endlich die gleich darauf folgenden Schlußresultate unter 2. erklären, „die Bittsteller hätten als katholische Geistliche sich dem Fürstbischof unterwerfen müssen", und unter 3. der Staatsgewalt die Pflicht zuschreiben, dafür zu sorgen, „daß die Pfarrer ihre vorgenommenen Veränderungen, mit Nachweisung des bereits anerkannt Bestehenden oder Empfohlenen, zu dessen Rechtfertigung der Prüfung und Bestätigung des Fürstbischofs unterwerfen." Der Bericht des Oberpräsidenten Merkel hatte (vergl. S. 292—293) im Gegenteil gefordert, der Staat habe der betreffenden Geistlichen sich anzunehmen und selber weitere Reformen anzubahnen; gerade Bunsens Denkschrift war die Veranlassung, daß beides nicht geschah. Wenn jemand also Ursache hat, seine Ratschläge zu beklagen und zu wünschen, daß sie nicht ausgeführt worden wären, so ist es gewiß nicht die „katholische" Partei. Aber es paßt ihr in den Kram, Bunsens Verfahren entgegengesetzt darzustellen als es war; diesem Zweck dient die eben charakterisierte Art der Zitation. Und was kommt es darauf an, daß sie eine grobe Fälschung ist? Die Preßvereine werden schon dafür sorgen, daß die Leser der „guten" Blätter die „schlechte Presse" nicht in die Hände bekommen."

Die gleiche Taktik war wieder auch hinsichtlich der Konferenzen Bunsens mit den rheinischen Bischöfen angewandt worden. Auch dies ist ohne jede Entgegnung wieder einfach durch die Parallele mit den völlig gleichartigen Entstellungen der dreißiger Jahre thatsächlich dargethan worden.

„Damit will natürlich nicht die Voraussetzung ausgesprochen sein, als wenn diese Verleumdungen an sich aufhören würden; hundertfach widerlegt, bringen die jesuitischen Preßerzeugnisse trotzdem immer aufs neue die längst

als unwahr erwiesenen Entstellungen (vgl. das merkwürdige Beispiel, das meine „Rundschau" S. 9—10 anführt). Aber außerhalb der abgesperrten Kreise der ultramontanen Kasinos verfangen diese Machinationen nicht mehr; und die — vielleicht demnächst zu veröffentlichenden — Briefe des Erzbischofs Spiegel und seiner sämtlichen Kollegen an Bunsen werden zudem den schneidenden Kontrast zwischen der damaligen wahrhaft frommen Anschauung dieser ehrwürdigen Prälaten und der heutigen Ketteler-Martin'schen Tendenz vor aller Welt dokumentieren."

Obenan war es aber auch jetzt die Konvention von 1834 selber, die als etwas ganz anderes dargestellt wurde, als was sie thatsächlich bezweckte. Vgl. auch hierüber die einschlägige Anmerkung:

„Wie die Konvention von 1834, gerade weil sie Frieden und Gleichheit der Konfessionen begründete, der Jesuitenpartei so äußerst verhaßt ist, so auch ihr Urheber. Daß Bunsen gerade darum, weil er nicht als engherziger Fanatiker der anderen Kirche gegenüberstand, sondern wirkliche „Parität" anstrebte, der Richtung, welche in den päpstlichen Encykliken jede Toleranz Andersdenkender verflucht, als besonders gefährlich erscheint, hat sich inzwischen aufs neue gezeigt. Auf der ganzen Linie der ultramontanen Presse ist seit dem Erscheinen der Biographie die alte „Parole" neu ausgegeben. Den bereits in dem ersten Abschnitt dieses Aufsatzes erwähnten Schmähartikeln der „Kölnischen Blätter" haben sich das „Theologische Litteraturblatt" (1869 Nr. 1) und die „Historisch-politischen Blätter" (1869 Heft 1 u. 2) sofort angeschlossen. Auf Einzelheiten dieser Artikel einzugehen wird sich noch Veranlassung finden; eine Rechtfertigung Bunsens aber ist ihnen gegenüber wahrlich nicht nötig; seine Handlungen sprechen ebenso für sich selbst wie umgekehrt die des Erzbischofs Droste. Und den Geist wie die Absicht jener Polemik hat schon 1840 der alte E. M. Arndt hinlänglich charakterisiert (vergl. seinen Brief vom 15. Juli 1840 in Bunsens Leben II. S. 145): „Die katholischen Reweller (so spricht der thüringer Bauer das wälsche ribaldo aus) setzen mit lügenhafter und kannibalischer Wut gegen Sie an . . . Ich kann wohl ungefähr von fern durchsehen, warum sie es thun, und gerade in diesem Augenblick so mächtig die Zähne blöcken. Wer weiß, welcherlei Volk im Hintergrunde, oder vielmehr hinter den Tapeten, auch mit ihnen im Bunde ist? Es wird ihnen mit Gottes Hilfe von dem, was sie arglistig meinen, ja nichts gelingen. Für Sie aber, Teuerster, soll solcher Haß, Neid und Eifer — ich sollte die Sucht dazu setzen — nur Glück bedeuten!"

Endlich möge noch die resumierende Schlußanmerkung hier Platz finden:

„Auf die tendenziösen Entstellungen über Bunsens Handlungsweise auch in der heutigen ultramontanen Presse ist schon im März- und Aprilheft das Nötige bemerkt worden. Die zuletzt mitgeteilten Thatsachen über die Unterhandlungen der Jahre 1840/41 werden ihren Wortführern wenigstens das zum Bewußtsein bringen, wie schlecht sie über die wirkliche Sachlage orientiert waren. Darum wird freilich niemand, der diese Art von Presse genauer kennt, sich der Naivität hingeben, als ob sie nun von der Methode ablassen werde, durch einen Wortschwall von Phrasen den Blick von den Thatsachen abzulenken. Besonders beliebt ist die Taktik, irgendwo ein einzelnes Faktum oder einen einzelnen Ausdruck aus dem Zusammenhang herauszureißen, hiergegen zu polemisieren und dann den Schein anzunehmen, als ob damit die

ganze Geschichtserzählung stehe und falle. Für die gediegene Arbeit, welche Frau v. Bunsen in der Biographie ihres Gatten geboten, kann derselben wohl nichts einen vollgiltigeren Beweis bieten, als daß außer den rohen Schimpfereien auf das Werk nur ein einzelner Punkt aufgegriffen werden konnte, der sich dazu noch in keinem Briefe Bunsens selbst findet, sondern von der Verfasserin auf Grund einer mündlichen Erzählung von anderer Seite angeführt ist. In dieser Anführung ist ein chronologischer Irrtum begangen — Grund genug, die ganze Erzählung überhaupt als erfunden zu behandeln und weiter dem ganzen Werke den Charakter der Unwahrhaftigkeit beizulegen. Solche Taktik richtet ebenso sich selbst wie die verbrauchten Kunstgriffe, scheinbare Widersprüche in dem Zusammenhang zu behaupten und damit die Geschichtlichkeit anzugreifen; zumal wenn diese sogenannten Widersprüche darin bestehen, daß, wie es in der deutschen Ausgabe mehrfach geschehen mußte, Einschaltungen in den englischen Text stattfanden, die auf eine teilweise schon behandelte Zeit zurückgreifen mußten. Solcher Taktik gegenüber giebt es nur eine zwiefache Möglichkeit der Auseinandersetzung: einmal einfache Mitteilung der Thatsachen selbst (wie sie hier geboten ist) und dann die Bitte an jeden Leser, mit diesen Thatsachen die Angriffe zu vergleichen. Das sei denn hiermit ebenfalls geschehen, indem wir unsere Leser bitten, das erste und zweite Heft der „Historisch-politischen Blätter" von 1869 (S. 33—50, 126—147), die Nummern 296, 320 und 321 der „Kölnischen Blätter" von 1868 und (was wir nicht ohne Bedauern konstatieren, da das Organ der Bonner theologischen Fakultät sonst nicht in diese Gesellschaft gehört) die Nr. 1 des „Theologischen Literaturblattes" von 1869 selbst einzusehen."

Die in der letzten Anmerkung angedeutete, in der Erzählung von Frau von Bunsen begangene chronologische Verwechselung ist natürlich von Herrn Janssen auf das Konto des Herausgebers, den sie gar nichts anging, gesetzt worden. Derselbe hat nicht das geringste damit zu thun gehabt. Aber da sich ihm keine eigenen Fehler nachweisen ließen, so hat jene Sache auch später noch immer wieder ihren Dienst für die von anderer Lektüre abgesperrten Leser der klerikalen Blätter thun müssen. Es ist dies schließlich ein für allemal klargestellt worden in der Flugschrift Nr. 18 des Evang. Bundes: „ . . . Eine „öffentliche Aufforderung" der Germania."

Um den Abdruck des Aufsatzes für den Zweck der jetzigen Sammlung nicht zu umfangreich werden zu lassen, sind die Beilagen fortgeblieben: die Denkschrift von 1828 über die Unterhandlungen der Kontinentalmächte mit Rom mit Bezug auf die englischen Verhältnisse (Pr. Jahrb. März 1869), der Auszug aus dem Gutachten des Domkapitulars München vom 17. Oktober 1832 über das Breve vom 25. März 1830 (April 1869), sowie die detaillierten Mitteilungen über Bunsens Verhandlungen mit Metternich im Jahre 1837 (Mai 1869).

Mit Bezug auf die zweite Beilage sei mir jedoch die Bemerkung gestattet, daß das kanonistische Gutachten Münchens, die eigentliche Grundlage der Konvention von 1834, auch in der Reusch'schen Sammlung nicht zum Abdruck gekommen ist. In den Preuß. Jahrbüchern konnte gleichfalls nur ein Auszug Aufnahme finden. Ein vollständiger Abdruck ist jedoch in hohem Grade wünschenswert und würde heute mehr wie je aufklärend wirken.

In den Gesamtzusammenhang der Geschichte der preußischen Gesandtschaft in Rom ist die Thätigkeit Bunsens erst in dem trefflichen Mirbt'schen Vortrage in Magdeburg 1898 hineingestellt worden, in wesentlicher Uebereinstimmung mit den einschlägigen §§ 46. 47. 50. 51. 55 meines Handbuchs. Der Rückblick auf die vielen edlen Kräfte, die an der Sisyphusarbeit gescheitert sind, die päpstlichen Rechtsfiktionen (die insgesamt in der Fälschung Pseudo-Isidors wurzeln) mit dem modernen Staatsrecht scheinbar zu versöhnen, ist ein überaus tragischer. Von Niebuhr und Bunsen bis auf Schlözer und Otto von Bülow ist das Los aller dieser irenischen Staatsmänner das gleiche gewesen.

Eine Reihe sich weiter aufdrängender Erinnerungen aus der Zeit der Arbeit an der Bunsenschen Biographie müssen hier, wie interessant auch an sich, zurückgestellt werden. Dagegen geht es nicht an, an den mit der gleichen Arbeit zusammenhängenden neuen Audienzen bei Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen im Mai 1868 und bei Seiner Majestät dem Könige im Oktober 1868 völlig vorbeizugehen.

Zum Zweck der Durcharbeitung des Bunsen'schen Familienarchivs bin ich dreimal je ein Vierteljahr mit Urlaub von Heidelberg in Berlin gewesen. Das erstemal (nachdem mir im November 1867, kurz nach Ablauf des fünften Dozentensemesters, der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen worden war) von Ostern 1868 an. Schon am 29. Mai 1868 wurde mir eine Audienz bei Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen zu teil. Auf den spezielleren Inhalt der Unterredung soll auch hier nicht eingetreten werden. Es genüge, daß Seine Königliche Hoheit zunächst sein Bedauern ausdrückte, daß die bei seinem Aufenthalt in Baden von Ihm beabsichtigte Audienz sich dort zweimal als unmöglich erwiesen habe, dann aber alsbald seinen Glückwunsch zu der mir zu teil gewordenen schönen Arbeit aussprach. Dem folgte alsbald die Frage nach den (nach Bunsens Tode der königlichen Familie zurückgestellten, später dem Kronprinzen im Original vorgelegten und auf seinen Entscheid nach dem Wunsch der Königin Elisabeth an Ranke zur Herausgabe überlassenen) Briefen Friedrich Wilhelms IV.

Nach längerem Gespräch über den reichen Inhalt des Bunsen'schen Briefwechsels (aus welchem Seine Königliche Hoheit auch später wiederholt vertraute Mitteilungen, die sich für die Oeffentlichkeit nicht eigneten, entgegennahm) ging der Kronprinz auf seine eben beendigte italienische Reise ein. Seine eingehenden Mitteilungen über Gespräche mit dem König Viktor Emanuel, dem Kronprinzen Humbert, der Kronprinzessin Margherita sind naturgemäß im Vertrauen auf strengste Diskretion gemacht worden. Dagegen glaube ich zwei für den persönlichen Charakter des edlen Fürsten bezeichnende Aufzeichnungen hier einschalten zu dürfen.

„Meine Antwort berührte den begeisterten Empfang der Persönlichkeit des Kronprinzen. Er lehnte es aber ausdrücklich ab, daß diese Begeisterung seiner Persönlichkeit gegolten habe; Er sei nur der Repräsentant Preußens gewesen, das jetzt zum erstenmal dem italienischen Hofe eine solche Aufmerksamkeit erwiesen habe. Schon bei diesem Anlaß, wo ich nur beiläufig einige der so außerordentlich begeisterten Zeitungsäußerungen gestreift hatte, konnte ich sofort bemerken, daß der leiseste, an Schmeichelei grenzende Ausdruck dem hohen Herrn in innerster Seele zuwider war. Der Eindruck davon

ist mir so unvergeßlich gewesen, daß ich ihm gegenüber niemals auch nur das gewöhnlichste in der gesellschaftlichen Unterhaltung übliche Kompliment gewagt hätte." Die damalige Aufzeichnung fügt dem noch bei, daß mir dies ähnlich vorgekommen sein würde, als im Gebet dem lieben Gott Schmeicheleien zu sagen.

Als die im Fürstenzimmer des Potsdamer Bahnhofs stattfindende, etwa eine Stunde dauernde Unterhaltung (in welcher zuletzt noch Bunsens Weissagung über die Einigung Italiens zur Sprache gekommen war) durch die Zeitmeldung des Adjutanten abgebrochen wurde, erlaubte ich mir noch die Frage, ob ich mir noch eine Gnade ausbitten dürfe, nämlich Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzessin bei passendem Anlaß meine Ehrfurcht bezeugen zu dürfen. Die Bitte wurde gern gewährt, aber die gleichzeitige Aufzeichnung fügt hinzu: „Es ist mir unvergeßlich geblieben, wie der Kronprinz den ersten Teil des Satzes von „Gnade ausbitten" mit so ruhiger Miene anhörte, daß es unmöglich gewesen wäre, seine Gedanken zu erraten, (wie Er sich ja überhaupt eine seltene Selbstbeherrschung angeeignet hat). Als Er dann sah, worauf es hinauskam, heiterte sich seine Stirne sofort sichtlich auf."

Wie Seine Königliche Hoheit der Kronprinz die Unterredung mit dem Wunsche geschlossen hatte, von Zeit zu Zeit weitere ähnliche Mitteilungen zu erhalten, so habe ich auch den ersten Band der Biographie Seiner Majestät dem Könige persönlich überreichen dürfen. Die zu diesem Behuf geschehene Anfrage wurde mit der Einladung zum Diner in Baden-Baden erwidert. Dieser Anlaß brachte vorher noch die Gelegenheit zu einem prächtigen langen Morgenspaziergang mit Abeken (den ich in jenen Jahren oft eingehend sprach, und dessen neuerdings erschienene Biographie eine ebenso zuverlässige Quelle der Zeitgeschichte bleiben wird, wie Moritz Busch allen Sachkennern stets eine verdächtige Persönlichkeit war) und dem Kabinetsrat v. Mühler. Das Buch hatte ich vor Tische zu überreichen, während im Nebenzimmer bereits die anderen Tischgäste warteten. Das Gespräch beschränkte sich daher auf einige freundliche Worte des Königs, auf die ich nur das Nötigste erwidern durfte. Dagegen waren die Majestäten nach dem Essen um so huldvoller. „Bei dem Cercle wandte Seine Majestät sich Abeken und mir zu, als wir gerade nebeneinander standen, und erzählte eingehend von seiner italienischen Reise und der bei diesem Anlaß erfolgten Bekanntschaft mit Bunsen. Köstliche Erzählungen über die ihn zuerst irreführende falsche Benennung Bunsens durch einen ausländischen Diplomaten — Monsieur Bonsens —, sowie über den Spaziergang König Friedrich Wilhelms III. mit Niebuhr, der Prinzen (außer Prinz Wilhelm war auch Prinz Karl gegenwärtig) mit Bunsen, und über die nachträgliche scherzhafte Bemerkung des Königs: „Wartet, morgen werde ich mir Euren Bunsen langen." Auch die Königin ließ mich durch Graf Pückler zu einem privaten Gespräch bescheiden, sprach von dem Buch und seinem Helden, und schloß mit den Worten: „Nun, die Sache ist in guten Händen."

Was von dem weiteren, im Anschluß an die Bunsen-Biographie erwachsenen Verkehr hierher gehört, läßt sich besser mit der Einleitung zu den nachfolgenden holländischen Skizzen und zu der „Kirchenpolitischen Rundschau" verbinden. Und wenn das Thema des preußischen Kirchenstreites heute sofort

die Parallele mit dem deutschen Kulturkampfe heraufbeschwört, so widerstehe ich doch der Versuchung, dieselbe an diesem Orte durchzuführen. Im zweiten Bande „Abseits vom Kulturkampf" wird sich die Gelegenheit dazu übergenug finden.

Der gegenwärtige kirchliche Konflikt in Oesterreich ist so recht geeignet, den sogenannten preußischen Kirchenstreit wieder in die Erinnerung zu rufen. Freilich ergiebt sich auf den ersten Blick ein großer Unterschied zwischen beiden. Heute steht die gesamte öffentliche Meinung (im guten Sinne des Wortes) auf Seiten des Staates; damals dagegen hatte die Kurie die allgemeine Stimme im ganzen für sich, weil die Maßnahmen des absoluten Staates, der dem „beschränkten Unterthanenverstande" keinerlei Verantwortung schuldig zu sein glaubte, als Gewaltstreiche erschienen. Seitdem hat die Kurie Sieg auf Sieg erfochten, besonders durch das Jahr 1848; gleichzeitig aber hat sich die öffentliche Anschauung geklärt und läßt sich durch das beliebte Geschrei gegen die „Staatsomnipotenz" nicht mehr täuschen. Obgleich seit der Ernennung Drostes die ultramontane Partei im Episkopat geradezu herrschend geworden, so ist doch in dem Verhältnis seines Vorgängers Spiegel zu Bunsen der Zukunft der Weg gezeigt, wie die kirchliche Feier zu lösen: durch Zusammenarbeiten der nationalen Katholiken und Protestanten auf dem Boden der gemeinsamen Liebe zum Vaterlande.

Indem ich mich jetzt anschicke, den preußischen Kirchenstreit als solchen im Zusammenhange zu behandeln, werde ich auf die in der Biographie Bunsens bereits mitgeteilten Aktenstücke einfach verweisen, gleichzeitig aber dort noch nicht zum Abdrucke gekommene hier einschalten. Die Gesamtdarstellung zerfällt in acht Einzelabschnitte: 1. Der status quo, aus welchem die Schwierigkeiten hervorgingen, die eine Lösung verlangten. 2. Der Entschluß, zu diesem Zwecke Unterhandlungen mit Rom einzuleiten, und die Motive dieses Entschlusses. 3. Die Unterhandlungen in Rom selbst, bis zum Erlaß des Breve vom 24. März 1830. 4. Die Hemmnisse, welche eine befriedigende Lösung des Konfliktes durch dieses Breve verhinderten. 5. Die Unterhandlungen zwischen der preußischen Regierung und ihren Bischöfen behufs gemeinsamer Auslegung des Breve und ihr Ergebnis, die Konvention von 1834. 6. Die Veränderung der Sachlage seit dem Tode des Erzbischofs Spiegel und die Verfahrungsweise seines Nachfolgers Droste. 7. Die verschiedenen Verhandlungen mit

Droste bis zu dem endgiltigen Scheitern derselben und der Suspension des Erzbischofs. 8. Die Folgen der letzteren Thatsache und das schließliche Resultat. — In all diesen einzelnen Phasen war Bunsen persönlich gleich sehr beteiligt, so daß seine Papiere für eine jede derselben neue Enthüllungen bringen.

I.

Hauptgegenstand der Verhandlungen, Konflikte und Lösungsversuche war in allen Stadien die Frage der gemischten Ehen. Es hatte sich im achtzehnten Jahrhundert fast überall ein modus vivendi hergestellt, der auf der allein vernünftigen Basis, der Gleichberechtigung der verschiedenen Konfessionen basierte, und auch die Kurie hatte sich diesem modus vivendi gefügt. Es galt dies speziell von dem alten Königreiche Preußen, wo Friedrich II. der Sache sich angenommen hatte, und die Kurie (wie immer) ihr Verfahren nach der Persönlichkeit richtete, die ihr gegenüberstand. Die Verhandlungen, die damals zwischen Rom und Berlin stattfanden, sind besonders durch ihren Kontrast zu dem späteren Verfahren der Kurie so lehrreich, daß wir sie nicht unerwähnt lassen dürfen.

Nachdem nämlich in den Jahren 1772 bis 1775 mehrere Fälle vorgekommen waren, wo bei einer gemischten Ehe gleichzeitig noch ein Dispens wegen zu naher Verwandtschaft notwendig war, und das apostolische Vikariat in Breslau diesen verweigert hatte, weil nur der Papst in einem solchen Falle dispensieren könne, erließ der König am 2. Dezember 1775 einen Erlaß an seinen Geschäftsträger, Abbé Ciofani in Rom, worin er verlangte, „daß eine solche Beschränkung als gegen die Gewissensfreiheit verstoßend aufgehoben und dem Vikariat die erforderliche Fakultät erteilt werde, um auch in Fällen gemischter Ehen den Dispens wegen der zu nahen Verwandtschaft erteilen zu können." Der König erklärte darin aufs ernsthafteste, „er könne eine Ausdehnung der Gewalt des Papstes auf die Evangelischen nicht dulden, und es sei hier augenscheinlich ein Gewissenszwang. Mache der römische Hof Schwierigkeiten, so werde der König unterdessen die Ehen dieser Art von protestantischen Geistlichen einsegnen lassen und solche Maßregeln ergreifen, daß es den Papst gereuen werde ihn dazu gezwungen zu haben." Ein neues Reskript an Ciofani vom 15. Februar 1777 stellte dieselbe Forderung in noch schärferer Weise, worauf denn eine Note des Kardinalstaatssekretärs vom 11. September 1777 antwortete: „Da der Papst nicht den Forderungen des Sovrano della Silesia habe entsprechen können, so

habe er wenigstens aus Dankbarkeit das Möglichste gethan." Und die dieser Note beigefügte Instruktion enthielt folgende Hauptpunkte: a) die katholische Kirche semper abhorruit et detestata fuit matrimonium cum haereticis; sie duldet sie nur dissimulatione quadam, ubi impune grassantur haereses; b) für solche Ehen a gradu zu dispensieren, hat der päpstliche Stuhl den Ordinariis nie die Fakultät gegeben, wenn der häretische Teil nicht vorher katholisch geworden; c) doch hat der heilige Stuhl bisweilen aus besonderen Gründen hierüber dispensiert; daher will der Papst dies auch jetzt thun; d) bei dringender Notwendigkeit kann auch der apostolische Vikar super gradu in solchen Fällen dispensieren, wenn der Grad nur nicht über seine Befugnis hinausliegt. Dieser Instruktion folgte dann noch ein Bericht Ciofanis vom 18. September 1777: „der Papst Pius VI. wünscht dringend, es möge diese Instruktion geheim gehalten werden, weil es sonst Ungelegenheiten von den katholischen Höfen geben würde."

Als allgemeines Gesetz für das Königreich bestimmte dann das allgemeine Landrecht (Teil 2, Tit. 2, § 76), daß „bei Ehen zwischen Personen verschiedenen Glaubensbekenntnisses die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter aber in dem Glaubensbekenntnisse der Mutter bis nach zurückgelegtem 14. Jahre unterrichtet werden sollten." Gleichzeitig wurde aber festgestellt (2, 2 § 78), „daß niemand ein Recht habe, den Eltern zu widersprechen, so lange selbige über den ihren Kindern zu erteilenden Religionsunterricht einig seien." Es schien mit diesen Bestimmungen das gleiche Recht beider Konfessionen gewahrt.

Während in den östlichen Provinzen die Instruktion von 1777 ein Gleichheitsverhältnis der Konfessionen begründete, war in Jülich, Cleve, Berg schon seit dem Religionsvergleich für die cleveschen Lande (1672) gegenseitige Tolerierung als Grundsatz anerkannt worden; außerdem war durch eine Deklaration Pius' VI. die von Benedikt XIV. für Holland festgesetzte sogenannte „passive Assistenz" der katholischen Geistlichen auch in Cleve eingebürgert, ein Gebrauch, der eine kanonisch rechtmäßige Ehe begründete, obgleich er nur darin bestand, daß die Verlobten sich in Gegenwart des Pfarrers das Jawort gaben, ohne daß er den Segen darüber sprach. Es war aber auf diese Weise ein bequemes Mittel gefunden, um auch in den Fällen, wo keine katholische Kinder-Erziehung gewährt wurde, eine allerseits anerkannte Ehe möglich zu machen. Daneben hatte sich dann auch hier die weitere Observanz ausgebildet, daß „die Erziehung der Kinder den Parteien

selbst überlassen blieb; daß, wenn keine Verträge bestanden, die Knaben der Religion des Vaters folgten, die Mädchen der der Mutter; daß es den Pfarrern bei Strafe verboten war, die Brautleute durch Verweigerung der Proklamation, der Dimissorialen oder der Einsegnung aufzuhalten oder ungebührlich in sie zu dringen hinsichtlich der Uebereinkunft wegen der Erziehung der Kinder."

Eine Veränderung in dieser Sachlage, aber auf derselben Basis gleichen Rechtes beider Konfessionen beruhend, trat ein durch die königliche Deklaration vom 21. November 1803, welche feststellte, „da die bisherige Vorschrift die Folge habe, den Religionsunterschied in den Familien zu verewigen und dadurch Spaltungen zu erzeugen, die nicht selten die Einigkeit unter den Familiengliedern zum großen Nachteil derselben untergrüben, so sollten statt dessen eheliche Kinder jedesmal in der Religion des Vaters unterrichtet werden, und kein Ehegatte dürfte den andern durch Verträge zu Abweichungen von dieser gesetzlichen Vorschrift verpflichten; übrigens verbleibe es auch fernerhin bei der allgemeinen Bestimmung des Landrechts, nach welcher niemand ein Recht habe, den Eltern zu widersprechen, so lange sie unter sich einig seien."

Als endlich nach der Vereinigung der früheren bischöflichen Gebiete am Rhein mit Preußen (gleichzeitig mit der Restauration des Papsttums und des Jesuitenordens und der neuen Einpflanzung des jesuitischen Geistes in den verschiedenen Ländern) häufige Fälle bekannt wurden, wo „katholische Geistliche von Verlobten verschiedener Konfession das Versprechen verlangten, die aus der Ehe zu erwartenden Kinder, ohne Unterschied des Geschlechts, in der katholischen Religion zu erziehen, und darohne die Trauung nicht vollziehen wollten," erging hiergegen die Kabinetsordre vom 17. August 1825: „Ein solches Versprechen zu fordern, kann so wenig der katholischen als im umgekehrten Fall der evangelischen Geistlichkeit gestattet werden." Sie verordnete daher, daß die für die östlichen Provinzen gegebene Deklaration vom 21. November 1803 „auch in den Rhein- und Westfälischen Provinzen befolgt und zugleich mit der neuen Kabinetsordre in der Gesetzsammlung und in den Amtsblättern der betreffenden Regierungen bekannt gemacht werden solle; die seither von Verlobten dieserhalb eingegangenen Verpflichtungen seien als unverbindlich anzusehen."

Trotz dieser Kabinetsordre mehrten sich aber in den Jahren 1826 und 1827 die Klagen über Zuwiderhandeln katholischer Geistlicher gegen diese, auf dem von ultramontaner Seite so vielfach angerufenen

Grundsatze der „Parität" beruhende Bestimmung. Im Erzbistum Köln weigerten sich eine Anzahl Geistlicher, ohne das „freiwillig abgegebene Versprechen der katholischen Kindererziehung" die Trauung zu vollziehen; doch wurde, nach deren Eingehung vor dem evangelischen Pfarrer, die Absolution nicht verweigert. Im Bistum Paderborn wurde die Trauung ohne Versprechen nur in dem Teil der Diözese gewährt, wo das tridentinische Konzil nicht publiziert war (z. B. in Halberstadt), im übrigen nicht. Im Bistum Trier waren acht Fälle klagbar geworden, wo teils das Aufgebot, teils die Trauung, teils die Absolution (nach eingegangener evangelischer Ehe ohne Versprechen) verweigert worden war; der Bischof hatte in diesen Fällen die Anordnung getroffen, daß statt des Aufgebotes ein bloßer Losschein gegeben wurde, d. h. die Erklärung, daß seitens des katholischen Pfarramtes der Heirat kein Hindernis entgegenstehe; daß bei verweigerter Trauung dieselbe an einem anderen Orte vollzogen wurde; nur in dem Falle der verweigerten Absolution war der angeklagte Pfarrer auf eine andere Stelle versetzt worden. — Am frappantesten war aber ein Fall im Bistum Münster, wo in der Stadt Bocholt der katholische Pfarrer Schütte einem evangelischen Färber Teuwsen die Trauung mit seiner katholischen Braut ohne Leistung des Versprechens, sämtliche Kinder katholisch erziehen zu lassen, verweigert hatte. Es hatte nichts geholfen, daß Teuwsen sich zuerst an den Bischof und dann an die weltliche Behörde um Abhilfe gewandt hatte. Nach der Erklärung des Bischofs an Teuwsen vom 1. Januar 1827 und der Beschwerde des letzteren beim Oberpräsidium sowie dem Immediatbericht des letzteren an den Monarchen folgten sich ein Kabinetsschreiben an den Oberpräsidenten vom 19. März zur Mitteilung an den Bischof, Erwiderung des letzteren vom 10. April, Erklärung des Pfarers vom 17. April, Schreiben des Oberpräsidenten an den Bischof vom 9. Mai, Antwort des letzteren an den Präsidenten vom 18. Mai, Anweisung an den Pfarrer vom 31. Mai. Diese umfangreiche Korrespondenz förderte jedoch die Sache so wenig, daß schließlich die Ehe evangelisch eingesegnet wurde, worauf aber der Pfarrer der Frau die Absolution verweigerte, so daß der Teuwsen am 24. Oktober anzeigte, „er habe seiner Frau, die fortlaufend vom Abendmahl ausgeschlossen sei, versprochen, sich, mit Leistung des Versprechens, am Ende des Jahres sich katholisch trauen zu lassen, wenn keine Hilfe komme." Da der Pfarrer auf die Forderung, die Gründe der Verweigerung der Absolution anzugeben, sich mit dem Beichtgeheimnisse deckte, so blieb dem Oberpräsidenten in seinem Schlußbericht vom

1. November 1827 nur noch der Antrag übrig, „der Pfarrer solle aufgefordert werden, an Eides statt zu erklären, die einstweilige Ausschließung der katholischen Frau vom Abendmahl sei nicht hergenommen aus der Weigerung ihres Mannes, das bewußte Versprechen zu geben, sondern aus anderen im Seelenzustande der Frau liegenden Umständen, die er als Beichtvater nicht angeben dürfe." In diesem Stadium befand sich die Angelegenheit, als sie Bunsen vorgelegt wurde, bei seiner ersten Anwesenheit in Berlin, 1827—1828.

II.

In Rom war vom ersten Augenblicke der Restauration an, wie sofort der erste Schritt des zurückgekehrten Papstes, die Neubegründung des Jesuitenordens, dargethan hatte, ein der ganzen modernen Ideenwelt abgewandter und der Wiederherstellung der alten hierarchischen Ansprüche zugewandter Geist eingezogen. Aber in der allgemeinen Restaurationsluft wetteiferten die verschiedenen Staaten nur darin, der Kurie Konzessionen zu machen, weil die Furcht vor der revolutionären Zeitströmung in der Herrschaft der Geistlichkeit die beste Stütze sah, um jene niederzuhalten. Unter Niebuhrs Einfluß wurden von seiten Preußens dem römischen Hofe solche Zugeständnisse gemacht, daß Pius VII. selbst das Verfahren des Königs als mirificum bezeichnete, und Leo XII. auf den (kurz nach seiner Thronbesteigung ihm abgestatteten) Bericht von den Maßregeln der preußischen Regierung „Hände und Augen zum Himmel erhob und ausrief: welche besondere Gnade der Vorsehung!"

Niebuhrs Schüler und Nachfolger Bunsen hat nun schon damals denselben scharfen Blick für die Zeichen der Zeit bewährt, welcher ihm später die gewichtige Bedeutung für die beiden ersten Kulturvölker geben sollte. Aber in seinen eigenen Bestrebungen glaubte er sich ursprünglich ganz in den von Niebuhr eingeschlagenen Geleisen halten zu müssen. Wir besitzen zwei merkwürdige Belege für seine damalige Anschauung. Der eine, seine Denkschrift über die Folgen des Regierungswechsels in Rom vom 13. Dezember 1823, welcher bereits das oben mitgeteilte Wort Leos XII. entnommen wurde, ist in seiner Biographie mitgeteilt [1]). Das andere Dokument, ein Mémoire über die Unterhandlungen der Kontinentalmächte mit Rom, welches bei Gelegenheit der Katholiken-Emanzipation in England abgefaßt wurde, um zur Basis von Unterhandlungen zwischen dem englischen

[1]) I. S. 507—523.

Ministerium und dem römischen Hofe zu dienen, ist als wertvolles Aktenstück über die allgemeine damalige Sachlage dieser Abhandlung anhangsweise hinzugefügt worden. Das erste Dokument zeigt nun deutlich, wie Bunsen das Wesen und die Bestrebungen der Jesuitenpartei, die in Rom seit dem Tode von Pius VII. und Consalvi alle gegnerischen Einflüsse zurückgedrängt hatte, und zumal in Frankreich bereits offen mit geradezu mittelalterlichen Forderungen auftrat, so klar durchschaute, daß sie selbst heute, nach den Erfahrungen eines halben Jahrhunderts, nicht besser geschildert werden kann als damals von ihm. Und ebenso geht es aus dem zweiten Dokumente hervor, daß er die Methode der Kurie in ihren Unterhandlungen mit den weltlichen Staaten nicht minder klar zu würdigen verstand, so daß auch hier seinem Urteil seitdem nichts besseres an die Seite gestellt werden kann. Nichtsdestoweniger aber beharrte er bei dem Glauben, der moderne Staat habe von solchen Tendenzen nichts zu befürchten, und könne ihnen ohne Gefahr für seine Ruhe Zugeständnisse machen.

Von diesem Gesichtspunkte gingen denn auch seine Ratschläge aus, als ihm in Berlin die in den gemischten Ehen entstandene Schwierigkeit zur Begutachtung vorgelegt wurde. Wie er in der anderen Frage, die seine Berufung nach Berlin besonders veranlaßt hatte, in den liturgischen Streitigkeiten in der Provinz Schlesien (wo eine Anzahl katholischer Geistlicher die lateinische Sprache im Gottesdienst abgeschafft und mehrere andere Reformen eingeführt hatte) den Rat gab, alles aufzubieten, um die Zwistigkeiten im Sinne der Kurie zu lösen, so auch hier. Das Ergebnis seiner Denkschrift vom 4. Februar 1828 war ein doppeltes:

„1. Daß nur durch eine Verhandlung mit Rom ein leidlicher Zustand herbeigeführt, ja dadurch schon in der Zwischenzeit eine erträgliche interimistische Lage der Dinge bezweckt werden kann.

2. Daß, da die Bedingung des Gelingens ist, in dieser Zwischenzeit zu keinen bürgerlichen Strafmaßregeln zu schreiten, man von den Bischöfen, bis der Papst sie über ihren Zweifel beruhigt, nichts fordern muß, als wozu sie selbst die Hand bieten können, um Aergernisse und Ausbruch des Fanatismus zu vermeiden."

Die Bedenken gegen eine solche Unterhandlung mit Rom werden durch den Hinweis auf mündliche Zusagen des Papstes niedergeschlagen, und der Zweck der Unterhandlung dahin bestimmt, „daß dieselbe Ansicht sich in den westlichen Provinzen des Landes praktisch festsetze, die sich

in den östlichen infolge des Erlasses Pius' VI. an das Breslauer Generalvikariat von 1777 gebildet habe."

Als Bedingung der Unterhandlung wird „eine im wesentlichen übereinstimmende Eingabe der vier in Betracht kommenden Bischöfe an den Papst" hingestellt, „worin sie ihn um Beruhigung ihres Gewissens und Aufhebung des Konfliktes der bestehenden geistlichen und bürgerlichen Verfügungen aufs Dringendste bitten."

„Da, bis die Bescheidung der Bischöfe vom Papste erfolgt, kein Strafgesetz angewandt werden darf, so muß zugleich aufs Sorgfältigste erwogen werden, welches die Grenzlinie ist, welche die Bischöfe sich ziehen zu müssen glauben, und über die sie, nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge, bis auf neue Weisung von Rom nicht hinausgehen können. Was innerhalb dieser Grenzlinie liegt, muß man bis dahin nicht urgieren; aber was sich als nicht notwendig darin enthalten ergiebt, muß sogleich aufs Sorgfältigste geboten werden nach Buchstaben und Geist des Gesetzes einzurichten."

„Das was man schon jetzt von den Bischöfen fordern kann, ist, daß sie wegen des Aufgebotes keine Schwierigkeiten machen oder dulden, und ebensowenig die Ausschließung vom Sakrament wegen des Lebens in einer evangelisch eingesegneten Ehe. Dagegen kann ihnen die unbedingte Trauung bei gemischten Ehen nach den bestehenden allgemeinen kirchlichen Vorschriften nicht zugemutet werden, wenn sie nicht vorher von Rom für die besonderen Umstände, unter denen sie sich befinden, eine zulassende Weisung erhalten: ein Ausweg, den auch alle als den einzigen angegeben haben." —

So die Ratschläge Bunsens. Im einzelnen geht seine Denkschrift [1]) besonders auf den Nachweis ein, weshalb der Staat nicht von sich aus die unbedingte Trauung von den Bischöfen fordern könne. Den Schluß bilden Vorschläge über die an die Bischöfe einer-, das Ministerium andererseits zu erlassende Instruktion. Sämtliche Punkte fanden an höchster Stelle entscheidende Billigung. Es wurde demzufolge der Erzbischof von Köln angewiesen, in Rom ein Gesuch um die nötige Dispensation in den gemischten Ehen einzureichen, welches von dem preußischen Geschäftsträger unterstützt werden sollte. Am 12. April 1828 ging dies Gesuch ab, und damit begannen die Unterhandlungen in Rom.

---

[1]) Sie ist in der Biographie I, S. 547—551 im Auszuge mitgeteilt.

III.

Bei dem nunmehr eingeschlagenen Wege handelte die preußische Regierung ganz im Einklang mit ihren Bischöfen. Graf Spiegel hatte schon einen Monat nach seiner Ernennung (20. Mai 1825) Bunsen von sich aus gebeten, er möge dem Wunsche der Regierung, „der heimlichen Angeber- und Verleumdungssucht nach Rom Grenzen zu setzen", doch ja nachzukommen suchen, hatte auch zur leichteren Erreichung dieses Zweckes die Mitteilung hinzugefügt, „die Nuntiatur in München übernehme die Anklagebriefe nach Rom". Er war seitdem in einem eifrigen Briefwechsel, nicht bloß amtlicher, sondern auch freundschaftlicher Art, mit Bunsen geblieben, der besonders dadurch lehrreich ist, daß er zeigt, wie auch ein Mann von der ausgeprägtesten katholischen Gesinnung der nationalen Pflichten eines deutschen Bischofs bewußt sein kann. So schrieb er, als Dr. Braun in Rom über die Erzdiözese Köln befragt worden war, „wolle Rom etwas über den Erzbischof und sein Handeln wissen, so müsse man sich unmittelbar an ihn selbst nach Köln richten" (2. Juni 1827). — Es konnten die Bischöfe aber auch gerade in der Frage, über welche Spiegels Gesuch vom 12. April 1828 die Verhandlungen eröffnete, von ihrem Standpunkte aus nur dasselbe Resultat wie die Regierung erstreben. Bot letztere doch für die Gestattung eines Verfahrens, welches im Grunde die erste Konsequenz der „Parität" sein sollte, eine so außerordentliche Konzession, daß sie vom heutigen Standpunkte aus geradezu unbegreiflich erscheint: nichts weniger nämlich als die Aufhebung der Ziviltrauung in den westlichen Provinzen.

Trotzdem hatte der preußische Unterhändler ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten zu überwinden, um überhaupt zu einem Resultat zu gelangen. Zwar unter Leo XII., der die deutschen Verhältnisse aus eigener Anschauung kannte und es daher zu würdigen wußte, wie viel von seiten Preußens für die Wiederaufrichtung der katholischen Kirche gethan worden war, schien die Verhandlung so ziemlich vom Fleck zu kommen; aber gerade als der Abschluß bevorstand, wurde sie (Februar 1829) durch Leos Tod unterbrochen. Während daher ein gleichzeitiger Brief im übrigen berichten muß, daß „die Römer den Tod des Papstes mit unanständiger Freude aufnahmen, und daß dieser Haß sich auf solche Handlungen des Papstes gründe, denen die Nachwelt Beifall schenken werde," fährt derselbe Brief fort: „Bunsen vermißt aufrichtig Leo XII. wegen seiner eigenen Erfahrung über dessen Geschäftsführung; und es ist eine große Frage, ob sein Nachfolger, wer es auch sein mag, die Kenntnis der öffentlichen

Stimmung in fremden Ländern besitzen wird, welche es leicht machte, mit ihm zu diskurieren und ihn zu bestimmen, Vorstellungen Gehör zu geben."

Daß diese Furcht nicht unbegründet war, zeigte sich schon bei der ersten Audienz des preußischen Gesandten bei dem neuen Papste Pius VIII. Zunächst trat dieser mit einer kaum glaublichen Unkenntnis an die Sache heran. Ein offizieller Bericht über diese Konferenz enthält die Mitteilung: „Als ich ihm den status quo hinsichtlich des jetzt für Preußen üblichen Verfahrens bei den hiesigen Tribunalen auseinandersetzte und sagte: daß die Bischöfe seit dem westfälischen Frieden wenigstens nur in solchen Fällen sich an den heiligen Stuhl wenden, wo außer der disparitas cultus noch ein demselben reserviertes impedimentum affinitatis oder consanguineitatis obwalte, und daß hierauf die Dispensation erfolge;" unterbrach er mich mit der ihm eigenen freundlichen Lebhaftigkeit: „Ja, aber doch nur abjurata haeresi." Ich erwiderte hierauf: „Ich fühle ganz, wie schlecht es mir stehe, Sr. Heiligkeit in einer Sache von dieser Natur zu widersprechen — jedoch, hoffe ich, werde Se. Heiligkeit mir verzeihen, da es sich nur um ein Faktum handle. Nun aber könne ich Se. Heiligkeit versichern, daß nie diese Bedingung gemacht worden sei: ja, daß eine solche Bedingung eigentlich das petitum aufhebe, indem, wenn der Protestant Katholik geworden, es sich nicht mehr von einer Dispensation a disparitate cultus handle." Der Papst fühlte das Schlagende dieser Bemerkung und äußerte, „er habe bloß gemeint, die unbedingte Dispensation erfolge nur unter jener Bedingung; übrigens werde er keine Zeit verlieren, sich mit dem ganzen Thatbestand vertraut zu machen."

Wie sehr gleichzeitig mit dem neuen Thronwechsel abermals der Einfluß der fanatischen Partei zugenommen hatte, beweist eine andere Mitteilung in demselben Bericht: „Mehrere Mitglieder der Kongregation des S. Officio hatten in ihren Votis dafür gestimmt: der heilige Stuhl solle die Gelegenheit ergreifen, den Bischöfen einzuschärfen, daß sie gar kein Recht hätten, gemischte Ehen zu erlauben, ohne den päpstlichen Dispens für den einzelnen Fall erhalten zu haben; ihnen stehe es nur zu, darauf zu dringen, daß der nicht katholische Teil sich vorher bekehre. Ja, es wurde sogar ein Entwurf zu einer Encyklika in diesem Sinne an die Bischöfe dem Papste vorgelegt." Und der preußische Geschäftsträger mußte dem Kardinal-Staatssekretär auseinandersetzen, „daß eine solche Ansicht ebenso gefährlich als unrichtig sei, und daß Ratgeber, die einen solchen Entwurf machten, von der Sache offenbar nichts verständen."

Und wurde auch eine solche kaum für möglich zu haltende Absurdität abgewehrt, so begannen dafür jetzt die Winkelzüge erst recht, in denen die Kurie immer die gesamte übrige Diplomatie weit hinter sich ließ. Ein weiterer Bericht Bunsens vom 15. August 1829 meldet: „Am 11. hat mir der Kardinal-Staatssekretär erklärt, Se. Heiligkeit sei entschlossen, die gemischten Ehen in der ganzen Monarchie kanonisch anzuerkennen und wolle dies durch Ausdehnung der Konzession Benedikts XIV. auf die ganze Metropolitanverfassung von Köln bewerkstelligen." Ich erwiderte auf die langersehnte Erklärung ohne Anstand: ich sei hocherfreut über jene Zusage, welche das Wesentliche der Sache in Sicherheit bringe, aber ich müsse erklären, daß ich die Form nicht annehmen könne; die Konzession Benedikts XIV. für Holland, die später von Pius VI. auf Cleve angewendet worden, habe allerdings im Laufe der Zeit herbeigeführt, daß die katholischen Priester, statt die passive Assistenz zu leisten, unbedingt trauen; aber es bedürfe jetzt eines Mittels, welches sicher und unmittelbar diese Wirkung hervorbringe. Der Buchstabe der benediktinischen Zulassung gebe uns eigentlich nichts; denn er sanktioniere drei Punkte, die wir schon besitzen: erstlich die Erteilung der Dimissorialen, zweitens die Proklamationen von der Kanzel, und drittens die Anerkennung der Giltigkeit protestantisch eingesegneter Ehen. Die Briefe der Bischöfe beweisen, daß sie jene beiden Punkte sämtlich zugeben, und der Erzbischof von Köln erkläre explizite in seinem Briefe die kanonische Giltigkeit jener Ehen. Die passive Assistenz sei eine anständige Form für die durch das Konzil von Trient nicht verbotene Form der Heirat durch Deklaration vor dem Pfarrer und zwei Zeugen. Da nun also der Buchstabe uns nichts gebe, was wir nicht schon im status quo besitzen, und da die unverweigerliche priesterliche Einsegnung, die uns allein fehle, sofort eintreten müsse, so werde Se. Heiligkeit eine Form zu wählen haben, die ihre Erteilung zur Folge habe. Um dies zu erreichen, könne man sich nur an die Instruktion Pius' VI. für Schlesien halten. Denn hierin sei von der passiven Assistenz nicht die Rede, und die priesterliche Einsegnung sei nach dem Erlaß dieser Instruktion sogleich vom schlesischen Klerus erteilt worden. Man könne, wenn eine solche Instruktion annehmlich abgefaßt sei, sich damit begnügen; allein einen Schritt rückwärts könne und wolle man nicht annehmen. — Diese Argumentation kleidete ich nach der Konferenz in eine ausführliche Note, die ich zwei Tage darauf, als gestern, übergab."

So war man denn nach anderthalbjähriger Unterhandlung wieder

auf den Ausgangspunkt zurückgekommen. Damit aber war nur immer noch neue Veranlassung zu weiteren Ausflüchten gegeben. Derselbe Bericht Bunsens vom 15. August fährt gleich nach der eben angeführten Stelle fort: „der Kardinal-Staatssekretär erwiderte mir, der Papst habe auf die Form der Instruktion Pius' VI. keine Rücksicht nehmen können, da sie hier niemand kenne." „Ich äußerte mein Erstaunen darüber und erklärte, daß ich sie in Berlin gesehen, aber nicht abschriftlich mitgenommen habe, in der Voraussetzung sie im alten Archive zu finden. Ich könnte ihm, fügte ich hinzu, das bestimmte Datum der Note mitteilen, durch welche sie damals übergeben sei." Und am 20. August muß weiter berichtet werden: „Das fragliche Dokument hat sich leider in der Staatskanzlei nicht gefunden, und so kann leider das nach mehr als jährigem Bedenken endlich erhaltene offizielle Versprechen der kanonischen Zulassung der Ehen in der Gesamtheit der westlichen Provinzen nicht benutzt werden, bis die Abschrift von Berlin eingegangen ist."

Diese eigentümliche Methode, ein unbequemes Dokument einfach abzuleugnen, scheint denn in Berlin doch etwas zu drastisch vorgekommen zu sein. Am 26. Oktober 1829 erging eine Kabinetsordre, die den fridericianischen Ton zu treffen wußte und darum in Rom alsbald verstanden wurde. Es hieß darin: „Der Zweck der Unterhandlungen ist deutlich ausgesprochen; unter welchen Formen dahin zu gelangen, ist Sache des römischen Hofes. In dieser Beziehung scheint es nicht außer der diesseitigen Sphäre zu liegen, sondern auch bedenklich zu sein, dem römischen Hofe Vorschläge zu machen, wie er, ohne von den dort bestehenden Grundsätzen abzuweichen, dem diesseitigen Verlangen genügen könne; selbst die Frage, ob man mit dieser oder jener Art, die Sache abzuthun, zufrieden sein könne, scheint überflüssig zu sein, da es bloß darauf ankommt, aus dem Erfolge der päpstlichen Erlasse an die Bischöfe in den westlichen Provinzen der Monarchie zu entnehmen, ob das Ansinnen der katholischen Geistlichen, alle Kinder gemischter Ehen in dem katholischen Glaubensbekenntnisse zu erziehen, als Bedingung der Trauung des Brautpaares gemischter Konfessionen aufhören oder fortdauern wird. Ich will zwar durch diese Bemerkungen die Leitung der Unterhandlungen nicht beschränken; sie sind aber dem Geheimen Legationsrate Bunsen mitzuteilen, und damit der Sache ein Ziel gesetzt werde, soll er dem päpstlichen Hofe in angemessener Form erklären, daß, wenn sie nicht binnen sechs Monaten beendigt wird, landesherrlicherseits die geeigneten Maßregeln zur Beseitigung des Mißstandes der Sache ergriffen werden sollen."

Am 26. Oktober 1829 war diese Kabinetsordre ergangen; sechs Monate hatte sie als Schlußtermin in Aussicht genommen; am 25. März 1830 erschien das Breve Pius' VIII., welches sich als Ziel der Unterhandlung gab.

Es schien ein großes Resultat; sowohl Erzbischof Spiegel sandte dem preußischen Geschäftsträger in wiederholten Briefen herzlichste Glückwünsche, als der Geheime Rat Schmedding, der die katholischen Angelegenheiten im Kultusministerium vertrat. In der That ging das Breve von etwas objektiverem Standpunkte aus, wie es sonst in Rom herkömmlich war; es wurden gemischte Ehen für erlaubt erklärt, auch protestantisch eingesegnete Ehen für giltig erkannt. In Beziehung auf den vor allem in Frage kommenden Punkt aber, die Aufhebung der Forderung der katholischen Kindererziehung als Bedingung der Trauung, waren absichtlich unbestimmt gehaltene und verschiedener Auslegung fähige Ausdrücke gebraucht. Welch ein Meisterstück echt römischer Taktik das Breve in diesem Punkt war, geht allein schon daraus hervor, daß in späterer Zeit die jesuitische Partei sogar die Auslegung wagen durfte, das Breve gestatte überhaupt niemals bei gemischten Ehen die priesterliche Einsegnung. Da Bunsen diese römische Methode genau kannte und zugleich in der Lage war, den Zweck des Breve besser wie jeder andere zu würdigen, so ist sein Zeugnis für die Auslegung des Breve von ganz besonderem Belang. Daß er nun dasselbe von Anfang an so verstand, wie es hernach bei der Konvention mit den Bischöfen auf Grund von Münchens Gutachten gedeutet wurde, beweist ein Brief von ihm an Niebuhr, vom 19. April 1830, worin er die päpstliche Instruktion auf folgende drei Punkte zurückführt:

„1. Für alle vergangenen Fälle können Bischöfe sanieren, ohne alle Klausel über die Erziehung, selbst wo Ehen im ersten Grade ohne Dispens geschlossen sind.

2. Vom 25. März 1830 gelten alle extra formam concilii Tridentini geschlossenen mixten Ehen für giltig (also implicite auch die protestantisch eingesegneten), sie sind matrimonia rata et vera.

3. Der Pfarrer kann die Ehe zulassen, auch ohne daß er ein Versprechen über die Erziehung erhalten, und der Bischof gleichermaßen in den Fällen, wo er zwischen Katholiken dispensieren darf."

Ebenso sagt er in demselben Briefe über den Wortlaut: „Die Fassung ist vortrefflich (Antwortschreiben und Instruktion); sie ist

vom Papste selbst und vom Kardinal Cappellari, mit dem ich vom 19. Januar an Konferenzen gehabt, ohne die nichts geschehen wäre."

Endlich ist auch der Schluß dieses Briefes an Niebuhr nicht ohne Bedeutung: „Bei Einsendung der Breven habe ich die Geschichte aller desfallsigen Unterhandlungen von 1772 an geschrieben und dabei gezeigt, wie Sie die Sache geradeso angesehen wie ich sie jetzt geführt, und durch Auszüge Ihrer Berichte ad oculos demonstriert, daß es nur die Saumseligkeit Hardenbergs war, daß Sie nie darin handeln konnten, als die Negotiation schwebend war, und späterhin keine Antwort auf Ihre Eröffnung vom Dezember 1822 erhielten."

Der hier erwähnte Brief Niebuhrs vom 16. Dezember 1822 hatte über eine Unterredung desselben mit Kardinal Consalvi berichtet, in welcher dieser auf die Darlegung des Standpunktes der preußischen Regierung geantwortet hatte, „es sei einer von den Gegenständen, zu welchen man durchaus nicht durch den Korso kommen könne; man müsse versuchen, durch Umwege und andere Straßen dahin zu gelangen."

IV.

Bunsens Auslegung des Breve entsprach der eigenen römischen Auffassung desselben. In Berlin aber fand man die dunkeln und gewundenen Ausdrücke desselben nicht dem Zwecke entsprechend, für alle Zeit eine endgiltige und friedliche Lösung der Zwistigkeit zu ermöglichen. Da die Regierung sich nun bewußt sein konnte, das Prinzip der Gleichberechtigung der Konfessionen zu vertreten, so glaubte sie die Beseitigung der Anstöße von der Kurie erwarten zu dürfen, und es wurde daher nach verschiedenen Zwischenverhandlungen durch die Kabinetsordre vom 27. Februar 1831 die Rücksendung des Breve behufs dieses Zweckes angeordnet. Stellte sich auch hernach die so veranlaßte neue Aufnahme der Frage als nachteilig heraus, so macht doch der Inhalt der Kabinetsordre den Absichten und Anschauungen des Königs alle Ehre. Es heißt nämlich in derselben: „Wiewohl die Erklärungen des Papstes in dem Breve und in der Instruktion für die rheinischen und westfälischen Bischöfe die bisherigen Differenzen in den wesentlichsten Punkten beseitigen, so läßt es sich doch mit dem beabsichtigten Zwecke, eine Störung des Familienfriedens zu verhüten, nicht wohl in Uebereinstimmung bringen, wenn den Bischöfen und Pfarrern die ausdrückliche Anweisung erteilt wird, die katholischen Frauen vor Eingehung der gemischten Ehen mit Rücksicht auf die Erziehung der Kinder im Glaubensbekenntnis des evangelischen Vaters wiederholt zu verwarnen, als ob sie hierdurch das Seelenheil ihrer

Kinder leichtsinnig verscherzten. Mit welcher Vorsicht und Schonung auch die Bischöfe und Pfarrer in allen einzelnen Fällen zu Werke gehen mögen, so wird sich doch der nachteilige Eindruck einer solchen Verwarnung nicht verwischen lassen. Ein anderweitiges Bedenken entsteht durch das Verbot an die Geistlichen, die Trauung einer gemischten Ehe nicht zu verrichten. Ich habe nichts dagegen, daß der Papst ihnen nur die passive Assistenz bei der Trauung verstatte, wünsche jedoch, daß ihnen nicht ausdrücklich untersagt werde, selbst einen kirchlichen Akt dabei zu vollziehen." Die Kabinetsordre spricht daher den Wunsch aus, daß der Papst „nicht etwa etwas sanktionieren solle, was den allgemeinen Prinzipien der katholischen Kirche entgegen sein könnte," vielmehr nur „einige Gegenstände der Form mit Stillschweigen überginge."

In Rom aber hatte inzwischen Gregor XVI. den päpstlichen Stuhl bestiegen, das heißt bekanntlich: die jesuitische Tendenz machte nunmehr das Papsttum sich vollständig dienstbar. Der Rückschlag davon auf die neubegonnene Unterhandlung blieb nicht aus. Bunsens Berichte aus dieser Zeit sind aber nicht bloß in Bezug auf diese einzelne Frage, sondern überhaupt für die Erkenntnis der gesamten Situation von besonderem Interesse. So meldet er am 3. Juni 1832 über eine Verhandlung der französischen Regierung mit der Kurie: „Dem französischen Gesandten hat der Papst die Forderung, irgendwas zur Erleichterung der gemischten Ehen in Frankreich zu thun, rund abgeschlagen. Nun stehen die Sachen dort bekanntlich so, daß fast ohne Ausnahme erstlich kein Pfarrer eine gemischte Ehe selbst mit dem Versprechen der katholischen Kindererziehung zuläßt, auch wo gar kein kanonisches Ehehindernis obwaltet, anders als auf eine schriftliche Genehmigung seines Ordinarius, zweitens kein Bischof dieses ohne jenes Versprechen erteilt. Ausnahmen sind sehr selten geworden, nur von einigen Bischöfen und nur alsdann gemacht worden, wenn sie die Gewißheit von dem bevorstehenden Uebertritt des katholischen Teiles erlangt hatten. Der französische Botschafter hat nun dem Papst die dringendsten Vorstellungen gemacht und das ganze Vertrauen, das er als aufrichtiger Katholik beim Papste besitzt, in Anspruch genommen, um ihn zu überzeugen, die Folgen dieser Weigerung würden sein: Uebertritt vieler zum Protestantismus, mindestens protestantische Trauung und Zivilehe. Hierauf hat der Papst, wie der Botschafter mir selbst versicherte, geantwortet: „Lieber alles dies als die gemischten Ehen zu erleichtern." Diese Antwort wurde noch vor der Expedition von Ancona gegeben, und der Papst hätte durch eine

Gewährung oder Nachgiebigkeit, auf welche die französische Regierung ein unbedingtes Gewicht legt, in politischer Hinsicht manches gute mehr und manches böse weniger."

Der Bericht schließt mit einer noch heute durch ihren Scharfblick auffallenden allgemeineren Beobachtung: „Die Geschichte lehrt, wie die Päpste oft in denselben Verhältnissen sich auf die Behauptung ihrer geistlichen Macht und der strengen kirchlichen Disziplin zurückziehen, wie sie ihre Herrschaft und Macht bedroht sehen. Hierzu kommt, daß das Unglück, wie der Vorfall von Ancona, Sympathie und die Sympathie Gefühl der Macht über die Gemüter hervorbringt. Endlich hat die belgische Revolution und die immer mehr Anhänger unter den verschiedensten Parteien gewinnende Zeitansicht von der Herstellung der kirchlichen Freiheit vom Staatsverbande dem römischen Hofe ganz unverkennbar eine weniger nachgiebige Stellung gegen die weltliche Macht und namentlich gegen protestantische Regierungen gegeben."

Ein weiterer Ausfluß desselben fanatischen Geistes war das päpstliche Breve an die bayrischen Bischöfe vom 27. Mai 1832, welches geradezu alles untersagte, was seit 1828 der status quo in dem westlichen Teile Preußens war, selbst Proklamationen und Dimissorialen, und jeden etwaigen Dispens a disparitate cultus dem päpstlichen Stuhle vorbehielt. Es wurde natürlich von den bayrischen Zeloten mit Jubel aufgenommen, wirkte aber auch nach Preußen bedenklich hinüber, wo durch die Nichtpublikation des preußischen Breve der Verdacht geweckt wurde, daß der Inhalt desselben nicht günstiger sei, als der durch Indiskretion der Bischöfe bekannt gewordene des bayrischen.

In Bezug auf den Wunsch der preußischen Regierung selbst endlich — nach Modifikation des Breve von 1830 — wurden zwar anfangs mehrere Textveränderungen vorgeschlagen, aber sie entsprachen dem beabsichtigten Zwecke noch weniger als der ursprüngliche Text. Und die weiteren Berichte Bunsens vom 9. September und 17. November 1832, sowie vom 17. Juli 1833 hatten gar zu melden, daß auch diese früher vorgeschlagenen und in Berlin abgelehnten Modifikationen nicht mehr im Bereiche der Möglichkeit lägen, ja sogar das Breve Pius' VIII. selbst nach dem Erlasse des bayrischen Breve nicht mehr zugegeben werden würde.

Die preußische Regierung suchte nun, da alle ihre Vorschläge in Rom abgelehnt wurden, durch Verhandlung mit den eigenen Bischöfen vom Flecke zu kommen. Es wurde damit der katholische Geheime Ober-

Regierungsrat Schmedding beauftragt, der die katholischen Angelegenheiten im Kultusministerium zu verwalten hatte.

Leider war diese Wahl so ungünstig, wie nur irgend möglich. Schmedding, ein echter Zögling des modernen jesuitischen Geistes, hat nicht nur (wie sich später bei dem Verfahren Drostes herausstellen wird) die Rolle des Verräters gegen den Staat, dem er diente, gespielt, sondern er ließ sich auch in der Besorgung seiner Amtsgeschäfte so sehr von unwürdigen Motiven fortreißen, daß sogar die Angelegenheiten der katholischen Kirche selbst darunter litten. Vor allem ging seine persönliche Feindschaft gegen den Kölner Erzbischof so weit, daß er, um diesem Unannehmlichkeiten zu machen, die Geschäfte der Kölner Diözese aufs ärgste vernachlässigte.

Graf Spiegel schreibt z. B. schon am 21. Juni 1829 an Bunsen: „Hoffentlich wird unser Kultusministerium Ihnen nun auch bald ein drittes Gesuchsschreiben an den Papst um eine Ablaßverleihung für eine von mir eingeführte Fastenandacht zur Förderung zuschicken, und dem empfehle ich die religiöse Sache ganz ernstlich; ich bezwecke dadurch Hemmung der vielen kleinen Nebenandachten, welche teils Aberglauben an ein Kapellchen fördern oder vielen anderen Unfug zur Folge haben. Dieses Gesuch wäre bereits in Ihren Händen, allein der feindselig wider mich gestimmte Geheime Ober-Regierungsrat Schmedding, von dem der stark kränkelnde Herr von Altenstein in katholischen Kirchensachen ganz abhängig ist, hat mir durch Abforderung häufigen Materiales die Sache erschwert, und in der Zeit aufgehalten ..... Der schleppende unsichere Geschäftsgang im Kultusministerium kann nicht lange mehr ohne großen Nachteil für die öffentlichen Sachen und die öffentliche Stimmung fortdauern, ich und alle katholischen Bischöfe sind in der Geschäftsführung stark gelähmt; die Straffälligen bleiben unbestraft und sprechen der Obrigkeit Hohn. Möchten Sie auf die Sache unmittelbar einwirken können und wollen; dann leisten Sie Großes und fördern Ordnung und Sittlichkeit."

Ein Brief vom 3. Januar 1830 meldet: „Meine Ablaßangelegenheit für die gutberechnete Diözesan-Fastenandacht habe ich in Berlin gefördert; Sie werden die Depesche darüber unterm 19. oder 20. November zugesandt erhalten haben, mich nun schon bald mit dem willfährigen Ergebnis Ihrer Bemühungen erfreuen. Eine auf Geldsucht gegründete Intrigue des nur Verderben verbreitenden Geheimen Ober-Regierungsrat Schmedding hatte sich meiner Sache in den Weg gestellt; da nun unser guter Minister von Altenstein ihm

blindlings glaubt und die catholica nicht kennt, so lag die Sache still, währenddem mir die Förderung derselben nach Rom offiziell erklärt war."

Wieder heißt es am 15. Februar 1830: „Tausend Dank für die schnelle Besorgung meines Diözesengeschäftes. Die Ablaßverleihung für meine Fastenandacht aber, Hochverehrter Herr! was sagen Sie dazu, daß die Urkunde mir noch nicht mitgeteilt worden und wahrscheinlich vom Geheimen Ober-Regierungsrat Schmedding zurückgehalten wird, bis ich für diese Fastenzeit keinen Gebrauch mehr davon machen kann? Entnehmen Sie, wie weit die Leidenschaftlichkeit den Menschen vom rechten Wege abführt. Er ist in der That ein Verderben bereitendes Werkzeug für die katholischen und Studiensachen in unserem Staate. Möchte er allenfalls durch Beförderung beseitigt werden!"

Ebenso sagt später ein Brief Spiegels vom 4. Oktober 1834: „Noch immer ist die Provisions-Bulle für den Seminarpräses Dr. Waitz nicht angekommen, oder dieselbe wird auf arge und ärgerliche Weise in Berlin beim Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ignoriert. Ich bitte Sie angelegentlich, diesem Geschäft ernste Folge zu geben. Die Leidenschaftlichkeit des Herrn Schmedding wider den Erzbischof von Köln und das Erzstift Köln, ebenso die Abhängigkeit Altensteins von diesem Manne dürfen doch nicht unbegrenzt bleiben; ich trauere tief über den Geschäftsgang bei unserem Kultusministerium. Möchte es bald Tag werden!" Nicht minder klagt der Brief vom 5. November 1834, daß „Schmedding alles liegen lasse," und der vom 26. November 1834, daß derselbe „in einer streng geistlichen Disziplinarsache den Oberrichter über den Erzbischof und sein Generalvikariat gespielt habe."

Bunsen gegenüber nahm Schmedding (wie zahlreiche noch unveröffentlichte Briefe von ihm beweisen) [1]) die Maske eines ergebenen Freundes an, der genau dieselben Ziele erstrebe; dennoch muß auch Bunsen (in seinen Aufzeichnungen vom Jahre 1840) von ihm sagen: „Schmedding schürte den Groll an gegen den ihm persönlich verhaßten Erzbischof Spiegel und hütete sich, seine schon kaum halbar gewordene Stellung durch offenes Hervorheben des katholischen und kanonischen Gesichtspunktes vollends unhaltbar zu machen. Aber er hemmte, so viel er konnte, jedes Thun, das ihm nicht gefiel. War er mit den Breven, die Bunsen ausgewirkt, wirklich nicht zufrieden? Wollte er

[1]) Seither von Reusch mit veröffentlicht.

nur die Benedictina für die westlichen Provinzen, die er zuerst vorgeschlagen? Wollte er persönlich dem Ministerresidenten Schwierigkeiten auf dem Wege von Rom nach Berlin bereiten, auf welchem er ihn immer zu sehen glaubte? Das sind Fragen, die man sich nicht enthalten kann zu stellen, welche man aber schwerlich befugt sein wird, zu beantworten."

Ein solches Werkzeug war natürlich das denkbar verkehrteste, um die schwebende Frage zu ordnen. Schmedding legte (September 1832) den westlichen Bischöfen die Frage vor: „Ob sie sich an den buchstäblichen Inhalt der päpstlichen Konzessionen binden oder aus eigener Macht einen Schritt weiter gehen, insonderheit die harten Vermahnungen der Bräute, welche der Gewährung der assistentia passiva vorangehen sollten, meiden oder mildern wollten; ob sie, wo nicht auf der Stelle, doch innerhalb bestimmter nicht gar zu langer Frist die kirchliche Trauung auch auf den Fall gewähren wollten, wo keine Uebereinkunft der Verlobten, daß alle Kinder in der katholischen Religion erzogen werden sollten, vorliege; ob durch die unbedingte Annahme der von Rom angebotenen Bewilligungen die Freiheit der Bischöfe am Rhein und in Westfalen für einige Zeiten gleichsam in engere Schranken eingeschlossen würde?" Es war natürlich, daß die Bischöfe auf solche Fragen nur verneinend und ablehnend antworten konnten.

Das ärgste aber war gar erst Schmeddings weiteres Verfahren. Der Erzbischof von Köln ließ seiner Antwort vom 26. September 1832 ein vom 17. Oktober d. J. datiertes Gutachten seines Domkapitulars München folgen, welches, bei streng kanonischer Auslegung des Breve, doch zugleich den Ansprüchen, die der Staat nicht bloß stellen durfte, sondern mußte, gerecht wurde. Das Uebelwollen Schmeddings gegen den Erzbischof Spiegel und dessen vertrauten Rat (oder war es vielleicht der geheime Wunsch, die Frage gar nicht zur Lösung kommen zu lassen?) ging so weit, daß er, während das Münchensche Gutachten alle Mittel zu einer befriedigenden Lösung an die Hand gab, in seinem Schlußbericht vom 12. Dezember 1833 die Frage völlig ungelöst ließ.

War man somit schon in Bezug auf den Unterhändler in Berlin aufs übelste bedient, so kam noch vieles andere hinzu, um auch dem besten Willen Schwierigkeiten in den Weg zu legen: vor allem die schlimme Atmosphäre der zwanziger und dreißiger Jahre überhaupt. Bunsen selber giebt uns über die groben Fehler der Umgebung des Königs, über das Prinzip des Liegenlassens in den Ministerien, über

die Gewaltmaßregeln hochgestellter Militärs nähere Mitteilungen, die nichts vertuschen oder verhehlen, und darum, wie für die Beurteilung seiner eigenen Schritte, so für die Kenntnis der allgemeinen Sachlage von besonderem Wert sind. Wir entnehmen denselben die folgende Schilderung über die damalige Situation in Berlin:

„Wenn die ganze Angelegenheit nicht geleitet, ja nicht einmal gekannt wurde von den Häuptern der beiden Ministerien (sie war, wie Bunsen im früheren Zusammenhang berichtet, zwischen dem auswärtigen und dem geistlichen Ministerium und dem Kabinet geteilt) — wurde sie etwa von dem Kabinet aus im Auge gehalten und geleitet? Gewiß vom Könige, der oft mahnte, aber sich hatte daran gewöhnen müssen, daß es ohne Erfolg geschah, wenigstens ohne anderen, als daß Herr von Altenstein in einem langen Berichte auseinandersetzte, wie viele Arten zu handeln es gäbe, und weswegen gegen alle Arten mancherlei Bedenken vorwalten, welche des Königs Majestät Entscheidung allein wegräumen könne. Graf Lottum war machtlos gegen den Marasmus Altensteins, ausgenommen etwa, daß er bisweilen im Sinne seines ersten Rates dem Pfaffenkatholizismus von Schmedding entgegentreten zu müssen glaubte. Fürst Wittgenstein endlich hielt die Sache entweder aus Unglauben an alle Kraft des religiösen Elementes für zu unbedeutend oder aus persönlichen Gründen, des Königs und des Ministers willen, für unmöglich. Daß viele Sachen durch Liegenlassen besser würden, war die einzige Maxime, welche sich vom Staatskanzler erhalten hatte.

„Und die öffentliche Meinung? Sie hatte aus begreiflichen Gründen gar kein Organ, und wo wären die Ohren gewesen, sie zu vernehmen? Wußte man doch nicht einmal in Berlin, daß die päpstlichen Breven (wie der Ministerresident schon in Rom erfahren, in München aber vom hannoverschen Gesandten, vom Grafen Giech und vom milden Bischof von Bamberg nur zu sehr bestätigt gehört hatte) eine leidenschaftliche Reaktion der Pfaffen in Bayern hervorgerufen hatten! Daß aber das seit Leos Thronbesteigung keck ans Tageslicht hervorgetretene papistisch-katholische Gefühl sich immermehr unter den Völkern regte und als kirchliche Reaktion in der ganzen Welt Entsprechendes fand — davon hatte man nicht die geringste Ahnung . . . Man war ja mit der Julirevolution zu Ende gekommen, ja mit Belgien und Luxemburg und sollte nicht mit einigen Pfaffen fertig werden?

„Dazu kam, daß eine kühne Aeußerung über irgend etwas öffentliches einen demagogischen Geruch hatte. Zu den „guten Grund-

sätzen" der Zeit gehörte es, sich über nichts mißbilligend zu äußern, was von der Regierung, also von den Ministern geschah oder nicht geschah. Das war das allgemeine Element der schwülen Mitternachtsluft jener Zeit, so ganz vergleichbar der moralischen Atmosphäre, welche einem seit zwanzig Jahren Abwesenden am Hofe Ferdinands II. hat entgegenschauern müssen, todesschwanger, argwöhnisch, heuchlerisch und sklavisch. So war sie Bunsen bei seinem ersten Auftreten im Herbste 1827 nur zum Teil entgegengekommen, aber in den sieben Jahren hatte sie furchtbar zugenommen. Die Edeln und Guten, die dem Grabe oder der Ungnade entgangen waren, fühlten sich niedergedrückt und gelähmt, und erstaunten, ja erschraken über die unbefangenen und kühnen Aeußerungen eines Glücklichen, der in anderer Lebensluft erstarkt und durch Glück und Temperament ohne Sorgen für seine und der Seinigen Zukunft war."

V.

Es war die Kabinetsordre vom 28. April 1834, welche dem bisherigen Schwanken in Berlin ein Ende machte, indem sie die Minister der auswärtigen und der geistlichen Angelegenheiten anwies, „den Ministerresidenten in Rom wegen des Standes der gemischten Ehen und der behufs der Ausführung des Breve zu treffenden Einleitungen zu Rate zu ziehen." Nachdem ihr zufolge die Ministerien am 12. Mai Bunsen zu einem Gutachten über diese Punkte aufgefordert hatten, überreichte er am 27. Mai eine Denkschrift, welche, nach einer übersichtlichen Darlegung der Sachlage und einem genauen Bericht über die letzten Schritte in Rom, deren Resultat die Zurückgabe des Breves von 1830 gewesen war[1]), folgende Vorschläge machte:

„I. Trotz einiger bei päpstlichen Ausfertigungen überhaupt schwer, bei diesem Gegenstande aber gar nicht zu vermeidenden harten und starken Ausdrücke muß dem Breve das königliche Plazet erteilt, gleichzeitig jedoch in dem Begleitschreiben die bestimmte Erwartung des Königs ausgesprochen werden, die Bischöfe würden ihrerseits alles thun, um die ihnen durch das Breve und nach dessen ausgesprochener Absicht gewordene Erleichterung zur Beseitigung aller Anstöße in dieser Angelegenheit zu benutzen.

---

[1]) In der Abschiedsaudienz Bunsens beim Papste, am 8. März 1834, hatte er von diesem selber das Anerbieten erhalten, das bereits zurückgegebene Breve Pius' VIII. aufrechtzuerhalten. Bunsen brachte dasselbe daher nun aufs neue mit nach Berlin, weil er es für möglich hielt, bei richtiger Auslegung des Breve die vorhandenen Schwierigkeiten zu heben.

II. Die notwendige und einzige Vorbedingung zur Erreichung dieses Zweckes ist die Berufung des Erzbischofs von Köln und das Gelingen der Unterhandlung mit ihm. Denn trotz einzelner Zugeständnisse der Bischöfe von Trier und Paderborn auf die Schmedding'sche Anfrage bedarf es der entschiedenen Mitwirkung des Erzbischofs, weil erstlich die Bischöfe gewiß nicht kräftig und entschieden an die Ausführung gehen werden, wenn er sich unentschieden und bedenklich zeigt, und zweitens die Erklärungen der Bischöfe keineswegs so präzis und praktisch bestimmt sind, daß es nicht der Leitung und Aufmunterung des Erzbischofs bedürfte."

Die Notwendigkeit der Berufung des Erzbischofs stützt sich außerdem auf folgende Gründe:

„1) Die früher erreichbaren, überdies jetzt unmöglich gewordenen Modifikationen des Breves sind unwesentlich und bieten keinerlei Gewißheit irgend eines Vorteils.

2) Die sonst im Breve gewünschten Veränderungen sind unnötig, weil es sich an den betreffenden Stellen nicht um eine Pflicht, sondern um eine Fakultät für die Bischöfe handelt, welche die Verhandlung mit ihnen nicht erschwert, sondern erleichtert.

3) Der festzustellende Hauptpunkt ist der Begriff des äußersten Falles, in dem die priesterliche Trauung verboten ist. Hier bietet das München'sche Gutachten eine auf kanonischer Interpretation des Breve begründete und dem preußischen Gesetze möglichst entsprechende Grundlage.

4) Es muß daher dieses Gutachten als Basis aller Besprechungen bestimmt anerkannt werden, wozu der Erzbischof sicher bereit ist.

5) Hierdurch wird sich sogleich die Praxis ergeben, daß die Pfarrer ohne Bedenken trauen, wenn nicht die katholische Braut erklärt, bestimmt zu wissen, daß ohne allen Zweifel alle ihre Kinder in der Religion des evangelischen Vaters werden erzogen werden; das Nichtwissen der definitiven katholischen Erziehung kann als kein hinlänglicher Grund angesehen werden, die Trauung zu verweigern. Ist dieser Grundsatz einmal angenommen, so wird er zwar ursprünglich in verschiedenen Diöcesen und von verschiedenen Pfarrern verschieden angewendet werden, es ist aber das Fortschreiten von einer guten zu einer besseren Praxis mit Sicherheit zu erwarten."

Sowohl die Grundanschauungen als die einzelnen Vorschläge der Bunsen'schen Denkschrift fanden vollen Beifall beim Könige selbst, und auf seinen Befehl wurde Erzbischof Spiegel sofort nach Berlin berufen. Obgleich dieser aber schon am 9. Juni in Berlin eintraf und

es sich sofort herausstellte, daß Bunsen und Spiegel in der That von den gleichen Grundsätzen ausgingen, so konnten doch die Unterhandlungen nicht sofort beginnen, weil seitens der beiden Ministerien am 11. Juni die Antwort einging, es könne zwar mit dem Erzbischof verhandelt werden, doch dürfe dies von keiner Einwirkung auf die übrigen Bischöfe sein, weil man sich sonst der Gefahr aussetze, das von diesen Erlangte wieder zu verlieren. Bunsen mußte daher am 12. Juni erwidern, wie die Weiterverhandlung des Erzbischofs mit seinen Bischöfen der Angelpunkt sei, um den sich alles drehe. Hierauf stimmte zwar der Minister Ancillon zu, im Kultusministerium drang aber auch jetzt Schmedding's Einfluß noch durch, der seine Amtspflichten völlig zurückstellte gegenüber seinem ächt jesuitischen Hasse gegen den toleranteren Erzbischof, auch wohl geradezu die Absicht verfolgte, die Sache nicht zu einem befriedigenden Austrage kommen zu lassen. Es blieb daher Bunsen nichts anderes übrig, als die Gründe seiner Anschauung von der Unbedenklichkeit und Unerläßlichkeit der Besprechung des Erzbischofs mit den Bischöfen dem Könige selbst vorzutragen, worauf er durch Kabinetsordre vom 14. Juni autorisiert wurde, die Unterhandlungen definitiv zu eröffnen und dem Könige unmittelbar über das Ergebnis zu berichten. Sofort begannen nun am folgenden Tage die Besprechungen, und bereits am 17. Juni war auf Grund des München'schen Gutachtens ein beide Teile gleich befriedigendes Ergebnis erzielt.

Den Text der Konvention mitzuteilen ist hier überflüssig, da sie mehrfach veröffentlicht worden ist[1]). Dagegen mag zur Charakterisierung des Geistes, in welchem die Unterhandlung von beiden Seiten geführt wurde, einmal Bunsen's „Plan der Verhandlung" hier mitgeteilt werden, wie er ihn in seiner Denkschrift vom 19. Juni auseinandersetzte, und dann umgekehrt der Brief Spiegel's vom 18. Juni, in welchem er sich zu weiterer Besprechung mit den Bischöfen bereit erklärte und sich gleichzeitig selbst zur Befolgung der Konvention verpflichtete.

---

[1]) In den „Beilagen" zu der aktenmäßigen „Darlegung des Verfahrens der preußischen Regierung gegen den Erzbischof von Köln" (der sogenannten preußischen Staatsschrift) sind zunächst unter C das päpstliche Breve vom 25. März 1830, unter D die damit verbundene Instruktion des Kardinals Albani vom 27. März d. J. mitgeteilt, dann folgt E die „Einigung über die Ausführung des päpstlichen Breve" (S. 14—20), und ebenso auch die beiden andern gleichzeitig vereinbarten Aktenstücke, der Hirtenbrief an die Pfarrer (F) und die Instruktion an das General-Vikariat (G).

In seinem „Plan der Verhandlung“ stellt Bunsen (nachdem er vorher den praktischen Stand der Sache vor den Besprechungen mit dem Erzbischof vorgeführt hat) sechs Hauptpunkte auf, die von ihm einzeln des näheren erwiesen werden, von denen wir hier aber nur das Wesentlichste übernehmen. „Erster Hauptpunkt: die neue Praxis muß vor allem folgende Punkte feststellen: Absehen von allen Zusagen der Brautleute über die Erziehung der Kinder; Zugestehen der katholischen Trauung als Regel, mit möglichst zu beschränkenden Ausnahmen; Aufhören aller Bedenken bei der Behandlung im Beichtstuhl, außer, wie vorher, bei offenbar mutwilligem, sträflichem und ungebührlichem Leichtsinn; Behandlung der ganzen Sache von den Pfarrern, ohne Anfragen beim Bischof, wie bisher erforderlich war.“

„Zweiter Hauptpunkt: diese neue Praxis kann aber nur auf die Annahme, Auslegung und Befolgung des päpstlichen Breve gegründet werden.“

„Die Bischöfe haben beim Papste, mit Genehmigung des Königs, angefragt; die Antwort muß die Norm ihres Verhaltens sein, es fragt sich nur, welches denn der eigentliche Sinn und Zweck dieser Antwort, in Beziehung auf ihre Anfragen und auf jene praktischen Punkte, sei.“

„Dritter Hauptpunkt: die neue Praxis muß sogleich, und zwar gleichzeitig in allen vier Diöcesen, ins Leben treten, und zwar nach einem alle Entwickelungspunkte der Sache berücksichtigenden Plane.“

„Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, den beabsichtigten Zweck erreichen zu können, wenn etwa der eine oder andere Bischof jene günstige Auslegung des Breve nicht sogleich, der Hauptsache nach wenigstens, annähme. Es ist sehr leicht möglich, ja wahrscheinlich, daß auch bei erfolgter gleichzeitiger Annahme der richtigen Auslegung und der darauf zu begründenden neuen Praxis wohl in dem ersten Jahrzehnt noch hier und da in der Münster'schen Diöcese ein Fall als nur zur passiven Assistenz geeignet erklärt wird, welcher in den übrigen Sprengeln sogleich unbedenklich als die Trauung erlaubend würde angesehen worden sein. Dieses braucht niemand zu irren und zu stören und wird der naturgemäßen Entwickelung der Sache nicht hemmend in den Weg treten. Allein eine Verschiedenheit der Grundansicht bei der Auslegung der Breve und Feststellung der Praxis, ja selbst ein Mangel an bestimmter Erklärung über alle praktischen Hauptfragen — wie beides jetzt besteht — würde die traurigsten Folgen haben. Die ganze Prinzipienfrage würde bei Geistlichkeit und Volk zur Diskussion kommen; es würde eine Gährung in den Ge-

mütern entstehen, Rom selbst würde sich dann wahrscheinlich veranlaßt finden, eine Erklärung zu Gunsten der strengeren Partei zu geben oder zu verbreiten; jedenfalls würde aber die Thätigkeit der übrigen Bischöfe und Pfarrer durch den moralischen Einfluß einer solchen Aeußerung und eines solchen Widerstrebens gelähmt werden."

„Vierter Hauptpunkt: Es muß mit dem Erzbischof von Köln eine definitive Uebereinkunft getroffen und eine Erklärung erhalten werden, daß er jedenfalls derselben gemäß in seinem Sprengel handeln wird."

„Fünfter Hauptpunkt: Der Erzbischof von Köln muß, nach einer solchen Erklärung, die Unterhandlung mit den drei Bischöfen zu führen beauftragt werden."

„Sechster Hauptpunkt: Die von allen Bischöfen anzunehmende Uebereinkunft über die Grundsätze der Mitteilung, Auslegung und Ausführung des Breve muß von zwei von den Bischöfen zu erlassenden Instruktionen begleitet sein, die zur Sicherung des Verständnisses hier entworfen werden müssen: einem Pastoralschreiben an die Pfarrer und einer Verfügung an die Generalvikariate."

Nach Festsetzung dieses „Planes der Verhandlung" berichtet dann die gleiche Denkschrift Bunsen's auch über den Erfolg der Verhandlungen selbst:

„Das Vertrauen, welches ich von Anfang an in die ausgezeichnete Einsicht und die vollkommene Sachkenntnis des Erzbischofs und in den lebendigen Eifer, die Pflichten seines geistlichen Amtes mit dem Dienste des Königs und den staatlichen Gesetzen in Einklang zu bringen, gesetzt habe, hat sich aufs schönste und vollkommenste bewährt. Ich kann nicht genug rühmen, mit welcher Offenheit und Bereitwilligkeit dieser ausgezeichnete Prälat nicht allein mir seine Wünsche und Vorschläge ausgesprochen und die meinigen aufgenommen hat, sondern auch mir selbst in allem, was der Förderung und der definitiven Beendigung der Angelegenheit dienlich sein konnte, aufs freundlichste entgegengekommen ist. Mit edler Geradheit hat er auf meinen desfallsigen Vorschlag sogleich das von ihm ohne entschiedene Zustimmung eingereichte München'sche Gutachten als Basis der Unterhandlung anerkannt. Und hiermit war gewissermaßen die Hauptsache gegeben; auch war seine frühere unbestimmte Erklärung wohl eine natürliche Folge der den Bischöfen gestellten Fragen."

So das Urteil Bunsen's über seinen Mitunterhändler. Dieser selber hatte inzwischen ihm schon am vorhergehenden Tage geschrieben:

„Ew. Hochw. wollen es freundlich aufnehmen, daß ich über den, im Ergebnisse so ergiebigen, Fortgang der Beratungen, in der von Sr. Maj. unserem allergnädigsten Könige in Ew. Hochw. Händen gelegten schwierigen Angelegenheit, die gemischten Ehen und das zum Gegenstand ergangene päpstliche Breve an den Erzbischof von Köln und des Erzstiftes Suffraganbischöfe betreffend, meine Herzensfreude so aufrichtig als hochachtungsvoll erkläre. Ich nähre nun vollends mit Zuversicht die Hoffnung, das von Sr. Maj. dem Könige uns vorgesteckte Ziel zu erreichen werde uns gelingen. Dahin geht aufs wenigste, bei Würdigung Ihrer zweckfördernden Bemühungen, mein ernstliches Streben und Sinnen. Auch erkenne ich die Richtigkeit der Ansicht: daß das vom sichtbaren Oberhaupte der katholischen Kirche an die sämtlichen Bischöfe des Metropolitanbezirkes von Köln in der oben bezeichneten Angelegenheit zum Anhalt dienende päpstliche Breve vom 25. März 1830 gleichartig verstanden und ebenso ausgeführt werden müsse, welcher Zweck dann ein Einwirken auf die Suffraganbischöfe zum Ziel, und die Mitteilung meiner, des Erzbischofs von Köln, Ansicht und Vorhaben des Einschreitens in der Sache notwendig machen dürfte.

„In dieser Beziehung haben Ew. Hochw. das Verlangen und den Antrag ausgesprochen, daß ich mich einem derartigen Benehmen mit den Suffraganbischöfen zur Förderung der folgenreichen Sache unterziehen möchte; worauf ich aber allem anderen vorgängig mit Offenheit zu äußern mich gedrungen fühle, daß das Unternehmen, die Suffraganbischöfe in der schwierigen Angelegenheit zu bestimmen, für mich um so mißlicher erscheint, als diese Herren, obzwar durch abschriftliche Mitteilung des päpstlichen Breve im Oktober 1832 durch den Geheimen Oberregierungsrat Schmedding mit dem Texte bekannt, dennoch die in dem Breve von Seiten des Papstes in der That zugestandenen wesentlichen Erleichterungen, die von der früheren strengeren Kirchendisziplin abweichende und mildernde Nachsicht, bisher nicht aufgefunden haben, ich auch dabei fremden, mein Bemühen hemmenden Einfluß, als noch vor meinem Eintreffen eingetreten, befürchte. Ew. Hochw. ersuche ich daher recht dringend, noch wieder aufs neue zu erwägen, ob nicht auf andere Weise die Suffraganbischöfe herangezogen und für den allerhöchsten Willen Sr. Maj. des Königs bestimmt werden möchten. In jedem Falle werde ich den Auftrag an die Suffraganbischöfe nur im Gefolge ausdrücklichen, allerhöchsten Befehls Sr. Maj. des Königs, in dem mich stets bindenden unbegrenzten Gehorsam für Allerhöchstdessen Willen übernehmen, und

dann freilich — ex corde — thun, was ich vermag. Aber eine genügende Wirksamkeit auf die zur Sache unvorbereiteten Gemüter der Bischöfe darf ich nur dann mir versprechen, wenn des Königs Majestät allerhöchster Wille zu der Sache und zu der Ausführung den Bischöfen durch eine allerhöchste Kabinetsordre, früher, ehe ich mich bei ihnen melde, bekannt sein und dieselben dadurch mit Vorschrift versehen, mir aber der Eingang für die Unterhandlung vorbereitet und Vertrauen erweckt sein würde."

„Den Erfolg meiner Unterhandlung in der für Frieden und Eintracht so vieler Menschen einflußreichen, die Beruhigung der Gemüter in den wesentlichsten Lebensverhältnissen bezweckenden Angelegenheit muß ich mir von dem allgütigen Gott, der die Gesinnungen der Menschen gleich den Wasserbächen leitet, demutsvoll zu erbitten streben. Würden aber auch, meinem Verhoffen entgegen, die sämtlichen Suffraganbischöfe den Beitritt zu meiner Ansicht und Förderung zum päpstlichen Breve ablehnen, so würde zwar dieser Abfall mich tief schmerzen, aber nicht abhalten, in der Erzdiöcese zur Ausführung zu bringen, was ich bei den mit Ihnen geflogenen ernsten Beratungen über den Inhalt des päpstlichen Breve für richtig und wahr, auch als Wille des heiligen Vaters erkannt, sowie für Kirche und Staat ersprießlich gefunden habe, dann auch späterhin keinen Anstand nehmen, mit des Königs Majestät allerhöchster Erlaubnis, auf dem vorgeschriebenen Wege dem heiligen Vater mein Benehmen in kindlicher Ehrfurcht anzuzeigen."

Gleichzeitig mit der schriftlichen Fixierung der abgeschlossenen Uebereinkunft wurden auch die von Bunsen als „sechster Hauptpunkt" der Unterhandlung bezeichneten Instruktionen an die General-Vikariate und die Pfarrer festgestellt. Ueber den Zweck derselben spricht Bunsen sich in derselben Denkschrift dahin aus:

„1) Die Mitteilung des Breve — denn die päpstliche Instruktion ist nur für die Bischöfe bestimmt, und von ihnen nur da, wo sie ihrer nötig zu haben glauben, zu gebrauchen — an die Pfarrer ist unumgänglich notwendig; man würde sonst großes Mißtrauen erregen und ihres Gehorsams durchaus nicht sicher sein können. Offenbar muß ihnen nun bei dieser Mitteilung etwas über den wahren Sinn des Breve gesagt werden, und hierin liegt eine der größten Schwierigkeiten der Behandlung dieser ganzen Angelegenheit. Denn es darf darin weder etwas vorkommen, was sich nicht vor dem strengsten katholischen Richter und vor Rom selbst jeden Augenblick rechtfertigen ließe, noch irgend etwas, wodurch in Zukunft die freie fachgemäße Entwickelung

der neuen Praxis gehemmt werden könnte. Vielmehr soll diese Praxis durch die Mitteilung und Instruktion eingeleitet und begründet werden. Die Redaktion eines solchen Pastoralschreibens für jeden der vier Bischöfe, gleichen Sinnes, aber verschiedener Fassung, muß also einen der Hauptgegenstände der Beratungen ausmachen."

„2) Durch dieses Pastoralschreiben wird die ganze Behandlung der gemischten Ehen von nun an in die Hände der Pfarrer gelegt; hierdurch gewinnt schon die Sache eine neue Gestalt; es hören alle Weitläufigkeiten der Anfragen bei den Bischöfen auf, und die Angelegenheit erscheint als ein Gegenstand der gewöhnlichen pfarrerlichen Wirksamkeit. Natürlich wird es aber an Anfragen bei einzelnen Fällen, wo der Pfarrer ungewiß ist, ob er die Trauung gewähren soll, an Rekursen an die Bischöfe nicht fehlen. Es ist deshalb nicht weniger nötig, daß man sich über die Form einer Instruktion der Bischöfe an die Generalvikariate einige. Zu dem Ende müssen vor allem die leitenden Grundsätze derselben, auf die richtige und zusammenhängende Auslegung des Breve gestützt, durchgesprochen und in die zu schließende Uebereinkunft mit dem Erzbischof aufgenommen, dann aber auch ein Entwurf der Instruktion selbst, mit Beachtung aller praktischen Rücksichten und aller Gattungen von Fällen, die sich darbieten können, zu Stande gebracht werden."

In den drei zwischen ihm und dem Erzbischof besprochenen Aktenstücken sah Bunsen die „vollständige Lösung der ganzen Aufgabe," und seine Denkschrift hatte daher, als weiter zu nehmende Maßregeln, nur noch Folgendes vorzuschlagen: „1) Die Genehmigung der von dem Erzbischof zur Ausführung notwendig erachteten Maßregeln der Regierung. 2) Die Beauftragung des Erzbischofs mit der Verhandlung mit den Bischöfen durch königlichen Erlaß an den Erzbischof einer-, die drei Bischöfe andererseits. 3) Die Ermächtigung zu unverzüglicher Mitteilung des Resultates jener Besprechungen an den König selbst."

Sämtliche Vorschläge Bunsens wurden an höchster Stelle gebilligt. Nur in der vorgeschlagenen bischöflichen Erklärung an die Pfarrer wurde in einer nachträglichen Konferenz am 29. Juni eine einzelne Stelle in einer Weise modifiziert, welche „jeden Mißverstand seitens der Pfarrer unmöglich machte, ohne sich von den Worten des Breve zu entfernen und Mißtrauen zu erregen." Darauf erfolgte dann sofort durch Kabinetsordre vom 30. Juni die königliche Genehmigung der abgeschlossenen Uebereinkunft, sowie die Ermächtigung, dem Erzbischof die päpstlichen Breven zuzustellen und über den definitiven Abschluß mit den Bischöfen die erforderliche Verabredung zu treffen.

So der Abschluß der Konvention von 1834, deren Verhandlungen in einer Weise entstellt worden sind, wie eben nur die jesuitische Presse derselben fähig ist. Wie die Berliner Verhandlungen, so sind aber nicht minder auch die Konferenzen des Erzbischofs mit seinen Suffraganbischöfen durch die in Bunsens Biographie mitgeteilten Dokumente in ein helles Licht gerückt worden, welches weitere Verleumdungen unmöglich machen dürfte. Ueber die Verhandlungen mit den Bischöfen von Paderborn und von Münster spricht Spiegels Brief vom 17. Juli sich eingehend aus, über die Konferenzen mit dem Bischof von Trier Bunsens Bericht vom 4. August (vgl. Bunsens Leben I. S. 424—425). Derselbe Bericht sagt über das Gesamtresultat:

„Es ist mir schwer, zu sagen, ob bei diesen Verhandlungen der Erzbischof und sein überaus scharfsinniger und thätiger Gehilfe mehr Geschicklichkeit oder die Bischöfe mehr Willigkeit, den Absichten Sr. Maj. entgegenzukommen, sich für die zugesagten Begünstigungen, ohne welche der Plan durchaus gescheitert sein würde, dankbar zu beweisen, und den Frieden zwischen Kirche und Staat dauernd zu begründen, gezeigt und bewährt haben.

„Dabei haben sich nun alle vier keineswegs verhehlt, daß mit dem Augenblick der Ausführung für sie sämtlich eine sehr schwere Zeit beginnen wird. Der Bischof von Trier und der von Münster sind namentlich überzeugt, daß sie unter ihren Pfarrern hier und da Widerstand finden, ja daß Eiferer sie heimlich in Rom, öffentlich in den Zeitschriften denunzieren und verklagen möchten. Sie sind aber entschlossen, sich dadurch nicht irre machen zu lassen."

„Hinsichtlich Roms denken sie nach einiger Zeit in Form eines Dankes dem Papste den Empfang und die Ausführung des Breve anzuzeigen. Ich habe hierüber nur bemerkt, daß ein Schreiben an den Papst erst nach einer geraumen Zeit, etwa am Ende des Jahres, erfolgen dürfe, damit die neue Disziplin erst Zeit gewinne, festen Fuß zu fassen. In der Zwischenzeit habe ich ihnen gern versprochen, beim päpstlichen Hofe dahin zu wirken, daß der Papst von allem Mißtrauen entfernt gehalten werde, und daß ich von etwa eingehenden Denunziationen oder Verdrehungen sogleich vertrauliche Kunde erhielte. Für beides glaube ich mich verbürgen zu können."

Der Schluß dieses letzten Berichtes erbittet endlich noch zwei Maßregeln seitens des Ministeriums: 1) unverzügliche Plazetierung des Breve und Einsendung an die Bischöfe, 2) die Ausführung des § 11 der Uebereinkunft mit den Bischöfen, nach welcher die königlichen

Regierungen angewiesen werden sollten, die evangelischen Behörden zur Mäßigung und Ruhe anzuhalten.

Beide Punkte wurden auch durch Kabinetsordre vom 20. August dem geistlichen Ministerium zur unverzüglichen Ausführung angewiesen, während gleichzeitig Bunsen „für seine in dieser Angelegenheit bewiesene wirksame und umsichtige Teilnahme, die ihm einen neuen Anspruch auf das Wohlwollen des Königs erworben habe, der besonderen Zufriedenheit desselben versichert" wurde. Die Bethätigung derselben erfolgte in seiner bald darauf erfolgten Ernennung zum außerordentlichen Gesandten, während dem Erzbischof Spiegel der Schwarze Adlerorden verliehen wurde. Daß die Kurie mit der Annahme des Breves nicht minder zufrieden war, bewies die von Rom aus erfolgte Dekorierung des Domkapitulars München mit dem Gregoriusorden.

Die Konvention von 1834 hat in der That alle billigen Rücksichten auf beiden Seiten ins Auge gefaßt und den vorhandenen Konflikt — von dem damaligen Gesichtspunkte aus — wirklich gelöst. Mit Recht sagt Frau von Bunsen darüber: „Es könnte wohl nach den Gründen des festen Zutrauens auf Seiten Spiegels gefragt werden, die päpstliche Zustimmung zu erlangen, die er versprochen, und auf die er sich verlassen hatte. Man muß voraussetzen, daß der verständige und wohlunterrichtete Prälat sich besser als die Berliner Regierung des Wertes der Konzessionen bewußt war, welche freiwillig angeboten waren in Erwiderung für die sehr unwichtigen Konzessionen der Kirche, und daß er sich nicht in dem Glauben irrte, daß der ganze Gegenstand jetzt nicht länger Einwände beim Papste finden würde." (I. S. 427.) „Zur heutigen Stunde, obgleich kaum ein Vierteljahrhundert von jener Zeit entfernt, wird es fast unglaublich erscheinen, daß in dieser Konvention die Aufhebung der Zivilehe, die in Rom so besonders anstößig und so selbstverständlich ein Sicherheitsventil für die Nichtkatholiken war, von Preußen als Lohn für die Einwilligung der Bischöfe versprochen wurde" (S. 458).

Ueber die Ursache aber, weshalb trotz des gegenseitigen Wohlwollens, von dem man bei der Konvention ausging, die Erwartungen auf Lösung des Konflikts durch sie nicht erfüllt wurden, sagt Gelzer mit nicht geringerem Recht: „Der Gedanke, vom römischen an den deutschen Geist zu appellieren, war der glücklichste und folgenreichste, den man ergreifen konnte. Die damalige Ausführung dieses Gedankens dagegen mißlang völlig und mußte mißlingen, so lange man zum Geheimnis seine Zuflucht nahm, so lange die Bischöfe zwischen Rom und Berlin in einer unklaren und unhaltbaren Stellung blieben, so lange

den römischen Ansprüchen nicht das klare Recht der Nation, vertreten von der Krone und den Ständen, entgegentrat. Im Konflikte mit fremden Kabinetsregierungen wird das römische Kabinet nicht leicht in Nachteil kommen, an Feinheit der diplomatischen Unterhandlung wird der Italiener, der Römer in der Regel dem Deutschen überlegen sein. Nur dem entschiedenen Willen einer Nation gegenüber kommt Roms Schwäche an den Tag. Darum kam Preußens Regierung damals in eine ungünstige Stellung, nur um der unrichtigen Form willen, in der sie für eine gerechte Sache und für ein großes nationales Prinzip, die konfessionelle Parität, stritt."

VI.

Im einzelnen sind freilich viele Ursachen zusammengekommen, um den schließlichen Ausgang hervorzurufen. In der Hitze des Streites selbst ist immer nur der eine oder der andere Teil derselben ins Auge gefaßt worden; heute ist es möglich, die verschiedenen ineinandergreifenden Momente von einander zu scheiden.

An die Spitze stellen wir, gerade weil wir von dem Rechte des Staates in der Streitfrage selbst fest überzeugt sind, den Umstand, der auf Seiten des Staates selbst einen günstigeren Ausgang verhinderte. Es ist die Schwerfälligkeit und Unbehilflichkeit des absoluten Staates und seiner Bureaukratie, der alle Fühlung mit dem Volksleben und den Zeitbedürfnissen abging; es ist das kleinliche Verfahren der „Geheimratswirtschaft" gewesen, die überall nur kleine Ziele im Auge hat, und der allgemeinen Interessen des Staates über persönlichen Intriguen vergißt. Es verdienen in dieser Beziehung mehrere von Frau von Bunsen (I. S. 427.) angeführte Thatsachen besondere Hervorhebung. „Die schließliche Zustimmung des Königs zur Konvention wurde vergebens erwartet; das Breve blieb Monate lang ohne das königliche Plazet; keine Antwort, weder eine günstige noch eine ungünstige kam zurück; tödliches Stillschweigen fuhr fort in Berlin zu herrschen." „Man hatte die günstige Zeit verpaßt, und seitdem dauerte der Konflikt streitender Elemente unaufhörlich fort, bis Bunsen gewissermaßen durch sie erdrückt und der hauptsächlich von anderen verschuldete Tadel auf ihn gehäuft wurde. Von dem Augenblick an, wo er Berlin den Rücken gekehrt hatte, hinderten gegnerische Einflüsse alle Aktion und ließen den richtigen Augenblick verloren gehen."

Einen eigentümlichen Beleg für diese gegnerischen Einflüsse bietet auch der Brief des Erzbischofs Spiegel vom 4. Oktober 1834, welcher zwar über ein Kabinetsschreiben des Königs und einen Brief des

Ministers Grafen von Lottum Erfreuliches zu melden hat, über das Verfahren des Kultusministers aber das Gegenteil (I. S. 428—429): „Nichts ist mir von ihm unmittelbar geworden, und erst vor zwei Tagen übermachte mir der Oberpräsident der Rheinprovinz das an mich gerichtete Breve und die Instruktion vom Kardinal-Staatssekretär Albani mit der Aeußerung abseiten des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten, daß die Bekanntmachung des Breve gestattet werde, aber auch nur unter Vorbehalt aller Rechte u. s. w. und ohne Nachteil für die evangelische Kirche des Staats. Quid dicis ad haec, amice! Der Oberpräsident hat die Uebersendung des Breve mit einem bogenvollen Schreiben Kautelen und Anforderungen begleitet, auch, daß er auf die Ausführung des Breve zu wachen angewiesen sei, erklärt. Nur aus diesen heterogenen Aeußerungen kann ich erraten, was das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten zur Sache geäußert hat; welch ein Mißtrauen auch jetzt noch in dieser mit dem Könige zum Resultat gebrachten Angelegenheit zu meinem persönlichen Nachteil und Verdacht hervorrufend beim Herrn von Altenstein und seiner Umgebung vorwaltet."

Dennoch wäre trotz aller Schwierigkeiten und Hemmnisse der Zweck der Konvention allmälig erreicht worden, wenn Graf Spiegel länger gelebt hätte. So meldet ein Brief von ihm vom 26. November 1834, daß die Uebereinkunft bisher überall gut aufgenommen sei und sich nirgends Widerstand zeige. Ebenso berichtet ein Brief vom 24. Januar 1835 über die fortdauernde Ruhe in der Diöcese. Es bleibt daher für alle Zeit als ein schwerer Verlust zu beklagen, daß der tieffromme Prälat, der für das wirkliche religiöse Leben in seiner Diöcese sich so große Verdienste erworben hat, bereits im Sommer 1835 durch den Tod seinem Wirkungskreise entzogen wurde. Schon ein Brief des Domkapitulars München vom 9. Juni 1835 meldet eine ernstliche Erkrankung des Erzbischofs, die er sich durch Ueberanstrengung auf einer Firmelungsreise zugezogen. Ein weiterer Brief von derselben Hand vom 22. Juni 1835 teilt dem Gesandten in Rom das „Testament" des Erzbischofs für ihn mit, und bereits der Brief vom 3. August hat den erfolgten Tod anzuzeigen. Die Briefe (I. S. 430—433) sind (ebenso wie die gleichzeitigen des Generalvikars Hüsgen) wahrhaft rührend in ihren Mitteilungen über den gottinnigen Sinn des sterbenden Prälaten. Hier teilen wir nur zur Charakteristik des vom Grafen Spiegel eingenommenen kirchenregimentlichen Standpunktes seinen letzten Auftrag für Bunsen mit, davon ausgehend, „daß die Erzdiöcese Köln für die katholische Kirche und den preußischen Staat von großer Wichtigkeit sei."

„In ersterer Beziehung werde Köln nicht nur Gegenstand des Augenmerks der übrigen Diöcesen in Deutschland, sondern auch von bedeutendem Einflusse auf kirchlichen Sinn und Zucht bleiben; in letzterer Beziehung sei das Gewicht unbestreitbar und anerkannt. Dieses erfordere aber, daß es rein und ernst katholisch gehalten werde. Preußen könne sein Landwehrsystem nicht mit Gedeihen durchführen und aus den fortschreitenden Entwickelungen nicht die erwarteten Vorteile in Ruhe und Frieden genießen, wenn nicht das Volk durch ernsten katholischen Sinn geleitet und durch kirchliche Zucht in Schranken und Ordnung gehalten würde, und wenn nicht durch beides dem Geiste der Frivolität aus dem benachbarten Frankreich und im Gefolge des wachsenden Reichtums entgegengewirkt würde. Und das erfordere an der Spitze der Erzdiöcese einen kräftigen und zuverlässigen Mann. Durch die katholische Kirchenverfassung sei nun zwar dafür gesorgt, daß die Verwaltung nach seinem Ableben fortgesetzt werde; allein das sei unter den obwaltenden Umständen unzureichend. Bis dahin nun, daß ein neuer Erzbischof konsekriert würde, würden wohl zwei Jahre vorübergehen. Daher müsse Bedacht darauf genommen werden, daß der geeignete Mann irgend ermittelt und als apostolischer Generalvikar angestellt würde. Und dazu möchten Ew. Hochw. so gefällig sein, die erforderlichen Einleitungen alsbald zu treffen. Das sei Sr. Erzbischöflichen Gnaden angelegentlichster Wunsch und wichtigstes Testament."

Der Tod des Erzbischofs Spiegel gab sofort das Signal zu einer Reihe echtjesuitischer Agitationen und Machinationen gegen den Frieden zwischen Kirche und Staat. Während die herrschenden Kreise in Berlin rat- und thatlos sind, sehen wir sofort an allen Ecken und Enden die Jesuitenpartei thätig gegen den ihr verhaßtesten Staat. Ueber die Intriguen in der Erzdiöcese selbst berichtet u. a. ein Brief Münchens vom 6. November 1835: „Seit dem Heimgang unseres Hochwürdigendsten Herrn sind, als wenn er abgewartet worden wäre, bedenkliche Gährungsstoffe in die Masse geworfen worden, was das Auftreten eines besonnenen und angesehenen Mannes notwendig macht. Bald nachher erschien nämlich in Augsburg eine kleine Schrift unter dem Titel: „Beiträge zur Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland," von revolutionären Tendenzen. Sie wurde rasch und vielfach verbreitet, hat die Gemüter stark ergriffen und einen Eindruck hinterlassen, der bedenklich werden kann. Ein Hauptgegenstand zur Aufregung sind die gemischten Ehen, worüber auch ein besonderes theologisches Gutachten angehängt ist, welches das päpstliche

Breve wörtlich mitteilt und samt dem erzbischöflichen Rundschreiben erörtert. Dieses Gutachten ist bitter, und es scheint darauf berechnet, Verwirrung, Verlegenheit und Mißtrauen hervorzurufen. . . . . Der Inhalt dieser Schrift beschäftigte noch die Gemüter lebhaft, als die Damnationsbulle gegen die Schriften des seligen Herrn Professor Dr. Hermes bekannt wurde. Der Erlaß wird hier allgemein als ein beklagenswerter Mißgriff bedauert. Nur wenige leidenschaftliche Menschen frohlockten, da selbst besonnene Gegner des Systems sich betrüben. Die Folgen lassen sich jedoch nicht berechnen, da schon der gemeine Mann die Sache in verschiedenem Sinne verhandelt. Gott gebe, daß sie geringer sein werden, als man befürchtet! Ich hätte früher alles darauf in Wette gesetzt, daß sich der apostolische Stuhl auf die Damnation nicht einlassen würde. Diese Gährung der Gemüter wird in auswärtigen Blättern benutzt, um Mißtrauen und Haß zu steigern und auf einzelne Personen hinzuwenden. So steht im Oktoberhefte des in Lüttich erscheinenden „Journal historique et littéraire" S. 293—296 ein aufreizender Aufsatz über die Verhandlungen in Betreff der gemischten Ehen. Darin wird Ew. Hochw., der Landesregierung und der Herren Bischöfe gar nicht geschont, und am Ende heißt es von mir, Ew. Hochw. hätten mir den roten Adlerorden und jenen des heiligen Gregorius zu verschaffen gewußt, zur Vergeltung „pour avoir trahi les principes catholiques et opprimé les consciences." Dieser Aufsatz ist wahrscheinlich in der Erzdiöcese Köln entstanden und steht mit jenen „Beiträgen" in Verbindung."

Ebenso wie in der Diöcese Köln wurde (wieder besonders von Belgien aus) in Trier intriguiert. Das stärkste Stück in dieser Beziehung leistet wohl der dem sterbenden Bischof untergeschobene Brief, welcher Gewissensbeschwerden über die Konvention von 1834 ausdrückte. Während die zahlreichen Briefe des Bischofs Hommer an Bunsen von einem ebenso freundschaftlichen und vertrauenden Tone sind wie die des Erzbischofs Spiegel; während ein Brief Münchens vom 6. Januar 1835 von einem am vorigen Tage angekommenen Briefe Hommers an Spiegel Mitteilung macht, „worin er von seinem nahen Ende mit ruhiger Resignation spricht;" während er noch sechs Wochen vor seinem Tode (1. Oktober 1836) eigenhändig an den Papst schreibt, und die von ihm wie seinen Kollegen eingeführte Praxis als eine notwendige und für die Kirche förderliche schildert, außerdem auch noch dieser Erklärung hinzufügt, daß er sie an dem Tage aussprechе, an welchem er den Leib des Herrn genossen, im Begriffe aus dieser Zeitlichkeit abzuscheiden, — kam nach seinem Tode der geradezu

entgegengesetzte Brief zum Vorschein, nicht von ihm geschrieben, wohl aber an seinem Todestage (während der Agonie) von ihm unterzeichnet.

Nicht anders stand es endlich in Rom selbst. Dort schürten einmal konvertierte Fanatiker durch geheime Intriguen den Haß gegen ihre Regierung. So wird dies dem früheren Koblenzer Gymnasialdirektor Christian Schlosser in den „Konvertitenbildern" von Rosenthal (Schaffhausen 1865 I. S. 245) ausdrücklich nachgerühmt. Und gleichzeitig that die österreichische Regierung im stillen das Ihrige um in den für Preußen erwachsenden Verlegenheiten die Frucht ihrer Politik von 1814 zu pflücken, die ja ausdrücklich das Ziel gehabt hatte, in den (statt Sachsens) an Preußen fallenden rheinischen Bistümern dem verhaßten Rivalen ein Element der Schwäche zuzuführen. So bringen z. B. die von Elvenich und Braun herausgegebenen Acta Romana (Hannover 1838) interessante Enthüllungen über eine österreichische Note an den päpstlichen Hof, die speziell die schnöde Behandlung der nach Rom gereisten Hermesianer hervorrief. Endlich wurde auch von Bayern aus der Kampf gegen Preußen nicht minder lebhaft geführt. Die Aschaffenburger Kirchenzeitung war geradezu der Mittelpunkt aller Hetzereien.

Alles dies aber, die Fehler in Berlin wie die Angriffe von außen, hätten lange nicht einen so tragischen Ausgang zur Folge gehabt, ohne den unseligsten aller Schritte, den persönlichen, erbitterten Feind des Erzbischofs Spiegel zu seinem Nachfolger zu machen. Wie die Ernennung des Erzbischofs Droste von allen kompetenten Seiten beurteilt wurde, mögen Aeußerungen des Kardinals Lambruschini, des Oberpräsidenten von Bodelschwingh und des Kölner Domkapitels selber belegen.

Als die Absicht des Königs (die bekanntlich durch die Vorliebe des Kronprinzen für die asketische „Frömmigkeit" des Münster'schen Weihbischofs bestimmt worden war), Herrn von Droste auf den Kölner Stuhl zu berufen, in Rom von dem preußischen Gesandten mitgeteilt wurde, rief der Kardinal-Staatssekretär mit unverhehltem Erstaunen aus: „Ist Ihre Regierung toll?"

Der Oberpräsident von Bodelschwingh äußerte sich in einem Brief an Bunsen wörtlich dahin, daß er die Wahl des Erzbischofs Droste „als einen der entsetzlichsten, unverantwortlichsten Mißgriffe betrachte, den man je hätte begehen können, und an dessen Folgen man noch lange zu laborieren haben werde."

In dem Bericht des Kölner Domkapitels endlich an den Papst

selbst, vom 22. November 1837, heißt es mit dürren Worten: „der Zutritt zu dem Prälaten sei höchst wenigen gestattet gewesen; den erfahrensten und gelehrtesten Männern aber habe er mißtraut und ihre Ratschläge verachtet, während ihm doch schon sein vorgerücktes Alter die Verwaltung einer so großen und ihm so wenig bekannten Diöcese erschwere; die meisten, und vor allem die jüngeren Priester behandle er hochfahrend und gegen die kanonischen Gesetze; die von seinem Vorgänger zur Ehre und zum Vorteil der katholischen Kirche weise, gesetzlich und mühsam getroffenen Maßnahmen suchte er umzustürzen, so daß seine Verwaltungsmethode weniger einen aufbauenden als einen destruierenden Charakter trage."

Obgleich aber mit der Ernennung Drostes sofort ein anderer Geist in den kirchlichen Verhältnissen des Rheinlandes zur Herrschaft kam, so wäre es doch ein Irrtum, im ihm persönlich den Urheber des späteren Konfliktes zu sehen. Wohl war in ihm das passende Werkzeug zu dem letzteren gefunden, aber die wirkliche Veranlassung lag nicht in ihm, lag überhaupt nicht in Köln, sondern in Rom. Es war das in der Kurie selbst seit der Restauration zur neuen Herrschaft gekommene jesuitische System, das, wie es sich in sich selbst immer konsequenter ausgebildet hat bis zu den letzten extremsten Schritten Pius' IX., so auch nach allen Seiten hin mit Naturnotwendigkeit seine Wirkungen ausübte[1]). Das Papsttum, das aufs neue eine Weltherrschaft anstrebt, kann mit keinem Staat in die Herrschaft über die Gemüter sich teilen wollen; es kann für eine Zeit lang, wo sie nicht durchzusetzen sind, seine Bestrebungen verhüllen, aber sobald der rechte Zeitpunkt gekommen, sobald der rechte Mann gefunden, treten sie unverhüllt hervor. So auch in unserem Falle. Sobald in dem beschränkten und bigotten Freiherrn von Droste das richtige Instrument erlangt ist, nimmt die Kurie direkt den Kampf auf.

Es ist die Note des Kardinals Lambruschini vom 15. März 1836, welche die eigentliche Eröffnung des Krieges bezeichnet. Es wurden in ihr der preußischen Regierung allerlei teils falsche, teils unberechtigte Vorwürfe gemacht: Behinderung des freien Verkehrs der Bischöfe mit Rom, Ernennung der theologischen Professoren in Bonn und Breslau ohne Mitwirkung der Bischöfe, Verweigerung der bischöflichen Jurisdiktion in Ehesachen, Hemmung der freien Wahl der Generalvikare

[1]) Vgl. den Abschnitt über die „Geschichte des Papsttums" in meinem „Handbuch der neuesten Kirchengeschichte seit 1814" (§§ 7—15), und die Broschüre „der Jesuitenorden von seiner Wiederherstellung bis zur Gegenwart."

und Seminarrektoren durch die Bischöfe, Ernennung fast aller Pfarrer durch die Regierung, Annullierung der Wahl der Kapitel, wenn der Kandidat nicht gefalle.

Noch merkwürdiger wird diese Note dadurch, daß sie gleichzeitig seitens der Kurie die Absicht ankündigte, einen Nuntius nach Berlin zu senden. Es verdient besondere Hervorhebung, daß es auf den ausdrücklichen Befehl des Königs Friedrich Wilhelm III. selbst war, daß diese Idee zurückgewiesen wurde: „als eine in jeder Hinsicht bedenkliche Neuerung, unter welcher Form sie auch stattfinden möchte," „nicht nur für den vorliegenden Fall, sondern überhaupt ein für alle Mal", „unzweideutig und definitiv," „mit derjenigen Entschiedenheit, welche jeder etwaigen künftigen Erneuerung dieses Versuches vorzubeugen geeignet sei." Und welche Wichtigkeit der Monarch dieser Angelegenheit zuschrieb, geht am Besten daraus hervor, daß, als im folgenden Jahre die Kurie denselben Versuch in Petersburg machte, der preußische Gesandte in Rußland, Herr von Liebermann, auf allerhöchsten Befehl angewiesen wurde, dem Grafen Nesselrode Mitteilung über die seitens der preußischen Regierung gegebene Antwort zu machen und sich mit ihm über ein gleichmäßiges Verfahren beider Regierungen ins Einvernehmen zu setzen.

Die Konsequenzen der Kriegserklärung des Kardinal-Staatssekretärs konnten natürlich, wie sehr auch die ausführlichen Antworten des preußischen Gesandten auf jene Noten (vom 15. April und 18. Mai) die Nichtbegründung der Klagepunkte nachwiesen, nicht auf Rom beschränkt bleiben. Man wollte eben nicht Frieden, sondern Krieg seitens der „streitenden Kirche." Nur zu deutlich tritt diese Absicht zu Tage in den (von seinem Sekretär Michelis inspirierten) Maßregeln des Erzbischofs Droste, sowohl in der durch Spiegel zur Lösung gebrachten Frage der gemischten Ehen, wie in der hermesianischen Angelegenheit.

Die Handlungsweise des Erzbischofs bedarf heute nicht mehr einer Charakteristik[1]). Auf Seiten der Regierungsorgane sind schwere Fehler

[1]) In der folgenden Darstellung sind die früher veröffentlichten Aktenstücke als bekannt vorausgesetzt. So finden sich der Brief des Ministers von Altenstein an Schmülling und die Antwort Drostes darauf in den „Beilagen" der Staatsschrift sub I und K; ferner das Schreiben Drostes an den Dompropst Claessen in Aachen vom 25. Dezember 1836, das sich zuerst über die Konvention von 1834 zweideutig äußerte, sub L, sein Brief an den Minister vom 1. März 1837 im Text der Staatsschrift selbst (S. 25—26), und der Erlaß des Ministers vom 13. März 1837 (auf dessen Aeußerung, er setze voraus, daß der Erzbischof „entschlossen sei, sich gewissenhaft

begangen worden (und wie in der vorhergegangenen Entwickelung, werden dieselben auch in den weiteren Stadien unverschleiert aufgedeckt werden); das Verfahren des Erzbischofs aber richtet sich selbst. Als der Freiherr auf den Wunsch des Kronprinzen hin für die königliche Empfehlung an das Kölner Kapitel, dem er selbst fremd war, in Vorschlag gebracht wurde, hatte der Kultusminister durch den vertrauten Freund Drostes, den Domkapitular Schmülling in Münster, am 28. August 1835 die Frage an ihn gerichtet: „ob er als künftiger Bischof einer der vier westlichen Diöcesen nicht allein das Uebereinkommen vom 19. Juni 1834 nicht angreifen oder umstoßen, sondern vielmehr solches aufrecht zu erhalten und nach dem Geiste der Versöhnung, der es eingegeben, anzunehmen bereit und beflissen sein werde?" Die Antwort des damaligen Weihbischofs von Münster vom 5. September 1835 auf diese Frage lautete: „daß er sich wohl hüten werde, jene gemäß dem Breve von Papst Pius VIII. darüber getroffene und in den genannten vier Sprengeln zur Vollziehung gekommene Vereinbarung nicht aufrecht zu erhalten, oder gar, wenn solches thunlich wäre, anzugreifen oder umzustoßen, und daß er dieselbe nach dem Geiste der Liebe, der Friedfertigkeit anwenden würde."

Es ist oft erwähnt, daß der Erzbischof später erklärt hat, er habe damals jene Uebereinkunft nicht gekannt. Aber es kann hier gewiß gegen die ruhige Argumentation der preußischen Staatsschrift nichts eingewandt werden: „Zunächst erwartet dies gewiß niemand, der jene feierliche Zusage über einen so wichtigen Punkt, auf eine so ernste, von der höchsten Behörde gestellte Anfrage gelesen. Richtig ist der Einwand, die Pflicht, das Geheimnis zu bewahren, habe es dem Weihbischof nicht erlaubt, den Bischof von Münster, seinen Bruder, um Mitteilung des Aktenstücks zu ersuchen. Aber selbst zugegeben, jene Bedenklichkeit habe den Weihbischof davon abgehalten, was konnte, was durfte ihn abhalten, den Minister selbst, der ihm die Frage gestellt, um jene Mitteilung zu bitten? Endlich aber, welche Folgerung

---

und pflichtmäßig an die Instruktion wegen Ausführung des päpstlichen Breve zu halten," dieser keine Antwort gab, sich also zu der Voraussetzung bekannte), in den „Beilagen" sub M. Dasselbe ist der Fall mit den Aktenstücken in der hermesianischen Frage: die Statuten der Bonner Fakultät finden sich Beilage R, das Rundschreiben des Erzbischofs an die Beichtväter der Stadt Bonn vom 12. Januar 1837 Beilage Q, das Protokoll über die den katholischen Professoren von der Regierung gemachte Eröffnung und über deren Erklärung, daß sie sich jeder Polemik enthalten würden, Beilage S, die achtzehnte These, die den Kandidaten zur Unterschrift vorgelegt wurde, im Text S. 41.

hätte der Erzbischof als redlicher Mann ziehen müssen, als er im Amte die Instruktion kennen lernte? Im allgemeinen Gefühle der Menschen wie im gemeinen Rechte steht fest, daß, wer unbedachterweise ein Versprechen gegeben, das als mit hinlänglicher Sachkenntnis abgelegt angenommen worden, dasselbe zu halten, oder das ihm darauf Anvertraute zurückzugeben verpflichtet sei."

Wie übrigens die Handlungsweise des Freiherrn von der eigenen Partei beurteilt wurde, hatte schon vor der Schlußkatastrophe das Journal de Liége, welches die revolutionäre Bewegung in den Rheinlanden vorzugsweise schürte, dargethan, indem es öffentlich erklärte, „der Erzbischof habe das Ministerium hintergangen, denn indem dieses ihm vor der Wahl eine Erklärung hinsichtlich der Instruktion von 1834 abgefordert, habe er sich begnügt zu versprechen, daß er sie in so weit annehme, als sie mit dem Breve Pius' VIII. übereinstimme; das Ministerium habe sich damit zufrieden gegeben und sei so in seinen eigenen Netzen gefangen." Gewiß wird auch der ärgste Parteimann gegen die Bemerkung der preußischen Staatsschrift über den hier vertretenen Standpunkt nichts einwenden können: „Die Klugheit des frommen Prälaten wird in dem Journal de Liége auf eine Weise gerühmt, die ihm selbst gewiß sehr peinlich gewesen sein muß; denn sie erinnert, wenigstens in Deutschland, jeden unwillkürlich an eine Bezeichnung, die eine weltgeschichtliche Bedeutung in den Wörterbüchern aller Völker erlangt hat."

Wie der Bruch der Uebereinkunft über die gemischten Ehen auf der einen, so hat zugleich das durchaus ungesetzliche und revolutionäre Verfahren des Erzbischofs in der hermesianischen Angelegenheit einen stets steigenden Konflikt hervorgerufen. Trotz des beispiellosen Verfahrens gegen die deutsche katholische Wissenschaft überhaupt, welches bei der Verdammung von Hermes und seinen Schülern eingeschlagen worden war; trotzdem daß das Verdammungsbreve vom 26. September 1835 ihr von keiner Seite offiziell mitgeteilt und ebenso wenig die Genehmigung zur Veröffentlichung desselben nachgesucht wurde, hatte die Regierung nicht bloß jeden Schritt vermieden, der als Eingreifen in eine innere katholische Lehrfrage gedeutet werden konnte, sondern schon vor Eröffnung der Vorlesungen des Sommerhalbjahres 1836 den Bonner Professoren die Erwartung ausgesprochen, daß sie in ihren Vorträgen alles vermeiden würden, was dem päpstlichen Ausspruche entgegen sei. Diese Erwartung wurde vollständig erfüllt; es kam auch nicht die geringste Beschwerde vor über ein Zuwiderhandeln gegen das päpstliche Breve. Der Erzbischof selbst enthielt sich aller

Bemerkungen, als ihm das Verzeichnis der Vorlesungen für den Winter 1836–1837 vorgelegt wurde. Nichtsdestoweniger erließ er darauf ein Rundschreiben an die Beichtväter der katholischen Studierenden in Bonn, wodurch nicht bloß das Lesen der Schriften von Hermes, sondern auch der Besuch der Vorlesungen seiner Schüler verboten und über diese ehrenwerten Männer in einer so schnöden Weise abgeurteilt wurde, daß die persönliche Gehässigkeit darin aufs unverhüllteste hervortrat.

Als darauf das Verzeichnis der Vorlesungen für das Sommerhalbjahr dem Erzbischof mitgeteilt wurde, erhob er ebensowenig wie früher eine thatsächliche Beschwerde, sondern begnügte sich in Bezug auf die Vorlesungen der sogenannten Hermesianer mit den Bemerkungen: „er könne sich nicht äußern, bis ihm die Bücher angegeben wären, nach welchen sie lesen würden," und: „er habe nichts zu erinnern, sofern die Vorlesung nur das sei, was sie ankündige." Der Kurator der Universität ersuchte demzufolge den Erzbischof um eine Konferenz, in welcher er seine Einwendungen ordnungsmäßig aussprechen möge. Nach längerem Zaudern fand dieselbe am 19. März statt, und es wurden darin dem Erzbischof drei Vorschläge gemacht, neben denen überhaupt keine weiteren Schritte entgegenkommender Art möglich waren. Aber auf den ersten Vorschlag, er möge die ihm verdächtigen Professoren vor sich bescheiden, damit er sich dadurch die Ueberzeugung von ihrer echtkatholischen Gesinnung oder dem Gegenteil verschaffen könnte, erklärte er: er wolle mit jenen Männern in keine persönliche Berührung treten, bis die Sache ausgeglichen sei. Ebenso wies er den zweiten Vorschlag zurück, er möge eine schriftliche Erklärung jener Lehrer über die in Frage stehenden Punkte annehmen. Schließlich ging er nicht einmal auf die Andeutung ein, er möge die Vorlesungen im Konvikt durch Kommissarien beaufsichtigen lassen oder ein zuverlässiges Lehrbuch angeben. Die Professoren selbst waren so sehr bereit gewesen, ihm jede mögliche Genugthuung zu geben, daß sie sich ausdrücklich erboten hatten, ihre Hefte dem Erzbischof zur Einsicht vorzulegen, wenn er es von ihnen verlangen würde. Und trotzdem kam auch nach Ablehnung aller dieser Anerbietungen die Regierung soweit entgegen, daß sie am 21. April die katholisch-theologischen Professoren die Verpflichtung unterzeichnen ließ, sich aller die hermesianische Polemik betreffenden Handlungen zu enthalten, „sowohl der besonderen Ehrerbietung wegen, welche diejenigen, die es angeht, dem apostolischen Stuhle schuldig sind, als wegen ihrer Obliegenheit, den kirchlichen Sinn der Jugend zu pflegen."

Alle diese entgegenkommenden Schritte der Regierung beantwortete der Erzbischof durch „Trockenlegung der Fakultät", deren Beispiel bereits in Löwen gegeben war und hernach in Gießen nachgeahmt werden sollte; infolge seines Verbotes, die Vorlesungen ihrer Lehrer zu hören, verließen fast alle Zöglinge das Konvikt. Und damit noch nicht genug, ließ er jetzt allen neu zu weihenden Priestern 18 Thesen vorlegen, durch deren letzte er sie eidlich zur Auflehnung gegen das Gesetz verpflichten wollte, indem sie nicht bloß in Sachen der Lehre, sondern auch in Sachen der Disziplin von ihm selber an niemanden als an den Papst zu appellieren versprechen sollten. Die über die Berechtigung des Erzbischofs zum Erlaß dieser Thesen eingezogenen Gutachten haben sich einstimmig dahin ausgesprochen, These 18 sei ungesetzlich, das von Walter in Bonn so gut wie das von Baltzer und Ritter in Breslau.

Daß es sich aber in all diesen Maßregeln um ein bestimmtes System handelte, das keinerlei Rechtsbasis für sich hatte, sondern im Gegenteil darauf ausging, die Gesetze des Staates als unvereinbar mit den Rechten und Freiheiten der Kirche hinzustellen und eine völlig neue Basis der Verhältnisse zwischen Kirche und Staat zu schaffen, wurde schließlich auch offen durch den Erzbischof dokumentiert, als im Juli 1837 der Minister von Rochow den Versuch einer Verständigung mit ihm machte. Gerade dieser Verständigungsversuch gab ihm Anlaß, die bisher verhandelten Einzelpunkte völlig zurücktreten zu lassen, und statt dessen das ganze System der Staatsregierung anzugreifen, aus der Frage über einzelnes eine Prinzipienfrage zu machen. Seine aktenmäßigen Aeußerungen bei dieser Gelegenheit lauteten:

„Daß überhaupt die Stellung des Staates zur Kirche durchaus falsch sei: denn die Kirche sei dem Staate selbständig koordiniert — daher die Kontrole des Staates so unbefugt wie unnütz —, daher die Beschränkung der Kommunikation mit Rom ganz unzulässig. Die Bildung, Anstellung und Entsetzung der Geistlichkeit müsse durchaus den Bischöfen überlassen werden. Zu dem Zwecke müsse der Bischof allgemeine bischöfliche Schulen eröffnen dürfen, in welche schon Knaben von 12 Jahren angenommen werden könnten, und welche sich mit der allgemeinen Bildung der Jugend beschäftigen. Diejenigen Zöglinge, welche Neigung und Fähigung zum geistlichen Stande bezeigen, würden alsdann in das große Seminar des Bischofs aufgenommen werden. Hinsichtlich der Erzdiözese Köln müsse also das Konvikt ganz von Bonn entfernt und nach Köln verlegt werden. Was die katholische Faktultät der Universität betreffe, so müßten die Professoren von dem Erzbischofe

angestellt und entsetzt werden. Habe einer derselben gegen sein Verfahren etwas auszusetzen, so könne er ja nach Rom rekurrieren. Daß der Erzbischof im Seminar ganz freier Herr sein müsse, verstehe sich hiernach von selbst. Von diesen Forderungen könne er nur abgehen, insofern die Verhältnisse ihn dazu nötigten."

Diese sämtlichen Forderungen des Erzbischofs finden sich genau so schon in der Lambruschini'schen Note vom 15. März 1836.

VII.

Durch die unverhüllte Kriegserklärung des Erzbischofs von Droste gegen die zu Recht bestehenden Gesetze lag ein ganz anders auf die Spitze getriebener Konflikt vor, wie bei den Schwierigkeiten in den Jahren 1828 und 1834. Außerdem war seit der Note Lambruschinis vom 15. März 1836 das Verhältnis des preußischen Gesandten zur Kurie selbst ein von dem früheren sehr verschiedenes geworden. Dennoch wurde auch dieses Mal wieder — trotz der vielen ihm persönlich feindlichen Elemente — Bunsen zur Lösung des Streites nach Berlin entboten, durch eine Note des Ministers von Werther vom 24. Juni 1837 (mitgeteilt in Bunsens Leben I. S. 460). Gleichzeitig mit ihm sollte Msgr. Capaccini nach Deutschland kommen, um die erstrebte Ausgleichung der Gegensätze als päpstlicher Bevollmächtigter zu unterstützen. Capaccini, Schüler und Freund Consalvis, war auch nach dem Tode Pius' VII. allen folgenden Regierungen unentbehrlich geblieben, bekleidete das wichtige Amt des Unterstaatssekretärs. Von Anfang an mit Bunsen persönlich befreundet, hat er das Freundschaftsverhältnis zu ihm auch durch alle späteren Konflikte hindurch bewahrt. Wie er noch im Jahre 1842 eine vertraute Zusammenkunft mit Bunsen suchte, so ist ihm von diesem und seiner Gattin bis zuletzt ein warmes Andenken bewahrt worden: Beweis dafür Bunsens Memorandum über Capaccini (I. S. 540—543) und die Charakteristik, welche Frau von Bunsen von ihm entwirft (I. S. 245—251). Das Vertrauensverhältnis zwischen dem römischen Prälaten und dem deutschen Diplomaten ist jedenfalls nicht zum Nachteil der von dem ersteren vertretenen Sache gewesen; — eher kann man vom staatlichen Gesichtspunkt berechtigte Bedenken darüber erheben, im Hinblick auf die späteren Ergebnisse.

Bereits am 9. August langte Bunsen in Berlin an. Wenige Tage darauf kam Msgr. Capaccini dorthin, wurde auch sofort vom Könige empfangen. Eine Kabinetsordre vom 13. August ermächtigte sodann Bunsen zu Verhandlungen mit Capaccini über die Basis eines

Ausgleichs zwischen Kirche und Staat, sowie zu einer Denkschrift über die Sachlage und die Rechtsverhältnisse. Das Ergebnis der Verhandlungen mit Capaccini bestand in dem Vorschlage einer Besprechung zwischen diesem und Droste auf Grund von vorher festgestellten Prinzipien. Die Denkschrift, auf Grund genauer Aktenstücke über alle schwebenden Fragen (vergl. B.s L. I. S. 471—472) entworfen, geht ebenfalls noch von der Voraussetzung einer friedlichen Lösung des Konflikts aus. Ihr bleibender Wert liegt besonders in der klaren Erkenntnis der weltgeschichtlichen Bedeutung des Prinzipienkampfes; sie beweist dies vor allem durch die Forderung, alle kleinlichen, der großen Aufgabe, die dem Staate in dieser Frage gestellt sei, nicht würdigen Maßregeln zu vermeiden.

Da diese — am 25. August 1837 dem Könige überreichte und von diesem gebilligte — Denkschrift das wichtigste Dokument für die Anschauungsweise der einen Partei ist, so teilen wir hier die Grundgedanken mit, für den wörtlichen Text auf die Biographie Bunsens, wo das Aktenstück zuerst veröffentlicht worden ist (I. S. 556—579) verweisend.

Die Denkschrift beginnt mit einer eingehenden Einleitung über die dreifache Frage: „Was will, kann und soll der Erzbischof von Köln?“

„Fragt man zuvörderst: was will der Erzbischof? so sind hier zwei durchaus verschiedene Stadien und Epochen seiner Opposition zu bemerken. Die Akten beweisen zur Genüge, daß bis zum vergangenen Monat der Erzbischof sich begnügt hat, in dem Gange der laufenden Verhandlungen mit den Behörden Ausstellungen über einzelne positive Punkte zu machen, in denen er das erzbischöfliche Ansehen und die Rechte der römischen Kirche verletzt oder gefährdet glaubte . . . In allen diesen Punkten befindet man sich auf dem Gebiete positiver einzelner Beschwerden; es handelt sich um Modifikationen in dem bestehenden, und von ihm, wie es seine Pflicht ist, ja wie er sich selbst ausdrücklich vor der Wahl verpflichtet, anerkannten System der Regierung. Ganz anders ist aber der Erzbischof in dem zweiten Stadium aufgetreten. Durch seine (oben sub No. VI. im Auszuge mitgeteilte) Antwort auf den Verständigungsversuch des Ministers von Rochow ist die Frage über einzelnes in eine Prinzipienfrage verwandelt worden. Es wird nicht mehr dies oder jenes, sondern das ganze System angegriffen. Kann man darauf eingehen? oder wie soll man diesem Begehren entgegnen?

2) Was kann der Erzbischof? Jede geistige und insbesondere

jede geistliche Macht kann gerade so viel und so wenig, als die geistige und geistliche Stimmung der Welt und die religiösen Bedürfnisse der Völker mit ihr oder gegen sie sind. Ein Erzbischof, der in Deutschland um das Jahr 1770 mit solchen Grundsätzen aufgetreten wäre, wie sie der jetzige Erzbischof von Köln geäußert, wäre lächerlich erschienen. Was findet aber der Erzbischof von Köln im Jahre 1837?

Zuvörderst in fast allen Teilen des gebildeten Europa eine große Teilnahme an religiösen und kirchlichen Angelegenheiten, ja eine entschiedene religiös-kirchliche Aufregung. Daß diese den Katholiken wie den Evangelischen gemein ist, daß sie sich in edlen und frommen Gemütern zeigt und von den Revolutionären als Werkzeug gebraucht wird, daß sie sich mit den entgegengesetztesten politischen Gesinnungen verbunden findet, beweist mehr als eine weitläufige Erörterung der Ursachen, welche sie hervorgerufen, es zu thun vermöchte, wie tief die Aufregung in der Natur des gegenwärtigen welthistorischen Moments gegründet sein muß.

Bei dem besonderen Zwecke dieser Denkschrift wird es erlaubt sein, von dieser allgemeinen Bemerkung unmittelbar zu den Betrachtungen des Wesens jener Teilnahme an religiösen Dingen, und des Drängens bei Regierungen und Völkern zu Gestaltung, Herstellung und Umgestaltung kirchlicher Verhältnisse innerhalb der römischen Kirche ausschließlich überzugehen. Hier treten uns die zwei Stadien, welche die Aeußerungen des Erzbischofs durchlaufen haben, als zwei sorgfältig zu sondernde Ansichten und Richtungen der Zeit entgegen.

Dem ersten entspricht eine in der katholischen Welt Deutschlands und Frankreichs weitverbreitete Ansicht, daß die Katholiken in den Rheinlanden und Westfalen, Geistlichkeit wie Volk, sich in manchen einzelnen Punkten als solche zurückgesetzt und gedrückt fühlen im Vergleich mit den Evangelischen, und daß die Ausübung der Staatskontrole seitens der Behörden in manchen Punkten als lästig, ja, nach der Behauptung vieler, als die Gewissen drückend empfunden wird.

Dem zweiten Stadium der Opposition des Erzbischofs dagegen entspricht die von zwei entgegengesetzten politisch-kirchlichen Parteien gehegte Ansicht, jenem Mißbehagen könne nicht abgeholfen, die einzelnen Beschwerden können nicht gehoben werden, so lange die Kirche nicht ganz vom Staate emanzipiert und ihre Unabhängigkeit in allen geistigen Angelegenheiten anerkannt sei. Praktisch also wird gefordert, der Geistlichkeit die gesamte Nationalbildung der Katholiken und die ausschließliche Leitung des geistlichen Unterrichts insbesondere zu über-

lassen, und sich um den Verkehr derselben nicht im geringsten zu bekümmern . . .

Faßt man nur die teils allgemeinen, teils provinziellen Elemente dieser Partei zusammen, so erscheint der Erzbischof offenbar als der Mann, welcher leicht in den Fall kommen könnte, von einer großen, ja furchtbaren Macht der Meinung getragen zu werden. Glücklicherweise hat er noch keine sehr starke Partei in den Rheinlanden, aber wenn er erst den ihm entgegenstehenden aufgeklärten Teil der Geistlichkeit, und namentlich die von Hermes gebildeten Geistlichen besiegt und beseitigt haben wird, so kann ihm ein überwiegender Einfluß auf die ganze Provinz nicht fehlen. Seine strenge Lebensweise und sein apostolischer Eifer werden ihn dem Landvolke als einen Heiligen erscheinen lassen; es fehlte dann nur noch der Schein der Verfolgung, um ihn allen Katholiken als einen Märtyrer darzustellen. Gelänge ihm dies, so wäre er trotz aller persönlichen und politischen Verschiedenheit der Menschen und Umstände mächtiger als O'Connel in Irland.

Noch ist's nicht soweit gekommen, allein der kritische Augenblick ist erschienen, wo Preußen eine entschiedene und unangreifbare Stellung nehmen muß, dem Erzbischof und seiner ganzen Partei gegenüber. Diese Stellung muß für eine bedeutende Zukunft hinaus haltbar sein, denn wie auch das Schicksal der Welt sich wenden mag, große Begebenheiten stehen offenbar der katholischen Kirche bevor . . .

Preußens Stellung kann bei solchen bevorstehenden geistigen Bewegungen nur die schlechteste oder die beste sein. Es ist offenbar in der Gefahr, in den westlichen Provinzen ein zweites Belgien zu nähren, sei es durch unbillige und unzeitige Härte, sei es durch falsche Nachgiebigkeit: aber es hat es auch offenbar in seiner Gewalt, sich so zu stellen, daß diese Gährung und dieser Kampf ganz innerhalb der katholischen Kirche bleibe, und die Parteien unter den Katholiken, statt sich durch die Gehässigkeit oder die Verachtung der Regierung gegen dieselbe zu vereinigen, vielmehr sämtlich zu der Weisheit und Gerechtigkeit der Regierung mit Anerkennung und Bewunderung aufblicken.

Die letzte praktische Folge dieser Betrachtungen scheint also die zu sein, daß es von der größten Wichtigkeit sein muß, ohne Verzug wie ohne Uebereilung die richtige Stellung in den gegenwärtigen Verhältnissen, und namentlich dem Erzbischofe gegenüber, zu nehmen. Nachgeben, wo nicht nachgegeben werden darf, ist ebenso schlimm als Nichtbewilligung da, wo Nachgeben an seiner Stelle wäre. Falsch

angebrachte Milde erscheint und wirkt als Schwäche: übel angebrachte Strenge verdoppelt und heiligt den stillen oder offenen Widerstand der Gemüter.

3) Was soll der Erzbischof? Bei der wichtigen und verhängnisvollen Frage, die sich unter diesen Umständen aufdrängt: was soll die Regierung vom Erzbischofe verlangen, worauf soll sie den katholischen Forderungen gegenüber bestehen, oder wo soll sie auf mildernde und billige Modifikationen eingehen? treten drei verschiedene Ansichtsweisen sich gegenüber, die es notwendig ist unumwunden und unverhüllt auszusprechen. Denn wie verderblich es ist, in kritischen Umständen nach einer falschen Ansicht zu handeln, so ist es doch noch verderblicher, mit Unklarheit über Prinzipien und deren Folgen bald nach dieser, bald nach jener Seite hin zu verfahren. Ist die gegenwärtige Praxis und sind die Grundsätze des Landrechts und der weiteren Verordnungen, auf welche sie gegründet, wirklich unvereinbar auf die Länge mit dem Wesen der katholischen Kirche und mit dem Gewissen der katholischen Bevölkerung?

Ist das der Fall, so muß das ganze Verhältnis des Staates und namentlich Preußens als des mächtigsten evangelischen Staates zur römischen Kirche ganz und gar verändert und das bisherige System als unrichtig und schädlich weggeworfen werden. Man muß sich darüber nicht täuschen, daß viele Menschen diesen Gedanken, mehr oder weniger klar und bewußt, wirklich hegen, und zwar Menschen sehr verschiedener politischer und religiöser Sinnesweise. Sind dagegen nicht allein die Anfeindungen gegen das bisherige System Preußens ungegründet, sondern überhaupt die Beschwerden der katholischen Geistlichkeit und Bevölkerung, die im Erzbischofe ein Organ gesucht und gefunden haben, gar keiner Beachtung wert, so ist einfach die Sache zu lassen, wie sie jetzt liegt, und gegen weitere Ansinnen und Forderungen die Strenge der Gesetze und die Macht der Regierung anzuwenden, ja zu verstärken. Auch diese Ansicht wird von vielen, im Zivil- wie im Militärstande, geteilt. Beides ist nicht zu verwundern, denn obgleich alle Menschen über diese Verhältnisse urteilen, so kennen sie doch nur sehr wenige, und eine solche Unkenntnis oder oberflächliche Kenntnis führt gewöhnlich zu extremen Ansichten, wenn die praktischen Verhältnisse zu einer Entscheidung drängen. Oder endlich es giebt zwar einzelne wirklich mehr oder weniger beschwerende und drückende Punkte, allein ihre Abstellung und Ausgleichung hängt nicht mit dem Wesen des jetzigen Regierungssystems zusammen. Alsdann handelt es sich nur um eine schärfere Richtung und tiefere Begründung jenes

Systems, verbunden mit der Abstellung aller wirklichen praktischen Beschwerden.

Es ist nun ganz entschieden der Zweck der Denkschrift darzuthun, daß von diesen drei Ansichten die letzte die einzig richtige sei . . ."

Nach näherer Begründung dieser Anschauung folgt sodann der „erste Teil" der Denkschrift: „Beleuchtung der beiden obschwebenden praktischen Hauptpunkte in dem Verhältnisse zum Erzbischof von Köln, und Vorschlag zu ihrer definitiven Erledigung." Es werden in diesem Teile zunächst die „Eingriffe des Erzbischofs in die königlichen Rechte hinsichtlich der Fakultät zu Bonn und des dortigen Konviktoriums" näher erörtert (S. 563—565), und dann „das Betragen des Erzbischofs hinsichtlich gemischter Ehen" (S. 565—573). Ungern enthalten wir uns näherer Mitteilungen aus der erschöpfenden Behandlung beider Fragen.

Der „zweite Teil", der abermals in zwei Abschnitte zerfällt, behandelt „die Forderungen des Erzbischofs von Köln und Roms hinsichtlich des öffentlichen Erziehungswesens und insbesondere der Erziehung der Geistlichkeit", und zwar A die „Forderungen und Beschwerden hinsichtlich des National-Erziehungswesens" (S. 576—577), B die „Beschwerden und Forderungen hinsichtlich der Bildung der katholischen Geistlichkeit" (S. 578—579). Es geht dabei diesem Teile wieder eine besondere Einleitung vorher, der wir, bei der stets zunehmenden Wichtigkeit dieser nicht nur nicht gelösten, sondern stets mehr verwickelten Frage, die folgende Ausführung entnehmen:

„Der Gegenstand der Erziehung ist das teils offenbare, teils versteckte Ziel aller Beschwerden und Wünsche, welche der Erzbischof von Köln und Rom selbst im gegenwärtigen Augenblick laut werden lassen. Es wird von der katholischen Seite für diesen Punkt und zwar nicht bloß für die Bildung der Geistlichkeit, sondern auch für die Nationalerziehung, ein bei weitem größerer Einfluß des Klerus in Anspruch genommen, als die Gesetze des Staates erlauben, Gesetze, die mit der Monarchie entstanden sind und sich bewährt haben.

Diese Wünsche und Beschwerden haben durchaus nichts gemein mit den Stimmen, welche neuerdings laut geworden sind über die wahren oder angeblichen Mängel des gelehrten Unterrichts in Preußen. Sie haben andere und viel tiefer liegende Gründe: sie bezwecken den Umsturz eines Gebäudes, welches aus dem Grundgedanken der Monarchie hervorgegangen ist und mit ihrer Bedeutung in Europa und in der Weltgeschichte aufs engste zusammenhängt. Es ist der Kampf um die Gewalt über die Geister, welcher im gegenwärtigen Zeitalter

auf diesem Gebiete gekämpft wird. Rom sieht die Welt immer mehr seiner Herrschaft sich entfremden und fängt an zu begreifen, daß ihm ein wohlgeordnetes System nationaler, auf sittlich religiösem Grunde und einer großen wissenschaftlichen Basis ruhender Erziehung viel gefährlicher sei und werden müsse, als die materielle, irreligiöse und entsittlichende Richtung der Nation, welche der Klerus in den ausschließlich katholischen Staaten zu bekämpfen hat und mit Aberglauben oder mit Unwissenheit zu bekämpfen versucht. Preußen geht von dem Instinkte und dem immer mehr erkannten Grundsatze aus, daß seine innere Stärke eben darauf beruhe, daß die Bevölkerung der katholischen Provinzen innerhalb ihrer Kirche und unter der Mitwirkung ihrer Geistlichkeit nach dem System erzogen werde, welches in allen evangelischen Staaten sich als die Frucht der Reformation und als Schutz der erworbenen geistigen Freiheit gebildet und bewährt hat.

Dieses System beruht in seinen großen Hauptzügen darauf:

1) daß das Volk einer Erziehung teilhaftig werde, die es in stand setze, jeden in seiner Sphäre, seine geistigen Fähigkeiten mit Freiheit auszubilden und seinen religiösen Glauben mit dem sittlichen und vernünftigen Bewußtsein zu verbinden;

2) daß den höheren Ständen die Quellen aller religiösen und geschichtlichen Erkenntnis geöffnet werden, welches nur durch die Erlernung der alten Sprachen und die philologischen Studien möglich ist und wirklich geschieht;

3) daß der katholische Geistliche, ehe er ein Priester wird, als ein gebildeter Mensch und Staatsbürger erzogen werde.

Finden sich bei diesem System irgendwo Uebelstände, so liegen sie nicht in seiner Natur und seinem Wesen, sondern einzig in der mangelhaften und verkehrten Ausführung oder in vorübergehenden Umständen, deren Abhilfe leicht ist, sowie sie erkannt worden sind.

Mit diesem System nun glaubt Rom auf die Länge nicht bestehen zu können. Die untern Volksklassen sollen nach ihm von der Geistlichkeit allein geleitet werden; die oberen sollen nicht mehr wissen, als die Geistlichkeit für gut befindet, und jedenfalls weniger als sie selbst weiß, und namentlich sollen sie von dem griechischen neuen Testament, der Philologie und Geschichte abgehalten werden; die Geistlichkeit endlich selbst soll vom Knabenalter an abgesondert werden von der übrigen Nation, und durch frühe asketische Gewöhnungen und erlernte Formeln in das abgeschlossene und starre Wesen eines Priesterstandes eingeführt werden.

Es ist klar, daß wenige Geschlechter dazu gehören, um zu entscheiden, welches von diesen beiden Systemen die Herrschaft über die Geister und also die Herrschaft über die Welt haben solle: das in Preußen zum Nationalinstitut gewordene evangelische Erziehungsprinzip oder das auf Unmündigkeit der Nation und Zurücktreten des Staates hinter der Kirche hinarbeitende System Roms und vorzugsweise der Jesuiten. Der Kampf hat mit der Wiederherstellung dieses Ordens begonnen, ist aber erst in dem letzten Jahrzehnt, vorzüglich durch französische Schriften und Debatten, ein Kampf auf Tod und Leben geworden. Rom und der Jesuitenorden sind in demselben Verhältnis eingreifender und bigotter geworden, als sie unwissender und beschränkter geworden sind. Sie fühlen ihre Schwäche, ohne den wahren Grund derselben zu erkennen; ihr Haß und ihre Angriffe sind ganz vorzugsweise auf Preußen gerichtet, weil hier das ihnen feindliche System als Weltmacht dasteht. Denn seit Frankreich die Vortrefflichkeit und hohe Bedeutung des preußischen Erziehungswesens anerkennt und laut verkündet, richten ganz Europa und selbst die einsichtsvollsten und besten Geister in allen katholischen Staaten ihre Blicke voll Bewunderung und Sehnsucht auf Preußen, nicht anders als vor tausend Jahren die europäische Menschheit auf Rom blickte. Dies ist selbst in Italien schon allgemeines Gefühl geworden und bis in die päpstlichen Provinzen durchgedrungen, worüber merkwürdige Thatsachen vorliegen . . .

Der eigentliche Zweck des Erzbischofs von Köln ist also, sich der neben ihm aufkeimenden geistigen Macht der Bonner Universität zu entledigen; er will Bonn stürzen, und seine Geistlichkeit soll unter ihm, im Seminar von Köln, ihre wissenschaftlichen Studien beginnen und vollenden. Ja er geht weiter: auch die katholischen Gymnasien Rheinlands will er stürzen, und die katholische Jugend vom 12. Jahre an in seinem sogenannten petit séminaire erziehen. Verraten hat er diesen Plan amtlich erst in der neulichen Unterredung mit dem Staatsminister Herrn von Rochow, allein als Wunsch und Ziel hat er diesen Gedanken gewiß von Anfang im Auge gehabt. Er ist das Losungswort der Partei in Belgien, in Frankreich, in Rom und auch schon in Bayern.

Wenn nun diesem Streben und diesem Ansinnen nicht im geringsten nachgegeben werden darf, wenn dagegen vielmehr mit aller Macht und Energie angekämpft werden muß, so ist es offenbar um so wichtiger, sich umzusehen, ob in dem bestehenden und festzuhaltenden, ja immer mehr auszubildenden System sich etwa hier und da im

einzelnen praktische Mängel oder Mißstände finden, welche die katholische Bevölkerung drücken oder verletzen möchten. Denn offenbar muß sich der Erzbischof und seine Partei auf diese stützen, um seine Sache als allgemeine Angelegenheit der katholischen Bevölkerung darzustellen und populär zu machen; das System, welches er untergraben will, muß in den Punkten angegriffen werden, wo er das Mitgefühl der Katholiken für sich zu haben glaubt; da wo er nicht hoffen darf, in seinem eigentlichen Grunde mit Erfolg angreifen zu können.

Wenn die Denkschrift also anrät, solchen etwaigen Mängeln und Mißständen im einzelnen abzuhelfen, so will sie dadurch vor allem Gerechtigkeit anraten, welche immer die höchste Klugheit ist, dann aber auch gerade das System selbst noch mehr begründen und verstärken, welches der Gegenstand des Kampfes und Hasses von seitens Roms ist. Denn das ist festzuhalten, daß der Erzbischof, hier namentlich, als Organ der ultrarömischkatholischen Partei auftritt. Hinter ihm steht der in der nächsten Nachbarschaft unumschränkt waltende Orden der Jesuiten, welcher bemüht ist, seine Herrschaft auch in Deutschland wieder zu gewinnen, und dabei anerkennt, daß Preußens Erziehungssystem und seine Universitäten und Seminarien der Feind sind, den er bekämpfen oder dem er unterliegen muß. Das „Journal de Liège" und die „Gazette de France" sprechen dies ganz unumwunden aus; auch in Rom setzt man schon Rom und Preußen als die beiden geistigen Gewalten einander gegenüber."

Die einzelnen praktischen Vorschläge in dieser wie in den anderen Fragen faßt Bunsen außerdem in einem Pro-Memoria, welches der Denkschrift beigefügt wurde, in Kürze zusammen (vergl. B.s L. I. S. 472—474). Sie kamen darauf hinaus, daß sich zunächst (9.—13. September) Msgr. Capaccini mit dem Erzbischof über die hermesianische Frage besprechen, sodann aber (15.—20. September) der (bis zum 8. September selber näher zu instruierende) Regierungs-Präsident Graf Stolberg über die gemischten Ehen mit ihm verhandeln solle. Auch hinsichtlich der allgemeinen Erziehungsfrage wurde „ein praktischer Ausweg gezeigt," durch jährliche Bewilligung von 20,000 Thalern mehr als bisher zu katholischen Unterrichtszwecken.

Außerdem wurden aber in demselben Pro-Memoria noch sechs weitere Vorschläge gemacht: der bischöfliche Stuhl in Trier müsse unverzüglich besetzt, die Kapitel müßten mit materia episcopabilis gefüllt, und zu diesem Zwecke die ausgezeichnetsten Geistlichen und Bischöfe Süddeutschlands herangezogen werden, den Angriffen auf die Konvention von 1834 und den damit zusammenhängenden Entstellungen

und Verleumdungen seien unverzüglich schlagende Widerlegungen entgegenzusetzen, die Erfüllung der drei 1834 dem Erzbischof Spiegel gemachten Versprechungen sei nicht mehr zu verzögern. Die sechste und letzte Forderung war: „definitive Aufhebung des Zwangs zum Besuch der evangelischen Gottesdienste seitens der Katholiken bei den Kirchenparaden, welcher Zwang als Gewissensdruck allgemein gefühlt wird und schon Märtyrer hervorgebracht hat."

Gerade die letzte, im Grunde so selbstverständliche Forderung läßt sowohl an und für sich als durch die Verhandlungen, zu denen sie Veranlassung gab, die unbehilfliche und schwierige Stellung des absoluten Staates, der Kirche gegenüber, recht grell hervortreten. Wir führen daher die Thatsachen, die zur schließlichen Erledigung dieser Forderung führten, einfach an, wie sie Bunsens Leben (I. S. 463—465) nach seinen eigenen Aufzeichnungen erzählt. Es darf dabei mit einer Art wehmütiger Freude betont werden, wie der persönliche Charakter des Königs selbst (wie in allen Dingen, wo er seiner eigenen Ueberzeugung folgte und nicht von der Umgebung gehemmt wurde, u. a. ja auch in der früher erwähnten Frage der Nuntiatur) in ein wohlthuendes Licht tritt. Daß aber der Sache des Staates mit dem guten Willen des Monarchen wenig geholfen ist, wenn seine Werkzeuge nicht die richtigen sind, tritt ebenso schlagend hervor; speziell muß auf die — schon oben charakterisierte — Unwahrhaftigkeit und Feigheit der Berliner Atmosphäre ein großer Teil der Schuld geschoben werden, wenn der Staat in eine so schiefe Lage kam, daß seine Niederlage unausbleiblich war.

Als Bunsen die Inhaltsübersicht seiner Denkschrift dem Fürsten Wittgenstein überreichte, machte ihm dieser dringende Vorstellungen über den Anstoß, welcher dem Könige durch die Schlußforderung gegeben werden würde. Schon früher hatte der Kronprinz ihn von seinem Entschlusse abzubringen gesucht, und als schließlich die Audienz, worin die Entscheidung getroffen werden sollte, am 3. September 1837 stattfand, benutzte derselbe noch einmal den letzten Augenblick vorher, Bunsen zu warnen, den anstößigen Punkt auszulassen. Auf die Antwort, das sei unmöglich, fragte er ihn, ob er der Sache auch ganz gewiß sei und sich kurz und bestimmt fassen könne; es dürfe nicht über 20 Minuten dauern, und er müsse darauf gefaßt sein, den König scharf und schlagend in seinen Entgegnungen zu finden. Als Bunsen nun hernach den Gegenstand wirklich vorbrachte, erwiderte der König allerdings zuerst: „Ich weiß schon, ich dachte, Sie wüßten, daß ich von dem lieber nichts hören möchte." Aber auf die Antwort, „es sei

ein Gewissenspunkt, und es sei etwas Neues darüber mitzuteilen," folgte sofort, obgleich die für die Audienz bestimmte Zeit längst vorbei war, die Genehmigung zu weiterem Vortrage.

Ueber das Ergebnis desselben glauben wir Bunsens Erzählung wörtlich anführen zu sollen:

„Bunsen trug nun vor, wie nach der beschränkten, aber entschieden kanonisch bindenden Vorschrift die Katholiken eine Sünde begingen durch Teilnahme an einem nicht-katholischen Gottesdienste, und doch wolle man offenbar, daß sie daran, wenigstens zuhörend, teilnehmen. Hierdurch gewann er einen Haltpunkt. Der König äußerte sich sehr lebhaft gegen die Behauptung, daß der Zwang Märtyrer hervorgebracht (auf Grund einer von ihm für Erdichtung erklärten Anekdote von einem Soldaten, der an der Kirchenthür mit den Worten stehen geblieben: „Bis hierher und nicht weiter!" und sich darauf habe verhaften lassen). „Die Sache ist unmöglich, ich müßte sie wissen; man muß nicht dergleichen auf die Aussagen von Schmähschriften für wahr annehmen." Bunsen entschuldigte sich damit, daß die Anschuldigung offenkundig geworden und nie widersprochen sei. Dann ließ er diesen Grund fallen und entwickelte andere. Als er geendet, sagte der König: „Wenn Sie fertig sind, so will ich nun Ihnen sagen, wie ich die Sache ansehe. Ich übergehe, daß sie keine Neuerung ist. Mein Gedanke ist dieser: es ist Sitte in meinem Heere, daß vor oder nach einer Schlacht der Herr der Heerscharen angerufen werde: sollen die Katholiken rechts, die Evangelischen links treten, wenn wir wieder für das Vaterland zu streiten haben? Damit nun unsere katholischen Mitchristen keinen Anstand finden, bei solchen Gelegenheiten mit uns zu beten, habe ich gedacht, es wäre zweckmäßig, daß sie sich selbst vorher überzeugen, daß wir auch Christum als unseren Heiland erkennen. Denn ihre Pfaffen möchten sie gern glauben machen, daß wir an nichts glauben, und unsere Rationalisten haben es allerdings so weit gebracht, daß es so aussieht. Zu dem Zweck habe ich eine ganz unanstößige Liturgie angeordnet und den Predigern befohlen, nicht über Streitpunkte und kurz zu predigen." Diese Gedanken führte der König mit einer steigenden Lebendigkeit und Wohlredenheit aus. Als er eine Pause machte, ergriff Bunsen, nicht ohne tiefe Rührung, das Wort und sagte: „Nie habe er an den wahrhaft königlichen und christlichen Ansichten und Absichten Sr. Majestät auch in diesem Punkt gezweifelt, unschätzbar sei es ihm, sie jetzt aus dem Munde seines Königs vernommen zu haben. Allein fest und unerschütterlich stehe ihm die Ueberzeugung, diese Ansicht und Absicht werde nicht verstanden,

sie werde verkannt: sie müsse es sein, da der Schein eines Religionszwanges alle Gemüter vorweg verschließe. Nur von dieser Ansicht habe er reden wollen; sie sei unleugbar und sehr bedeutend, namentlich im gegenwärtigen Augenblicke; man könne nicht Klerus und Volk zugleich zum Gegner haben."

Jetzt kam der gefährlichste und zarteste Punkt des Vortrages. „Aber, wenn dem so ist, wie erklären Sie es, wie es kommt, daß die Westfalen allein klagen? Vom Rhein habe ich nichts derartiges gehört, und die Rheinländer sind nicht blöde, zu sprechen." Die Sache war ganz so — nämlich für den König — nach dem furchtbaren System, an welches man sich gewöhnt hatte, dem Könige nicht zu widersprechen, wo er persönliche starke Ueberzeugungen und Ansichten kund gegeben. Ging es nicht anders, so that man, was recht war, und sagte dem Könige nichts. So hatte man ihm hier verschwiegen, daß die dort Befehligenden übereingekommen waren, jenes Gebot nicht auszuführen. Und doch verdiente es kein König weniger als Friedrich Wilhelm III., daß man ihm die Wahrheit nicht sagte, die er ja hören wollte. Allerdings konnte er im ersten Augenblick sich mürrisch zeigen und vielleicht ein Wort des Tadels hören lassen, allein gerade dann war man sicher, daß er das Unrecht fühlte, und seine schwache Seite bestand eher darin, daß er alsdann zu leicht das eigene Urteil aufgab. Uebrigens muß noch hinzugefügt werden, daß es bei niemand so unverzeihlich gewesen wäre, wenn er sich im gegenwärtigen Falle hätte abhalten lassen wollen, seinem Könige die erkannte Wahrheit zu sagen, wie bei Bunsen. Hatte doch wohl niemand mehr und glänzender erfahren als er, daß der König Widersprechen in Lieblingsideen mit Gunst und Gnaden lohnte, sobald er von der treuen und aufrichtigen Gesinnung des Einredenden überzeugt war.

Jene hohe Gesinnung that sich auch in diesem wichtigen Augenblick kund. Als Bunsen die Frage des Königs dadurch erledigt hatte, daß er bemerkte: wie dem auch sei, so könne und müsse man ja erwarten, daß dieselben Aeußerungen der Unzufriedenheit von dort einträfen, namentlich jetzt; es sei aber doch gewiß besser, ihnen durch Abhilfe zuvorzukommen, denn was dem einen recht sei, müsse es auch dem anderen sein, sagte der König: „Ich kann unmöglich das bestehende Gesetz aufheben." — „Das ist auch gar nicht erforderlich," erwiderte Bunsen, „denn es würde genügen, die Ausübung durch vertrauliche Weisung fallen zu lassen." — „Was man thun könnte," fuhr der König fort, „wäre, daß man die monatliche Parade auf drei bis viermal im Jahre zurückführte." Das war gewissermaßen praktisch

schon geschehen, offenbar aber unzureichend. Aber Bunsen fühlte, daß der Kampf gewonnen war. Der König gab den Grundsatz auf. Er entgegnete also entschlossen: „Ew. Majestät, ist's zwölfmal unrecht, so ist's auch dreimal nicht recht!" Der König lächelte und sagte: „Nun, schreiben will ich nichts darüber, man kann es die Generale wissen lassen." Es war natürlich, daß Bunsen mit dem Ausdrucke des ehrfurchtsvollsten Dankes dem Könige vorschlug, über Münster zu gehen und den General M . . ., sowie den General B . . . . in Koblenz diese Entscheidung Sr. Majestät wissen zu lassen; denn es fand sich, daß er zur Besprechung mit dem Grafen Stolberg und Capaccini nach Düsseldorf gehen solle. Damit war die Audienz beschlossen. Der König reichte ihm die Hand und sagte: „Ich werde mich freuen, Sie wiederzusehen."

Bunsen fühlte sich unaussprechlich glücklich, nur darüber konnte er zweifelhaft sein, ob jene Stunde ihm die köstlichste gewesen, oder die, worin er dem Kronprinzen den Hergang meldete."

Das Resultat der in Berlin stattgefundenen Verhandlungen über die bevorstehenden Konferenzen mit dem Erzbischof war nun nicht bloß in diesem einem Punkte, sondern durchweg das: alle irgendwie möglichen Zugeständnisse zu machen, um den Frieden zwischen Staat und Kirche zu wahren. Es läßt sich daher nicht anders urteilen, als daß die Konferenzen unter den günstigsten Auspizien begannen. Wäre auf der anderen Seite derselbe gute Wille gewesen — der Ausgang war zweifellos.

Zunächst fand am 11. September 1837 die Konferenz zwischen Capaccini und dem Erzbischof statt. Ersterer konnte zufolge der ihm von Berlin zugegangenen Instruktion die Publikation des Hermesianischen Breve, die Aufhebung der Kirchenparade, die Versetzung der mißliebigen Lehrer in Aussicht stellen, falls der Erzbischof vorher das Verbot der Vorlesungen und des Konvikts aufhebe und die achtzehn Thesen zurückziehe. Leider blieb (freilich charakteristisch genug für die in Rom herrschende Tendenz) die erwartete Instruktion von Rom für ihn aus, er konnte daher nur als Privatmann auf den Erzbischof einzuwirken versuchen; aber wie er selbst den von Bunsen aufgestellten Prinzipien vollständig beigetreten war, so glaubte er auch den Erzbischof schließlich dafür gewonnen zu haben, und Bunsens Bericht an den König aus Düsseldorf meldete demzufolge das Gelingen des ersten Aktes.

An die Verhandlung Capaccinis mit dem Erzbischof schloß darauf die des Grafen Stolberg sich an, welcher der ihm erteilten Instruktion

zufolge die von dem Prälaten seitens der Regierung gemachten Erklärungen zu bestätigen und dann speziell auf die Frage der gemischten Ehen einzugehen hatte. An dem weiteren Verlaufe dieser Besprechungen nahm neben dem Grafen Stolberg auch Bunsen selber Anteil, der bis dahin in Düsseldorf verweilt hatte, von dort aus aber durch Stolberg nach Köln entboten worden war. Auch in diesen Konferenzen hat nun der Erzbischof selbst zweimal mündlich seine Zustimmung zu den Regierungsforderungen (die einfach in der Erfüllung seines eigenen Versprechens bestanden) erklärt; beide Male zog er hernach das abgegebene Versprechen wieder zurück — wie um ausdrücklich zu erweisen, wie sehr er das bloße Werkzeug seiner Umgebung war.

Die offiziellen Aktenstücke über diese Konferenzen sind bereits früher veröffentlicht. Der Bericht über ihren Verlauf ist in der preußischen Staatsschrift S. 28–30 gegeben; in den Beilagen sind hinzugefügt (sub N) das der Konferenz vorangehende Schreiben des Grafen Stolberg an den Erzbischof, welches die Erklärung von ihm erbat, er werde sich an sein früher abgegebenes Versprechen halten; (sub O) der Procès Verbal der Konferenz vom 17. September; (sub P) das Schreiben des Erzbischofs vom 18. September, welches nicht bloß die mündlich gemachten Zugeständnisse zurücknahm, sondern auch jede fernere Verhandlung durch die Forderung abbrach, „keine andere schriftliche oder mündliche Besprechungen über diesen Punkt mehr stattfinden zu lassen."

Der innere Charakter der Verhandlungen ergiebt sich aufs klarste aus den Aufzeichnungen Bunsens, die in seiner Biographie mitgeteilt sind. Die Stimmung der seitens des Staates Bevollmächtigen ist geradezu ergreifend geschildert in dem öfter erwähnten Aufsatze Bunsens aus dem Jahre 1840, wo er auf das scheinbar erzielte Resultat der letzten Konferenz zu sprechen kommt:

„Wie schien dem edlen Grafen und ihm alles gelungen, als sie abends 10 Uhr aus dem Thore des erzbischöflichen Palastes in die schöne sternhelle Nacht hinaustraten und sich im Angesicht der Kirche in die Arme fielen und Gott priesen, daß es ihnen zuteil geworden sei, das Werk des Friedens und der Versöhnung nach so vielen Unfällen doch endlich zu stande zu bringen! Wohl fühlten auch beide, welchem Kampfe, welcher Nachrede sie sich aussetzten, indem sie dem Prälaten alles nachgegeben, was nur möglich war, und zwar, nachdem sie von ihm selbst zuerst erfahren, wie schnöde er die beschworenen und angelobten Gesetze und Pflichten verletzt. Allein sie waren darüber im Gewissen beruhigt."

Ueber die verschiedenen Konferenzen selbst und das, was zwischen ihnen vorgegangen, giebt Bunsens Bericht vom 23. September Mitteilungen, welche hier nicht fehlen dürfen:

„Beim Abgange meines Berichtes vom 14. September über die Unterredung Monsignore Capaccinis mit dem Erzbischof empfing ich eine Estaffette vom Grafen, der mich aufforderte, schleunigst nach Köln zu kommen, da der Erzbischof in der Bonner Angelegenheit neue Schwierigkeiten mache.

Demzufolge begab ich mich sogleich (Sonnabend früh, den 16. d. M.) nach Köln und nahm dort Kenntnis von den neuen Bedenken und Forderungen des Erzbischofs. Ich überzeugte mich, daß die meisten im wesentlichen könnten zugestanden werden, und hoffte die übrigen durch vernünftiges Zureden zu beseitigen; auch hier hatte ich die Freude, daß jener ausgezeichnete Staatsmann mir mit voller Ueberzeugung beistimmte. Wirklich gelang die Verständigung über diese Punkte in der ersten Konferenz (Sonntag morgen, 10 Uhr) so weit, daß ich den definitiven Entwurf des an den Erzbischof in dieser Beziehung vom Regierungspräsidenten zu erlassenden Schreibens sogleich in vollkommenstem Einverständnisse mit diesem zu redigieren im stande war.

In derselben Konferenz begann nun auch Graf Stolberg dem Erzbischof über seinen Auftrag wegen der gemischten Ehen zu sprechen, wobei sogleich der Punkt wegen der Aussegnung der Wöchnerinnen und des Geschäftsganges von diesem zur Sprache gebracht, und von uns, unserer Instruktion gemäß, zur größten Zufriedenheit des Erzbischofs beseitigt wurde. Der Graf trug ihm nach dieser einleitenden Erörterung den Entwurf des Schreibens vor, welches er durch eine einfache unumwundene Anerkennung zu beantworten ersucht wurde, um den König über die entstandenen Gerüchte zu beruhigen. Höchst dankbar für die ihm eben gemachten erwünschten Mitteilungen erklärte er, der Graf möge ihm nur in dieser Art schreiben, damit er unverzüglich einstimmend antworten könne. Alles schien glücklich beendigt, und ich nahm von ihm Abschied. Wirklich empfing er den Brief, eine Stunde nachher (Sonntag 2 Uhr): um 3 Uhr sandte er ihn aber mit der Bemerkung zurück, er sei bereit, darauf einstimmend zu antworten, wenn nur zu der Erklärung, „daß er die Instruktion unverbrüchlich auszuführen entschlossen sei," hinzugefügt würde: „gemäß dem Breve."

Es wurde sogleich eine zweite Konferenz um 5 Uhr nachmittags anberaumt, und in dieser versucht, ihm deutlich zu machen, daß dieser

Zusatz entweder unnütz sei oder alles aufhebe, indem es sich gerade darum handle, dem Könige die Gewißheit zu geben, daß er die Instruktion dem Breve gemäß finde und sie deshalb auszuführen entschlossen sei.

Da er bei seiner Weigerung mit seiner bekannten Starrheit beharrte, wurden ihm seine wiederholten Anerkennungen vorgehalten. Er berief sich auf die Fassung seiner ersten Erklärung vor der Wahl, und hierüber in die Enge getrieben, insbesondere darauf, daß er bald nachher, im Amte, dem Geheimen Rat Schmedding mündlich erklärt habe, was er in dieser Beziehung thun wolle und was er nicht könne[1]). Hierauf ersuchte ich ihn, uns zu erklären, welches diese Punkte seien, da aus den Akten nichts weiter hervorgehe, als daß er hinsichtlich der unbedingten Aussegnung der Wöchnerinnen Bedenken gefunden. Er sagte hierauf unumwunden und unbefangen: der Hauptpunkt sei die Trauung; er könne niemand trauen lassen, der nicht das Versprechen gegeben, die Kinder katholisch zu erziehen, und dahin habe er selbst, nach Suspension der Vollmachten des Generalvikariats, seine Pfarrer bei vorkommenden Fällen instruiert, und das sei in der Diözes ganz ruhig eingeführt.

Es wurde ihm nun mit allen Zeichen des Erstaunens bemerklich gemacht, daß dies nicht allein gegen die Instruktion, sondern selbst in gewisser Hinsicht gegen das Breve, vor allem aber gegen die Landesgesetze sei, und daß die Verhandlungen über das Breve eben dadurch im Jahre 1828 seien veranlaßt worden, daß Se. Majestät jenes gesetzwidrige Verfahren und Eludieren der Verordnung von 1825 nicht habe dulden können, und doch gern der Notwendigkeit strenger Strafmaßregeln gegen die Geistlichen überhoben zu sein gewünscht habe. Der Erzbischof blieb bei seiner Erklärung.

Ich fragte ihn nun: ob er einsehe, daß Se. Majestät ihn nur unter der Voraussetzung dem Kapitel vorgeschlagen, daß er die Instruktion angenommen? Er erklärte, dies vollkommen einzusehen. So würde er, fuhr ich fort, auch einsehen, daß, wenn diese Voraussetzung sich nicht bewähre, er das Amt niederlegen müsse, zu dem er nur mit derselben zugelassen worden.

Diese Erklärung traf ihn wie ein Blitz. Gerade jetzt, wo er so vielen Grund habe, mit Hoffnung in die Zukunft zu blicken, sei es

[1]) Durch diese (vom Geh. Rat Schmedding verheimlichte) Thatsache fällt auf dessen Verfahren und damit auch auf die früher erwähnten Hindernisse, die vom Kultusministerium selbst der Ausführung der Konvention von 1834 gelegt worden waren, ein überraschendes Licht.

ihm schwer zu denken, daß er der Kirche nicht länger dienen sollte; er würde sich aber in Gottes Willen ergeben, wenn dem so sein müsse. Es entstand nun eine sehr feierliche Pause. Dann nahm er das Wort und bat mich mit größter Innigkeit, nachzudenken, ob ich eine Form finden könne, die den königlichen Befehlen genüge und die sein Gewissen ihm möglich mache zu unterschreiben und ihn so aus dieser verzweifelten Lage rette. Ich sagte ihm, das sei schwer, da wir uns gegenseitig gewiß nicht täuschen wollten, und da Sr. Majestät Wille und die Landesgesetze mir als unveränderliche Norm feststänben. Doch wolle ich ihm eine Form vorschlagen (setzte ich nach einigem Nachdenken hinzu), die jene von ihm gewünschten Worte „gemäß dem Breve" enthielte. Dies geschah sogleich.

Die Form war folgende: der Erzbischof erkläre, er sei entschlossen, „die gemäß dem Breve und der Instruktion an das Generalvikariat von 1834 eingeführte Praxis bestehen zu lassen." Er las die Worte und sagte nach kurzem Bedenken, das könne er unterschreiben. Ehe dies geschah, hielt ich es jedoch für meine Pflicht, der früheren Täuschungen und Ausflüchte oder Mißverständnisse und der unberechenbaren Wichtigkeit der Sache eingedenk, einen Procès Verbal über die ganze Konferenz aufzusetzen und ausdrücklich zu bemerken, jene Form könne natürlich nichts anderes sagen, an sich und nach dem Vorhergegangenen, als daß er die vor 1834 eingeführte Praxis bestehen lasse, nicht auf der seinigen, der Regierung bis jetzt gar nicht bekannten und mit den Landesgesetzen im schreiendsten Widerspruch stehenden, beharre. So unnötig dies sein mochte, so zeigte sich doch bald, daß meine Vorsicht nicht überflüssig gewesen war. Der Erzbischof sandte nach drei Stunden Procès Verbal und Schreiben zurück, erklärte, daß er „mein Verfahren anerkenne und achte," allein sich auf nichts einlassen könne; er meine vielmehr, die Sache solle so fortgehen, wie sie jetzt bei ihm bestehe, so daß er bald nach dem Breve, bald nach der Instruktion handle; falls dies nicht genüge, müsse er wünschen, daß alle weiteren mündlichen und schriftlichen Mitteilungen aufhörten, da er sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, was er im Leben versprochen, auf dem Totenbette zu bereuen und zu widerrufen.

Wir erkannten beide, daß, wenn man ihm nachgäbe, in kurzer Frist die ganze neue Praxis eben wie in Köln auch in Münster, Trier und Paderborn, ja in der gesamten Monarchie von ihm in aller Ruhe würde untergraben werden und alles seit zehn Jahren Gewonnene verloren wäre. Der größte Ernst schien nötig, auch der Möglichkeit wegen, daß er sich eines Besseren besinne. Ich kam also mit dem

Grafen überein, daß dieser ihm sogleich amtlich schrieb, wie hiermit auch die Verhandlungen über die Bonner Angelegenheit abgebrochen werden müßten, da die Ausführung der verabredeten Punkte eine fortgesetzte Amtsthätigkeit des Erzbischofs auf eine längere Zeit voraussetze, als nun mit Sr. Majestät erklärter Willensmeinung vereinbar schiene.

So reisten wir beide wenige Stunden nachher, Montag nachmittag, von Köln ab; der Graf drückte ihm noch in einigen vertraulichen Zeilen seinen Schmerz aus und gab ihm in geeigneter Weise zu verstehen, daß er den Bericht an Se. Majestät Mittwoch abend absenden werde [1])."

Trotz aller Konzessionen des Staates war also seitens der „streitenden Kirche" der Krieg vorgezogen. Was geschah von Seiten des Staates auf diese offene Kriegserklärung? Es wurde beschlossen, noch einmal den Versuch zu machen, den Erzbischof in Güte zum Gehorsam gegen das Gesetz zurückzuführen. So das Ergebnis der vom Könige genehmigten Beratungen der Minister der geistlichen und auswärtigen Angelegenheiten. Seinen Ausdruck fand dieser Beschluß in dem Erlaß des Kultus-Ministers an den Erzbischof vom 24. Oktober 1837 (mitgeteilt in den Beilagen zur Staatsschrift sub U), der ihm die Wahl ließ, seinen Gehorsam gegen das Landesgesetz zu erklären oder freiwillig auf ein Amt zu verzichten, das er nicht innerhalb der durch die Gesetze vorgeschriebenen Grenzen verwalten zu können glaube. Gleichzeitig wurde durch den Grafen Stolberg ihm vertraulich ein noch weiter gehender Vorschlag gemacht: sich eine Frist zu erbitten, um dem Oberhaupt der Kirche seine Lage vorzulegen und unterdessen nur den von ihm vorgefundenen gesetzlichen Statusquo fortbestehen zu lassen. Die Antwort des Erzbischofs, vom 31. Oktober 1837 (mitgeteilt in den Beilagen der Staatsschrift sub V), lehnte alles Entgegenkommen in der schroffsten Form ab [2]).

---

[1]) Stolbergs Schreiben an den Erzbischof ist in den Beilagen der Staatsschrift (sub T), sein Bericht an den König in Bunsens Leben I. S. 475 auszugsweise mitgeteilt. Da der Wortlaut derselbe ist wie in Bunsens eigenem Berichte, so konnte hier die Wiederholung vermieden werden.

[2]) Mit Recht sagt die preußische Staatsschrift von dieser Antwort: „Nie ist wohl in neueren Zeiten dem landesherrlichen Ansehen so unverhohlen Trotz geboten, die königliche Macht so keck herausgefordert worden." Außerdem ist sie durch den echt jesuitischen Versuch merkwürdig, die Thatsache zu umgehen, daß der Erzbischof versprochen hatte, die Konvention von 1834 auszuführen. Er beruft sich darauf, daß in seiner vor der Wahl abgegebenen Erklärung von der an die Vikariate erlassenen Instruktion keine

Bei den letzterwähnten Verhandlungen war Bunsen nicht persönlich beteiligt; es finden sich daher in seinen Papieren keine Ergänzungen zu dem, übrigens sattsam bekannten Verlauf. Dagegen findet sich aus seiner Feder eine in den der Schlußkatastrophe vorhergehenden Wochen entworfene Denkschrift „über die Stimmung der Rheinprovinz und der benachbarten Katholiken in Beziehung auf den Erzbischof von Köln." Wir entnehmen (dieser durch ihr nicht bloß für die damalige, sondern fast noch mehr für die heutige Lage merkwürdig zutreffendes Urteil beachtenswerten) Denkschrift die folgende Ausführung:

Die Stimmung der einzelnen Elemente der Bevölkerung läßt sich folgendermaßen darstellen.

I. Es versteht sich von selbst, daß die Beamtenwelt und die evangelische Bevölkerung jener Provinz den größten Unwillen über das Betragen des Erzbischofs empfindet. Er ist gegen die ersten grob, gegen die andern unfreundlich; überhaupt scheint beiden die Rücksichtslosigkeit, welche er gegen die Regierung zeigt, ohne eine baldige strenge Zurechtweisung mit Ansehen und Bestehen der königlichen Macht unvereinbar. Die Evangelischen aber haben bereits die größere Hälfte des beweglichen Vermögens und einen bedeutenden Teil des großen Grundeigentums durch die ihnen eigene Betriebsamkeit und Ordnung in ihren Händen: ihre Ansicht ist also von Gewicht und wird es immer mehr.

II. Die große Masse der katholischen Bevölkerung selbst verlangt allerdings für sich Parität und deren Folgen; sie ist durch die angebliche Bevorzugung der Evangelischen bei Aemtern, Auszeichnungen und bei Unterstützung von Schulen und Geistlichen tief verletzt; sie ist endlich auch hier und da von einer Furcht vor dem Proselytismus der Regierung angesteckt, die auf die hämischeste Weise von außen genährt wird. Allein sie ist keineswegs pfäffisch gesinnt, d. h. sie hat nicht den Wunsch, daß die Geistlichkeit das Land beherrsche.

III. Dazu kommt aber, daß der bei weitem größte und einflußreichste Teil der katholischen Geistlichkeit selbst mit dem Erzbischof verfeindet ist, und nichts sehnlicher wünscht, als daß sein persönlicher Einfluß möglichst beschränkt werde. Nicht allein ist Domkapitel und

---

Rede gewesen sei — während diese Instruktion einer der Hauptgegenstände der Konvention selbst war. — Es ist eben genau dasselbe Verfahren, wie bei dem Dementi des Freiburger Weihbischofs Kübel, es sei kein Vermittlungsvorschlag der Majorität des Kapitels nach Rom abgegangen (während der Beschluß, daß dieser Vorschlag sofort abgehen sollte, ihm offiziell bekannt war). Vergl. übrigens auch die Staatsschrift selbst S. 46. 47.

Fakultät gegen den Erzbischof aufgebracht, beide mit einer Ausnahme, und die Lehrer seines eigenen Seminars ohne alle Ausnahmen, sondern der bei weitem größte Teil der übrigen Geistlichkeit ist empört durch das vom Erzbischof ausgehende Verschreien der bisherigen Bildung der Geistlichen, welche sein Vorfahr umgekehrt aus einer unglaublichen Erniedrigung sittlich und geistig gehoben. Sie ist außerdem durch sein allem Wissenschaftlichen feindliches und dabei abstoßendes Wesen ihm abgewandt. Diese entschiedene Abneigung hat als allgemeinste Begründung die unleugbare Thatsache, daß durch Hermes bei weitem die meisten rechtgläubigen und praktisch frommen Pfarrer von Rheinland und Westfalen gebildet sind, denen nun als Unwissenden und Irrgläubigen die belgischen von den Jesuiten gebildeten oder geleiteten Fanatiker als Muster vorgestellt sind. Denn es ist dort allgemein gefühlt, daß hinter der Strenge und dem Eifer gegen die sogenannten Hermesianer die belgischen, österreichischen und italienischen Jesuiten stehen, die auf den Trümmern der ihnen an wirklicher Gelehrsamkeit nicht allein, sondern auch an aufgeklärter Frömmigkeit überlegenen deutsch-katholischen Schulen ihre Lehre und des Papstes Macht erheben wollen. Dieser Gegensatz zwischen gründlicher und duldsamer katholisch-deutscher Wissenschaft und Frömmigkeit auf der einen und dem hohlen Formelwesen und dem unlauteren Treiben der Jesuiten auf der anderen Seite ist so klar hervorgetreten, daß darin die Schüler von Hermes und ihre philosophischen Gegner wie Möhler, Klee, Kalkar, ja selbst die österreichischen Theologen übereinstimmen. Sie wissen, daß allmählich sie alle an die Reihe kommen müssen, da die Jesuiten keine Nebenbuhler und keine deutsche Nationalität dulden. An diese zahlreiche und mächtige Partei der Geistlichkeit schließt sich daher die ungeheuere Mehrzahl der Katholiken aller politischen Farben an. Sie alle würden eine katholische Regierung, die jenes jesuitische Treiben förderte, hassen, eine evangelische, die es wissentlich oder unwissentlich thäte, noch mehr verachten.

Nach Feststellung dieses thatsächlichen Bestandes wird es leicht sein, gewisse Prinzipien und Phrasen zu beurteilen, die hier und da über die gegenwärtigen katholischen Angelegenheiten namentlich von Konvertiten, zum Teil von sehr achtbaren Männern, sich vernehmen lassen.

„Die wahren Freunde der preußischen Regierung (sagen sie) sind die gläubigen Katholiken." Ohne Zweifel sind religiöse Gesinnung und Sitte der festeste Schutz der Throne; allein jene Partei versteht unter gläubigen Katholiken eingeständlich niemanden als die ultra-

montanisch Gesinnten, welche die übertriebensten, in Deutschland nie anerkannten Begriffe von der Gewalt des Papstes, von der Hierarchie und von dem in ihr konzentrierten geistlichen Reiche haben. Dieser geistliche Staat wird von der Partei als ein solcher neben den Staat selbst gestellt, und wenn sich beide in Konflikt befinden, ist der praktische Unterschied unter ihren Mitgliedern nur der, daß die einen offen die Revolution predigen und die anderen sie zu ihrem Vorteile geschehen lassen und nachher Gott dafür danken.

„Die nicht zu diesen gläubigen Katholiken gehören (fährt die Partei fort), sind nicht allein Ungläubige, seichte Aufklärer, sondern auch Revolutionäre: die Regierung muß sich daher mit den Gläubigen gegen diese Menschen verbinden. Allerdings ist die Macht der Gegenpartei sehr groß; allein der Papst ist ja immer da, um seine Schafe, an deren Ergebenheit die Ruhe des Landes hängt, zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung in Preußen zu ermahnen, an der ihm gelegen sein muß." Mag man in solchen Redensarten bald mehr die Naivetät einer unpraktischen Schwärmerei, bald die Verwirrung des Gewissens durch falsche Theorien, bald endlich die Unverschämtheit einer fanatischen Papisterei erkennen — gewiß verdient keine Partei weniger Gehör in Preußen als diese. Sie hat einer vernünftigen Regierung gegenüber so wenig Gewicht im Lande als Recht. Allerdings zählt sie einige rechtliche, angesehene, ja ausgezeichnete Familien und Männer in ihren Reihen, allein sie hat durchaus keine Wurzel im Volke. Dabei ist sie ungelehrt und historisch blind. Denn sie kennt und begreift nichts von dem Wesen des deutschen Katholizismus, wie er sich historisch gebildet und in Männern wie Fürstenberg, Sailer, Hommer u. a. ausgesprochen hat. Ihr System selbst aber findet seine Widerlegung so offenbar in den großen Weltbegebenheiten, die vor aller Augen liegen, daß es sich kaum irgendwo unverdeckt und öffentlich in Deutschland zeigen darf. Wer hat die belgische Regierung gemacht? wer sich darüber gefreut? wie sieht's mit den Ländern und Völkern aus, welche die Seligkeit des „gläubigen" Katholizismus genossen haben? Die evangelischen Regierungen müßten die größten Fehler begehen, wenn die katholische Bevölkerung Deutschlands ihr Heil bei dieser Partei suchen und sie nicht umgekehrt mehr als alles andere fürchten und bekämpfen sollte."

Noch bevor in Berlin irgend ein Entschluß gefaßt war, ging der Erzbischof seinerseits zu weiteren Schritten über, die nicht bloß bewiesen, wie er selbst seinen Brief vom 31. Oktober an den Kultusminister als Kriegserklärung auffaßte, sondern die auch unverkennbar

auf direkte Aufwiegelung der Bevölkerung ausgingen. Am 4. November versammelte er zuerst das Domkapitel und dann die Pfarrgeistlichen der Stadt Köln und erklärte ihnen, zur Mitteilung an ihre Mitbürger: man wolle ihn vom erzbischöflichen Stuhle werfen; er werde aber die Rechte der katholischen Kirche zu wahren wissen gegen die Forderungen der Regierung. Eine ähnliche Mitteilung machte der Sekretär des Erzbischofs, Kaplan Michelis (derselbe, der hernach während der Verhaftung des Prälaten die diesen kompromittierenden Papiere verbrannte und dadurch das projektierte gerichtliche Verfahren unmöglich machte), am 6. November den versammelten jungen Geistlichen des Seminars, ebenfalls zur weiteren Verbreitung. In derselben Weise wurden auch die Geistlichen der Provinz bearbeitet. Damit noch nicht befriedigt, entließ der Erzbischof sämtliche Lehrer des Seminars und übertrug die Vorlesungen zwei Geistlichen, ohne der Regierung auch nur die geringste Anzeige davon zu machen.

Die erste Nachricht über diese Maßnahmen des Erzbischofs vom 4. und 6. November kam nach Berlin durch eine Depesche des Oberpräsidenten von Bodelschwingh vom 11. November. Es ist nicht zu verkennen, daß neben dem Umstande, daß auf der einen Seite alles planmäßig vorbereitet, auf der anderen alles ebenso unvorbereitet war, auch der mangelhafte telegraphische Verkehr ein rasches und entscheidendes Handeln der Regierung erschwerte. Wie hätten sonst noch am 20. November zwei der Minister (vergl. B's. L. I. S. 482/3) das eben verlautende Gerücht weiter melden können, der Erzbischof habe Köln in der Nacht vom 14. auf den 15. November verlassen, um nach Belgien zu flüchten!

Erst am 13. November trat eine Ministerkonferenz zusammen, um über die revolutionären Schritte des Erzbischofs zu beraten. Am 14. November fand darauf der entscheidende Ministerrat unter Vorsitz des Königs statt. Bunsens Aufzeichnungen darüber (schon früher in Gelzers Monatsbl. veröffentlicht) teilen über die Beratung folgendes mit:

„Der König eröffnete in Person die Beratung um 11 Uhr. Gegenwärtig war diesmal auch Fürst Wittgenstein, außerdem die am Tage vorher versammelt gewesenen Minister, der Geheime Rat Müller und der Gesandte. Der König begann damit, daß er ausdrückte, wie sehr es ihn schmerze, zu einem Schritt kommen zu müssen, der so ganz gegen den Charakter seiner Regierung sei: allerdings sehe er die Notwendigkeit ein, jedoch sei ihm die Sache vorher nicht so erschienen, es habe ja mit Capaccini vorher unterhandelt werden sollen.

Der Gesandte bemerkte hierauf erklärend, von Verhandlungen in Rom — das habe er von Anfang an mündlich und schriftlich erklärt — sei durchaus nichts zu erwarten. Der römische Hof habe ausdrücklich schon in der Hermes'schen Angelegenheit jede Mitwirkung abgelehnt; mit den gemischten Ehen, habe aber selbst Capaccini erklärt, könne er sich nicht einlassen. Allerdings würde sich die Sache vielleicht haben hinhalten lassen, wenn Capaccini nicht zurückgerufen worden wäre; von dem Augenblicke an habe die letzte Hoffnung schwinden müssen, sich mit dem päpstlichen Hofe über die Beilegung der Angelegenheit durch günstige Einwirkung auf den Prälaten zur Annahme eines friedlichen Systems zu verständigen. Er, der Gesandte, müsse entschieden erklären, daß wenigstens er sich außer stande finde, irgend etwas zu erlangen, wodurch der Erzbischof auf einen gesetzmäßigen Weg gebracht werde. Rom werde gar nicht glauben, daß es mit der Ausführung irgend einer Maßregel der Strenge gegen ihn ernstlich gemeint sei, nachdem Se. Majestät dem Monsignore Capaccini selbst die Alternative ausgesprochen. Daß diese Alternative in Köln gegen den Erzbischof ausgesprochen worden sei, könne daran nichts geändert haben; in dem Schreiben Sr. Majestät vom Oktober sei sie endlich in der feierlichsten Weise gegen ihn ausgesprochen; seitdem nun habe er die gesetzwidrigsten und gefährlichsten Schritte gethan und das Land in Aufregung gesetzt, so viel er vermocht; eine so gute Veranlassung zum Handeln werde man nicht wieder finden, ohne zu handeln sei aber von Rom nichts zu erlangen. Das sei gewiß, wie es auch sonst gehen möchte.

Der Minister des Innern bestärkte das Gesagte durch Mitteilung der neuesten Berichte von Köln über die Aufregung und die Notwendigkeit des Handelns, der Minister der geistlichen Angelegenheiten durch seine Erklärung, auf dem Wege der Verhandlung sei entschieden nichts mehr zu erwarten, solange man nicht gehandelt.

Sowie der König seine Minister und Ratgeber einig sah und von der Notwendigkeit des Handelns überzeugt war, ging er mit königlicher Genauigkeit auf die zu treffenden Maßregeln ein . . . Er sprach, wie am 3. September, mit bewunderungswürdiger Klarheit und Bestimmtheit und wie immer den Nagel auf den Kopf treffend in allem Praktischen . . . Die Ausarbeitungen fanden größtenteils im Amte des Inneren statt; sie wurden fast ohne Ausnahme von dem Gesandten, Eichhorn und Schmedding gemacht, die sich gegenseitig berieten, besonders die beiden ersteren. Schmedding verfaßte den Erlaß an das Kapitel, Eichhorn und Bunsen fanden aber eine

Umarbeitung nötig. Regierungsrat Brüggemann ward mit den Ausfertigungen am Abend des 15. November nach Köln gesandt."

Auf die Stimmung der bei dem eingeschlagenen Verfahren sonst noch beteiligten Männer werfen Briefe des Grafen Stolberg und des Oberpräsidenten v. Bodelschwingh an Bunsen (mitgeteilt in B.'s L. I. S. 483/4) ein klares Licht[1]). Ueber die Wegführung des Erzbischofs selbst läßt sich dagegen aus seinen Papieren nichts Neues entnehmen. Seine eigene Thätigkeit in dieser Zeit galt der Ausarbeitung der Staatsschrift, bei deren Ueberreichung er die Bitte aussprach um „die schleunige Erledigung aller derjenigen Punkte, welche noch in diesem Augenblicke der katholischen Bevölkerung als Druck und Härte erscheinen." Eine Ministerkonferenz vom 3. Dezember wurde diesem Zwecke gewidmet. Der Kurie wurde durch das Domkapitel Meldung von dem Geschehenen gemacht. Die Instruktion des Gesandten ermächtigte ihn zu Friedensvorschlägen.

VIII.

Die päpstliche Allokution vom 10. Dezember 1837 machte den Gegensatz zwischen der Staatsregierung und einem gegen die Staatsgesetze sich auflehnenden Unterthanen zu einem Streit zwischen Kirche und Staat überhaupt. In ihrer Ausdrucksweise ist nichts enthalten, worüber heute irgendwelche Verwunderung eintreten könnte, — es sind ihr seit dem Jahre 1837 zu viele ähnliche Elaborate des in der Kurie dominierenden Jesuitengeistes gefolgt. Die Allokution von 1868 gegen Oesterreich speziell trägt nicht nur denselben Charakter, sondern geht darin noch weiter, daß sie es einfach unternimmt, von Rom aus die Staatsgesetze Oesterreichs für null und nichtig zu erklären. So zeigt sich denn der Unterschied zwischen damals und jetzt nur darin, wie damals die Allokution aufgenommen wurde, und wie heute ähnliche Erlasse aufgefaßt werden.

Damals wirkte die Allokution wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Bunsen selbst sagt (S. 481), „er habe so wenig wie ein anderer die Allokution vorausgesehen;" er spricht höchstens von der Möglichkeit (S. 492), „daß der Papst oder seine Freunde nicht unmittelbar auf

[1]) Für die in Berlin damals herrschende Anschauung bieten auch Bunsens Briefe an seine Frau vom 28. November 1837 (S. 490) und an Arnold vom Dezember 1837 (S. 492) interessante Belege, denen noch seine Tagebuchs-Aufzeichnungen über die letzten Gespräche mit dem Kronprinzen (S. 493) hinzuzufügen sind. Hier sind diese Schilderungen gegen die neu hinzuzufügenden thatsächlichen Mitteilungen zurückgestellt worden.

seine billigen Vorschläge eingehen" möchten. — Seit dem Syllabus ist dagegen die Stellung der Kurie zu dem modernen Staat überhaupt so über jeden Zweifel erhaben, daß es heute nicht mehr die altprotestantischen, sondern die altkatholischen Staaten sind, welche im Gegensatz zu ihr stehen: Oesterreich durch die teilweise Aufhebung des Konkordats, Bayern durch den Vorschlag an die anderen Mächte zu gemeinsamem Verfahren dem Konzil gegenüber, Frankreich durch offene und geheime Vorkehrungen, das Konzil unschädlich zu machen, Belgien durch seine immer mehr im Gegensatz gegen die jesuitische Gesetzesumgehung sich ausbildende Justizverwaltung, Spanien durch die jüngsten Kortesbeschlüsse über die religiöse Freiheit, welche nicht bloß dem Bannfluch des Syllabus trotzten, sondern auch zu einem nicht kleinen Teil durch die sittliche Empörung veranlaßt wurden über die Enthüllung jener Mordanschläge auf einen fremden Monarchen, zu denen ein Papst einen spanischen König ermuntert.

Damals konnte Bunsen nach Rom zurückgesandt werden in der Erwartung, dort eine weitherzigere Anschauung zu finden als im eigenen Lande. Heute hat die Handlungsweise der Kurie in der Freiburger und Rottenburger Frage es vor aller Welt dokumentiert, wo die Wurzel des staatsfeindlichen Fanatismus liegt, in Rom oder in Deutschland. Das päpstliche Schreiben, welches dem ehrwürdigen Bischof Lipp das Herz brach, und den unwürdigen Denunzianten Mast pries, weil er auf den schlimmen Mißstand hingewiesen, daß die katholischen Theologen noch nicht von allem protestantischen Gift abgesperrt seien, — die Zurückweisung des Vorschlages des Freiburger Kapitels, eine neue Liste für die Erzbischofswahl aufzustellen, — sie haben nur zu viel ähnliche Thatsachen neben und um sich. Döllingers Ausspruch über den Ultramontanismus und seinen Unterschied vom Katholizismus im bayrischen Reichsrat hat die heutige Lage aller „deutschen" Katholiken dem in Rom herrschenden Geist gegenüber hinlänglich enthüllt. Und es müssen ja bereits alle noch vorhandenen Universitäts-Fakultäten katholischer Theologie geradezu für ihre Existenz fürchten, es haben Blätter ausgeprägter katholischer Färbung sich gegen den Vorwurf des Mangels an korrekter Kirchlichkeit zu verteidigen. Ist das Konzil wirklich einmal gehalten, hat es die in der Civiltà cattolica enthüllten Pläne erfüllt, — so wird gewiß kein Staat mehr einen Friedensboten nach Rom senden.

Damals freilich konnte dies noch geschehen — und gerade darum ist der Ausgang so lehrreich, hat die Niederlage des Staates der kommenden Generation die Augen geöffnet. In Zukunft wird kein

Staat mehr unvorbereitet und ungerüstet dastehen gegenüber einem von langer Hand vorbereiteten Angriff: damals war dies im höchsten Grade der Fall. „Man hatte keinen Gedanken gehabt von der Wichtigkeit des Schrittes." So schildert Bunsen selbst (S. 493) die Situation nach der Wegführung des Erzbischofs.

Hörten doch selbst jetzt nicht einmal die kleinlichen persönlichen Intriguen in der Büreaukratie auf, wo gegen den gewappneten Gegner alle Kräfte aufzubieten gewesen wären. Bunsen berichtet ausdrücklich (S. 493/4): „Die Nachricht von seinem ausgezeichneten Empfang durch Fürst Metternich ließ ihn um so mehr als einen gefährlichen Mann erscheinen, dessen Rückkehr nach Berlin mit allen möglichen Mitteln verhindert werden mußte." Eine andere Mitteilung über die Aeußerungen der Ultras von 1837 ist noch charakteristischer (vgl. Bunsens Leben II, S. 206): „ein Vornehmer in Rom werde alles bald beilegen; der Papst werde einsehen, daß man den Feinden der Ordnung gemeinsam entgegenarbeiten müsse; Gregor XVI. sei für uns als Papst besser als Clemens XIV."

Ebenso bekennt aber auch Bunsen von sich selber (S. 493): „Der Dezember 1837 war die Zeit der Fehler. Sie entsprangen daraus, daß die Aufgabe, deren Lösung ihm zugeschoben war und die er auf sich genommen hatte, nicht eine schwierige, sondern eine unmögliche war." Aehnlich urteilte er selbst über seine Weiterreise von Wien nach Rom (S. 494): „Dies war der erste und unverzeihlichste Fehler Bunsens, der die Warnung vergeblich empfangen hatte."

Diese Warnung war vom Fürsten Metternich selber ausgegangen. Bunsen hatte ihm eine andere Anschauung über die Streitfrage beizubringen gewußt, als die österreichischen Organe sie bis dahin vertreten hatten. Und der alte Staatskanzler schien infolge der Konferenzen ihm ein freundschaftliches Wohlwollen entgegenzubringen. Bunsens Depeschen über diese Konferenzen sind (B's. L. I, S. 582 bis 591) veröffentlicht worden. . . . .

Als Veranlassung des Entschlusses, trotz der unvorhergesehenen Verschlimmerung der Situation nach Rom weiter zu reisen, giebt der Schluß von Bunsens Depesche aus Wien noch die folgende an:

„Wenn Rom brechen will, so ist es gut, daß es vor der ganzen Welt seinem vielfachen Unrechte durch Zurückweisung des Gesandten Sr. Majestät, der nach ruhiger Vorlegung der Prozeß-Akten und hinter allen Boten und Zeichen der Versöhnung und des Friedens erscheint, dem Papste die definitive Entscheidung über den Erzbischof

und die künftige Verwaltung des Erzstiftes anheimzustellen, die Krone aufsetze, und zwar jetzt in diesem Augenblick. Es wird dadurch die ganze Verantwortlichkeit eines Bruches übernehmen, um einen Prälaten aufrecht zu erhalten, von dessen Schuld oder Unschuld es noch gar keine aktenmäßige Kenntnis genommen."

Aus Bunsens Aufzeichnungen geht weiter hervor, daß er zunächst in Triest die vertrauliche Nachricht aus Rom erhielt, „der Papst habe geschworen ihn nicht zu empfangen, als einen der Hauptanstifter der Wegführung des Erzbischofs;" in Ancona „erwartete ihn dann die Kunde der erfolgten Allokution, auch daß Capaccini sein Bedenken habe, ob er kommen solle. Herr von Buch (der interimistische Geschäftsträger) ließ sagen, „der Kardinal-Staats-Sekretär habe ihm vertraulich eröffnet, aber verboten amtlich zu melden, der Papst werde Bunsen nicht empfangen."

Ohne nur den Text der Allokution zu kennen, richtete Bunsen von Ancona aus die (von seiner Regierung später desavouierte) Note vom 17. Dezember 1837 an den Kardinal Lambruschini, worin er, den immer noch friedlichen und zur Versöhnung bereiten Charakter seiner Mission hervorhebend, als die praktische Frage des Augenblickes die hinstellte, ob der Akt der Allokution ein definitives Urteil des heiligen Stuhles ein- und damit eine weitere Prüfung der Thatsachen ausschließe oder nicht. Der erstere Fall würde allerdings eine eigentliche Kriegserklärung bedeuten, die jede weitere Verhandlung seinerseits ausschließe, er hoffe aber das Gegenteil. In dem Zusammenhang der Note war dabei die Maßregel gegen den Erzbischof als eine temporäre bezeichnet worden, sie habe, wie alles andere in der Sache Geschehene, dem Urteil des h. Stuhles unterbreitet werden sollen.

Die Antwort des Kardinal-Staats-Sekretärs vom 25. Dezember adoptierte zwar völlig die Anschauung, die Allokution habe durchaus nicht diplomatische Erörterungen und Erklärungen zurückweisen, sondern nur gegen alles, was in die Rechte der Immunitäten der Kirche eingriffe, protestieren sollen, erklärte aber zugleich, daß die Kurie erst nach Wiedereinsetzung des Erzbischofs in seine Funktionen auf weitere Unterhandlungen eingehen könne.

In seiner Erwiderung auf diese Note (vom 29. Dezember) machte Bunsen seinerseits die Wiedereinsetzung des Erzbischofs von vorhergehenden Garantien abhängig; zugleich aber legte er, von der Hoffnung ausgehend, es sei auch jetzt noch ein eigentlicher Kriegszustand zu vermeiden, seinem Hofe am 1. Januar 1838 eine Reihe von Vorschlägen vor, die von der Basis ausgingen, der Staat möge seinerseits

eine gesetzliche Deklaration über das in der Kabinetsordre von 1825 ausgesprochne Verbot, von den Brautleuten ein Versprechen über die Kindererziehung zu fordern, mit genauen Strafbestimmungen gegen die Uebertreter dieses Gesetzes erlassen, die Frage der katholischen Einsegnung aber ganz von sich abweisen, und so eine neue Situation schaffen, bei der eine mögliche Rückkehr des Erzbischofs keine Gefahren mehr biete und man ebensowenig den römischen Hof nötig habe.

Diese Vorschläge Bunsens fanden jedoch beim Ministerium keinen Beifall. Eine Note vom 19. Januar wies ihn an, sich aller weiteren Erklärungen gegen den römischen Hof bis zum Eingang weiterer Instruktionen zu enthalten. Diese Instruktionen selbst bestanden in der Zurückziehung der in den Noten vom 17. und 29. Dezember gemachten Anerbietungen. Es war die in dieser Beziehung eingetretene Meinungsverschiedenheit, welche die schließliche Veranlassung zu Bunsens Rücktritt bot. Schon in dem Bericht vom 1. Januar 1838 hatte er als Vorbedingung alles weiteren Verfahrens, auch in dem Fall der Annahme seiner Vorschläge, darum gebeten. Am 1. April 1838 wurde ihm der nachgesuchte Urlaub gewährt.

Da die von Rom aus gemachten Vorschläge Bunsens keine praktischen Folgen hatten, gehen wir hier nicht näher darauf ein, zumal da sein eigenes späteres Urteil diese letzte Zeit als die der Fehler bezeichnet, schon weil er etwas an sich Unmögliches unternommen. Dagegen teilen wir, zur Kennzeichnung der damals in Berlin herrschenden Stimmung, einen Auszug aus dem Briefe eines dortigen Diplomaten vom 1. Januar 1838 mit:

„Die Allokution des Papstes hat hier großen Zorn erregt: das Nächste ist, daß man die Denkschrift wird drucken lassen, das geschieht auf Befehl Serenissimi. Veranlassung dazu war auch der Wunsch der hohen Herrschaften in Dresden, die vollkommen mit uns einverstanden sind. Bald werden Sie auch in den öffentlichen Blättern einen Erlaß an Bodelschwingh lesen .... Die rheinisch-westfälische Deputation ist wieder heim: sehr zufrieden gestellt mit den Erklärungen, die man ihnen (ganz privatim versteht sich) gegeben; sie geben dem Erzbischof vollkommen Unrecht und äußern sich namentlich darüber sehr befriedigend, welch eine Undankbarkeit es gewesen sei, die fanatische Flagge aufzupflanzen, nachdem man protestantischerseits so viel Rücksicht auf den strengen Katholizismus durch die Beförderung des Erzbischofs genommen habe.

Uebrigens hat man sich hier vorgenommen, über die Sache nicht

mehr zu schweigen, seitdem bisher die Publizität so sehr zu unserem Nachteil ausgeschlagen nostra culpa!"

Wie wenig aber die in diesem Briefe ausgesprochene Hoffnung auf eine feste klare und konsequente Handlungsweise der Regierung in Erfüllung ging, beweist ein späterer Brief von derselben Hand, vom 20. November 1838:

„Was den Gang unserer öffentlichen Angelegenheiten betrifft, der ist so langsam und schleppend, daß ich so weit bin zu behaupten: es sei in unserer Lage besser, das etwas Falsches als daß gar nichts geschehe. Das letztere — ein sprechendes Zeugnis innerer Lethargie des Staatslebens — bringt uns um alle und jede Achtung des In- und Auslandes. Nicht die kirchlichen Differenzen thun uns Schaden, sondern der Umstand, daß wir uns nicht zu irgend einem Entschluß bestimmen können, möchte er doch sein, welcher er wollte. Dann würden wir doch irgend einer Fraktion der allgemeinen Meinung wohlgefallen: jetzt giebt uns Jedermann in der ganzen Welt das glänzendste testimonium paupertatis, weil wir selbst es uns faktisch ausstellen. Ob die Gesandtschaft von Rom soll abberufen werden oder nicht, ist noch nicht entschieden: ich habe jedoch gute Gründe zu glauben, daß es nicht geschehen wird. Wiewohl es nun in der neueren Geschichte, seit es stehende Gesandtschaften giebt, schwerlich ein Beispiel geben dürfte, daß der diplomatische Verkehr mit einer Macht fortgesetzt worden wäre, von der man so große Insulten erfahren hat, wie wir von Rom, so würde ich am Ende dennoch nicht allzuviel dawider haben, wenn man eines erfüllt hätte. Rom hätte sogleich nach Ankunft der Allokution in der Staatszeitung eine offizielle Erwiderung werden müssen, eine öffentliche und zwar mit einem hagebuchenen Besenstiel geschriebene Antwort, welche vor den Augen Europas den vom Vatikan nach uns geworfenen Schmutz aus- und zurückgefegt haben würde. Diese Antwort hätte dann Buch immerhin mit einer sehr zierlichen und höflichen Note in 2 Exemplaren eingeben und in Rom bleiben mögen. Wollte der Papst alsdann sich ärgern und die Gesandtschaft fortschicken — padrone. Allein jetzt ist es zu einer solchen Antwort viel zu spät, gerade als wenn jemand auf eine ihm gesagte Sottise 8 Tage die Antwort schuldig bleibt; und ich gestehe, daß ich nicht weiß, wie wir mit Ehren herauskommen wollen. Und dies ist um so ernster, als der Kreis der positiven äußeren Maßregeln, mit denen man sich gegenseitig bekämpfen kann, immer ein äußerst beschränkter bleibt, und die ganze Sache ihrem wesentlichen Teil nach eine rein moralische Fehde ist, wo der verliert, der sich moralisch am

schwächsten zeigt. Thun wir letzteres, — welche Partei unter Protestanten und Katholiken, welche politische Ansicht in Deutschland oder Europa, welche Macht an irgend einem Ort der Welt wird Lust haben, sich uns anzuschließen und Vertrauen in uns zu setzen?"

Es kann heute kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß der Briefschreiber die Situation nur zu richtig gezeichnet hat. Die Berliner Regierung glaubte, der öffentlichen Meinung, wie sie besonders in der Presse sich äußert, entbehren zu können [1]). Die Folge davon war, daß nicht bloß die eigene Bevölkerung es nicht verstand, wie die Regierung in der That das heiligste Recht, welches durch die Religionskämpfe für Deutschland erworben war, jesuitisch-hierarchischer Unduldsamkeit gegenüber vertrat; sondern daß das Kölner Ereignis sogar einfach als eine Willkürmaßregel des von Tag zu Tag verhaßter werdenden Absolutismus dargestellt werden konnte. „Es fehlte nicht nur die erste Vorbedingung zu einem glücklichen Kampf mit der Kurie, der Rückhalt in der Bevölkerung, sondern es war sogar die öffentliche Stimmung unzweideutig gegen die Regierung."

So konnte denn der weitere Verlauf nur der jesuitischen Partei zum Vorteil gereichen; die Verlegenheiten für die Regierung aber nahmen stets zu. Für eine nähere Darstellung des Einzelnen ist hier freilich nicht der Ort, da über diese Zeit keinerlei Ergänzung zu dem bekannten Thatbestand hinzugefügt werden kann. Es sei daher nur daran erinnert, wie der Posener Erzbischof Dunin schon gleichzeitig mit Drostes Machinationen in einen ebenso grellen Konflikt mit dem Staate getreten war, wie umgekehrt der staatsfreundliche Breslauer Fürstbischof Sedlnicki in eine Lage gebracht wurde, die ihn schließlich zur Resignation zwang.

Ueberhaupt datiert der eigentliche deutsche Ultramontanismus als organisierte Partei erst von dem Jahre 1838. Damals wurden die „Historisch-politischen Blätter" begründet, nachdem ihr Hauptgründer Görres bereits den Erzbischof Droste zum modernen Athanasius er-

---

[1]) Es sei hier nur daran erinnert, daß die Antwort auf die päpstliche Allokution, mit der Bunsen während seines Aufenthaltes in England betraut wurde, und die eine aktenmäßige Widerlegung der römischen Behauptungen enthielt (vergl. Bunsens Leben II. S. 5. 84) niemals gedruckt worden ist. Sie führt den Titel „Die Verhältnisse der preußischen Regierung zum römischen Hofe und zur römisch-katholischen Kirche in Preußen. Mit amtlichen Beilagen." Schon in Rom (bis zum 14. März 1838 vollendet) hatte Bunsen „Observations préalables sur l'Exposé officiel de la Cour de Rome rélatif à l'affaire de Cologne, avec un Appendice sur les dernières démarches diplomatiques de la Prusse" entworfen.

hoben hatte; gleichzeitig schürten zahlreiche Flugschriften, zum Teil von Konvertiten, die Erbitterung gegen die preußische Regierung. Diese selber aber zeigte sich mehr und mehr inkonsequent und schwankend in ihrer Haltung.

So blieb es bis zum Tode des persönlich edlen, wohlwollenden, gerechten Friedrich Wilhelm III.

IX.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, wie große Hoffnungen die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. erregte, mit welcher Begeisterung seine ersten Schritte begrüßt wurden. Auch die Biographie Bunsens bringt dafür nach den verschiedensten Seiten neue Belege (vgl. z. B. II, S. 146–149: die Briefe von Arndt, Hollweg, Usedom, Röstell, Hoffmann, sowie die Mitteilungen über die Berufungen von Schelling, Cornelius, Mendelssohn und die Reaktivierung von Arndt).

Wir sehen hier ab von den großen politischen Plänen, die in dieser Zeit gefaßt, von den schönen vaterländischen Ideen, die in derselben Zeit ausgesprochen wurden: kam doch fast nichts von allem zur Ausführung, bis — es zu spät war. Der zweite Band von Bunsens Leben ist auch nach dieser Seite hin höchst instruktiv, so über die Ursachen, weshalb die Lösung der brennenden Verfassungsfrage immer wieder verschoben wurde (vergl. u. a. II, S. 281—295, 387—390).

Nicht anders ging es mit den kirchlichen Fragen. Der König brachte bestimmte Ideen mit auf den Thron über Unterrichtsgesetz und Kirchenverfassung (vergl. B's. L. II, S. 128). Auch hier aber wurde nichts ausgeführt.

Die einzige Frage, die zu einer provisorischen Lösung gebracht wurde, war der Konflikt mit der Kurie. Die Resultate dieser „Lösung" sind derart gewesen, daß Bischof Ketteler von Mainz öffentlich erklären konnte, kein Regent unseres Jahrhunderts habe sich solche Verdienste um den Katholizismus (nämlich den Katholizismus im Ketelerschen Sinne) erworben als Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Die äußeren Schritte, welche den Konflikt beendeten, sind bekannt: es handelte sich besonders um die Ersetzung Drostes durch eine beiderseits für passend erachtete Persönlichkeit, als welche schließlich der Bischof Geissel von Speyer gewählt wurde. Ueber die geheimen Verhandlungen, welche diesen offiziellen Schritten zur Seite gingen,

kann nach Bunsens Papieren einiges bisher Unbekannte mitgeteilt werden.

Zunächst folge hier seine (Bernes) Tagebuchs-Aufzeichnung über die Sendung des Grafen Brühl nach Rom:

Am 28. Julius 1840 meldete sich ein Unbekannter, der sich durch ein Schreiben des Ministeriums als Graf Brühl auswies. Angewiesen, sich ganz im Geheimen zum Gesandten zu begeben, um ihm die erhaltenen Instruktionen mitzuteilen und zugleich die persönlichen Aufträge des Königs auszurichten, eröffnete er jenem im wesentlichen folgendes, was der Gesandte, der größeren Sicherheit wegen, zwei Tage nachher niederschrieb.

Der Graf Brühl soll folgendes erklären:

„S. M. der König wollen, ungeachtet des unfreundlichen und verletzenden Schrittes Roms in Beziehung auf den Fürst-Bischof von Breslau, Ihre Wohlgeneigtheit zu erkennen geben, die bestehenden Irrungen auszugleichen. Allein das Vorgefallene, und namentlich das Verfahren in der eben angedeuteten Angelegenheit, legen Seiner Majestät die bestimmte Pflicht auf, vorläufig eine Gewähr der entgegenkommenden versöhnlichen Gesinnungen Seiner Heiligkeit zu erhalten. Diese werde in folgenden Handlungen des päpstlichen Roms bestehen müssen:

1. daß der Erzbischof von Köln aus der Monarchie entfernt, zur Niederlegung seines Amtes vermocht, und das Erzstift erledigt erklärt werde.

2. daß der Besetzung des Stiftes Trier mit einer vom Kapitel gewählten, S. M. genehmen Person keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. Um jenes zu erleichtern, will S. M. gerne dem Erzbischofe für Lebenszeit seinen Gehalt lassen, auch, wenn dessen Erhebung zur Kardinalswürde als die entsprechende Form vom Papste gewählt werden sollte, die dazu erforderlichen Geldmittel hergeben.

Hinsichtlich Posens kann die Versicherung gegeben werden, daß der Erzbischof auf eine einfache Erklärung hin: „er wolle den Landesgesetzen nicht zuwider handeln", binnen 14 Tagen auf seinen Sitz zurückkehren werde.

Daß diese Landesgesetze auch hinsichtlich der gemischten Ehen nichts das Gewissen Beschwerendes enthalten, liege nach den gegebenen Erklärungen zu Tage. Außerdem solle allen katholischen Unterthanen die volle Freiheit in jeder Hinsicht bewiesen werden.

Auf weitere Unterhandlungen soll sich der Graf Brühl nicht einlassen, weder über jene Punkte noch über andere. Die Breslauer Angelegenheit wird vorerst durch das mitgebrachte Antwortschreiben des Fürstbischofs erledigt, in welchem er nicht allein sein Amt, sondern auch seine bischöfliche Würde zu den Füßen des Papstes niederlegt, mit dem Ausdrucke, er könne keine Würde behalten, welche ihn, nach des Papstes Versicherung, mit Eid und Treue, die er früher geleistet, in Widerspruch bringe und zu deren Verletzung nötige.

Endlich soll Graf Brühl sich sowohl gegen Rom als gegen Graf Lützow erklären, daß von einer Vermittelung keine Rede sein könne, und daß er selbst nach kurzer Frist — einige Wochen höchstens — wieder abreisen müsse.

Falls aber Se. Majestät sich in Ihrer Erwartung jener versöhnenden Maßregeln Roms getäuscht sehen sollten, würden Sie die geeigneten Schritte thun, um den Frieden im Lande herzustellen, zu dem Zwecke auch mit allen akatholischen Mächten in Verbindung treten und die Sache bis aufs Aeußerste, bis aufs Alleräußerste treiben."

Der Gesandte drückte dem Grafen seine Freude über einen solchen Schritt aus und erklärte ihm, daß er doch einige Zeit zugeben möge, falls er damit die Rückkehr Capaccinis und die Verhandlung mit ihm erreichen könne. Das Uebrige giebt folgender Bericht vom 29. Juli:

Gestern ist Graf Brühl, vom Landsitze des Grafen Pourtalès bei Murten kommend, bei mir gewesen und an demselben Tage wieder dorthin zurückgereist, so daß niemand von seinem Besuche etwas wissen kann. Er hat mir den Erlaß des Ministers vom 22. d. M. übergeben und die ihm selbst gewordene Instruktion, sowie die Allerhöchsten Aufträge vertraulich mitgeteilt. Was den Zweck der Sendung des Grafen betrifft, so ist der ihm gegebene präzise Auftrag gewiß der einzige Weg, jener Angelegenheit den so lange vergeblich gesuchten Umschwung zu geben und sie auf dem einen oder anderen Wege bald und rühmlich zum Ziele zu führen. Die Weisung: auf eine bestimmte Alternative eine bestimmte Erklärung innerhalb einer bestimmten Frist zu erlangen, ist dem Grafen so scharf vorgezeichnet, und er scheint sie so vollkommen begriffen zu haben, daß es mir nicht schwer werden konnte, ihm auch in wenigen Stunden das Verhältnis derselben zu den verschiedenen Persönlichkeiten, mit denen er dort in Berührung kommen wird, darzustellen. Ich that dies besonders in Beziehung auf die verschiedenen Versuche, welche durch das Streben bedingt sein

müssen, ihn im Festhalten jener Alternative irre zu machen. Denn nur insofern, trotz jener Versuche und Versuchungen, diese Alternative unerschütterlich festgehalten wird, kann die Erreichung des Zieles —, die Feststellung eines guten Verhältnisses der königlichen Regierung zu den römisch-katholischen Unterthanen, einschließlich der Geistlichkeit — mit Rom oder ohne Rom, als sicher angesehen werden: sowie, wenn jenen Versuchen nachgegeben wird, ich allerdings nur das Hinschleppen eines bedenklichen Provisoriums oder das Festsetzen eines noch bedenklicheren Definitiv-Zustandes im Schoße der Zukunft zu erblicken vermag.

Was den unmittelbaren Erfolg betrifft, so hielt der Gesandte die Beilegung der Posener Angelegenheit für sehr wichtig und glücklich: das Ausscheiden des Fürstbischofs keineswegs für ein so großes Unglück, falls ein zuverlässiger Mann gefunden würde, der zugleich das Vertrauen der Katholiken besitze und auf der Basis der westlichen Provinzen in der Diözese verfahre. Die Berufung des Erzbischofs nach Rom hielt er nur unter zwei Bedingungen für möglich, die freie Beistimmung des Erzbischofs angenommen:

1. daß man ihm zugestehe, erst einige Tage in Köln wieder kirchlich zu fungieren —

2. daß man sich über den Nachfolger verständigt habe.

Wegen Trier schien ihm die Schwierigkeit nicht so groß zu sein. Daß man Arnoldi annehmen werde, konnte man in Rom nicht denken: daß man ihn erwählt, hatte man ja gar nicht erwarten dürfen.

Dies alles in eine richtige, jene Alternative nicht umgehende Form zu bringen schien ihm ohne Capaccini unmöglich.

Diese Besorgnisse zu äußern, schien ihm, nach so vielen Erfahrungen, bedenklich: doch verhehlte er dem Grafen die Schwierigkeit, namentlich wegen der Abdikation, nicht, wo man natürlich Kardinal Fesch als Beweis der Unmöglichkeit anführen würde.

Ueber die verschiedenen Stadien der Brühl'schen Unterhandlungen kann hier nicht weiter Bericht gegeben werden, als daß derselbe im November 1840 definitive Instruktionen erhielt, worauf die Kurie ihrerseits im Februar 1841 bestimmte Vorschläge formulierte, die dann wieder seitens der preußischen Regierung beantwortet wurden. Doch ist so viel ersichtlich, daß die damalige Verhandlung sich um sieben Punkte dreht, welche von Rom gefordert und in Berlin teilweise zugestanden, teilweise abgelehnt wurden. Ueber den Inhalt dieser

sieben Forderungen und der Antworten darauf läßt sich folgendes mitteilen:

„1. Rückkehr des Erzbischofs v. Droste nach Köln. Der König werde dem Erzbischof gern erlauben, nach Köln zurückzukehren; aber die Folgen würden solcher Art sein, daß die politische Stellung Preußens kompromittiert und die öffentliche Ruhe und Ordnung, mit gleicher Gefahr für Kirche und Staat, bedroht würde.

2. Ernennung eines Koadjutors mit dem Recht der Nachfolge. Der Vorschlag entspricht den eigenen Wünschen des Königs, vorausgesetzt, daß der König mit der Person einverstanden sein kann, daß er die volle Diözesan-Gewalt erhält, daß bei der Bestellung nichts vorkomme, was irgend jemand verletzt.

3. Berufung des Erzbischofs nach Rom als Kardinal und Bestreitung der Hälfte seines Gehaltes durch den König. Einverstanden — 5000 Scudi sollen angewiesen werden.

4. Freie Korrespondenz der Bischöfe mit dem heiligen Stuhle. Der König hat bereits durch die Gesandtschaft anzeigen lassen, daß er aus eigenem freien Antriebe und im Vertrauen zu seinen Landesbischöfen die Korrespondenz mit dem heiligen Stuhle freigegeben.

5. Aufrechterhaltung der Bulle de salute animarum und des bezüglichen Breves über die Diözesen der Bischöfe. Die Regierung hat nie etwas anderes beabsichtigt: Schwierigkeiten bei einzelnen Punkten hat man gesucht, gewissenhaft zu überwinden.

6. Zustimmung zu den Erlassen der Bischöfe an ihre Parochianen über die Einsegnung der gemischten Ehen. Die Angelegenheit der gemischten Ehen ist durch die Verordnung von 1838 für die westlichen Provinzen und neuerdings durch die Erklärung hinsichtlich Posens und Gnesens erledigt.

7. Nichtbegünstigung des Hermesianismus durch die Regierung. Der Hermesianismus ist nicht begünstigt und wird nicht begünstigt werden. Das Breve ist in Ausführung getreten, so weit es ohne Verletzung von Rechten einzelner, für welche sie den Schutz der Gesetze in Anspruch nehmen können, statthaft ist."

Es schien auf dieser Grundlage zu einer Einigung zu kommen, mit der näheren Bestimmung, daß Herr v. Diepenbrock zum Koadjutor des Erzbischofs Droste ernannt werde. Da weigerte sich aber dieser selbst, Diepenbrock als Koadjutor anzunehmen und forderte zugleich Gestattung seiner Rückkehr nach Köln zur Bestellung des Koadjutors. Ob die Ursache dieser Erklärung in Köln oder Rom selbst zu suchen sein wird, steht dahin: jedenfalls adoptierte der Papst diese neuen

Forderungen. So brachte denn Graf Brühl schließlich die folgenden Vorschläge als „letzte Erklärung" mit nach Berlin:

„Der Papst bestellt einen dem Könige genehmen Koadjutor — nur nicht Diepenbrock — cum futura successione. Eine Zeitlang nachher (einen Monat etwa) begiebt sich der Erzbischof, als im Auftrage des Papstes, nach Köln, um denselben zu weihen, enthält sich übrigens aller kirchlichen Administrationshandlungen: in der Voraussetzung, daß der König durch eine öffentliche Erklärung ihn freispricht von aller Teilnahme an strafbaren politischen Umtrieben. Er geht dann sogleich nach Rom und wird Kardinal, auf Befehl des Papstes, der mit der Fülle seiner Macht einschreitet."

Dies die Sachlage im Mai 1841, als abermals Bunsen zugezogen wurde, der gerade in Berlin war, um seine Instruktionen für die Sendung nach London wegen des Jerusalemer Bistums entgegenzunehmen. Aus seinen Aufzeichnungen ergiebt sich, daß die zuletzt von Rom aus gemachten Vorschläge mannigfache Bedenken erregten, worüber sich wieder folgendes mitteilen läßt:

„Es ist geltend gemacht, daß der König die Rückkehr Drostes nach Köln nicht erlauben kann: seinetwegen (da er wegen Ungehorsam gegen die Gesetze entfernt ist) und des Kapitels wegen, auch wegen der ungünstigen Erscheinung vor der ganzen protestantischen Welt. Der Papst sagt: er höre auf Papst zu sein und gebe das Episkopat auf: von allen Seiten werde er hieran erinnert. Offenbar will er eine Satisfaktion und amende honorable. Dann kann der König auch eine fordern. Ist die Ernennung eines Koadjutors eine solche? Nur wenn der Erzbischof ihn nicht in Köln einsegnet. Die Erklärung des Königs wegen der politischen Umtriebe ist schon eine Satisfaktion. Gegen die Reise nach Köln ist zu sagen: es wird dadurch das Verbot der Verbindung mit der Diözese aufgehoben, ohne daß Droste etwas dafür gethan hat. Denn daß er sich aufopfert, nach Rom zu gehen, um Kardinal zu werden, läßt sich ernsthaft nicht anführen. Der Papst könnte nur eines thun: dem Erzbischof befehlen, in einem zu verabredenden Breve, sich von seiner Kirche zu trennen, pacis et concordiae causa, den von ihm ernannten Koadjutor-Nachfolger zum Bischofe zu weihen und dann nach Rom zu gehen. Die Wahl von Geissel würde aber die Weihung unnötig machen, die Bestallung geschieht vom Papste, und er kann alsdann, nur nicht über Köln, nach Rom gehen, mit Erklärung des Königs."

Unter solchen Erwägungen seitens der mit der Angelegenheit betrauten Kreise fand nun am 18. Mai eine Geheimerats-Sitzung über

die Frage statt, welcher außer dem Könige die Minister v. Thile, v. Rochow, v. Werther, Eichhorn, Graf Stolberg, Gen. Lindheim (sowie Bunsen und Graf Brühl) beiwohnten. Das erste Votum hatte der Kultus-Minister (Eichhorn) abzugeben. Er legte den geschichtlichen Verlauf der Unterhandlung vor bis zu der letzten Forderung des Papstes, verhehlte die Bedenklichkeit derselben nicht, glaubte aber doch überwiegende Gründe für die Annahme zu finden, weil doch der Hauptzweck erreicht werde, daß Droste nicht mehr die Kölner Diözese verwalte. Als Kandidaten für die Koadjutorstelle nannte er Kellermann, Schmüling, Kaiser, dem letzteren den Vorzug gebend. — Der Minister v. Rochow war gegen die Annahme, wegen der bei der Rückkehr zu erwartenden Aufregung in Köln. — Graf Brühl vertrat dem gegenüber die Anschauung, es sei von Rom aus nichts mehr zu erlangen. — Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten (v. Werther) schloß sich wieder dem Eichhorn'schen Votum an, ebenso der Minister von Thile. Letzterer erklärte zugleich: er sei vor allem für Diepenbrock, sonst aber für irgend einen: nur Annahme des Vorschlages. Wenn man die ganze Verhandlung bekannt mache, werde die Welt sagen: nach so vielen Zugeständnissen und hochherzigen Handlungen zum Frieden sei es der Mühe nicht wert, um dieses Umstandes willen die ganze Unterhandlung abzubrechen. Denn jetzt müsse man entweder abbrechen oder annehmen. Man werde die Katholiken und einen Teil der Evangelischen für sich haben, bald nachher alle, wenn man das Endresultat ins Auge fasse. In demselben Sinne sprach sich Graf Stolberg aus. — Der König selbst bemerkte, sein Hauptgedanke sei, daß es beginne an Bischöfen zu fehlen — Diepenbrock würde ihm der liebste Kandidat gewesen sein, weil er der frömmste und geistreichste sei; — richtete dann aber die Aufforderung an Bunsen, sein Votum abzugeben, da niemand die früheren Verhältnisse so gut kenne wie er, und er zugleich über die neueren das unparteiischeste Urteil habe, weil er keiner der Köche gewesen sei.

Ueber Bunsens Vortrag läßt sich der folgende Gedankengang mitteilen: „Feststellung des Thatbestandes: der Papst hat in den Artikeln nichts gesagt von dem Rechte des Veto des Erzbischofs, dem zu Gefallen er Diepenbrock ausschließt. Eigentlich ist auch nichts gesagt von dem Akte, welchen der Erzbischof dort ausüben soll. In den Verhandlungen ist nur im allgemeinen die Rede davon, daß er eine kurze Zeit dort verweilen solle. Die Frage sei: ob wirklich nur die Wahl sei zwischen Annehmen oder Abbrechen der Verhandlungen.

Es komme darauf an, die wahren Notwendigkeiten Roms zu erkennen. Der Staat habe gewissermaßen sich Satisfaktion genommen durch die Entfernung: jetzt habe die Kirche, nach ihrer Ansicht, die ihrige zu fordern. Es frage sich nur, ob zu dieser Satisfaktion die geforderte Einweihung des Koadjutors gehöre oder nicht?

Der König habe bereits drei Satisfaktionen gegeben: 1. die geheime, daß auf des Erzbischofs Verlangen Diepenbrock ausgeschlossen werde, während der Papst nicht davon in den Artikeln sprach; 2. die öffentliche des Kardinalats; 3. die nicht minder öffentliche der königlichen Ehrenerklärung. Daß die Ultramontanen noch jene feierliche Handlung dazu wünschten, begreife sich. Allein man könne dem Papste ja darthun, die Sache sei unmöglich. Alles was im ersten § der 7 Artikel anerkannt werde als Unmöglichkeit, gehöre gerade hierher. Niemand könne die Folgen eines feierlichen Einzuges berechnen, wenn der künftige Kardinal, der Erzbischof, unter Glockengeläute und Kanonendonner in die Kathedrale ziehe. Dazu komme nun die furchtbare Lage, in welche man das Kapitel setze, welches alles daran gesetzt, um der Regierung in dem schwersten Augenblicke beizustehen. Lasse man dieses im Stiche, so werde in Zukunft niemand mehr bei ähnlichen Fällen sich zur Regierung halten, sondern sich dem zuwenden, welcher seine Freunde beschütze und belohne. Man könne ferner dem Erzbischof den Mund nicht schließen: weigere er sich aber zu reden, weil er den Frieden nicht stören wolle, so werde die Begeisterung wachsen. Der üble Eindruck, die Entmutigung werde sich aber auf alle Evangelischen, in und außer Deutschland, erstrecken: alle blickten auf den König, als ihren Schirmherrn, selbst die gemäßigten Katholiken, so in Deutschland, so in Böhmen, so die Evangelischen in Ungarn.

Der leichteste Ausweg wäre, den Papst beim Worte zu nehmen: einen Bischof (Kaiser) zu verlangen, wobei also keine Konsekration stattfände. Die Installation habe der Papst sich vorbehalten: diese erfordere wenigstens keinen Akt des Erzbischofs in Person, wie es die Weihe thun würde — Kaiser aber sei gerade von Capaccini genannt und empfohlen.

Also möge man hiernach Rom antworten und die Sache zum Schlusse zu führen versuchen."

Gegen diesen Vortrag wurde ein doppelter Einwand erhoben, einmal vom Grafen Brühl: er könne nichts mehr erlangen; sodann von Eichhorn: die Rücksicht auf des Erzbischofs Weigerung, Diepen-

brock zu weihen, sei keine Satisfaktion der Kirche; das Kardinalat auch nicht, da der Hauptpunkt sei, ob der Erzbischof das Erzstift verwalten solle oder nicht; auch die Erklärung nicht, weil man ihn der politischen Verräterei nicht beschuldigt.

Die Entscheidung des Königs war: des Papstes Vorschlag sei anzunehmen, wenn Diepenbrock der Kandidat sei, sonst Kaiser zu verlangen, und dann bemerklich zu machen, daß hier die Weihe nicht nötig sei [1]). —

Ueber die nähere Form der so beschlossenen Unterhandlung finden sich (unter dem Datum des 20. Mai) noch folgende Vorschläge Bunsens:

„I. Grundsätze. Unterhandlung auf Grund der päpstlichen Erklärung.

1. Annahme des Dargebotenen und Dank.

2. Unmöglichkeit der Funktionierung des Erzbischofs in Köln wegen der unberechenbaren Folgen (Belgien — Eisenbahnen — Dampfschiffe — Volksbewegung).

3. Leichtigkeit der praktischen Umgehung der Konsekration durch Annahme des Rom genehmen, vom König von Bayern empfohlenen Bischofs von Mainz.

4. Ersatz des Ausfallens dieser Funktion durch eine Erklärung des Königs (nach der Installation des Koadjutors zu gebrauchen). Der Bann hinsichtlich der Rückkehr sei aufgehoben — der Erzbischof könne, nachdem er in die Trennung von der Diözese eingewilligt, und die Verwaltung des Koadjutors eingerichtet sei, über Köln sich nach Rom begeben, auch dort Messe lesen, nur alles ohne Funktion, sei es als Erzbischof, sei es als Delegat des Papstes.

Es versteht sich, daß der Erzbischof damit einverstanden sein muß, nicht in dem Erzstifte zu leben: das würde unangenehme Reibungen für alle anderen wie für ihn selbst haben, und Staat und Kirche schaden.

---

[1]) Ueber dies Resultat kann noch eine doppelte Aeußerung aus derselben Zeit angeführt werden. Gen. v. Thile meinte, im schlimmsten Falle werde es eine gute Wirkung hervorbringen, wenn man bekannt mache, wie die ganze Sache am Eigensinn des Erzbischofs gegen Diepenbrock gescheitert sei. — Graf Gröben dagegen erklärte, der Entschluß sei unausführbar: habe man gegen des Erzbischofs Rückkehr nicht im Prinzip protestiert, sondern nur, wenn Diepenbrock nicht der Kandidat sei, so könne man das nicht öffentlich rechtfertigen; denn man erscheine sonst eigensinniger als der Erzbischof.

Will der Papst hierauf nicht eingehen, so stellt er sich in Nachteil vor der ganzen Welt, in der öffentlichen Meinung. Er gesteht dann ein, daß er statt einer Statisfaktion eine Demütigung, und noch dazu eine ganz offenbar gefahrvolle, gewollt.

Das Wesentliche: Aufenthalt in Köln, ist nachgegeben.

Ein Bischof als Koadjutor ist notwendig: denn eine Konsekration von jemand anders als dem Erzbischofe wäre eine starke Zensur des Erzbischofs seitens des Papstes. Will man sie bei Diepenbrock zugeben, so kann man sie, ohne Schein des Eigensinnes, nicht bei allen anderen ausschließen.

II. „Die kanonische Form bei der Koadjutorie.

1. Die Uebertragung geschieht durch eine an den Erzbischof gerichtete Bulle.

2. Dieser kann sie dem Koadjutor ohne irgend eine Funktion und Förmlichkeit zusenden.

3. Der Koadjutor weist sie alsdann dem Kapitel vor und nimmt dadurch Besitz.

Der Bischof einer Diözese kann nur vermöge eines außerordentlichen päpstlichen Dispenses ein anderes Bistum als Koadjutor verwalten und seine eigene Diözese unterdessen durch einen Vikar verwalten lassen. Das Gewöhnliche ist, daß er einen Vikar für die Koadjutorie ernennt. — Hinsichtlich Fesch soll ein Vicaire général mit jährlich erneuerten Vollmachten die Regierung geführt haben.

III. Steht die Alternative auf Abbrechen oder Annehmen?

Nein! man nimmt alles Wesentliche an.

Wird darauf nicht eingegangen, so kann man sich freundlich erklären, mit Bereitwilligkeit der Unterhandlung über eine andere Form. Aber die Sache muß so gestellt werden, daß man des Annehmens fast ganz sicher sein kann."

Nach diesen Aufzeichnungen (die zum Teil nach Röstells Mitteilungen festgestellt waren) hielt Bunsen am 21. Mai einen neuen Vortrag, auf Grund dessen die Schlußentscheidung des Königs gefaßt wurde:

1. Der König nimmt die Anerbietungen des Papstes an.

2. Er läßt Diepenbrock fallen und hält sich an den vom König von Bayern vorgeschlagenen Bischof Geissel von Speyer.

3. Da hierbei die Weihung wegfällt, so will der König die hieran vom Papste geknüpfte kirchliche Feierlichkeit und Funktion des Erzbischofs dadurch ersetzen, daß er erklärt: „der Bann sei gelöst, und

der Erzbischof könne (nach eingereichter Koadjutorie) in Köln erscheinen, sobald er wolle: angenommen, daß er vorher sich aller amtlichen Handlungen feierlich begeben habe."

Mit diesem, in Rom angenommenen Resultat der Brühl'schen Verhandlungen schließen unsere Mitteilungen über „die verschiedenen Stadien des preußischen Kirchenstreites". Ueber die Verwaltung des Erzbischofs von Geissel ein näheres Urteil zu fällen, ist hier keine Veranlassung. Nur sei noch erwähnt, wie Bunsens persönliche Stellung zu der Lösung des Konfliktes auch aus der Art seines Verkehres mit Geissel hervorgeht, worüber u. a. ein Brief vom 18. März 1844 berichtet [1]) (vergl. Bunsens Leben II, S. 252): „Helmentag brachte mir die Nachricht, der Erzbischof freue sich ungemein des angekündigten Besuches. Ich fuhr nach dem Palaste, den ich am verhängnisvollen Tage des 17. September 1837 zum letzten Male betreten. Ich hatte eine fünfviertelstündige Unterredung mit dem Erzbischof-Koadjutor, der mir die größte Freundlichkeit und nach einer halben Stunde unbegrenztes Vertrauen schenkte." — Wie trotz der persönlich freieren Anschauung Geissels der Einfluß der Jesuitenpartei in der Erzdiözese von Jahr zu Jahr stieg, mag einer späteren Darstellung vorbehalten bleiben.

Ebenso die Einwirkung der Krise des Jahres 1848 auf das Verhältnis der Kirche zum Staat, eines in ihren Folgen selbst das Jahr 1838 überbietenden Umschwunges [2]). Von da an datiert einmal die völlige Herrschaft des Ultramontanismus in der römisch-katholischen Kirche selbst: die liberalen Geistlichen werden, wie früher schon die Freunde und Schüler Wessenbergs und Spiegels, völlig dem rücksichtslosesten Despotismus überantwortet; die Behandlung der badischen Geistlichen, die dem verstorbenen Großherzog Leopold den Trauergottesdienst nicht versagt hatten, ist nur ein Faktum von vielen. Zugleich aber erringt die einheitliche geschlossene Macht der Kirche über die in sich uneinigen Staaten einen Sieg nach dem andern. Heute steht es in jeder einzelnen Beziehung schlimmer für den Staat und für die evangelische

---

[1]) Derselbe Brief und die ihm folgenden teilen zugleich näheres über die Mißstimmung in der Bevölkerung wegen Vorenthaltung der versprochenen Verfassung mit.

[2]) Einstweilen mag hier auf den § 29 meiner „Neuesten K.-G." (die neuen Siege der Kirche über die Staaten durch das Jahr 1848 und seine Nachwirkungen) verwiesen werden.

Kirche wie vor einem halben Jahrhundert; speziell sind in den gemischten Ehen längst alle damaligen Prätensionen Thatsachen geworden. Und während die ultramontane Partei offen den Gesetzen des Staates den Gehorsam aufkündet (wie noch zuletzt der Bischof von Osnabrück nach dem Vorbilde seines Linzer Kollegen), ist zugleich die gegenwärtige Situation dadurch gekennzeichnet, daß im preußischen Abgeordnetenhause der derzeitige Kultus-Minister die Sache der Herren Reichensperger, Windthorst und von Mallinckrodt zu der seinigen macht[1]).

---

[1]) Der vor einem Menschenalter geschriebenen Darstellung wäre heute manche Ergänzung beizufügen, wie z. B. § 55 meiner Geschichte des Katholizismus „Der Kölner Kirchenstreit und die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms IV. in Preußen und Ludwigs I. in Bayern — neben welchem besonders noch § 50 (Erzbischof Spiegel von Köln und die Lahmlegung seiner kirchlichen Reorganisation durch den G. R. Schmedding), § 51 (die „deutsche Theologie" der Hermes'schen Schule und ihre Unterdrückung durch den wiederhergestellten Jesuitenorden) und § 54 (die Erstlinge der neupapalen Theologie in Deutschland und die Konvertiten) in Betracht kommen — die Mitteilungen von Friedrich Michelis über seinen Bruder Eduard benutzen konnte, und anderswo auf den Spionagedienst Laurents über seine Bonner Lehrer verwiesen wurde. Aber der Zweck der Veröffentlichung „aus Bunsens Papieren" durfte auch bei dem Wiederabdruck nicht modifiziert werden.

XII.

Von der Mündung des Rheins.

Die nachfolgenden Skizzen verdanken ihre Entstehung der Notwendigkeit einer Pause während einer Thätigkeit, die von Anfang an zu vieles mit einander verbinden wollte. Der Mittelpunkt der Arbeiten der Jahre 1868—1870 ist nämlich die Durcharbeitung des Bunsen'schen Nachlasses und die damit verbundene Herausgabe seiner Biographie gewesen. Der erste Band des Werkes ist 1868 erschienen, der zweite 1869, der dritte 1871. Aber geteilt zwischen Berlin und Heidelberg, wurde in dieser Zeit auch das eigene Leben in den großen Strom der nationalen Einheitsbewegung hineingezogen. War ich in Baden von Anfang an mit eingetreten in die auf die „Ueberbrückung des Mains" gerichteten Bestrebungen, so war dies in den Jahren des Zollparlaments in Berlin in noch viel höherem Grade der Fall. Was ist es doch für eine mächtig aufstrebende Zeit gewesen, die sich durch den Völk'schen Jubelruf: „Es ist Frühling geworden in Deutschland" selbst gekennzeichnet wußte. Was für ein unvergeßlich schönes Fest war es nicht, das den süddeutschen Abgeordneten von der nationalliberalen Fraktion der preußischen Kammer gegeben wurde: mit dem Toast Forckenbecks auf Simson, als den zukünftigen Präsidenten des Vollparlaments, mit Simsons demütigem Bekenntnis zu Gottes Hilfe, mit Bennigsens Begrüßung Völks u. s. w. Umgekehrt aber hat zugleich auch das Goethe'sche Wort: „Saure Wochen, frohe Feste" selten solche Bewährung gefunden wie damals. Auch der kleinste Schritt vorwärts mußte unter den größten Schwierigkeiten erkämpft werden. Mit den Luxemburger Wirren, oder der Verweigerung des Eintrittes Badens in den norddeutschen Bund sind nur ein paar Punkte von vielen genannt. Mehr noch als beides sind die württembergischen Wahlen zum Zollparlament für jene Zeit charakteristisch gewesen. Unter dem Zusammenwirken von Regierung und Demokratie hatte die deutsche Partei auch nicht ein einziges Mandat bei denselben erlangt. Beinahe noch lehrreicher aber war dann die Debatte über jene Wahlen, der ich als Begleiter von Legationsrat Meyer in der Hofloge beiwohnen konnte. Die Herren v. Varnbüler, v. Linden, v. Mittnacht (dieser schon damals in auffällig regem Verkehr mit den Führern des späteren Zentrums) hatten — keiner, der jenen Tag mit durchlebt, wird darüber anders urteilen — den Ton der damaligen Uebergangsperiode viel besser getroffen, als der Berichterstatter der Kommission, der Nassauer Braun, der seinen bekannten

Humor an verkehrter Stelle zur Geltung brachte. Nur der gegen Ende der Debatte noch kurz zu Wort gekommene Lasker hat schließlich durch eine herzergreifende Improvisation die schon verlorene Schlacht zum Stehen gebracht. Dem nachmaligen Groll Bismarcks gegen Lasker zu Liebe sollte doch kein wirklich historisch-gebildeter Mann die hohen Verdienste des damaligen Lasker um unsere nationale Einigung vergessen.

Bei dem vorerwähnten parlamentarischen Feste hatte Georg von Bunsen mich eingeführt. Auch seine ungewöhnlichen Verdienste in jenen Jahren, in welchen auch sein Verhältnis zu Bismarck ein freundliches war, müssen späterer Verkennung gegenüber hier doppelt betont werden. Von seinem großen Vater hatte er jenen echt deutschen Sinn überkommen, der diesen in der trübsten und schwülsten Reaktionszeit — bei der Widmung seines Hippolytus an Rothe (1852) — weissagen ließ:

Wissend auch, daß unserm Volke
Ward ein göttlich hohes Pfand,
Daß der Geist des Herren wehet
Noch im großen Vaterland,
Daß er heilen will, was siechet,
Einen, was zerrissen ward,
Und verklären sich aufs neue
In der freien deutschen Art.

Damit aber verband sich in dem edlen Sohne als schönstes englisches Erbteil eine über alle konfessionellen Schranken hinaushebende Philanthropie, die ihn zu einem deutschen Shaftesbury gemacht hat. Damals ist er der eigentliche Mittelpunkt der Arbeit für den ostpreußischen (außer ihm von Patow und Hoverbeck geleiteten) Hilfsverein gewesen. Bald schlossen die Bestrebungen für das erste Asyl für Obdachlose, sowie für die (besonders der Rücksicht auf die Unbemittelten dienstbar gemachte) Hochseefischerei und so manches andere sich an. Vorurteilsfrei wie wenige konnte er sich an Stöckers Predigten erbauen und zugleich dem zum Konfessionshaß gewordenen Antisemitismus mannhaft die Stirn bieten.

Aber es kann hier nicht der Ort für eine genauere Schilderung des Einzelnen sein. Und es thut dies auch um so weniger not, wo wir von der Hand einer hochbegabten Tochter (Marie von Bunsen) bereits ein prägnantes Lebensbild Georgs von Bunsen besitzen und ein eingehenderes erwarten dürfen. Um so weniger aber darf es hier unberücksichtigt bleiben, wie ich in seinem gastlichen Hause zugleich die andern liberalen Führer auch persönlich kennen lernte, während sich gleichzeitig das schöne Lebensverhältnis zu dem nur eine Treppe höher wohnenden George Bancroft anknüpfte. Anderswo waren es dann wieder die Begründer der freikonservativen Fraktion, von welchen ich für mein politisches Verständnis die gewichtigsten Anregungen empfing. Es hat damals recht eigentliche politische Salons in Berlin gegeben, wo, wie in der Blüthezeit Frankreichs, die Damen des Hauses es meisterlich verstanden, die an den offenen Abenden erschienenen Gäste verschiedener Färbung in freundlichen Verkehr unter einander zu bringen. Obenan stand der hochbedeutende Kreis, der sich bei Frau von dem Knesebeck-Carbe, geb. v. Bojanowska, versammelte. Aber auch Graf Bethusy-Huc und Professor Aegidi richteten später Aehnliches ein. Sogar Ranke ist in diesen Jahren unter die Gastlichen gegangen.

Wie manche ernst schöne Stunde drängt sich noch heute — die eine

die andere ablösend — in dankbare Erinnerung: so von einer jener in dem damaligen Berlin so besonders gewerteten Gesellschaften Bancrofts, in welcher Herr von Keudell mit seinem berühmten Klavierspiel die Stimmung beherrschte, während Mommsen Cercle hielt und Pertz die Rolle des zerstreuten Professors spielte; oder von dem letzten Gespräch mit Twesten, voll bitterer Klage über das, was er als Vertrauensmißbrauch Bismarcks empfand, und unter dem Rattenkönig der berüchtigten Prozesse vorzeitig erliegend; aber auch umgekehrt von jenem Infallibilismus der reinen Negation, in welcher der vornehmere Freiherr von Hoverbeck für Eugen Richter den Weg bahnte. Kaum ein Tag ist damals ohne lehrreiche Gespräche vergangen: sei es, daß Miquel in eifrigem Zwiegespräch sein einstiges Schülerverhältnis zu Proudhon klarlegte, oder daß der Nachhausegang aus politisch angeregter Gesellschaft ein Nachtgespräch mit Berthold Auerbach und Rudolph Virchow über die Unsterblichkeit brachte; sei es, daß Graf Wintzingerode ein vorlautes Wort über das mißbrauchte Patronatsrecht zu warmer Kennzeichnung der Patronatspflichten benützte. Staatsmänner, wie Schlözer und Friedberg (der spätere Justizminister), wie Krüger (der hanseatische), Liebe (der Braunschweiger), Hofmann (der hessische Minister-Resident) sind in jener Zeit doch noch etwas mehr gewesen als die bloßen Statisten, als welche in Poschingers „Bundesrat" alle andern außer dem einen Kanzler erscheinen. Und welche erhabene Aufgabe war damals den deutschen Historikern gesteckt! Wohl war Häusser viel zu früh aus jener Arbeit abberufen, vermöge deren er wie kein Zweiter für das Verständnis Preußens in Süddeutschland thätig gewesen war. Um so feuriger und stürmischer aber warf Treitschke sich in die Bresche, während Sybels besonnene abgeklärte Haltung die Kräfte von Freund und Feind ruhig abwägen lehrte, und Ranke doch noch etwas andere Seiten zu entfalten verstand, als die, welche sein Briefwechsel mit Edwin v. Manteuffel oder Wiedemanns Tagebücher enthüllt haben.

Wenigstens die Namen solcher noch auf lange hinaus vorbildlicher Persönlichkeiten dürfen an dieser Stelle nicht fehlen, mögen manche derselben auch für manchen der Jüngern „Schall und Rauch" geworden sein. Ebenso können auch die mancherlei kirchlichen Beziehungen und Berührungen dieser Zeit kaum anders als durch bloße Nennung einiger Namen angedeutet werden. So ist der alte Kreis der Schüler Schleiermachers auch mir damals erschlossen worden. An Männer wie Thomas, Lisco, Sydow, Hoßbach, W. Müller, Plath, sowie den trotz schwerer Erkrankung noch in ungewöhnlichem Grade thatkräftigen Krause bewahre ich verehrungsvolle Erinnerung. Aber auch dem in der „Rundschau" bekämpften Generalsuperintendenten Hoffmann bin ich gerade durch die Art der Polemik menschlich nahe getreten, und Professor Meßner wünschte — meinen Angriffen auf die „N. E. K.-Ztg." zum Trotz — meine Mitarbeit daran. Durch die treuen hessischen Freunde Ohly (als Oberbürgermeister von Darmstadt in weitesten Kreisen in dankbarem Andenken) und Schroeder (Reichs- und Landtagsabgeordneter) waren Leopold Schmid (damals Gießener Professor) und Völk unter den Katholiken mir genauer bekannt geworden, und mit Forckenbeck habe ich in Bunsens Hause manche konfessionellen Fragen besprochen. Natürlich stand auch bei den Unterhaltungen mit Vater Twesten oder mit dem herzerwärmenden Sohne Robert Blums (des Deutschkatholiken), Hans

Blum, die Verbindung der nationalen und kirchlichen Interessen im Vordergrund. Und es wäre geradezu Unrecht, wollte ich das gastliche Haus des Gynäkologen Martin vergessen, in welches der germanistische Sohn mich zuerst eingeführt hatte, wo ich dann aber selbst heimisch wurde und eine Fülle interessanter Persönlichkeiten kennen lernte.

Bei jeder dieser persönlichen Erinnerungen aber tritt der Gesamtcharakter jener gewaltig aufstrebenden Zeit dem Rückblickenden in seinem einzigartigen Zauber entgegen. Auch auf sie ist das Lied „O du schöne Zeit, o du selige Zeit" anwendbar. Wodurch aber war sie so hochbedeutsam? Weil das Wort aus Schillers Glocke selten so wahr geworden ist:

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in muntrem Bund,
Und in feurigem Bewegen
Thun sich alle Kräfte kund.

Nicht am wenigsten galt dies Wort von dem Vereinsleben, wie es sich damals, nachdem der Nationalverein seinen Zweck als erfüllt angesehen hatte, obenan im Protestantenverein gestaltete. Die demselben in Berlin bereiteten Hemmnisse hatten nur seine Popularität vermehrt. Habe ich keine der damaligen Generalversammlungen aus eigener Anschauung kennen lernen können, so durfte ich dafür in einer Reihe lokaler Vereine das erwachende evangelisch-kirchliche Interesse begeisternd auf mich einwirken lassen. Die Teilnahme der gebildeten Laienkreise ist damals noch größer gewesen, als der Ev. Bund sie später vorgefunden hat. Es herrschte allgemein eine hoffnungsfreudige Stimmung, die das Ziel nationaler und religiöser Einigung in erreichbarer Nähe erblickte. Die Grundstimmung, aus welcher zwanzig Jahre hernach der Ev. Bund erwachsen sollte, ist diejenige ernster Buße gewesen, das allseitige Gefühl der Beschämung, wohin es mit unserem deutschen Protestantismus gekommen war.

Nicht so damals. Und das Zeugnis, das ich über diesen Punkt hier niederlege, beruht auf mannigfacher Beobachtung. Greifswalde, Stettin, Magdeburg einerseits, Offenbach, Pforzheim, Neustadt a. d. H., Straßburg andererseits wurden neben Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg in den Pausen zwischen der großen Arbeit besucht. Meist habe ich über die Gleichnisse Jesu oder verwandte religiöse Stoffe gesprochen. Auch die Jerusalemer Eindrücke lebten wieder auf in dem „Blick von Worms auf Jerusalem".

In solchen Zeiten lernt jeder einzelne alle Kräfte anspannen. Mit der Tagesarbeit war damals in Berlin nicht nur das überaus reiche gesellige Leben verbunden, sondern es schlossen auch außer den vorgenannten Vorträgen andere in Berlin selber sich an. Zugleich aber führte die — nur zeitweilig unterbrochene — Heidelberger Lehrthätigkeit zu mancher Spezialarbeit: so zur Herausgabe der Universitätspredigten „Aus Gethsemane", zu Besprechungen von Keims Geschichte Jesu, Gaß' Geschichte der Dogmatik, Schellenbergs Predigten, Conradys „Christentum und Kultur", Harleß' Geschichtsbildern aus der lutherischen Kirche Livlands, Georg von Oertzens Dichtungen und Aphorismen u. dgl. m. Auch der Nekrolog auf Niedner in der Zeitschrift für historische Theologie gehört in den gleichen Zusammenhang, desgleichen die in derselben Zeitschrift erschienenen „Beiträge zur holländischen Kirchengeschichte" (über Moll, Hoekstra, Sepp).

Die letztgenannten — etwas schwerere Ansprüche an ihre Leser stellenden — Beiträge hängen jedoch noch mit einem weiteren Anlaß zusammen, der sich neben Berlin und Heidelberg wieder geltend zu machen begann: einem erneuten holländischen Aufenthalt. Auf denselben führen sich zugleich die nachfolgenden leichter hingeworfenen Skizzen zurück. Sie sind recht eigentlich dem Bedürfnis nach Erholung zwischen der anspannenden Archivarbeit entstammt.

Vom Herbst 1868 an habe ich noch eine Reihe von Jahren hindurch das Seebad Katwyk bei Leiden besucht. Daß dort meine Aufmerksamkeit besonders durch das großartige Jesuitenkolleg gefesselt wurde, versteht sich von selbst. Die Detailkenntnis, die sich mir ungesucht bot, hat, wie unlängst an anderem Orte (im Handbuch III, 2, S. 159—162) erzählt wurde, dort die Meinung hinterlassen, ich müsse das Institut persönlich besucht haben. Das ist nun freilich nicht der Fall gewesen.

Doch es braucht hier nichts von dem vorweg genommen zu werden, was in den folgenden Skizzen ohnedem zur Sprache kommt. Ließ sich doch in diesem Falle nicht das Gleiche thun, wie bei den Jerusalemer Reisebriefen, wo alle diejenigen weggelassen werden konnten, welche sich nicht auf die katholischen Kirchen bezogen. Denn die holländischen Bilder haben ihren photographischen Wert gerade in der Gruppierung der verschiedenen kirchlichen Erscheinungen. Für den Verfasser selber aber lag die bleibende Bedeutung dieses wiederholten Aufenthalts in den neuen engen Beziehungen zu dem Land seiner Mutter.

Für das Spezialgebiet des holländischen Katholizismus sind — ebenso absichtslos wie stufenweise — damals zugleich die Vorstudien zu den Monographien von 1872 und 1877 über altkatholische und römischkatholische Kirche begonnen. In der allgemeinen Geschichte des Katholizismus ist nachmals eine kurze Zusammenfassung versucht in dem § 31 über die päpstliche Unterjochung Hollands. Der zweite Band dieser „Kleinen Schriften" wird die edlen Lebensbilder des Baron Hugenpoth tot den Berenclaauw und des Erzbischofs Loos daneben zu stellen haben.

So bin ich denn wieder einmal in dem *Lande*, dessen Boden seit den Tagen der Kindheit ein heimischer für mich war und stets heimischer wurde, — unter dem *Volke*, dessen Ahnen den großen Freiheitskampf für religiöse und politische Freiheit gegen spanische Tyrannei und französische Raubsucht mit so nachahmungswürdigem Mute und so bewunderungswertem Erfolge geführt, — in den Fluren, die den Kern jeglichen nationalen Lebens, den unabhängigen *Bürgerstand*, in seiner vollen Kraft zur Entwickelung brachten, — inmitten der Städte, welche die eine wie die andere angefüllt sind mit den Schöpfungen einer frischen naturwüchsigen *Kunst*, deren Eigentümlichkeit heute noch unübertroffen dasteht, — in unmittelbarer Nachbarschaft endlich von der Stadt, die für die *Wissenschaft* jeder Periode so großes geleistet, seit

ihre Bürger nach der Errettung aus jener weltberühmten Belagerung der Steuerfreiheit die Universität vorgezogen haben.

Mannigfache Bilder, alte wie neue, erfrischende wie betrübende, aus dem Leben der Jetztzeit wie aus der Litteratur über die Vorzeit geschöpft, verdrängen einander auch diesmal. Es gilt, sie zu sichten, um jedes einzelne zu seinem vollen Recht kommen zu lassen; nach der raschen Aufeinanderfolge so verschiedenartiger Eindrücke thut ruhiges Sinnen und Ueberdenken not. Wo aber wäre eine bessere Muße dafür und eine bessere Stätte für eine solche Muße zu finden, als gerade hier, wo das rastlose Treiben der Gegenwart hinter den Dünen zurücktritt, wo alles vorübergehende Drängen und Jagen verbannt wird durch den Blick auf die Unermeßlichkeit, auf die Unendlichkeit, auf das Meer? Nimmt doch das Meer fast zauberisch immer aufs neue den Sinn des Menschen gefangen, und in dem Auf- und Niederwallen der Wogen erzeugt sich eine träumende Ruhe, einem Trunke aus dem Lethe vergleichbar.

Wohl mir, daß ich mit dir vertraut,
Viel tausendmal dich angeschaut! —
Es kehrte jedesmal mein Blick
Mit innigem Gefühl zurück.

Wer, dem es nur einmal vergönnt war, die Herrlichkeit des Meeres zu schauen, hat nicht so mit dem jugendlichen Stolberg gefühlt, der, als er so sang (1777), noch ein frisches und ein freies deutsches Gemüt hatte? Mögen darum auch die trübsinnigen Versuche des „Unfreigewordenen", den Gang der Geschichte rückwärts zu kehren, denen er seit der Scheide des Jahrhunderts sich hingab, in dumpfen Klostermauern vermodern, — Stolbergs Jugendlieder werden unvergessen fortleben in unserm Volke, und die köstliche Ode „An das Meer" gewiß nicht am wenigsten. Tönt doch aus dem Rauschen der Wogen wie von selbst ein Rhythmus hervor, wie er den neuen Sänger des alten gedenken ließ:

Der blinde Sänger stand am Meer,
Die Wogen rauschten um ihn her,
Und Riesenthaten goldner Zeit
Umrauschten ihn im Feierkleid.
Es kam zu ihm auf Schwanenschwung
Melodisch die Begeisterung,
Und Ilias und Odyssee
Entstiegen mit Gesang der See.

Wohl reiht ein Lied sich ans andere, zu dem „das heilige und weite Meer" die Dichter aller Sprachen begeistert. Mit Gewalt muß man sich von dieser Sirenenstimme losreißen.

Und nicht leichter ist's, der träumenden Erinnerung zu wehren, die ebenfalls aus den Fluten der See wieder und wieder auftaucht, die verschiedensten Bilder mit einander verbindet, — von den wunderbar erglänzenden Seen der Schweiz mit dem rosigen Alpenglühen zu ihren Häupten — bis zu dem sonnigen Gestade der Provence mit dem würzigen Duft der Orangen, der noch weit hinübergetragen wird über die tiefblaue Flut; von der steinigen und öden Küste, die die Trümmer des alten Alexandrien und seiner ptolemäischen Pracht unter den Fluten selbst suchen heißt — bis zu der stürmischen Rhede von Jaffa, wo kaum ein einzelner Baum dem Wanderer Schatten darbietet, wenn er nicht in die fieberreiche Sumpfluft sich hineinwagen will; von jenem Osterabend am Roten Meere, wo der drüben über dem arabischen Gebirge aufgehende Vollmond den schroffen Bergrand der Wüste, die Moses' Rettung geschaut, mehr noch wie die Tageshelle am Horizont abzeichnete — bis zu jenem noch unvergeßlicheren Sonnenuntergang über dem Toten Meere, der die dunkle fettige Flut goldig anhauchte und mehr an den Genezareth- als an den Asphaltsee gedenken ließ.

Aber nicht für solche Erinnerungen individueller Natur ist der Meeresblick von Katwyks Strande gegönnt, wo, wie das jedem Kinde in Holland bekannte Lied Borgers singt:

. . . . . wo die salz'gen Wogen
Den Vater Rhein in ihrem Schoß erwarten, ...
Den hier zum schmalen Kanale gewordenen Strom,
Der. von der Alpen Gipfel herunterstürzend,
Den Bergesrand küßt, aber die Deiche zertrümmert,
Der die Welt abteilt in Völker und Reiche
Und selbst fürstlichen Fuß hemmt.

Nicht ohne Grund ist das Trauerlied des längst schon heimgegangenen Dichters auf die ihm entrissene Gattin in aller Munde; denn nicht oft hat innige Empfindung so sehr den entsprechenden Ausdruck gefunden, als in Borgers Klage:

Stets hab' ich geglaubt an dich, o mein Gott,
Und so lange ich atme,
Werde ich deiner Vatergüte vertrauen,
Die nie ohne Grund strafte, ...
Aber wahr ist's, schwer fällt mir's, zu tragen
Die doppelte Trauer.

Vermag doch ohnedem der wüste, pflanzenlose Strand der Düne den einsamen Wanderer in eine ernste, fast trübe Stimmung hineinzuziehen, zumal wenn der Sturm hinunterfährt in die mächtigen Fluten und die Brandung hinaufschleudert bis hinter den Schutzwall. Aber

ein düsteres Hinbrüten ist's darum nicht, das von den Wogen her den Menschen anhaucht. Hollands Geschichte besagt das Gegenteil: wie der stetige Kampf der schwachen Menschenhand mit dem mächtigen Element ausharrende Thatkraft, frischen Unternehmungsgeist zeugte. Wahrlich, nur darum ist die Ruhe am Meeresstrande von Gott so gesegnet, weil sie die Mutter wird thätiger Arbeit.

Heute aber ist's noch vergönnt, zu ruhen am Meere und langsam und still eins der mithergenommenen Bilder nach dem andern noch einmal am Auge vorbeigleiten zu lassen. Sei es drum so! Rasch ergießt sich die Lebensflut dem Kinde der Gegenwart. Nicht mehr darf er behäbig den Weg dahingehen wie seine Väter. Eine Zeit, in der ein Ereignis das andere jagt, die in Tagen und Wochen zu stande bringt, wozu frühere Jahrhunderte Jahre und Dezennien brauchten, verbietet lange dauernde Ruhe. Wer in ihr etwas schaffen will, muß auf ihren Fluten sich einschiffen, darf den Lärm und das Getümmel des heutigen Tages nicht scheuen. Aber nur dann vermag man sichern Fußes seinen Weg in solchem Sturme zu wandern, wenn der Ausgang und das Ziel dieses Weges unverrückt feststeht. Vor und hinter der Zeit fließt die Ewigkeit: sie predigt unmißverständlich das heilige Meer.

I.

Womit beginnen in dem Versuch, die im Vorübergehen geschauten Szenen bleibend sich zu erhalten, als mit dem Nahen, mit dem Nächsten? Bietet doch das arme Fischerdorf kaum minder lehrreiche Bilder als die geräuschvollste Stadt. Nirgends ist ja die heutige Generation so wenig von den Sitten und Anschauungen der Vergangenheit abgewichen, als in diesen kleinen Seeplätzen, deren Bewohner Leben und Unterhalt der Fischerei danken. Kaum, daß die Fahrzeuge, wie weit hinaus und wie lange hinweg sie der Hering auch lockt, anders gebaut sind wie vordem; kaum, daß bei der Abfahrt und Heimkehr der Schiffe es anders zugeht, als die alten Bilder es malen. Neue Industriezweige, wie wohlthätig sie gerade für solche Leute sein müßten, deren Beruf sie einen großen Teil des Jahres ledig läßt, haben bisher noch nirgends eine Stätte gefunden, und selbst die Lebensweise ist so sehr die alte geblieben, daß beispielsweise in Katwyk, trotz seiner dreitausend Seelen, trotzdem daß manche frühere Seekapitäne hier ihren Ruhesitz nahmen, trotzdem daß für wohlthätige und besonders für kirchliche Zwecke die Kollekten ganz reichlich ausfallen, trotzdem endlich, daß für die neuerdings häufiger werdenden Badegäste alles Nötige von auswärts geholt

werden muß, noch heute kein Fleischer sich niederließ. „Wie die Alten sungen, so zwitscheen die Jungen“. Wer einen im Volke wurzelnden naturwüchsigen Konservatismus an seiner Quelle studieren will, braucht nur hierher zu kommen. „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“. Meine Wirtin, der dörflichen Aristokratie angehörig, Tochter eines Kapitäns, Frau eines Steuermanns, ist einmal in ihrem Leben in Valkenburg, dreiviertel Stunden von Katwyk, gewesen, — Leyden, kaum zwei Stunden entfernt, liegt außerhalb ihrer Welt.

Nirgends natürlich tritt diese konservative Natur der Seebewohner mehr hervor als auf dem religiösen Gebiet. Der beständige Kampf mit den Gefahren des Meeres erzeugt zwar auf der einen Seite leichtlebige und leichtsinnige Naturen — die großen Seestädte wissen in ihren Matrosenvierteln genug davon zu erzählen —, aber seine gewöhnliche Folge ist ein lebhaftes religiöses Bedürfnis. Nun mag in dem altcalvinischen Holland hinzukommen, daß dieselbige Unsicherheit des Elements, dem der Seemann seine Nahrung verdankt, der Prädestinationslehre von vornherein zugethan macht, — aber merkwürdig ist's doch, daß heute noch dieselben Andachtsbücher gebraucht werden, wie im siebzehnten Jahrhundert. Es fehlt nicht an neuen, die auch möglichst dem Bedürfnisse angepaßt sind. Aber sie sind nicht volkstümlich geworden, die alten Exemplare erben sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, und wenn durchaus neue Auflagen nötig werden, so müssen sie ganz wie die alten gedruckt sein.

Ein scharf zugeschnittener Puritanismus charakterisiert auch die Bewohner unseres Dorfes. Streng calvinische Färbung trägt ihre Frömmigkeit, selbst wo sie keine weitere Rechenschaft über ihr religiöses Leben zu geben vermögen als ein vor kurzem gestorbener Greis, dem, in den Dünen wandelnd, auf einmal der Bibelspruch in den Sinn kam: „Ich habe dich bei deiner Rechten ergriffen“, und der von dem Augenblick an von seiner „Erwählung“ fest überzeugt war. An der notwendigen Einwirkung der Religion auf das Leben läßt solche Gesinnung es manchmal fehlen. Ein anderer selbsterlebter Fall fällt bei jenem mir ein, wo eine tief fromme Frau von einem nicht im besten Geruche stehenden „Gläubigen“ bezeugte, von seiner „Rechtfertigung“ sei sie überzeugt, aber an der „Heiligung“ fehle es leider noch sehr. Wie wenig wir aber auch uns blind machen wollen für solche Schattenseiten, so bleibt doch eine im Volke selbst wurzelnde Orthodoxie immer ehrwürdig, und wie viel gewinnbringender es ist, auf ihrer Basis weiter zu bauen, als auf ein der Religion selbst entfremdetes Gemüt einzuwirken, braucht keines Beleges.

Doch besuchen wir einmal den Gottesdienst selber! Daß die Kirche gedrängt voll ist, versteht sich von selbst. Daß man die alten Volkstrachten bis auf die sonst nur noch in Antiquitäten-Kabinetten aufbewahrten gewaltigen Strohmaschinen auf dem Kopfe der älteren Frauen nirgends besser studieren kann als hier, bedarf ebenso wenig einer Erwähnung. Aber auch die Form des Gottesdienstes ist in nichts verändert. Von einer Orgel ist keine Rede. Der Vorleser (des einleitenden Bibelabschnittes) ist auch Vorsänger, der jeden Psalmenvers intoniert. Die Predigt mit ihrem Zwischengesang, ihrer exegetisch-geschichtlichen Einleitung und ihrer „Anpassung" bleibt in Form und Inhalt der alten Sitte getreu. Das (stets extemporierte) Gebet darf vor allem nicht kürzer werden. Eine Neuerung ist allerdings auch in Katwyk jetzt eingedrungen, freilich erst seit einigen Wochen: statt des alten Fracks hat der Geistliche den Talar anlegen dürfen. Dafür ist er jedoch ein Mann, der seine Gemeinde versteht und dem seine Gemeinde etwas Besonderes erlaubt, schon weil er ihretwegen manchen Ruf an eine bessere Stelle abgelehnt hat. Und wo eine milde ethische „Rechtgläubigkeit" so sich mit wissenschaftlicher Durchbildung paart, wird sie auf die Volkssitte auch noch andern Einfluß gewinnen, als in solchen äußeren Dingen.

II.

In dem veredelnden Einfluß auf die Volkssitte liegt gewiß eine der edelsten Aufgaben der Kirche. Soll sie doch nicht bloß auf die einzelnen Individuen religiös sittlich einwirken, sondern auch so viel wie möglich die ganze Gesellschaft mit dem Geiste Christi durchdringen. Wie sieht es nun heute mit diesem Einfluß der Kirche auf die Volkssitte aus?

Am deutlichsten tritt die Volkssitte (mag es noch so profan klingen für diejenigen, die aus salbungsvollen Worten ein Gewerbe zu machen gelernt haben, — wahr ist es darum doch) in den Volksbelustigungen zu Tage. Daß diese früher, sei es freundlich, sei es feindlich, mit der Kirche zusammenhingen, ist eine Thatsache, für deren Erweis schon der Hinweis auf die Namen Kirchweihe und Fastnacht genügte, selbst wenn wir von geistlichen Schauspielen, Prozessionen und den mancherlei verwandten Aufzügen besonders bei den romanischen Völkern ganz absehen. Auch heute noch ist vor allem die Stellung der katholischen Kirche zum Volksleben lehrreich. Schon weil der Katholizismus es im Grunde immer als seine Aufgabe ansah, als die oberste Macht, der der Staat selbst unterthänig sein soll, auch das Volksleben zu

regeln, läßt sich dies auch nicht anders erwarten. Und wir haben in der That im Guten wie im Schlimmen Belege genug. Im Guten in jener ältern Generation der katholischen Geistlichkeit, die sich auch an ländlichen Festen unter ihre Pfarrkinder mischt und dadurch belebend auf die Gedrückten, mäßigend auf die Uebermütigen wirkt. Im schlechten Sinne in den modernen katholischen Kasinos und Gesellenvereinen, wo die jüngeren Geistlichen sich nur zu oft zu Possenreißern hergeben, um so die Leute an sich zu fesseln und als streitbare Armee für die Kirche verwerten zu können. Geht doch die neueste Sorte jener — auf die untersten Schichten der Bevölkerung, besonders auch in der Wahl ihrer saftigen Ausdrücke, berechneten — ultramontanen Volksblätter so weit, die ungefesselte Fröhlichkeit als Merkmal des Katholizismus zu preisen und selbst die Ankündigung von gutem katholischen Bier zu kolportieren — im Gegensatz zu dem düstern, pietistischen Sinn des Protestantismus. Und so gar unbegründet ist der Kontrast nicht, wenn er auch besonders nach der andern Seite hervortritt, daß dort, wo katholische und protestantische Ortschaften gemischt sind, jene durchweg sich als die ärmeren vorthun, diese als fleißiger, betriebsamer, wohlhabender. Braucht man doch nur eine Fußreise die Mosel entlang zu machen, um sich hiervon zu überzeugen.

Doch wir wollen uns hier nicht in konfessionelle Untersuchungen vertiefen, sondern bloß Thatsachen hervorheben. Und da steht denn allerdings jener eben berührten Thatsache eine andere nicht minder auffällige auf protestantischem Boden gegenüber. Auch die englische, neuenglische und besonders die schottische Volkssitte ist so sehr von der Kirche beeinflußt, daß sich das ganze Leben dort konzentriert um den „Sabbath“. Gewiß verdient nun im Prinzip kein Volksgebrauch größere Anerkennung als dieser, wie ja überhaupt der kirchliche Sinn des angelsächsischen Stammes gewaltig absticht von der entgegengesetzten Gewöhnung in Deutschland. Zumal beim Blick auf das rastlose Arbeiten und Schaffen im heutigen England kommt unwillkürlich ein Gefühl auf, wie Bunsen es aussprach, nachdem er zum ersten Male einer Parlamentssession beigewohnt hatte: „Da lernte ich erfahren, daß die Engländer sterben oder toll werden müßten, hätten sie nicht die stille, erfrischende Ruhe des Sonntags“ (vergl. sein Tagebuch über den ersten Aufenthalt in England, im zweiten Bande seiner Biographie, S. 86). Wer aber, der zumal die schottischen Fabrikstädte kennt, darf leugnen, daß aus derselben Quelle auch ganz andere soziale Wirkungen hervorgehen, daß die ärmere Bevölkerung, der die mancherlei geistigen Genüsse der Reicheren fehlen, und die man an ihrem einzigen freien

Tage von allen edleren Erholungen abschließt, dadurch in die grausigsten Höhlen aller Laster hineinfällt? Und wenn wir auch davon absehen, daß der gesetzliche judaistische Charakter der englischen Frömmigkeit sich ebenfalls zum großen Teile auf denselben „Sabbatharianismus" zurückführt, — wie sehr gilt, was die Einwirkung auf andere anlangt, die trübe Erfahrung auch hier, daß die Eigentümlichkeiten der „Gläubigen" Unzählige, die sonst nicht fern wären vom Reiche Gottes, zurückstoßen! Wie schon in den Tagen des Lucian und des Celsus beschränkte Vertreter des christlichen Glaubens die Ursache waren, daß dieser Glaube selbst mißverstanden wurde, wie besonders diejenigen, die nach ausgekostetem Weltleben sich zum Trost der Religion wenden, in geistlichem Hochmut das Höchste, was denkbar ist, leisten, so müßte, gerade was die Sabbathfrage betrifft, eine doppelte Erfahrung zum Nachdenken auffordern. Wie die Versuche in Deutschland, von oben herab eine strengere Sonntagsfeier zu oktroyieren, der wirklichen Feier des Ruhetages wahrlich keinen Vorteil gebracht haben, so besteht ja im fernen Westen Amerikas das Hauptkennzeichen unserer deutschen Landsleute in der Opposition gegen die dorthin importierte Verwechselung von Sonntag und Sabbath. Mögen solche Beobachtungen kleinlich, solche Urteile gottlos genannt werden, — das darf uns nicht hindern, auf diese Frage als auf eine der wichtigsten für die Kultur des zukünftigen Geschlechts hinzuweisen. Und bei jenem Konflikt in den westlichen Staaten Amerikas zumal hat ein Konventikelgesichtspunkt gar kein Recht mitzureden. Da heißt es zuerst, im wirklichen Leben drin stehen, bevor man „richtet".

Wie in der Peripherie eines Kreises haben sich unsere Gedanken bewegt, statt daß wir von Holland geredet. Und doch ist bei all diesen Abschweifungen gerade eine in Holland sich immer wieder aufdrängende Beobachtung der Ausgangspunkt. Es ist die des wüsten und zügellosen, des geradezu gemeinen Tones der Volksbelustigungen. Ich schweige von einer Kirmes in Amsterdam oder Rotterdam. Aber auch die kleinen Kirmessen der Dörfer, die wir von hier aus besuchten, bieten eine Atmosphäre, die unerquicklich genug ist. Aus dumpfen Spelunken steigt Schnapsgeruch auf die Straßen, wo Betrunkene und Halbbetrunkene umhertaumeln. Und es sind die Mädchen, die dabei ihre Begleiter freihalten, um dieselben an Zügellosigkeit noch zu überbieten. Vergebens suchst du einen heitern, formenschönen Tanz. Ersichtlich macht die Ausgelassenheit in roher Weise sich Bahn, weil ihr eine edlere fehlt. Ich will einen Beobachter, der das volle soziale Recht des Vergnügens vertritt, für mich reden lassen. Baron

van Hugenpoth tot den Berenclaauw sagt in einer Broschüre, auf die wir gleich noch näher eingehen müssen: „Eine Kirmesnacht in unseren großen Städten ist ein Schauspiel, um davor zu erschrecken. Eine bunte Menge, trunken von Schnaps, noch mehr aber von tierischer Roheit, erfüllt Straßen und Plätze und verdrängt sich in den Häusern der Unzucht. Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, alle haben nur ein Lied, ein sinnloses Lied, für dieses Fest ausgewählt durch einige Töne der Ungebundenheit. Ueberall Geschrei und Gebrüll, in Straßen und Gassen, in Schenken und Wirtsstuben, in Kellern und öffentlichen Häusern; überall Getaste nach Labsal für die heisere Kehle und für die erhitzte Einbildung. Das Getobe und Gedränge, das Gewühl und Gebrüll, das Gebalge und Gestoße scheint ohne Ende. Der Morgen bringt nur kurze Pause zur Stärkung für den folgenden Abend. Und so läuft die Kirmeszeit ab." — „Wer die ekelhaften Ausschweifungen von Kirmes und Fastnacht kennt und erwägt, sieht mit Bekümmernis auf unser Volk und verzweifelt beinahe an seiner Zukunft."

Woher aber in einem Volke, das so manches Musterhafte von seinen Vorfahren ererbt hat, dieser wüste Charakter der Volksfreude? Möge der eben angeführte kundige Verfasser statt meiner reden. Baron Hugenpoth vertritt in der Schrift „Onze Vermaken" einen wirklich allgemein humanen Standpunkt. Seine Voraussetzungen sind einmal: „daß das Vergnügen, in seiner ausgedehnten, aber immer sittlichen Bedeutung aufgefaßt, eine natürliche Eigenschaft des Menschen ist, und daß es daher nicht bloß erlaubt, sondern sogar pflichtgemäß ist, ihm im Volksleben eine Stelle zu sichern"; „daß Vergnügen, Erholung, Belustigung eine Lebensbedingung ist, die nie ungestraft verkannt wird", zugleich aber: „daß das Vergnügen nur das Recht der Erholung hat nach vollbrachter Arbeit, daß die Zerstreuung Ausnahme sein muß, nie Regel werden darf"; „daß es ebenso, wie es heilsam ist, zu seiner Zeit passende Erholung zu suchen, tötend wirkt, dem Kampfe des Lebens entfliehend, stets nach Vergnügen zu haschen". Er adoptiert das Wort von Theodor Parker über seine amerikanischen Landsleute: „Keine Nation hat es je versucht, so wenig dem Vergnügen zu leben wie die unsere. Die Zeit fehlt uns, um zu spielen, und wir entbehren damit ein gutes Stück der Poesie des Lebens. Immer Arbeit und niemals Spiel macht nicht immer stumpfe und trockene Knaben, aber gemeinhin harte und rauhe Männer." Dagegen findet er die richtige Art des Vergnügens in der deutschen Sitte des Familiengenusses, „an dem Mann, Frau und Kinder, das ganze Haus teilnehmen und

wobei der Genuß ein sittliches Band wird, ein Mittel zur Veredlung und Vervollkommnung des Volkslebens". Daß es in Holland so ganz anders steht, führt nun aber Hugenpoth (und alle kompetenten Beurteiler stimmen ihm darin bei) auf den calvinisch-puritanischen Charakter der dortigen Reformation zurück: „Während Luther und Melanchthon und ebenso Zwingli einer ganz andern Anschauung huldigen, verurteilen die strengen, finsteren Calvinisten alles weltliche Vergnügen als unwürdig und unheilig." Die Folge hiervon möge unser holländischer Führer selbst schildern:

„Es zeigte sich auch hier wieder wie überall, daß das Leben stärker ist als die Lehre und die Natur stärker als das Gesetz . . . . Und jetzt, nach fast drei Jahrhunderten, seufzen wir noch unter dem schädlichen Einfluß dieses Pharisäismus. Wird doch, wenn der innere Wert des religiös-sittlichen Lebens von äußeren, genau abgemessenen Handlungen abhängig gemacht wird, wenn die Menge allein diesen ihren Beifall zollt und außerhalb derselben weder wahre Religion noch wirkliche Sittlichkeit anerkennt, der Heuchelei Thor und Thür geöffnet. . . . . Und wenn man nun sieht,

daß die Männer aus der Langeweile des häuslichen Lebens sich in Schenken, Klubs und Kaffeehäuser zurückziehen,

daß die unteren Klassen ihren Genuß in ekelhaften Schmausereien suchen,

daß der Bau unseres gesellschaftlichen Lebens durch Betrug errichtet und unterhalten wird,

daß Wahrheit aus dem Wörterbuch unserer Staatslenker gestrichen ist,

daß der Dienst des Gesetzes Glauben und Liebe verdrängt hat,

daß ein flacher Materialismus statt der Heiligkeit des Rechts alles beherrscht,

daß das Volk gleichgiltig ist oder vielmehr ungläubig an seine Zukunft,

daß unsere Regenten bereits ihre Stützen suchen bei ausländischen Feinden statt bei der Nation —

dann ist es hohe Zeit, den Ursachen dieser sittlichen Auflösung nachzuforschen, und man muß mit Ernst fragen: ob nicht in der offiziellen Frömmigkeit, in der Frömmigkeit von Amtswegen, die Ursache liegen mag der Verkennung Gottes in dem Werke der Vervollkommnung? ob nicht großenteils hieraus entstanden ist beides, die Unwahrheit in unserer Erziehung und die Unwahrheit in unserer Staatsleitung? und ob nicht auch hieraus entspringen die düstere Eintönigkeit des häuslichen Kreises und die Absonderung wie der Fanatismus der Frauen?

— unselige Zustände, die an ihrem Teil den Schlüssel in die Hand drücken zu den Schenken, diesen Werkstätten des Unglücks?"

Hugenpoth führt hier gewiß zu viel und zu vielerlei auf dieselbe Ursache zurück; manche der von ihm herbeigezogenen Thatsachen haben andere Quellen; wir werden hernach noch denselben nachgehen. Aber daß er eine für das ganze Volksleben außerordentlich wichtige Frage mit heiligem Ernste in die Hand genommen, muß man ihm Dank wissen. Und so sind auch seine eigenen Vorschläge aller Beachtung wert. Wir entnehmen denselben daher noch die folgenden Ausführungen:

„Das wahre Christentum verurteilt Natur und Leben nicht, sondern fordert auf zu allem, was lieblich ist und wohllautet. Es verbietet nicht, daß Sonn- und Festtage auch zu anständiger Fröhlichkeit Anlaß geben, damit die Ruhe kein Müßiggang werde, die ärgste aller Versuchungen, der treue Handlanger zu Schenke und Schnapsflasche. Befördert, nicht gehemmt werden sollten öffentliche Konzerte und Vorträge, Schieß- und Turnübungen, Spaziergänge und Ausflüge: alles wenig kostspielig und bequem zugänglich für Männer mit Frauen und Kindern, für das ganze Volk. Aber vor allem wünschenswert ist es, das Streben allgemein zu verbreiten, gerade an den Festtagen den eigenen Herd, den häuslichen Kreis besonders angenehm und anziehend zu machen.

„Will man ernstlich der Zügellosigkeit der Kirmes und Fastnacht steuern, so muß man zu der Grundursache zurückgehen; unsere tonangebenden Kreise müssen dann das Volksleben erheben und aufmuntern, statt es zu unterdrücken..... Sonst wird abermals dieselbe Erfahrung gemacht werden wie früher, daß das Uebel nur verpflanzt und der Krebs weiter verbreitet werde in die bisher gesunden Teile des Leibes.

„Eine Regierung, die ihre soziale Pflicht erkennt, muß alle diejenigen Volksbelustigungen ermutigen, welche die Phantasie des Volkes auf Edleres, Besseres, Erhabenes richten oder die Kräfte des Leibes entwickeln; dagegen muß sie allen den Ergötzlichkeiten und Belustigungen entgegentreten, welche auf die niederen, tierischen, barbarischen Leidenschaften oder auf Schreck und Grauen der Zuschauer spekulieren. Die geringer Gebildeten ebenso wie diejenigen, welche unter der Herrschaft des Luxus höhere Einsicht eingebüßt haben, suchen die Glut heftiger Aufregungen, um ihrem kalten Materialismus ein augenblickliches Auftauen zu verschaffen. Ihnen schwillt die Brust, sie schnauben vor Genuß, wenn Akrobat und Seiltänzer für ihre Ergötzung ihr Leben

wagen, oder wenn der wütende Stier den Toreador durch den Kampfplatz schleudert. Wenn ich unsere Frauen den Genuß so heftiger Aufregungen suchen sehe, brauche ich wenig Einbildungskraft, um sie in einem römischen Amphitheater zu sehen, nach den Zuckungen des erschlagenen Gladiators ausschauend.

„Die wirkliche Kultur flieht die Ueberspannung, die Herrschaft der tierischen Leidenschaften; sie sucht und findet ihren Genuß ausschließlich in der harmonischen Darstellung und Ausführung dessen, was schön, edel und lieblich ist."

Brechen wir ab. Viel wäre ja noch hinzuzufügen von ähnlichen Beispielen. Aber es läßt sich hoffen, daß so offen zu Tage tretende Thatsachen auch anderen auffallen, wie die, daß aus dem calvinischen Genf die Herrschaft Fazys, aus dem puritanischen Schottland das radikale Werk Buckles hervorgegangen sind, daß keine deutsche Gegend wildere Orgien kennt wie das Wupperthal. Mag ein unwissenschaftliches, weil unwissendes, Theologengeschlecht in der einfachen Rückkehr zu geschichtlich überwundenen Zuständen die Aufgabe der Gegenwart sehen, — wer durch die Geschichte sich belehren läßt, weiß, daß immer ein Extrem das andere zeugt. Auch auf protestantischem Boden wird darum stets der Jesuitismus Vater des Voltairianismus sein.

III.

„Katwyk buiten, Katwyk aan Zee" ist ein ganz reformierter Ort. „Katwyk binnen, Katwyk aan Rijn" versetzt mit einem Schlage in eine ganz andere Umgebung. Wie in manchem deutschen Gebiet die Konfessionen bunt untereinander geworfen und ineinander versprengt sind, je nachdem ein kleiner oder großer Reichsstand den Religionsstand für seine Unterthanen bestimmte; wie in der Schweiz mehr als einmal die Grenze zweier Nachbarkantone die verschiedene Einwirkung von Katholizismus und Protestantismus auf das Volksleben unmittelbar vorführt, so finden wir in Holland unter anderem das Zentrum der protestantischen Wissenschaft und das katholische Theologenseminar, Leyden und Warmond, als Eisenbahnstationen nebeneinander, und so sind denn auch hier die nur durch die Dünen getrennten Dörfer auch nach den Konfessionen getrennt. Das innere Katwyk ist zum guten Teile katholisch, hat sogar eines der größten Jesuiteninstitute Hollands in seiner Mitte. Hier hat ein bedeutender Teil fanatischer Preßerzeugnisse seinen Ursprung. Doch wurden mir mehrere der älteren Priester als fromm und wohlwollend, teilweise auch als gelehrte

Männer gerühmt, die auch auf die protestantische Umgegend nicht ohne Einfluß geblieben. Ist doch alter Regel nach die kleinere Konfession immer diejenige, die durch die gesteigerte Verantwortlichkeit der einzelnen Mitglieder auch ein lebendiges religiöses Interesse erzeugt, und ist es doch eine der deutlichsten Thatsachen der neueren Entwickelung, daß überall die früher zurücktretende oder unterdrückte Konfession aus der modernen Toleranzatmosphäre Vorteil für sich zieht. Kein Geschichtskenner wird darum sich darüber wundern, daß, während das Papsttum in den altkatholischen romanischen Staaten einen Schlag nach dem anderen erhält, es in dem nördlichen Deutschland, in England, in Holland mannigfache Eroberungen zu machen versteht.

Wäre nur nicht so viel äußerliches fanatisches Wesen, das der Religion selbst wahrhaftig keinen Vorteil bringt, mit der heutigen Propaganda verbunden! Wie jenes bekannte päpstliche Breve, das die goldene Rose begleitete, die Tugenden Isabellas gerühmt hat, wie die jesuitische Praxis in urbe et orbe die sittliche Förderung der Beichtkinder zurückstellt gegen die äußere Vermehrung der äußeren Anhänger, wie die Hirtenbriefe der französischen Bischöfe in der Agitation für das weltliche Papsttum und nebenbei in der Polemik gegen die weibliche Bildung die erste Aufgabe der Religion zeigen, wie der österreichische Klerus die Auflehnung gegen solche Staatsgesetze, die eine unabweisliche Notwendigkeit für die heutige Gesellschaft sind, als Bürgschaft katholischen Christensinnes fordert, wie die jüngere, in den Konventikeln gebildete oder vielmehr von allen Bildungselementen fern gehaltene Geistlichkeit in Deutschland in der Gründung einer Lokalpresse, deren Ton jeden anständigen Menschen anwidert, und in der Inszenierung sinnlicher Lustbarkeiten in Gesellenvereinen ꝛc. ihre seelsorgerliche Pflicht zu erblicken gewöhnt wird, — so ist's nur zu sehr auch in Holland der Fall. Wenn die Frömmigkeit freilich abgemessen wird nach der Summe der Beiträge für die päpstlichen Zuaven oder gar nach dem zu diesen Zuaven gestellten Kontingent selbst, so kann der holländische Katholizismus gewiß auf einen der höchsten Plätze Anspruch erheben. Seine Stellung zum Volksleben aber bezeichnet sich heute vor allem durch dieselbe Eigenschaft wie der deutsche Ultramontanismus: seine Vaterlandslosigkeit.

Kein Faktum der neueren Geschichte steht doch wohl fester, als daß Holland seine ganze Blüte der Befreiung vom spanischen Joche verdankt, während gleichzeitig die volkbeglückende Methode Philipps II. und seiner gleichgestimmten Nachfolger in Spanien selbst ihr Meisterstück abgelegt hat. Hören wir aber die Vertreter der holländischen

„Katholiken"! Die Ursache der Revolution ist dann der Weggang des edlen Philipp II. gewesen, wodurch dem ehrsüchtigen Adel Gelegenheit geboten wurde, unter dem Vorwande der Religion seine Herrschsucht zu befriedigen. Und es ist eine unverschämte Beleidigung, von $^3/_5$ der Nation gegen $^2/_5$ ausgeübt, die Siege des achtzigjährigen Freiheitskampfes zu feiern. So predigen die Artikelschreiber im Tyd, in den Katholieke Nederlandsche Stemmen, so der Verfasser der Nederlandsche beroerten. Ganz neuerdings ist noch eine solche Polemik geführt bei dem Jubiläum der Schlacht von Heiligerlee, 23. Mai 1568, dem ersten Siege der „Geusen". Die Heiligsprechung der mehr als sonderbaren Märtyrer von Gorkum fällt natürlich unter einen ganz anderen Gesichtspunkt.

IV.

Der heutige Ultramontanismus ist allerdings überall gleich. Kein Verständiger wird, so wenig wie zur Zeit des Jeremia, erwarten, daß „ein Mohr seine Haut wandle oder ein Pardel seine Flecken". Kein Geschichtskenner wird es auch nur halbwegs für möglich erachten, sich mit einer Richtung, deren Feldgeschrei der Syllabus ist, irgendwie verständigen zu können. Keiner, der das heutige Rom in Wirklichkeit kennt, wird sich einbilden, daß von dort aus anders als in staatsfeindlichem Sinn auf die einzelnen Landeskirchen eingewirkt werde. Sind aber darum die heutigen Katholiken insgesamt dem Jesuitismus verfallen? Sollte im Klerus alle Wirksamkeit so wahrhaft aufgeklärter Männer, wie jedes Land im Anfang des Jahrhunderts sie zählte, verloren gegangen, sollten in den Bevölkerungen alle jene gewaltigen Bewegungen der dreißiger und vierziger Jahre im Sande verlaufen sein?

Geben wir uns keiner Illusion hin über die Mittel und Kräfte, die der von Rom aus allen Ländern oktroyierten Partei zu Gebote stehen! Jener giftige Samum, den die Restaurationspolitik des Wiener Kongresses erzeugte, der überall die Regierenden in Gegensatz zu den Regierten brachte und damit in Buhlschaft mit all den Parteien, die ihre äußere Autorität zu stützen versprachen, hat das religiöse Leben aller Völker aufs tiefste erschüttert, und besonders die besseren Elemente im Klerus sind erst im Stiche gelassen, dann geradezu systematisch unterdrückt worden. Aber ebenso sicher ist's doch, daß noch niemals äußere Gewaltmaßregeln auf die Länge geistige Mächte erstickten. Wie die katholischen Völker in der Majorität der Gebildeten

denken, lehren uns nicht bloß Italien und Spanien, wir konnten's bei Gelegenheit des Lutherfestes in Deutschland wahrnehmen, erfahren's besonders bei jedem Uebergriff der Kurie in Baden. Daß aber auch im Klerus die ältere billig denkende Generation durch alle Mißhandlung nicht unterdrückt werden konnte, zeigt nicht bloß die Zusammensetzung der Kapitel in Köln und Trier, sondern sogar das Kapitel in Freiburg, dessen vier ältere Mitglieder trotz aller Schmähungen und Verfolgungen die kanonisch berechtigten Regierungsforderungen verteidigen, während außer dem Weihbischof Kübel nur zwei Mitglieder die Ketteler'sche Fahne zu der ihrigen gemacht haben. Und diese beiden (wahrlich lehrreich genug) sind Konvertiten — der eine ist ein früherer Jude, der andere ein früherer Protestant.

Sollte denn nun in Holland der alte unabhängige Sinn jener Altkatholiken erstorben sein, die die jesuitischen Neuerungen verwerfen und besonders die Unabhängigkeit des Episkopats wahren, welchen das heutige Rom (ich erinnere an die Behandlung des Pariser Erzbischofs Darboy) zum bloßen Lakaientum herabdrücken möchte. Wie kräftig noch bei Gelegenheit der päpstlichen Bulle von 1853, die eine neue Hierarchie in Holland einsetzte, wie energisch auch noch bei Gelegenheit des neuen Mariendogma von 1854 die sogenannten „Jansenisten" sich regten, ist bekannt. Sollten sie dadurch, daß Rom seine Willkürmaßregeln aufrecht erhielt, wirklich zum Schweigen gebracht, ihren altkatholischen Prinzipien untreu geworden sein? Das Gegenteil beweist die Neuwahl ihres Bischofs von Haarlem (Lambertus de Jong) und dessen Hirtenbrief vom Jahre 1866. Das Aktenstück ist so wichtig, daß ich einen Augenblick dabei verweile.

Wie alle seine Vorgänger zeigte Bischof Lambertus sofort nach seiner Wahl durch das Kapitel seine Ernennung in Rom an, unter abermaliger Bezeugung des unverrückt aufrecht erhaltenen katholischen Standpunktes. Sein Brief an den Papst lautet im wesentlichen:

„Nach dem Beispiele meiner Vorgänger sende ich die Beweise meiner Weihung zum Bischof von Haarlem dem apostolischen Stuhle ein und mache zugleich gern von dieser günstigen Gelegenheit Gebrauch, um die Huldigung meiner tiefen Ehrerbietung darzubringen, meine aufrichtige innige Ergebenheit zu bezeugen und zugleich in aller Bescheidenheit die Anerkennung der kirchlichen Gemeinschaft zu erbitten. Wohl ergreift mich, während ich dies thue, die Furcht, daß dieses Zeichen meiner Hochachtung und meiner aufrichtigen ehrerbietigen Ergebenheit durch die Ungunst der Umstände für Spott angesehen werden wird. Scheinen doch die Erlasse, welche zu verschiedenen Zeiten

auf ähnliche Briefe meiner Vorgänger ausgefertigt sind, anzudeuten, daß bei dem heiligen Stuhle seit langer Zeit die Ueberzeugung feststeht, es würden diese Bezeugungen der Bischöfe unserer Kirchenprovinz aus keiner anderen Absicht gethan, als um unter dem betrügerischen Schein der Ergebenheit und Anhänglichkeit Eure Heiligkeit zu täuschen. Wie viel mehr habe ich nun eine solche Verkennung zu fürchten, der ich mich nach der Ausfertigung der Bulle Ex qua die (vom 4. März 1853) an den apostolischen Stuhl wende! Muß es bei mir nicht eine vergebliche, gänzlich fruchtlose Mühe scheinen, wenn ich bezeuge, daß ich mich so innig an die katholische Kirche Christi und an den apostolischen Stuhl gefesselt fühle, daß ich mich durch nichts in der Welt davon scheiden lassen würde? Werden diejenigen, die meine Vorgänger der Lüge und des Betruges beschuldigt haben, nicht jetzt mit viel größerer Wahrscheinlichkeit mich bei Euerer Heiligkeit als einen Schismatiker darstellen, der durch sein listiges und betrügerisches Geschreibe Euere Heiligkeit zu überlisten oder zum wenigsten zu seinen Gunsten einzunehmen suche? — Wie dem aber auch sei, der Ausgang steht in Gottes Hand, wie wir selbst und die ganze Sache unserer Kirche.

„Dieses eine weiß ich und bezeuge ich feierlich als unter den Augen Gottes, daß ich so gesinnt bin, wie ich es eben erklärt habe, und daß die Lehre treuer Anhänglichkeit an die katholische Einheit und an ihren Mittelpunkt, den heiligen Stuhl, mir wie mit der Muttermilch eingegeben und in Mark und Bein durchgedrungen ist. . . . . Wären wir doch, sei es in Bezug auf die Kirche Christi im allgemeinen, sei es gegen den apostolischen Stuhl oder gegen Ihre Person, heiliger Vater, feindlich gesinnt, würden wir dann nicht schon lange, der lügnerischen Erdichtungen und unaufhörlichen Lästerungen müde, wodurch fleischlich gesinnte Glieder uns auszustoßen versucht haben, uns öffentlich losgesagt und unter die Gegner dieser Einheit gestellt haben? . . . . Warum sollten wir denn nicht glauben, heiliger Vater, daß Sie unsere Standhaftigkeit, wo nicht loben, so doch wenigstens anerkennen werden, womit wir seit über 150 Jahren, wie sehr auch von allen Seiten durch verschiedene Prüfungen wie der Weizen gesichtet und von den schwersten Schlägen getroffen, doch der katholischen Einheit unverbüchlich ergeben geblieben sind? . . . . Geben Sie uns denn endlich den Frieden wieder und schenken Sie uns die Zeugnisse Ihrer kirchlichen Gemeinschaft, uns, die wir selbst mit denen, die den Frieden zu hassen scheinen, stets friedfertig gewesen sind und niemals jemanden von unserer Gemeinschaft ausgeschlossen haben, denn allein

die, welche entweder aus eigener Bewegung den Schafstall Christi verlassen haben, oder durch eine gesetzliche Verurteilung als abtrünnige Glieder von ihr abgeschnitten wurden!"

Das Resultat dieses Briefes war eine erneute Exkommunikation durch ein päpstliches Breve vom 12. Februar 1866. Dasselbe ist an die holländischen Katholiken gerichtet und lautet folgendermaßen:

„. . . . Wir werden durch die Bedienung unseres obersten Apostelamtes verpflichtet, unsere Stimme zu erheben gegen das große und erneute Aergernis der Wahl und Weihung eines falschen Bischofs von Haarlem. Ihr wißt, geliebte Söhne, daß Henricus Johannes van Buul gestorben ist, der durch die Utrechtschen Schismatiker in ihrem verbrecherischen Uebermut zum Bischof von Haarlem gewählt und geweiht und demzufolge zugleich mit denen, die ihn gewählt und geweiht hatten, von unserem Vorgänger seligen Andenkens, Gregor XVI., mit den strengsten Zensuren gestraft und in der Ausübung und Bedienung jeder priesterlichen Handlung interdiziert wurde. Nach seinem Tode haben dieselben Utrechtschen Schismatiker, in ihrer Bosheit verharrend, an Stelle des verstorbenen falschen Prälaten den Lambertus de Jong gesetzt, der unverschämt genug gewesen ist, uns durch einen unlängst bei uns eingegangenen Brief vom 21. Dezember des verflossenen Jahres seine Wahl und seine Weihung anzuzeigen, unter den alten lügnerischen Bezeugungen von Treue, Anhänglichkeit und Unterthänigkeit. Während er auf diese Weise mit Worten sich den heuchlerischen Schein giebt, die katholische Kirche und die Autorität dieses apostolischen Stuhles zu verehren, verschmäht und verachtet er sie öffentlich mit Thaten. Diese Heuchelei ist bei den Utrechtschen Betrügern eine Gewohnheit, um die Böswilligkeit des Schismas und ihrer Irrlehren durch solche Listen zu verbergen, während sie halsstarrig in ihrer verbrecherischen Empörung gegen die katholische Kirche und den römischen Papst sich herausnehmen, sich den Namen Katholik zuzueignen, trotz des Verdammungsschreies der ganzen katholischen Welt. Wir verurteilen und verdammen deshalb mit aller Kraft eine solche verbrecherische Absicht und treffen in den ruhmreichen Fußtapfen unserer Vorgänger ohne Verzug diese neue Mißgeburt der Ungerechtigkeit mit der verdienten Züchtigung. Und in erster Reihe erklären und bestimmen wir durch unsere apostolische Autorität, daß diese Wahl von Lambertus de Jong zum Bischof von Haarlem durchaus ungiltig und ohne Wert und die darauf gefolgte Weihung unerlaubt und heiligschänderisch gewesen ist, und darum exkommunizieren wir sowohl Lambertus als diejenigen, die zu seiner Erwählung oder Weihung Hilfe, Rat oder Zustimmung ge-

geben haben, und gebieten und befehlen aufs strengste, daß alle Katholiken und vorzüglich ihr, geliebte Söhne, ihn als exkommuniziert betrachten müßt."

Ueber diese Exkommunikation braucht wohl um so weniger etwas zur Erklärung hinzugefügt zu werden, da sie sich in nichts von den ähnlichen Erlassen der Kurie unterscheidet. Der sonst unter gebildeten Menschen nicht übliche Schimpfton zeichnet ja diese Erlasse schon längst aus. Auch aus dem Hirtenbrief des neuen Bischofs (vom 2. Juni 1866), der das Exkommunikationsbreve den Diözesanen mitteilt und die entsprechenden Ermahnungen daran knüpft, sei nur erwähnt, daß er ganz denselben Charakter trägt wie die (im Juliheft 1861 der Monatsblätter charakterisierten) Erlasse seiner Vorgänger und besonders in wohlthuendem Gegensatz zu dem päpstlichen Breve durchaus maßvoll und ruhig gehalten ist. Eine Einzelausführung möge statt weiterer Mitteilungen zum Beleg hierfür dienen:

„Durch den Glauben belehrt, die menschlichen Handlungen sowohl wie die scheinbaren Zufälligkeiten des menschlichen Lebens immer aus dem Gesichtspunkte der göttlichen Vorsehung zu betrachten, war der erste Eindruck dieses Schreibens auf unser Gemüt der des Propheten Jeremia: „Friede, Friede! und ist doch nicht Friede." Die Gedanken des Herrn erscheinen auch hier wieder unermeßlich wie der Abgrund, aber doch sind sie wie immer zu eherbietigen. Wir beugen darum gern unser Haupt und demütigen uns unter die mächtige Hand Gottes, nach dessen unerforschlichem Ratschluß das Ende unserer Prüfung noch nicht da sein soll. Nach der Eingebung unseres Gemütes würden wir darum auch jetzt gern „nichts unter euch wissen wollen, denn allein Jesum Christum, den Gekreuzigten", um nämlich auf ihn, den ersten Anfänger und Vollender unseres Glaubens, als auf euer Vorbild hinzuweisen und zugleich als die einzige, aber noch niemals versiegende Quelle aller Kraft und alles wahren Trostes in dieser Prüfung. Wie gern würden wir uns beschränken auf die erneute Erinnerung an sein Wort: „Der Schüler ist nicht über seinen Meister . . . Sie werden euch aus den Versammlungen stoßen und glauben, ein frommes Werk damit zu verrichten", um euch zu erinnern, „stille zu sein zu Gott", und in ruhigem Vertrauen der Stunde entgegenzusehen, wo der Herr selbst kommen wird, um den Unterdrückten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen! Wie gern würden wir euch nichts anderes zu beherzigen geben, als die bereits in unserem amtlichen Schreiben erwähnten Worte des großen Kirchenlehrers, „wo die Bosheit der Menschen euch aus dem Schoße der Menschen ausstoßen wolle, euch nicht gegen die Kirche zu

wenden, sondern im Gegenteil durch die unüberwindliche Kraft der Liebe um so fester in dem Felsen der Einheit zu wurzeln", und durch dieselbe Liebe, welche alle Tugenden zu einem vollkommenen Ganzen verbindet, Gott, Christo und der Kirche selbst unverbrüchlich treu zu bleiben!

„Aber was wir nach der Eingebung unseres Gemütes so gern thäten, was selbst für euch, geliebte Diözesanen, im allgemeinen genügend sein würde, ist das wohl in anderen Beziehungen erlaubt, denen wir ebenso sehr in unserer Stellung Rechenschaft tragen müssen? Dürfen wir solche Behauptungen, wie sie in dem päpstlichen Breve über uns vorkommen, ohne Widerspruch verbreiten und sich festsetzen lassen? Würden wir es uns dann nicht selber vorzuwerfen haben, wenn manches ehrliche Gemüt, durch den immer verehrungswürdigen Namen des Papstes verleitet, unser Stillschweigen für ein Schuldbekenntnis ansähe? Aber selbst von diesen Bedenken abgesehen, soweit sie uns persönlich betreffen (obgleich nach der Lehre der Väter kein Diener der Kirche je die Beschuldigung des Schismas oder der Häresie auf sich sitzen lassen darf), sollte die Wahrheit, die einen so hohen Wert hat, daß der Prophet Zacharias sie selbst über den Frieden stellt, indem er sagt: „Habt die Wahrheit und den Frieden lieb" (d. h. „nicht den Frieden auf Kosten der Wahrheit, sondern zuerst und über alles die Wahrheit"), sollte die Wahrheit, die hier in so vielen Beziehungen und so schwer beleidigt wird, sollte die Kirche, welcher wir dienen und die hier als eine verabscheuungswürdige Sekte dargestellt wird, sollten die Männer, in deren Arbeit wir eingetreten sind und deren Ansehen hier so roh aufgestört wird, indem sie zugleich mit uns als ein Haufe Betrüger dargestellt werden, — sollten diese alle nicht gegen uns aufstehen und uns einer unverzeihlichen Pflichtversäumnis beschuldigen, wenn wir diese Verletzung der Wahrheit, des Rechtes und der Unschuld nicht abwehrten?" — Es wird demzufolge abermals dargethan, daß die Altkatholiken in keinem einzigen Dogma von ihren Mitkatholiken abweichen, daß der Ursprung und die Fortdauer des Schismas vielmehr in den Machinationen der Jesuitenpartei liegt, die in Rom die Herrschaft erlangt, überall, wo sie keinen Widerstand fand, die heiligsten Rechte der Kirche sich angemaßt und auch jetzt wieder zu Gericht gesessen hat, ohne den Angeklagten auch nur zu hören.

So viel über diese letzte Kundgebung der vielgeschmähten „Jansenisten". Vergebens hofft man in Rom solchen glaubensstarken Widerstand durch Bannflüche zu brechen. Auch seit ihnen 1853 eine

andere Hierarchie gegenübergestellt worden, hat die Kraft und die Zahl der „Altkatholiken" nicht abgenommen. Auch in Zukunft werden sie den Gleichgesinnten in anderen Ländern beweisen, wie man dogmatisch aufrichtiger Katholik sein kann, und doch ein energischer Gegner der über das Papsttum herrschenden Jesuitentendenz. Dies Beispiel aber wird um so weniger ein fruchtloses bleiben, da inzwischen auch die kompakt katholischen Völker uns zeigen, daß innerkatholische Angelegenheiten ruhig den Katholiken selbst überlassen werden können, daß diese, wo irgend die Gemeinde ihre Angelegenheiten (sei es auch zunächst nur in ökonomischen Dingen) in die Hand nimmt, denselben „modernen Ideen" zugethan sind wie die Protestanten. Die Spuren davon liegen in allen Ländern zu Tage, — alle geheimen Wühlereien der Jesuitenpartei können das Rad der Geschichte nicht zum Stillstand bringen, wenn es auch langsamer läuft, als die radikale Ungeduld denkt, wenn auch vorläufig noch manche Einzelerfolge jener Partei zu erwarten sein mögen.

V.

Vorerst ist es also noch eine aufsteigende Linie, die wir bei den Errungenschaften des modernen Jesuitismus verfolgen, noch ist ihr Höhepunkt nicht erreicht. Unleugbar ist auch in Holland ihr Einfluß vorerst noch im Zunehmen begriffen. Was hat dies für Gründe? Teilweise ist es natürlich darauf zurückzuführen, daß die ultramontane Partei, die nirgends in der Welt vaterländische Interessen hat, es wie überall meisterhaft versteht, bald mit dieser, bald mit jener politischen Richtung zu liebäugeln, und so nach allen Seiten hin für ihre Parteiinteressen Konzessionen erlangt. Es ist das in Holland nicht anders wie in Preußen, wo früher die Fraktion Reichensperger als Zentrum, d. h. wie ihre eigenen Blätter sich ausdrückten, als „Zünglein der Wage", den Ausschlag in der Kammer zu geben versuchte, während neuerdings Herr Windthorst als ultramontaner Proteus sich auszeichnet und Herr v. Malincrodt es ihm nachmacht, in einem Atem die Bismarck'sche Politik zu verfluchen und als Schildknappe des Kultusministeriums aufzutreten. Genau ebenso konnte man die holländischen Ultramontanen in den letzten Dezennien bald mit den Konservativen, bald mit den Radikalen im Bündnisse sehen, bis neuerdings ihre Wahlverwandtschaft mit den ersteren eine bleibende Natur anzunehmen scheint. Zu ihren großen Errungenschaften hat aber doch auch ein anderer Umstand viel beigetragen, der uns ohnedem, abgesehen von dieser einen Folge, schon an und für sich auffallen mußte, — die unnatürliche Zersetzung des politischen Lebens in Holland.

Es läßt sich nicht leugnen, der allgemeine Eindruck, — den das jetzige Holland gerade auf den sympathischen Beobachter macht, ist ein trüber, hat in den letzten Jahren stets mehr umwölkt werden müssen. Denn es ist nicht mehr bloß der Kontrast zwischen der großen Vergangenheit des Landes und der untergeordneten Rolle, die es in der Gegenwart spielt, auf dem jener Eindruck beruht, — man hat oft geradezu die Empfindung von einem der inneren Auflösung entgegengehenden Staatswesen. Allerdings fehlt es nicht an tüchtigen Männern, die dem Verderben zu steuern suchen, und wenn Patriotismus so viel ist als Nationalstolz, so ist auch daran kein Mangel. Es liegt nur geradezu etwas Fieberhaftes in der Art und Weise, wie die Vorzüge Hollands dem Fremden gegenüber geltend gemacht werden, wie besonders der preußischen Knechtung gegenüber die holländische Freiheit gepriesen wird. Wenn Freiheit freilich gleichbedeutend ist mit Roheit und Zügellosigkeit, so ist sie reichlich vorhanden, — solche scheußliche Szenen wie der letzte Pöbelaufstand in Rotterdam, bei dem Feuer ins Rathaus geworfen wurde, ohne daß irgendwie eine eigentliche Veranlassung für den ganzen Tumult nachweisbar ward, sind allerdings in Deutschland nicht leicht mehr möglich; in einem Volke, das für seine Zukunft arbeitet, giebt es anderes zu thun. Aber wo finden wir — das ist unsere Klage beim Blick auf das heutige Holland —, wo finden wir die hohen nationalen Ideen, die allein ein Volk innerlich frei machen können? Eine zusehends hinsiechende Dynastie, die von einer Generation zur anderen das sittliche Band mit ihrem Volke mehr löst, — beständig wechselnde Ministerien, ohne daß das eine klarere Ziele verfolgt wie das andere, — Mangel an Unternehmungsgeist bei dem einstmaligen ersten Handelsstande Europas, — kleinliche Zänkereien unter den einzelnen Landschaften, — Verstimmung und Unzufriedenheit überall, nur daß Jedermann eine andere Ursache hat, — wo hinaus soll das führen? Gerade als warmer Freund des Landes und Volkes muß ich dies so offen aussprechen, ist das scharfe Wort eine heilige Pflicht. Daß mein trüber Eindruck nicht subjektiv ist, haben bereits von anderem Gebiete Hugenpoths Mitteilungen gezeigt. Aber es hat ja auch schon einer der edelsten Patrioten und einer der geistesmächtigsten Dichter Hollands 1860 geklagt:

„O Volk mit solch' großer, solch' herrlicher Vorzeit
Und so dunkler, so trüber Vorausficht,
So lang' nicht den schlummernden Kräften der Jetztzeit
Erwachen, Entwicklung zu teil wird!"

Seit dem Nachruf Potgieters auf da Costa, dem wir diese Worte entnehmen, ist es um nichts besser, ist es nur schlimmer geworden.

Werfen wir einen raschen Blick auf die einzelnen Fragen, über die heute gestritten wird, — es wird der gegenwärtige Gesamtzustand dadurch zugleich klar.

Das erste, was auf Markt und Gassen zu hören ist, was systematisch und absichtlich von gewissen Parteien gehegt wird, ist Erbitterung über die Resultate des Sommers 1866. An Gründen dazu fehlt es natürlich nicht. Da ist nicht bloß die über weite Kreise ausgedehnte Sympathie für Oesterreich, nämlich für die österreichischen Papiere, deren Koupons abzuschneiden für einen nur zu großen Teil der holländischen Kapitalisten verlockender war, als dem Unternehmungsgeist und der schöpferischen Kraft ihrer Vorfahren zu folgen. Da ist nicht bloß die natürliche Antipathie der — die lockere Form über alles schätzenden — jungen Generation gegen die straffe militärische Zucht der deutschen Großmacht, deren büreaukratische Vertreter wohl auch nur zu oft hier dasselbe Kunststück gemacht haben, wie heuer in Nassau, zunächst sich und dann ihrem Staat zur größtmöglichsten Unbeliebtheit zu verhelfen. Da ist nicht bloß der auch in früheren Zeiten schon immer mit der nationalen niederdeutschen Gesinnung rivalisierende Einfluß des um seine leichten, gefälligen Formen beneideten französischen Nachbars, zumal in den auf „Vornehmheit" Anspruch machenden Kreisen. Da ist nicht bloß das unterirdische Intriguieren einer frivolen Hofpartei, in der die verschiedenen Maitressen des Königs sich zusammenthun mit der Königin selber, die als echte Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm (I.) von Württemberg in der Feindschaft gegen den deutschen Staat mit der russischen Kaiserin wetteifert. Alles dies kommt allerdings zusammen in jener fieberhaften Erregung, jener krampfhaften Furcht vor Annexion, die uns überall begegnet. Aber ganz erklärt ist es dadurch nicht, daß die Nachkommen der ersten Freiheitskämpfer Europas sich zu Vorfechtern der welfischen und hessischen Legitimität aufwerfen; daß die Enkel einer Nation, der ihre Nationalität über alles ging, so gar kein Verständnis finden für das „göttliche" Recht der deutschen Stammesverwandten, sich endlich ebenfalls als Nation zu gestalten. Entschuldigt ist es dadurch nicht, daß man nur einen Diebstahl, einen Raub Preußens sehen will in der Wiedergeburt des deutschen Volkes, die doch der republikanische Amerikaner ganz anders zu würdigen weiß. Um nichts mehr reicht das weit verbreitete und durch Kaiser Napoleon selbst zum Axiom gestempelte Gefühl von der Unhaltbarkeit der kleineren Zwitterstaaten aus, um in dem heutigen Holländer so ganz das Vertrauen auf eigene Kraft, das Bewußtsein, daß er selber doch auch noch ein Wort über sein Geschick mitzureden

hat, zu unterdrücken. Und es verlieren endlich auch Schriften wie die des Staatsrates Groen van Prinsterer, des alten Hauptes der „antirevolutionären" Partei, „L'empire prussien et l'apocalypse", dadurch nichts von ihrer Sonderbarkeit, daß man sich vergegenwärtigt, wie dieser hochbegabte Mann sich von Anfang an um jeden Einfluß auf die Wirklichkeit brachte, weil er die Lehren der eigenen Landesgeschichte über den Trugschlüssen Stahls und Hallers vergessen. Es scheint wirklich das instinktive Gefühl inneren Verfalles, eigener Haltlosigkeit zu sein, das den Wunsch gebiert, daß der deutsche Nachbar durch französische Waffen geschwächt werden möge, das überall Bedrohung der eigenen Selbständigkeit sieht und sich sogar zu der unbewußten Komik versteigt, in Borneo preußische Intriguen zu wittern, wenn der König von Preußen dem afrikanischen Sultan von Bornu Geschenke zusendet.

In den Kolonien liegt freilich die Ursache zum Reichtum Hollands, der auch geblieben ist, nachdem die alte Macht und das alte Ansehen geschwunden. Und so ist es denn allerdings nicht ganz auffällig, wenn alles, was irgendwie auf die Kolonien sich zu beziehen scheint, die Gemüter lebhaft erregt. Um so greller jedoch charakterisiert es die heutige Sachlage, daß die koloniale Frage, die schon so viele Ministerien ans Ruder gebracht und gestürzt hat, durch dieses alles der Lösung nicht näher gekommen ist. Wie lange ist es nun schon her, seit die Hoevell'schen Schilderungen das Land und Leute ausbeutende Kolonialsystem in seiner inneren Unhaltbarkeit dargethan haben! Wie lange selbst schon, daß die Bilder Multatulis von den Kaffee-Plantagen alle Gemüter daheim in Aufregung versetzten! Und doch sind gegenseitige Vorwürfe der Parteien fast das einzige Produkt der gegenwärtigen Sachlage. Klagen die Liberalen über die Verzögerung der dringendsten Reformen, so schmähen die Konservativen darüber, daß schon durch die bisherigen schwachen Versuche, die Javanen als Menschen zu behandeln, die Einkünfte des Mutterlandes große Einbuße erlitten. Und wie in der großen europäischen Frage, so auch hier finden wir heute die letzteren mit den Ultramontanen verbunden.

Nicht minder tritt dasselbe Verhältnis der Parteien hervor in der eben jetzt recht bitter besprochenen Schulfrage. Allerdings wird kein außer dem Parteigezänk Stehender daraus ein Hehl machen, daß das Schulgesetz von 1857 weniger einer praktischen Notwendigkeit als einer gewissen Prinzipienreiterei seinen Ursprung verdankt. Es liegt aber die Neigung dazu in der Landesart selbst. Lange dauert es, bis der Holländer für eine neue Idee in Bewegung zu bringen ist

(später wie irgend ein europäisches Land hat sich Holland an ein genügendes Eisenbahnnetz gemacht, ja die meisten Bahnen sind jetzt noch im Bau); aber wenn er eine solche ergriffen, so führt er sie leicht bis in die äußerste Konsequenz durch. So ist es in den theologischen Streitigkeiten immer gewesen und auch heute noch spürbar, — so war es bei dem heute zur Abwechselung ebenso arg angegriffenen als früher vergötterten Schulgesetz. Während nirgends weniger als auf dem pädagogischen Gebiete eine sofortige allgemeine Durchführung irgend eines neuen Prinzipes am Platze ist, während überall die lokalen Verhältnisse die Unterlage bilden müssen für die opportune Organisierung des Schulwesens, hat man damals mit einem Schlage das Prinzip der Konfessionslosigkeit durchgeführt. Auch wo noch so geringe Prozente der Schulkinder der katholischen Konfession angehörten, mußte die Bibel aus den Schulen verbannt, auch wo gar keine Judenknaben da waren, mußte doch der christliche Charakter der Schule getilgt werden. So verlangte es das „Prinzip". Und als besondere Freunde dieses radikalen Prinzips erwiesen sich damals die Ultramontanen, die wohl wußten, was sie dadurch gewannen, daß der reformierte Charakter so vieler Gemeindeschulen aufhörte.

Jetzt ist über ein Dezennium seit der Einführung des Schulgesetzes verflossen, — und wenn wir für seine Fehler nicht blind sind, so haben wir um so mehr das Recht, seine Folgen auch nach ihrer guten Seite zu schildern. Die ursprünglichen Härten des Gesetzes sind nämlich meist schon verwischt. Anderen Mißständen wird allmählich Abhilfe gebracht. Tüchtige Pädagogen haben in neuer Form die altbewährten Ideen zu wahren gewußt. Wo es für wünschenswert erachtet wurde, hat man Privatschulen neben den öffentlichen zu errichten begonnen. Im ganzen und großen hat trotz der Ueberstürzungen bei der Einführung des neuen Gesetzes das Prinzip der Konfessionslosigkeit auch hier günstige Folgen gehabt. Es sind darum einseitige und unwahre Parteidarstellungen, die heute in Deutschland nach der alten Taktik der orthodoxistischen Partei kolportiert werden, und sie gehen zugleich in der Prinzipienreiterei vom umgekehrten Standpunkt aus noch viel weiter wie ihre Gegner. Denn wen sehen wir in Holland selbst heute am lautesten gegen das Schulgesetz auftreten? Dieselben Ultramontanen, die früher für die gemischte Schule gearbeitet. Auch die holländischen Bischöfe haben schon eingestimmt in den Chorus ihrer deutschen Kollegen gegen die konfessionslose Schule, und gerade wie die reaktionäre Partei in Preußen zum Handlanger der jesuitischen Gelüste (ich erinnere an Nassau) sich hingiebt, so sehen wir in Holland

die alten Konservativen auch hier Hand in Hand mit ihren antipreußischen Kumpanen.

Hat nun diese rückläufige Koalition Aussicht auf Sieg? Trotz alles ihres Alarmgeschreies glauben wir es nicht. Zum ersten Mal seit langer Zeit ist (und dies ist der Lichtpunkt, der auch für uns das sonst so düstere Gemälde erhellt) ein Ministerium da, das auf eine kompakte Majorität in der Kammer sich stützen kann. Von Thorbecke, den auch ein eifriger Gegner doch als den einzigen wirklichen Staatsmann Hollands ansehen muß, gebildet, von ihm gestützt, ohne daß er selbst eingetreten, hat das jetzige Kabinet der häßlichen Personalfragen, an denen so mancher seiner Vorgänger gescheitert, sich zu entledigen und so den vereinigten Gegnern die Stange zu halten gewußt. Für alle drei Hauptfragen aber, die den Anlaß des heutigen politischen Parteikampfes bilden, ist nur auf diesem Wege eine praktische Lösung erreichbar — statt jener Karikatur des Parlamentarismus, die nicht ohne Grund auf die Nachbarstaaten abschreckend wirkte.

VI.

Sollen wir uns von dem wenig erfreulichen Rundblick über das politische Parteileben sofort zu dem noch unerquicklicheren furor theologicus wenden? Wir werden uns auch dieser Aufgabe nicht entziehen können. Zuvor aber dürfen wir uns jedoch eine kurze Abschweifung gönnen, — einen raschen Blick aus den heutigen politischen Wirren in eine Stätte, die wie kaum eine andere die alten Niederlande uns vorführt, uns geradezu völlig in ihr Schaffen und Arbeiten hineinversetzt. Es giebt, wie wohl überall anerkannt ist, kein Land, das so viel Erinnerungen an die Vorzeit bietet wie Holland; sein Reichtum an Kunstschätzen vor allem steht direkt einzig da, eine Stadt wetteifert darin mit der anderen. Das kann mir daher nicht einfallen, ein objektives Urteil abgeben zu wollen, wenn ich einer bestimmten Sammlung solchen Vorzug zuspreche, — ich rede nur aus einem individuellen Gefühl, wenn ich bekenne, daß es mich wieder und wieder nach Haarlem hinzieht, ins dortige Rathaus, in die Säle des ersten Stockes mit ihren Gemälden.

Es ist eine verhältnismäßig kleine Sammlung. Die im Trippenhuis in Amsterdam ist um vieles großartiger. Mit neuen Kunstausstellungen gar halten die bescheidenen Räume keinen Vergleich aus. Aber dafür ist, während man in letzteren vor der Häufung der verschiedenartigsten Eindrücke nirgends recht zur Besinnung kommt, hier

alles danach angethan, sich völlig hineinzuvertiefen in die Umgebung, einzusaugen den Hauch, der aus ihr dich anweht. Man wird nicht übermüdet, man ruht sich aus, man fühlt sich heimisch, man gewinnt neue Kraft. Worin liegt diese zauberhafte Einwirkung dieser einfachen Bilder? Weil sie die ganze Frische, die volle Lebenskraft ausströmen eines körperlich und geistig gesunden Geschlechtes. Es sind nicht die biblischen, auch nicht die mythologischen, noch weniger die landschaftlichen Bilder, an die ich hierbei denke, nicht einmal die großen geschichtlichen Gemälde von der Ankunft Leicesters in Vliessingen (1586), von der Einfahrt Friedrichs V. von der Pfalz mit seiner englischen Gemahlin im selbigen Hafen (1613), von den Seegefechten holländischer und spanischer Flotten, ja selbst nicht die doppelte Darstellung des alten Haarlemer Marktes und das treffliche Bild des Rathauses selbst, — es sind jene einfachen Porträts, die lebensgroß und lebenswahr und lebenswarm auf uns herabblicken, in denen wir unwillkürlich liebe Bekannte suchen trotz der altertümlichen Tracht. Sie verdanken ihren Ursprung jener Sitte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, daß die Vorsteher der damaligen großartigen Stiftungen und Korporationen sich von Zeit zu Zeit in ihren Sitzungen zusammen abkonterfeien ließen. Einzeln finden sich solche Gruppen gar häufig, hier aber stehen wir vor ganzen Reihen von ihnen. Da hängen nebeneinander Porträts der Regenten und Regentinnen des Armenkinderhauses, des Leprosenhauses, des Proveniershauses, des Armen- und Arbeitshauses, ferner der Regentinnen des Heiligengeisthauses, sowie der Regenten vom Elisabethsgasthaus und vom Altemännerhaus. An sie schließen sich ähnliche Gesamtbilder der Offiziere der verschiedenen Schützengilden an, vom Forisdoelen, vom Cloveniersdoelen ꝛc., bald in ihrer Amtsthätigkeit, bald bei ihren Gelagen versammelt. Dazwischen fehlt es nicht an einer Reihe Einzelporträts kraftvoller Männer- und Frauengestalten, darunter die der Haarlemer Heldin Kenau Hasselaer, die 1573 bei der Belagerung die Weiber anführte, des Bürgermeisters Jan Gael Claesz, der von der Amnestie ausgeschlossen ward, und andere. Ist Haarlem überhaupt die altertümlichste Stadt Hollands (man trifft hier sogar noch den alten Gebrauch des kloppertje, einer Spitzengarnierung des Thürklopfers, die anzeigt, daß im Hause eine Wöchnerin ist), so fühlt man unter diesen prächtigen Gestalten auf dem Rathaus sich selbst in jener wuchtigen Zeit der Thatkraft und der Blüte des Landes.

Ich schweige von den vielfachen Erinnerungen an den Haarlemer Küster Laurenz Janszoon, der nach holländischer Tradition noch vor

Guttenberg die Buchdruckerkunst erfunden haben soll, von dem originellen Bilde des Höllen-Breughel, den „vlämischen Sprüchworten", mit seinem bunten Allerlei komischer und zynischer Figuren. Und es ist überhaupt keine Kunstkritik, die ich anstrebe, wenn ich den instinktiven Eindruck der Haarlemer Bildergalerie so hoch stelle. Aber ich weiß, daß nicht ich allein solchen Eindruck empfinde, daß nicht ich allein bei allem Trübem der Gegenwart Hollands aus dem Verkehr mit den großen Ahnen immer wieder Hoffnung mitnehme auf eine bessere Zukunft des Volkes, das dieser Ahnen sich rühmen kann. Ist es doch der germanische Charakter der Nation, der aus diesen Bildern so mächtig hervortritt, im Gegensatz zur Verweichlichung, — im selbstständigen Anschluß an den großen deutschen Staat aber hat auch Holland noch vollen Anteil an einer großen Zukunft. Laßt sie nur fahren, jene thörichte Furcht vor einer Annexion, an die jenseits des Rheines noch nie ein Verständiger gedacht, denn, wahrlich, wir brauchen keine Verstärkung von außen. Aber sobald ihr wieder als germanische Stammesverwandte euch fühlt, wird euere Stelle unter den heutigen Völkern auch nicht mehr als dunkel erscheinen. Habt ihr euch doch schon am Tage der nationalen Festfeier Schillers mit uns verbunden gefühlt. Es ist Potgieters Muse, die am 11. November 1859 gesungen:

„Schillers Huldigung sei das Gebet,
Daß der Tag der Eintracht sich nahe.
Mag man auch höhere Ehren erweisen
Dem dich erfüllenden Genius, —
Welche würde dir selbst lieber sein?
Aus demselben Stamm entsprossen,
Fühlen wir uns in jeglichem Stand
Deutscher Freud' und Leid verwandt,
Heilig uns, wie all sein Geschick,
Freiheit, Gott und Vaterland.
Kämpfer für diese herrlichste Segnung,
Trotze dem Grabe, daß dich umschließt!
Noch gebeut Vorwärts dein Geist.
Möge der Sieg deine Weissagung krönen!
Dann wird das einige Volk dich zu würdigen wissen
Als den Propheten seiner Pflicht und seines Rechts."

VII.

Aus der ruhigen Atmosphäre der Haarlemer Bildergalerie zurückkehrend, muß wieder ein Ereignis, das hier die Gemüter beschäftigt, auch unsere Aufmerksamkeit fesseln: die Neuwahl der Kirchenvorstände

auf Grund einer Art von allgemeinem Stimmrecht und mit dem Erfolg eines fast ausnahmslosen Sieges der orthodoxen Partei.

Die Bedeutung dieses Ereignisses läßt sich nicht abschwächen. Nicht nur werden die so zusammengesetzten Presbyterien sofort auf die Predigerwahl und damit auf die Richtung vieler junger Theologen selbst starken Einfluß ausüben, sondern es kann auch die weitere Konsequenz nicht ausbleiben für die Besetzung der provinziellen Kirchenbehörden und schließlich für die Zusammensetzung der Generalsynoden selber. Allerdings nicht sofort. Es werden Jahre, — es werden Dezennien darüber vergehen. Aber deutlich gezeigt hat sich die Strömung, die dahin führt. Und es ist die Thatsache um so auffälliger, wenn man an den Kontrast mit Deutschland denkt, wo nach Tholucks Wort in Amsterdam das gläubige Pastorentum keine Gemeinden hinter sich hat, wo aber ersichtlich aus der Gemeinde heraus sich eine gewichtige Bewegung vorbereitet, die der Herrschaft des modernen Orthodoxismus entgegentritt. Auch diese Bewegung ist allerdings erst in den Anfängen, ihr Ergebnis ist aber nicht minder klar als das entgegengesetzte in Holland. Nur noch mehr aber fordert der merkwürdige Kontrast zum Nachdenken heraus über die Ursachen, auf denen diese, so vielen unerwartete, rückläufige Strömung in Holland basiert. Und die landläufige Erklärung, daß Holland regelmäßig ein Menschenalter später die theologische und kirchliche Bewegung nachmache, die Deutschland drei Dezennien früher durchlebt, daß somit jetzt die Periode der modernen Orthodoxie kommen müsse, reicht (obgleich wir nicht leugnen wollen, daß es bisher oft so gegangen) bei weitem nicht aus, — würde sie doch mechanische Puppen statt lebendig fühlender Menschen voraussetzen.

Wohl ist's ein Beweis, wie rasch die Gegenwart dahinlebt, wie schnell die verschiedenen Phasen der Entwickelung einander folgen, wenn wir die heutige Gestaltung der Parteiverhältnisse im holländischen Protestantismus mit dem Zustande, der noch kein Dezennium her daselbst wahrnehmbar war, vergleichen. Doppelt lebhaft drängt sich mir dieser Eindruck auf, wenn ich heute hineinblicke in das Bild, das ich selbst im Jahre 1860 von dem damaligen Zustande entwarf (im Juniheft 1861 der Monatsblätter). Ich darf mir sagen: es war streng objektiv gehalten, die verschiedensten Urteile aus allen Lagern haben diese Eigenschaft einstimmig hervorgehoben, — und wie wenig entspricht doch dies Bild den heutigen Verhältnissen! Um so deutlicher ist die jetzige Pflicht, die gegenwärtige Phase nicht aus aprioristischen Kategorien zu erklären, sondern auf ihre allmähliche Gestaltung selbst einzugehen.

Im Beginn des nun zu Ende gehenden Dezenniums war die äußerste Linke erst in ihren Anfängen. Der Name „moderne Theologie“ kam sogar eben erst auf. Seitdem hat, wieder ganz dem Charakter des Holländers entsprechend, der die einmal ergriffene Idee bis in die äußersten Konsequenzen verfolgt, diese Richtung nicht bloß numerisch immer mehr um sich gegriffen, sondern sie ist auch in manchen ihrer Vertreter geradezu extrem und exzentrisch geworden. Statt im Auge zu behalten, worin die Berufspflicht jedes Geistlichen, mag seine Theologie diese oder jene Färbung tragen, besteht (wobei sich gewöhnlich sehr bald herausstellt, daß die theologische Färbung von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung zu sein pflegt für die praktische Thätigkeit, in ihrer Beziehung auf die sittliche Entwickelung, auf die Werke der Liebe, auf den Kampf gegen die Sünde in allen ihren Gestaltungen), sind viele Moderne genau in denselben Fehler verfallen wie ihre orthodoxen Antipoden, in den Dogmatismus, der die individuellen theologischen Resultate zum allgemeinen Schibboleth macht. Vor allem sind es manche junge, zum Teil blutjunge Leute gewesen, die dem Verlangen nicht zu widerstehen vermochten, ihre Gemeinden sofort aus ihren alten Vorurteilen heraus zu dem neuesten Lichte zu führen. Während gerade die neuere wissenschaftliche Theologie den Glauben an Jesum Christum in seiner ethischen Unterlage auffaßt, womit das Fürwahrhalten dieses oder jenes Ereignisses, womit zumal die supranaturale oder nicht-supranaturale Auffassung eines solchen Ereignisses nichts zu thun hat (denn die Religion als solche ist doch wahrlich unabhängig von moderner oder antiker Weltanschauung), — haben solche Heißsporne nichts besseres zu thun gewußt, als von der Kanzel herab die in der Gemeinde vorherrschende Anschauung zu bekämpfen. Es waren überzeugungstreue, streng wahrhaftige Charaktere, die so gehandelt haben, und wir halten es für einen Frevel, giftige Schmähungen auf sie zu werfen. Aber daß es nicht die wirkliche Wissenschaft war, die sie vertraten, daß die meisten von ihnen mehr aus einer augenblicklichen Erregtheit der Broschürenlitteratur als aus gründlichen wissenschaftlichen Arbeiten heraus sich der Praxis zuwandten, läßt sich nicht leugnen. Und daß sie sich in Gegensatz setzten zu dem Glauben des größten Teiles ihrer Gemeinde, bedarf noch weniger einer Erklärung. Viele haben diesen Gegensatz bitter empfunden, und im Konflikt zwischen Pflicht und Ueberzeugung haben manche ihr Amt niedergelegt; einzelne sind dann so weit gegangen, zu erklären, es sei die Pflicht aller ihrer Gesinnungsgenossen, ihrem Beispiele zu folgen, die moderne Theologie habe keinen Platz

in dem alten Gebäude der Kirche. Ich will hier nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern nur daran erinnern, daß viele Einzelerscheinungen allerdings jener Phase in der Bewegung der protestantischen Freunde merkwürdig homogen sind, welche sich durch Wislicenus' Auftreten im Gegensatz mit Uhlich charakterisiert.

Die Folgen solcher Vorgänge konnten nicht ausbleiben, sie sind nicht ausgeblieben. Schon 1860 hatte ich eine stetige Zunahme der orthodoxen Partei, die am Anfang des Jahrhunderts kaum irgend hervortrat, zu verzeichnen, hatte zugleich schon darauf aufmerksam zu machen, wie selbst viele früher Liberale, durch das radikale Extrem abgeschreckt, an ihren eigenen Prinzipien irre zu werden begannen. In einer Auseinandersetzung über die Folgen der neueren Bewegung in Holland, die ein Jahr vor den letzten Wahlen stattfand, hatte ich noch mehr darauf hingewiesen, wie die schroffe Orthodoxie von Jahr zu Jahr zunehme und sich nicht sowohl in der Geistlichkeit als in der Gemeinde eine immer stärkere Reaktion bilde (Neueste Kirchengesch., 2. Aufl. S. XXII). Und in der That hätte sich kein ruhiger Beobachter diesem Eindruck verschließen können. Hat sich doch von der alten Mittelpartei der Groninger Schule, die, in ihren ersten Anfängen wissenschaftlich die äußerste Linke repräsentierend, doch zugleich von Anfang an mit Vorliebe der praktischen Wirksamkeit zugewandt war, eine immer stärkere Fraktion den Orthodoxen genähert. Noch viel mehr gilt dies von den Resten des alten supranaturalen Liberalismus der zwanziger und dreißiger Jahre, der neuerdings alles im Lichte seines Gegensatzes gegen den modernen Radikalismus zu betrachten sich angewöhnte. In der Gemeinde selbst aber nahm unter der Firma des „Glaubens der Väter" die schroffste Form der modernen Orthodoxie mehr und mehr zu, so daß sogar der früher so heftige Gegensatz zu den „Abgeschiedenen" nachzulassen und eine nicht unansehnliche Richtung dieser letztern Gemeinschaft wieder Fühlung mit der Landeskirche zu suchen begann. Natürlich ging die letztere Erscheinung zugleich auch aus der andern Quelle hervor, die aus den beständigen Spaltungen im eigenen Lager entsprang, der natürlichen Konsequenz des separatistischen Prinzips.

Nehmen wir endlich hinzu, daß es zu allen Zeiten die Natur des „liberalen aufgeklärten Philisters" gewesen ist, die Macht der Vorurteile zu unterschätzen, daß überhaupt immer jede Mittelpartei in Gefahr steht, einem bequemen Indifferentismus zu huldigen, so ist die Thatsache jenes Wahlresultats durchaus nicht mehr unerklärt. Wie schon so oft hat der Radikalismus sich als der ärgste Feind

liberaler Entwickelung erwiesen und der Reaktion in die Hände gearbeitet.

VIII.

Ist ein bleibender Sieg der rückläufigen Partei in der holländischen Kirche zu erwarten? So sehr wir die Bedeutung ihres augenblicklich errungenen Vorteils anerkennen, so bestimmt glauben wir dies verneinen zu müssen. Und es sei nicht geleugnet, daß wir mit Freuden dieser Hoffnung Ausdruck verleihen; denn wenn im kirchlichen Leben noch mehr wie im politischen das Vorhandensein einer kräftigen konservativen Richtung zum Heile des Ganzen durchaus erforderlich ist, so kann doch eine reaktionäre Strömung nur verderbliche Folgen erzeugen. Ein aufrichtiger Freund Hollands kann daher gar keinen eifrigeren Wunsch hegen, als daß der holländischen Kirche jene Verwüstung und Vergiftung des religiösen Lebens erspart werde, die wir in Deutschland der Reaktionszeit verdanken.

Daß dieser Wunsch aber zugleich die Form einer festen Ueberzeugung tragen darf, dazu berechtigen uns die verschiedensten Gründe. Zunächst hat die zum großen Teil durch eigene Schuld geschlagene freiere Partei durch die Erfahrung gelernt. Nicht nur dürfte in Zukunft schwerlich bei ähnlichen Fragen ein so weit verbreiteter Indifferentismus sich finden, sondern es hat sichtbar auch eine innerliche Umgestaltung begonnen. Die Fehler und Thorheiten des unreifen Radikalismus beginnen allgemein perhorresziert zu werden, und statt eines Bündnisses der extremen Rechten und Linken wird sich naturgemäß eine Verständigung der gemäßigten Mittelparteien anbahnen. Schon jetzt sind bedeutende Versuche in dieser Absicht im Werk. Dazu kommt aber von umgekehrter Seite die nicht minder wichtige Thatsache, daß die schroffe Ausschließlichkeit der holländischen Orthodoxie von selbst dafür sorgt, daß sie nicht Volkssache werden kann. Ist doch die puritanisch-calvinische Tendenz heute ebenso wenig mit der Anschauung der großen christlichen Gemeinde identisch, wie etwa das christliche Leben des Mittelalters mit dem Mönchtum, das christliche Leben des achtzehnten Jahrhunderts und die pietistisch-separatistischen Exzentrizitäten. Und daß gerade die holländische Orthodoxie alles mögliche thut, um abstoßend zu wirken, darüber mögen Zeugnisse aus den verschiedensten Lagern an unserer Statt sprechen.

Zunächst verdient ein neueres Schriftchen von Hofstede de Groot in dieser Beziehung ganz besondere Aufmerksamkeit. Der berühmte Gründer der Groninger Schule hat ja von Anfang an eine ähnliche

Richtung wie Wichern in Deutschland und wie der Réveil in Frankreich verfolgt. Seine theologische Färbung ist von ihm selbst, ohne daß er Widerspruch darin erfahren, als eine mit Neander, Nitzsch, Tholuck homogene erklärt. Neuerdings war er besonders als Gegner der kritisch negativeren Resultate seiner Leydener Kollegen aufgetreten, hatte sogar, durch sein apologetisches Interesse verführt, die kecken Machtsprüche Tischendorfs für bare Münze genommen. Aber schon seine 1854 erschienene Schrift zu seinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum, „die Gröninger Theologen", die auch in deutscher, „seinem Freunde Karl Ullmann" gewidmeter Uebersetzung erschienen ist (Gotha, Fr. A. Perthes, 1863), hatte die positive biblische Grundlage der Groninger Theologie unwiderleglich dargethan. Freilich mußten bereits in dieser Schrift wahrhaft empörende Leistungen orthodoxer Gegner erzählt werden, die in bewußter Unwahrhaftigkeit kaum zu überbieten sein dürften. Von diesen früheren Kämpfen aber sei hier völlig abgesehen, um statt dessen die eine Thatsache etwas näher zu berühren, daß ein Mann, dessen theologischer und kirchlicher Standpunkt eher weiter nach rechts als nach links steht als der der Redner auf der Berliner Alliance-Versammlung (Beyschlag, Jacobi, Krafft, Schenkel, Moll und andere), bei Gelegenheit der Amsterdamer Versammlung, wo er sich zur Mitarbeit erbot, schnöde zurückgewiesen wurde.

Hofstede hat über diesen Vorfall selbst Bericht gegeben in seinem Schriftchen: Jets over de Evangelische Alliantie. Er erzählt hier einfach Thatsachen und giebt Dokumente. Dieselben sind so bedeutsam, daß wir die Pflicht zu haben glauben, einen Auszug davon zu geben, der uns zugleich jedes weitere eigene Urteilen erspart. — Nach einer kurzen Einleitung über die Bedeutung der evangelischen Alliance berichtet nämlich Hofstede wie folgt:

„Als mir im Dezember 1865 das erste Heft der „Berichte und Mitteilungen" über die Versammlung der evangelischen Alliance, die im August und September 1866 in Amsterdam stattfinden sollte, in die Hände geriet, gefiel mir der milde und weitherzige Geist, der darin zu atmen schien. Werden doch alle zur Teilnahme eingeladen, „die Jesum von Nazareth als den Christus Gottes und den Heiland der Welt erkennen und sich um sein Kreuz vereinigen wollen". In der Absicht, dieser Einladung zu folgen, las ich das betreffende Heft in der Versammlung unserer theologischen Gesellschaft „Wahrheit in Liebe" vor, worauf sofort viele meiner Freunde sich bereit erklärten, mit mir zusammen beizutreten. Ich schrieb dies dem Sekretär des Komitee der Alliance, der mir durch eine freundliche Antwort vom 6. Januar 1866

seine herzliche Freude über den Inhalt meines Schreibens bezeugte. „Ich danke unserm Gott dafür," schrieb er unter anderem, „daß der Geist der Alliance, so wie er in den Niederlanden repräsentiert wird, von Ihnen verstanden und geteilt wird .... Es wird doch endlich einmal Zeit, daß alle anderen Unterschiede schweigen und zur Seite gestellt werden, wo es ankommt auf die Handhabung der Grundwahrheit, auf die Anerkennung oder Bekämpfung des Christus der Evangelien und des Evangeliums. Das Mißtrauen muß dem Vertrauen, die Trennung der Annäherung Platz machen, und unsere ganze Zusammenkunft wird meinem Urteil nach nichts ausrichten und nichts bezeichnen, wenn nicht dies mehr oder weniger dadurch bewirkt, mindestens vorbereitet wird. . . . Nicht bloß für mich bezeuge ich, daß Ihr Brief mich hoch erfreute, ich darf es im Namen vieler bezeugen und freue mich innig über Ihren Beitritt, den ich als eine That des Vertrauens und eine Thatsache von Gewicht würdige."

Einige Tage später erhielt ich eine gedruckte Einladung von dem Komitee der vierten Sektion der evangelischen Alliance (über christliche Philanthropie) mit einem Verzeichnis von zwölf in dieser Sektion zu behandelnden Thematen, aus welchen ich die mir zur Behandlung wünschenswert scheinenden auswählen sollte.

Auf diese Einladung antwortete ich erfreut, daß ich bereit sei, das Wort zu führen über die erste und vierte Frage, und daß das Komitee für beide oder für eine von beiden meinen Namen aufzeichnen könne.

Kurz darauf ersah ich aus dem vierten Heft der „Berichte und Mitteilungen", daß das Komitee mich sprechen zu lassen wünsche über die erste Frage (Welches ist die beste Art und Weise, um den Armen und den Ausgestoßenen der Gesellschaft, über welche die christliche Philanthropie ihre Sorge zu erstrecken wünscht, in dem Streite des Lebens die nötige Spannkraft zurückzugeben, welche durch eine schlecht angewandte Philanthropie so leicht vernichtet wird?). Mit mir sollte über dies Thema mein seit achtundzwanzig Jahren hochverehrter und innig geliebter Freund Wichern reden, worüber ich mich außerordentlich freute.

Bis hierher ging alles vortrefflich, doch nun kam Widerstand. Ich erhielt einen Brief, vom 23. März 1866 datiert, von jemandem, der kein Mitglied des Komitees der Alliance ist, folgenden Inhalts:

„„Aus den „Berichten und Mitteilungen" der evangelischen Alliance ersehe ich, daß Sie in der vierten Sektion reden sollen. Hiergegen ist natürlich ein ernstlicher Protest zu erwarten von seiten der-

jenigen, welche mit den Artikeln der evangelischen Alliance von Herzen und in gutem Glauben übereinstimmen und welche stets behauptet haben, daß die Groninger Richtung ein anderes Evangelium verkündigt als der Apostel Paulus. Inzwischen schreibt mir einer der Freunde des Hauptkomitees, daß es scheint, daß Sie Ihre Meinung ändern und mehr und mehr der Ueberzeugung der Alliance sich annähern. Dies würde in der That vielen zur großen Freude gereichen, die Erhörung vieler Gebete sein. Doch weiß das Publikum nichts hiervon, und so lange dies nicht der Fall ist, erscheint es unmöglich, mit Ihrem Reden in der Alliance Frieden zu haben. Darum nehme ich mir die Freiheit, mich geradeswegs an Sie zu wenden, mit der freundlichen Bitte, mir eine solche unzweideutige Aufklärung geben zu wollen, als in diesem Falle nötig ist, wollen wir vor Gott und Menschen aufrichtig handeln. Worauf es vornehmlich ankommt, ist das unzweideutige Bekenntnis, daß der Herr Jesus der allmächtige Gott ist, die zweite Person der Dreieinigkeit.““

Das Schriftchen Hofstedes erzählt nun weiter, wie er trotz dieses Briefes sich nicht nur nicht abschrecken ließ, sondern im Gegenteil in einem Aufsatz (der ebenfalls mitgeteilt wird) in der Kerkelijke Courant vom 24. März die Anhänger der evangelischen Mittelpartei, die an eine besondere Vereinigung neben den beiden extremen Parteien der Modernen und Orthodoxen gedacht hatten, aufforderte, diesen Plan fahren zu lassen und statt dessen der evangelischen Alliance beizutreten. Der Geist dieses Aufsatzes entspricht genau den Ausführungen van Koetsvelds, aus denen in den Monatsblättern vom März 1865 ein eingehender Auszug mitgeteilt ist. Gleich darauf aber hat Hofstede weiter zu berichten, daß er den folgenden, von dem Hauptkomitee der evangelischen Alliance unterzeichneten Brief vom 5. April 1866 erhielt:

„Als Glieder der christlichen Kirche zur Einheit in ihrem Herrn berufen und mit der Vorbereitung einer Zusammenkunft beauftragt, welche die Verwirklichung besonders auch dieses Teiles des christlichen Berufes zum Zweck hat, erfreuen wir uns über alles, was gegenseitige Liebe sei es befördert, sei es offenbart, und wir konnten uns daher nur freuen, als Sie uns Ihre Absicht zu erkennen gaben, sich der bevorstehenden allgemeinen Versammlung der evangelischen Alliance anzuschließen, weil wir darin ein Zeichen von Annäherung an die Richtung der Alliance sahen von einer früher weniger freundlich gesinnten Seite. Es wird uns, es wird allen Gliedern und Freunden dieser Alliance eine große Freude sein, einen innigen, brüderlichen Verkehr mit sehr vielen zu pflegen, auch mit solchen, mit welchen dies

früher vielleicht nicht stattfand; denn es liegt Freude im Wachsen der Einheit. Es ist unser feuriges Verlangen (Sie werden dies gewiß nicht bezweifeln), als Brüder auch mit Ihnen zu verkehren in wahrhaftiger Einigkeit des Geistes. Wir wünschen aufrichtig, ja wir bitten den Herrn, daß es uns gegeben werde, Ihnen sowohl auf der bevorstehenden Versammlung als auch überhaupt freimütig und herzlich die Bruderhand zu reichen.

„Sollen wir aber diese Freimütigkeit wirklich besitzen, so müssen wir im stande sein, über Sie den Gliedern und Freunden der Alliance Rechenschaft zu geben. Ihr Name ist im Lande nicht unbekannt, gilt aber mit vollem Recht als das Panier einer Richtung in der theologischen und christlichen Welt, deren Kampf allgemein bekannt ist gegen das, was die Grundlagen der evangelischen Alliance ausmacht und von uns deshalb in unserm allgemeinen Zirkular als unentbehrlich vorangestellt wird.

„Die Grundlagen der evangelischen Alliance sind ja bekannt (unter anderem aus den englischen und französischen Programmen ihrer besonderen Abteilungen), und wir dürfen auch ohne Uebernahme dieser Formeln von diesen Grundlagen nicht abweichen. Und kann es verkannt werden, daß diese Grundlagen gerade in Hauptsachen beständig von der Richtung bestritten worden sind, als deren ausgezeichnetsten Wortführer jedermann Sie anerkennt?

„Wir wünschen durchaus nicht, zu verkennen, wir wünschen im Gegenteil, dankbar und mit Freude zu würdigen, daß Ihre Schriften in den letzten Jahren Belege gegeben haben von zweifelloser Annäherung an Ueberzeugungen, die auch die unsrigen sind, daß Sie mit wachsender Kraft und Klarheit dem modernen Unglauben gegenüber aufgetreten sind als ein mutiger Verteidiger des übernatürlichen Charakters des Christentums, der historischen Thatsachen, die in den Evangelien berichtet werden, und der normativen Autorität der heiligen Schrift, und hierin sehen wir gern in Ihnen einen Bundesgenossen und Mitkämpfer, dessen Beistand und Mitwirkung von uns sehr gewürdigt werden. Aber — zu wahrhafter Einheit des Geistes wird ja neben augenblicklicher Uebereinstimmung gegen einen gemeinschaftlichen Feind auch erfordert eine Uebereinstimmung in herzlichem Glauben, aus Einheit entsprießend, nicht bloß gegen jenen Feind, sondern vor allem aus Einheit in dem Herrn und Heiland, den wir bekennen. Und können wir uns nun über die große Verschiedenheit täuschen, die zwischen einigen unserer heiligsten Ueberzeugungen und den früher von Ihnen ausgesprochenen Gefühlen besteht?

„Wir bitten um keine Entschuldigung für unsere Aufrichtigkeit, überzeugt, daß Sie selbst brüderliche Offenherzigkeit als eine der ersten Pflichten brüderlicher Liebe erkennen; aber — was können wir einer Vereinigung antworten, die den Sohn Gottes anbetet nicht wegen einer dogmatischen Bestimmung, sondern weil sie ihn mit inniger Ueberzeugung als Gott im Fleische geoffenbart erkennt, wenn sie uns fragt, wie wir bei ihr wahre Gemeinschaft voraussetzen können mit solchen, die ihren Prinzipien gemäß in dieser Anbetung (womit die Zusammenkünfte der Alliance durchgängig beginnen, fortfahren und endigen) eine abgöttische That sehen müssen, oder wenn eine Zusammenkunft von solchen, welche in der Tilgung ihrer Sündenschuld durch das Sühnopfer des Gotteslammes eine wahrhaftige Thatsache sehen, ihren Trost im Leben und Sterben, uns fragt, wie wir von ihr Einheit erwarten können mit denen, welche diese Thatsache als Gottes unwürdig aufs kräftigste leugnen und bestreiten? Die ärgerliche Bezeichnung des Glaubens an dieses anbetungswürdige Zeichen der göttlichen Gnade mit dem Namen der Bluttheologie, ist sie nicht von der Seite Ihres Gesinnungsgenossen gekommen? Ist sie jemals von Ihnen oder einem andern derselben öffentlich getadelt, und können die Massen, welche diesen Glauben teilen, sich innig mit Ihnen eins fühlen, so lange stillschweigende Billigung dieser Benennung nicht in öffentlichen Tadel verwandelt ist? Und ist es zu verwundern, daß bereits Stimmen der Mißbilligung zu uns kamen, als man auf der vorläufigen Liste der Redner einen Namen las, der ungefähr zu derselben Zeit auch unter einem Aufsatze vorkam, in welchem die Richtung, welche die der Alliance ist, dahin bezeichnet wird, daß sie auf den Grund einer menschlichen Kirchengemeinschaft baue, im Gegensatz zu dem, auf welchen die evangelische gestellt wird, ja beschrieben als so weit unter der evangelischen stehend, als das Menschliche unter dem Göttlichen ist?

„Denn die Alliance ist — vergessen wir es nicht — orthodoxkonfessionell, insofern sie annimmt, daß ihre Glieder, jedes für sich, der Konfession ihrer eigenen Kirche zugethan sind, und selbst Uebereinstimmung verlangt mit den Hauptsachen, worin die Konfessionen übereinstimmen. Und ist im Laufe der Zeit der evangelische Bund mehr evangelisch geworden, o! er würde sich freuen über dieses Lob, wenn darunter gemeint ist Wachstum in der Kenntnis und Anwendung des Evangeliums; aber er kann dieses Lob nicht annehmen, wenn darunter verstanden wird, daß er sein (auch von uns genanntes) Fundament verlassen haben solle, in Verbindung mit welchem im Gegenteil die Einladung in unserem Zirkular ersichtlich verstanden werden muß.

„Der beste Beweis, daß wir feurig danach verlangen, in brüderlicher Gemeinschaft mit Ihnen zu verkehren, ist wohl das Aussprechen des Wunsches, daß es uns vergönnt werde, auf dieses Schreiben eine solche Antwort von Ihnen zu erhalten, daß die Veröffentlichung derselben alle von unserm guten Recht auf diesen Verkehr überzeuge und es allen deutlich mache, daß Ihr Kommen zu uns keinerlei Verwandtschaft hat mit einem Versuch, entweder die Alliance von ihrem Standpunkte zu verdrängen, oder das Unvereinbare zu vereinigen (ein Gedanke, welcher durch Ihre Betrachtung der Alliance in Verbindung mit einer projektierten Vereinigung entstanden ist), sondern daß Ihr Kommen zu uns bedeutet einen aufrichtigen Anschluß an die Grundlagen und Prinzipien der evangelischen Alliance in wahrer Einigkeit des Glaubens und der Liebe, einen Anschluß, der dann um so mehr ein Segen dieser Versammlung sein wird, um so mehr ein Grund zum Dank gegen Gott, um so mehr eine Ursache christlicher Freude für Sie, für uns und für alle."

Die Bedeutung dieses Schreibens springt so ins Auge, daß wir von Hofstedes eigenen Aeußerungen darüber nur das Wesentlichste hervorheben. Nach Mitteilung des vorhergehenden Briefes fährt er zunächst in seiner Erzählung selbst fort:

„Ich muß gestehen, daß ich einen solchen Brief nicht erwartet hatte von einem Komitee, welches in der Einladung, auf die es sich beruft, ganz anders gesprochen hatte. In dieser Einladung hieß es unter anderem über den Geist der Alliance: „Entsprossen aus dem Bedürfnis größerer Annäherung und Zusammenarbeit aufrichtiger Christen aller Kirchengemeinschaften, wurzelt sie in der Ueberzeugung der wahrhaftigen Einheit, welche alle Gläubigen jedes Bekenntnisses oder Namens als lebendige Glieder des Leibes der Gemeinde mit einander und gemeinsam mit Christo, ihrem verherrlichten Haupte, verbindet. . . . . Ist es nicht Zeit, mehr als Zeit, daß gegenüber der hoch gestiegenen und noch stets steigenden Flut eines übermütigen Unglaubens alle, welche an dem Evangelium der Schriften und dem Christus des Evangeliums festhalten, mit Beiseitestellung untergeordneter Differenzen sich einmütig zusammenschließen um das Panier des Kreuzes? . . . . Auf diesem echt reformatorischen, aber zugleich wahrhaft katholischen Boden stehend, den evangelischen Charakter aller Kirchengemeinschaften der Reformation anerkennend, nicht ängstlich uns anklammernd an dogmatische Begriffe, sondern auf einen lebendigen historischen Glauben uns stützend, wünschen wir, von unserm Standpunkte aus das unbestreitbare Recht der Nationalität und der Persön-

lichkeit auch auf christlichem Boden zur Geltung zu bringen, reichen wir allen die Hand, welche mit uns Jesum von Nazareth als den Christus Gottes, den Seligmacher der Welt bekennen und sich mit uns scharen wollen um das Kreuz des Erlösers, als das Zeichen, dem noch widersprochen wird, das aber noch ebenso das Zeichen ist, worin die wahrhaftig lebende Gemeinde zuletzt triumphieren wird."

Es blieb aber freilich nicht bei dem theoretischen Widerspruch gegen das anfangs von der Alliance selbst vertretene (und bekanntlich 1857 in Berlin wirklich durchgeführte) Prinzip; sehr rasch gesellte sich eine praktische Thatsache hinzu. Nur wenige Tage später als den Brief des Komitees erhielt Hofstede, wie er weiter erzählt, ein Schreiben von dem Sekretär der vierten Sektion vom 14. April 1866, worin ihm die Ausstreichung seines Namens aus der Rednerliste angezeigt wurde. Wie diesen Brief, so teilt Hofstede endlich auch seine eigene Antwort auf das oben mitgeteile Schreiben des Komitees mit. Wir entnehmen daraus nur seine Beleuchtung des Thatbestandes, nachdem er zuerst seinen Beitritt gemeldet und die Aufforderung zum Vortrag angenommen:

„Auf einmal ändert sich alles. Während die Einladung allgemein war, so daß jeder meinen mußte, daß das Urteil, ob jemand beitreten könne, allein seinem Gewissen überlassen werde, wird jetzt die Frage an mich gerichtet, ob ich mich aufrichtig und in Wahrheit anschließen könne, werde ich, wenn ja, aufgefordert, dies noch einmal öffentlich zu erklären. Und nachdem der Ausschuß der vierten Sektion mich offiziell aufgefordert hatte, in ihr zu sprechen, und auf meine Zustimmung meinen Namen als Beantworter der ersten Frage veröffentlicht hatte, nennt man jetzt diese Handlung eine vorläufige und nimmt sie zurück. . . . . Ich frage Sie: stellen Sie eine solche Untersuchung, wie mit mir, mit allen an, welche sich anmelden? Wird an alle ein solcher Brief gerichtet? Wenn ja, was bedeutet dann Ihre unbeschränkte Einladung an alle Freunde des Herrn? Hätten Sie nicht dann hinzufügen müssen, daß Sie sich vorbehielten, darüber zu urteilen, ob sie es wohl aufrichtig meinen? Wenn nein, warum senden Sie denn einzelnen einen solchen Brief? Welches Recht haben Sie, solche Ausnahmen zu machen? Warum bei diesem oder jenem über sein Herz eine Inquisition angestellt?

„Doch Sie haben dies gethan. Während Sie den Uebrigen auf ihr Wort glauben, glauben Sie mir, und vielleicht noch einigen, nicht. Das Vertrauen, womit ich zu Ihnen kam, erwidern Sie mit Mißtrauen.

Ich werde einer außerordentlichen und ausnahmsweisen inquisitionellen Untersuchung unterworfen.

„Es ist mir freilich klar, warum dies geschieht und wo Sie der Schuh drückt. Sie wollen es nicht verderben mit vielen Gliedern der Alliance, die mir übelwollen. Um ihretwillen sollte ich einer viel beschränkteren Formel als der ursprünglichen beitreten müssen, ich noch einmal im besondern, um Mitglied der Alliance zu werden. Gegen Ihre Handlungsweise habe ich die große Beschwerde, daß Sie nicht zuerst ein freies Panier erheben durften, welches mich (und andere, die wie ich denken) verlocken konnte, Ihrem Bunde beizutreten, um dann, zum Lohn meines Vertrauens, mit Argwohn behandelt zu werden. Sie sagen jetzt: „die Alliance ist orthodox-konfessionell". Was würde ich dagegen eingewandt haben, wenn Sie dies von Anfang an gesagt hätten? Warum sollten orthodox-konfessionelle Männer keinen Bund schließen und Zusammenkünfte halten können? Aber welches Recht haben Sie als solche, diesen Bund einen evangelischen zu nennen und sich eine Farbe zu geben, die Ihnen nicht zukommt?"

Hofstedes weitere Bemerkungen sowohl in diesem Schreiben als auch in dem Schlußteil seiner Broschüre sind außerordentlich schlagend und lehrreich; sie verdienten wohl eine vollständige Uebersetzung. Aber hier ist so wenig dazu der Ort als zu einem genauern Eingehen auf die durch diesen Vorfall hervorgerufene Broschürenlitteratur, an der sich alle Parteien eifrig beteiligten. Dasselbe gilt von dem Verlauf und den Resultaten der Alliance, die in Wirklichkeit ganz anderer Art waren, als es solchen Ausländern, die Holland nicht genau kennen, dargestellt werden konnte. Es geschieht nur aus Schonung gegen eine Tendenz, in der ich trotz der Einseitigkeit, in die sie sich allmählich immer mehr verrannt hat, immer noch die ursprüngliche Idee hochschätze, wenn ich auf keine nähere Schilderung der Amsterdamer Versammlung eingehe und mich einfach auf das Urteil, das meine „Neueste Kirchengeschichte" (S. 392) darüber gefällt, zurückbeziehe.

IX.

Die orthodoxistische Partei in der holländischen Kirche hat durch den Vorfall mit Hofstede de Groot ihre Anschauungsweise und ihre Tendenzen unverhüllt dargethan. Als Partei ist sie seitdem gewachsen: die allgemeinen Wahlen, von denen vorher geredet wurde, haben später wie die Amsterdamer Versammlung stattgefunden. Trotzdem glauben wir mit Bestimmtheit sagen zu können, daß ihre eigenen Maßregeln den schließlichen Sieg jener Partei verhindern. Ich will dabei nicht

einmal davon reden, daß die verschiedenen Fraktionen, die bei den Wahlen zusammenstanden, seitdem bereits auseinandergegangen sind, und daß in der vorher scheinbar einigen Orthodoxie selber sich gerade durch ihren Sieg eine entschiedene Spaltung vorbereitet hat. Mein Hauptgrund ist ein anderer: über die engen Kreise ihrer Partei hinaus wirkt diese Richtung nur insofern, als sie andere abstößt, gerade wie die Jesuitenpartei im Katholizismus. Das allgemeine Volksbewußtsein selbst wird nicht nur nicht gewonnen, sondern geradezu zurückgestoßen. Ich will einen als einer der Hauptvertreter der durch ihre Frömmigkeit temperierten Orthodoxie bekannten Mann Zeugnis über diesen Punkt abgeben lassen, den Dr. de Liefde, der in einer gegen die moderne Theologie gerichteten Schrift, „Wahrscheinlichkeit oder Sicherheit", sich (S. 28—29) folgendermaßen ausspricht:

„Die puritanische Richtung hat besonders im Calvinismus starke Sympathie gefunden und deshalb auch in dem Geist unserer vaterländischen Orthodoxen tiefe Wurzeln geschlagen. Die Hauptquelle ihrer Irrtümer liegt darin, daß sie den Unterschied zwischen dem Menschlichen und Teuflischen, zwischen Leib und Fleisch, zwischen Erde und Welt übersehen. Dadurch, daß sie beide Gegensätze für gleichbedeutend halten, haben sie das Menschliche, das Leibliche, das Irdische als das Entgegengesetzte des Göttlichen, Geistlichen und Himmlischen aufgefaßt und deshalb gemeint, das letztere nicht besser verherrlichen zu können als dadurch, daß sie das erstere verachten und bestreiten, ganz im Widerspruch mit den überströmenden Erklärungen des Evangeliums, daß Gott Mensch geworden ist, daß unsere Leiber Tempel des heiligen Geistes sind, und daß die Heiligen als Könige auf Erden herrschen sollen. Hieraus entsteht die beschränkte Aengstlichkeit, ja der Widerwille der Orthodoxen im allgemeinen, Anteil zu nehmen an dem, was zur Entwickelung und Vervollkommnung der Gesellschaft, von ihrer rein menschlichen Seite aufgefaßt, gehört. Poesie, Kunst und Wissenschaft sind stets mit Mißtrauen angesehen worden. Eine Dichtung, wie vortrefflich sie auch in der Form, und wie rein sie auch im Inhalt sein möge, wird (aufs mildeste genommen) als unbedeutend bei Seite gelegt, wenn sie keinen religiösen Gegenstand behandelt. Ein Gemälde heißt nur dann belangreich, wenn es die eine oder andere biblische oder kirchliche Erscheinung oder Persönlichkeit darstellt. Von der Musik wird anerkannt, daß sie schön klingt, aber als Kunst ausgeübt wird sie nicht. Man hat ein Piano oder eine Orgel, aber man ist schon zufrieden, wenn man ein religiöses Lied oder einen Psalm mit einem Akkord oder ein paar begleiten kann. Eine andere Erholung als ein

freundschaftliches Gespräch im häuslichen Kreise oder ein Spaziergang oder ein Ausflug in eine schönere Gegend oder ein Festabend mit den Kindern einer christlichen Schule ist innerhalb des Kreises unserer Gläubigen unbekannt. Einige wenige junge Leute von rechtgläubigen Familien vereinigen sich noch zuweilen, um einen religiösen Gesangverein zu bilden; aber eine rechtgläubige Familie, worin Eltern oder Kinder irgend ein Blas- oder Streichinstrument spielen oder Ihnen ein Portefeuille mit Zeichnungen und Skizzen von eigener Hand zeigen können, ist eine große Seltenheit. . . . . Es ist eine traurige Wahrheit, daß die meisten Menschen unchristlich sind, aber wie viel haben nicht die Christen selbst hierzu beigetragen, dadurch, daß sie ihr Christentum unmenschlich gemacht haben!"

Die auffällige Uebereinstimmung dieses Urteils mit den oben angeführten Aeußerungen von Baron Hugenpoth bedarf keiner Erwähnung. Daneben erinnern wir zum Belege, wie andere Kreise über die ausschließliche „fromme" Partei urteilen, an das Urteil eines der geistvollsten jüngeren Schriftsteller der Potgieter'schen Schule. Es ist Koster (das Pseudonym zu übertragen, habe ich kein Recht), der in seinen Chequeriana [1]) unter anderem Schilderungen voll des köstlichsten Humors giebt von den Südsee-Inseln, dorthin nämlich unsere alteuropäischen Verhältnisse übertragend. Besonders die Art, wie hier die orthodoxistische Behandlung der Schulfrage in Otaheitischer Färbung ausgemalt wird, ist zu einer Warnungstafel für seine Landsleute geworden.

— Nachträglich darf auch das Pseudonym erklärt werden. Koster ist Johannes C. Zimmermann, der sich später durch seine treffliche Gesamtausgabe der Werke Potgieters hochverdient gemacht hat.

Abschiedsgruß an Katwyk.

Ihr schäumenden Wogen, wo kommt ihr her?
Was murmelt geheimnisvoll das Meer?
Worin liegt der Zauber allbekannt,
Der die Sinne bestrickt, das Auge bannt?

Ein ewiges Kommen und Vergehen —
Ein tiefes Ahnen und Nimmerverstehen —
Zieht die Seele fort über Zeit und Raum,
Wiegt sie in überirdischem Traum.

---

[1]) Der Name ist (ob in Nachahmung der „Teppiche" des Clemens von Alexandrien?) hergenommen von bunten Fensterscheiben, worin wie in den schottischen Tartans allerlei Farben durcheinander gewürfelt sind.

O wunderbare Meeresgewalt,
Giebst meinem Sehnen und Hoffen Gestalt.
Und weckst du auch innerstes Wehgefühl auf,
Legst lindernden Balsam alsbald darauf.

Ernst-freudig schaut sich das Leben an.
Erhebender Anblick, der still machen kann,
Und dennoch Mut und Thatenkraft
So mächtig in des Menschen Brust schafft!

Leb wohl, du stiller Meeresstrand,
Im Geiste bleib' ich dir zugewandt.
Auf Wiedersehn! — Wenn ich müde bin,
Erinn'rung trägt mich zu dir hin.

Die leuchtet gleich deiner Wogen Licht,
Wenn es wundersam durch die Dunkelheit bricht.
Dann schließ' ich das Aug', ruh' und träume gern,
Daß du, stiller Strand, mir winkest von fern.

Auguste Nippold, geb. von Wahl.

XIII.

Kirchenpolitische Rundschau im Advent 1868.

Die Einführung in diese längst im Buchhandel verschwundene Schrift, welche aus einem Vortrage in Heidelberg, Mannheim und Worms erwuchs, bot eine eigentümliche Schwierigkeit. Die Verhältnisse, aus welchen sie hervorging, stehen nämlich in engem Zusammenhang mit der großen geistigen Bewegung, von welcher sie selbst auch ein kleiner Teil war. Aber der Rückblick auf diese Bewegung setzt sich aus so vielen einzelnen Faktoren zusammen, daß es leicht wäre, ein Buch darüber zu schreiben, aber außerordentlich schwer ist, das große Ganze kurz zusammenzudrängen. Das bunte Gewebe als solches ist daher schon in der vorigen Einleitung gezeichnet. So genügt es an dieser Stelle, auf den einheitlichen Mittelpunkt hinzuweisen.

Im Mittelpunkt der Erinnerungen dieser Zeit steht nämlich der große Umschwung in der Stimmung des deutschen Volkes nach dem Kriege von 1866. König Wilhelm, so sehr er sich persönlich im Hintergrund hielt, war doch bereits in seiner ernsten Pflichttreue zur volkstümlichsten Regentenerscheinung geworden. Graf Bismarck hatte durch die Indemnität den inneren Konflikt aus der Welt geschafft und begann eben, mit den neu entstandenen Mittelparteien die höhere Einheit des konservativen und liberalen Prinzips zu erproben. Daß sich schon damals das Interesse von In- und Ausland in erster Reihe auf seine Reckenfigur gerichtet hat, braucht keines neuen Beleges. Aber wenige ahnen heute, was damals die lichtumflossene Siegfriedsgestalt des preußischen Kronprinzen an Handlungen und Hoffnungen in sich geschlossen hat. Erst durch Bismarcks eigene „Erinnerungen" ist es bekannt geworden, wie Seine Königliche Hoheit trotz aller sonst beobachteten Reserve, die den Sohn völlig hinter dem Vater zurücktreten ließ, in solch gefährlichen Momenten wie in Nikolsburg entscheidend eingegriffen hat. Es stimmt dies zugleich völlig zu den Mitteilungen Forckenbecks über die Gespräche, welche der Kronprinz direkt im Auftrage des Kanzlers mit demselben geführt hat. Dieselben „Erinnerungen" haben aber auch den Gegensatz enthüllt, in welchem der leitende Minister seinerseits ebenfalls zwar nicht zu der Person des — persönlich sogar von den Gegnern in seiner Beamtentüchtigkeit anerkannten — Kultusministers gestanden hat, wohl aber zu jenem Hofkreise, in welchem Frau von Mühler die Adjutantin der Königin zu sein strebte, während als Bindeglied zwischen beiden der sich allmählich in Hoffmanns Stellung einschmiegende Hofprediger Kögel fungierte. Es wird

sich im zweiten Bande von selbst die Gelegenheit bieten, auf diese für den nachmaligen Kulturkampf so verhängnisvollen höfischen Verhältnisse näher einzugehen. An dieser Stelle muß dagegen der kurze Hinweis genügen, daß auch die Redeschlachten im Abgeordnetenhause in den Jahren 1866—1870 viel mehr, als es dem jüngeren Geschlechte bisher bekannt geworden war, mit jenem einen großen Gegensatze zusammenhingen. Die Nachschrift des Vorworts zu der folgenden Schrift läßt ziemlich klar in die derzeitigen Krisen hineinblicken. Wir stellen daher der schon mehrfach angewandten Regel zufolge zunächst sowohl jenes Vorwort wie die Nachschrift dazu in diese „Einleitung" hinein:

„Vorrede. Wessen Beruf es mit sich bringt, in einer so außerordentlich schreibeseligen Zeit wie der unsrigen gerade die zeitgeschichtliche Litteratur in ihrer Masse von Schriften und Zeitschriften, von Artikeln und Gegenartikeln aus der Nähe zu verfolgen, der hat ein gewisses Widerstreben zu überwinden, bevor er sich entschließt, auch seinen Nachen auf diese bewegte See hinaustreiben zu lassen, deren Wogen so schnell vergehen, wie sie entstehen. Wo dabei als persönlicher Beruf eine so herrliche und begeisternde, aber auch so die volle Kraft in Anspruch nehmende Arbeit zugefallen, wie es mit der Durchsicht von Bunsens Nachlaß für den Verfasser der Fall ist, da mehrt sich die Abneigung, den ruhigen Hafen des Bücherschreibens mit der über Nacht wachsenden Flut der Tages-Broschüren zu vertauschen. Offen gestehe ich, daß, wenn ich meiner persönlichen Neigung gefolgt wäre, diese Broschüre nicht erschienen sein würde. Nachdem aber die Art der Aufnahme des Vortrages in Heidelberg wie in Mannheim und Worms mich darüber belehrt hat, daß die in ihm behandelten Thatsachen durchaus nicht so allgemein bekannt sind, wie es mir, der ich mich ständig in dieser Atmosphäre bewege, erschien, muß individuelle Vorliebe und Abneigung zurücktreten vor der Pflicht, nicht in einer Zeit den Kampfplatz zu fliehen, wo auch die letzten Reserven herangezogen werden müssen, um nicht dem gerüsteten und vorbereiteten Gegner das Feld zu überlassen; wo auch „der ruhige Bürger zur Wehr greift", um das kommende Geschlecht gegen die Gefahren zu sichern, die den heiligsten Gütern unsrer Kultur von der Seite drohen, die (in beiden Konfessionen gleich sehr) die ganze geistige Bewegung der Gegenwart am liebsten ersticken möchte. Habe ich es daher als eine individuelle Gewissenspflicht erkennen müssen, in einem Augenblick, wo die Geister mehr als je aufeinanderplatzen, auch die schärfste Konsequenz meiner Prinzipien nicht zu verhüllen, und sie den mir falsch scheinenden Parteitendenzen entgegenzustellen (ohne dabei das Bestreben, den Personen Andersdenkender kein Unrecht zu thun, aus dem Gesicht zu verlieren), so ergab sich damit zugleich die Notwendigkeit, auch in dem gedruckten Text den subjektiven Tenor der mündlichen Rede unverändert beizubehalten, — da ich mir kein Hehl daraus mache, daß die einzige allgemeine Bedeutung, die ihr möglicherweise innewohnen möchte, darin besteht, daß ich auch als Theologe zunächst als Glied des deutschen Volkes und der protestantischen Gemeinde mich fühle. Es sind deshalb nur die unter dem Text gegebenen Belegstellen und Anmerkungen hinzugekommen, welche der Zweck, in der „Rundschau" gleichzeitig eine Ergänzung meiner „Neuesten Kirchengeschichte" zu bieten, erforderlich machte; im Text ist die Form der mündlichen Rede geblieben."

„Nachschrift (14. Dezember 1868). In der bis zum Druck des Vorstehenden verflossenen Woche hat die Debatte im preußischen Abgeordnetenhause über den Etat des Kultus-Ministeriums begonnen. Vieles ist dort von beredteren Zungen vorgebracht, was hier nur andeutungsweise berührt werden konnte. Nur um so mehr aber darf diese Rundschau wohl auf den Charakter eines unbeteiligten Zeugnisses Anspruch erheben, und kann zugleich an das darin ausgesprochene Urteil die Probe angelegt werden: sowohl über die Stellung des Kultusministers selber, der deutlich gezeigt hat, daß nicht er selber der Fanatiker ist, als über den Kampf zwischen den beiden Prinzipien, deren eines der Herren Wantrup, Reichensperger und Windthorst als seiner Vertreter sich rühmt, während das andere beispielsweise die Stimmen für sich hat von Wehrenpfennig, Graf Bethusy-Huc, von Sybel, Richter, Techow, Lent, Laßwitz, Lesse, Virchow ... Welches dieser Prinzipien die Zukunft für sich hat, steht gewiß außer Frage."

Das Schlußergebnis der hier angeführten Debatte ist bei alledem ein dem sogenannten Mühler'schen System günstiges gewesen. Wie gewöhnlich hatten die Uebertreibungen und Maßlosigkeiten der Fortschrittsgruppe die Sache des Gegners geführt, und der Minister hat sich gleich nachher eines ausdrücklichen Vertrauensbeweises des Königs zu erfreuen gehabt. Dies die Situation, welche der dem zweiten Bande von Bunsens Leben gewidmete neue Berliner Aufenthalt vorfand. Derselbe hat obenan mehrere neue Audienzen bei Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen gebracht.

Die erste derselben knüpfte direkt an die „Rundschau" an, welche ich zugleich mit der Anfrage um Audienz am Tage vorher übersandt hatte. Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen glaube ich die folgenden in diesen Zusammenhang aufnehmen zu dürfen.

„Beginn der Unterredung durch den Kronprinzen mit Dank für die Zusendung. Die Broschüre bereits gestern in einem Zuge gelesen. Vieles Einzelne daraus im Verlauf der Unterredung als richtig und bedeutsam hervorgehoben: über die verschiedenen Seiten im deutschen Katholizismus, über das Wormser Fest, über die Zustände in Nassau, über die einseitige Richtung im Kultusministerium, zugleich aber über den ungünstigen Erfolg der letzten Debatte, und manches andere. Auch das über König Friedrich Wilhelm III. Gesagte ausdrücklich als richtig erklärt. Zwischenbemerkung: „Schade, daß der König gar keine Zeit zum Lesen hat. Dies wäre grade etwas für ihn." Aber die Möglichkeit dazu zu erwägen. — Das Gespräch war, während die vorigen Male eine allmähliche Steigerung der Wärme stattgefunden hatte, diesmal von Anfang an warm, lebhaft, vertrauend."

Von außerordentlichem Interesse waren die Mitteilungen Seiner Königlichen Hoheit über die Gegenbestrebungen gegen die Teilnahme des Königs am Wormser Fest. Sonstige Gegner hatten sich hier zusammengefunden. Ueber diesen Punkt ist einstweilen nur eine kurze Andeutung am Platze. Dagegen ist es bereits allgemeiner bekannt, daß das von England aus übersandte Glückwunschtelegramm des Kronprinzen zur Schleiermacherfeier in Berlin zurückgehalten wurde, bis das Fest vorbei war. Aus dem letzten Verbleib in England wurden von Seiner Königlichen Hoheit bedeutsame interkonfessionelle Züge erzählt, besonders über die verschiedenen Strömungen in der nobility und der gentry. Meinerseits durfte ich die Frage stellen, wie weit die

Tagebücher Bunsens aus dem Jahre 1848 gedruckt werden dürften. Ich erhielt rückhaltlose Erlaubnis dazu. Die einzige Ausnahme bildete das auf Seine Majestät den regierenden König Bezügliche. Daran schloß sich die nachdrückliche Ermächtigung zu vertraulichen Mitteilungen an die direkte Adresse des Kronprinzen, mit dem Namen des Absenders in der linken Ecke unten auf dem Kouvert. Von den vielen Einzelbemerkungen sei wenigstens noch das eine Wort erwähnt (es bezog sich auf die — damals noch lange nicht so wie nach 1870 allgemein anerkannte — Stellung des Großherzogs von Baden), daß ein Fürst sich jetzt mehr wie je in den kirchlichen Fragen auf sein Volk zu stützen habe, dies aber auch könne.

Am gleichen Tage war ich auch zu dem Hauskonzert im kronprinzlichen Palais eingeladen, womit die Vorstellung bei Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin verbunden war. Die persönlich hochbedeutsamen Unterredungen (u. a. noch dreimal mit Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen selber) und Beobachtungen dieses Abends gehören jedoch nicht hierher.

Ein kurzes Wort dagegen noch über den Grundgedanken des Vortrages selber. Er ist nichts weniger als mein persönliches Eigentum. Wer Bunsens flammende „Zeichen der Zeit" kennt, weiß, daß sie von der Parallele ausgehen zwischen Stahls Rede über die Toleranz (besser die Pflicht der Intoleranz) und Kettelers Vergleich der Reformation mit dem jüdischen Messiasmord. Derselbe Infallibilismus, dieselbe Unverbesserlichkeit und Unbelehrbarkeit atmeten auch Pio Nonos Konzilspläne und Knaks Bibelbegriff. Von da aus war es nicht schwer, auch für die gegenüberstehenden Geistesmächte weitere typische Vorbilder zu finden. Nachmals sind die gleichen Grundgedanken in die strengere Form der akademischen Sprache gegossen: in der Jenaer Prorektoratsrede über Infallibilismus und Geschichtsforschung. Für sie sowohl aber, wie für die Berner Rektoratsrede über die Theorie der Trennung von Kirche und Staat, mit ihrer Parallelisierung des Papalismus und Byzantinismus, sind aus Bunsens idealem Briefwechsel bleibende Anregungen erwachsen.

Die in der gleichen Zeit von Holtzendorff mir freundschaftlich geraubte Rede über „Aegyptens Stellung in der Religions- und Kulturgeschichte" ist dem Verfasser des gewichtigen Werkes über die Stellung des Nillandes in der Weltgeschichte gewidmet. Aber schon in dem Aufsatz über Passaglia war der Spuren Bunsens in Nizza und Cannes gedacht geworden (vgl. oben S. 78). Und in der Zeit, wo die „Rundschau" entstand, hatte es zugleich neue Bedeutung bekommen, was in dem ersten (hier nicht mit aufgenommenen) ägyptischen Reisebriefe geschrieben worden war:

„Nur ein Gedankenspiel darf und will ich Ihnen nicht verhehlen, das bei dem Studium der wunderbaren Steingeschichte des ältesten Kulturvolkes mich mächtiger wie je ergriff: ich dachte dankend der Männer, die uns diese gewaltige Geschichte erschlossen, zu deren Füßen ich als demütiger Jünger wahrheitsuchender Wissenschaft sitze; ich dachte vor allem des Mannes, über den im Tode wie im Leben ein Glaubensgericht hergefallen ist, das an Gehässigkeit die alte Inquisition ebenso überbietet, wie es an Gemeinheit und Erbärmlichkeit tief hinter jenem bei aller Entsetzlichkeit großartigen Fanatismus zurücksteht. Sie wissen, ohne daß ich es sage, daß ich von Bunsen rede; denn Sie kennen mein Bedürfnis, der Natter „christlicher" Verleumdungssucht nicht aus dem Wege zu gehen, sondern sie mit allen Waffen der Wahrheit zu bekämpfen.

Ja wahrlich! Man muß in Aegypten sein, man muß zu den Pyramiden hinaufblicken, um es ermessen zu können, was die Wissenschaft und durch sie die Menschheit dem Manne verdankt, der noch so unendlich mehr Verdienst hat, als das eine, daß er Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte mit beredtem Griffel gezeichnet. Manches mag vor genauerer Untersuchung wieder fallen, was Bunsen aufgestellt hat; manche kühne Hypothese, manche geistreiche Intuition mag sich nicht bewähren; aber wer hat größeres Verdienst, ein Columbus oder ein Amerigo Vespucci? Wem ist man mehr Dank schuldig, dem, der zuerst die unwegsamen Pfade gebahnt, oder dem anderen, der die im Beginne übersehenen Steine hinwegräumt und die Engen des Weges erweitert? In der weithin zündenden Anregung, da besteht ja gerade Bunsens leuchtendes, unvergängliches Verdienst; und gottlob ist Jesus Christus selbst der Richter der Menschheit, nicht diejenigen, die durch freches, liebloses Richten über die, deren Schuhriemen zu lösen sie nicht wert sind, seinen göttlichen Namen schänden. Doch vergessen wir solches Natterngezisch und freuen wir uns vielmehr über die Gnade Gottes, die uns Männer wie den so arg Verketzerten gegeben, ihn, auf den das Wort so völlig paßt, mit dem er selbst seinen Lehrer Niebuhr gezeichnet:

„Wahrheitgläubig, im Herzen gewiß des verborgenen Schatzes,
Warf er der Forschung Lot tief in die Klüfte der Zeit."

Wenn noch andere Jahrtausende an den Pyramiden vorbeigegangen sind, und die Geschichte der Jetztzeit ebenso graue Vorzeit ist, wie uns die Aegyptens, dann wird noch der von solchen Männern gesäete Samen seine Frucht tragen. während längst die Erbärmlichkeit derer, die in kleinlichster Eitelkeit die Zeit ihrer eigenen werten Persönlichkeit deshalb mit dem Weltende beschenken wollen, weil ihnen alles, was nicht in ihr Systemchen hineinpaßt, für eine Ausgeburt des Satans erscheint, wie der Sand der Wüste verweht ist."

Es sind die kräftigen, unverfälschten Töne lebhafter Entrüstung, welche dieser Jugendbrief anschlägt. Und es liegt mir ferne, zu leugnen, daß auch in der „Rundschau" ähnliche Töne angeschlagen worden sind. Sollte aber das Zeitbild ein wahrhaftiges bleiben, so durfte hier keine Modifizierung eintreten. Den Freunden des kirchlichen Bekenntnisses aber, mit denen mir später ein hochbeglückendes gemeinsames Arbeiten ermöglicht wurde, darf ich zugleich sagen: Was gegen den Infallibilismus des Parteigeistes bemerkt wurde, trifft nicht das von diesem nur mißbrauchte Bekenntnis. Und seit ich den Altkatholizismus erleben und mich an seiner Glaubenskraft erlaben durfte, ist es mir ein gut Stück leichter geworden, die Ideale derer hochzuhalten, die das Bekenntnis der Reformationszeit — als den Rechtsboden gegen den modernen Byzantinismus — auch der eigenen Arbeit zu Grunde legen. Mit ihnen weiß sich der alte Liberale zugleich eng verbunden in dem Grauen vor der Phrase „moderne Theologie", deren Vorbild in Holland schon so bald nach 1860 zum alten Eisen geworfen war. Was wir für Katholizismus und Protestantismus gleich nötig haben, dafür hat doch der Würzburger Schell die rechte Formel gefunden: „Die neue Zeit und der alte Glaube."

> . . . Ich habe das Unglück, während meine Freunde an den geschichtlichen Evolutionen immer nur den Schaum und die Hefe sehen, die jeder geschichtlichen Fermentation anhangen und vorweggehen, vorzugsweise den unter diesem Schmutz nichts destoweniger stattfindenden Entwickelungsstoß wahrzunehmen.
>
> Rothe an Bunsen, 15. August 1832.
> (Bunsens Leben I. S. 273.)

Ein Ueberblick über die gegenwärtige religiös-kirchliche Lage, eine Art von Abrechnung über die einzelnen Faktoren, die hier in Frage kommen und über das allgemeine Resultat, das sich aus der Zusammenstellung derselben ergiebt — so die Aufgabe, die mir heute gestellt worden. Sie erscheint verhältnismäßig leicht, und sie ist es auch, wenn man darunter einfach eine Aufzählung der einzelnen Berichte der kirchlichen und der politischen Blätter, die der neuesten Zeit angehören, versteht. So aber kann ich die Aufgabe nicht fassen; mir erscheint es als der oberste Grundsatz bei dem Versuch einer solchen „Bilanz der geistigen Zahlen", die inneren Gesetze der Entwickelung richtig zu treffen, welche in den äußeren Thatsachen sich abspiegeln. Denn nur so ist es möglich, um noch einmal ein Bild aus der edlen Rechenkunst zu gebrauchen, benannte und unbenannte Zahlen zu sichten, d. h. das Bleibende und das Vorübergehende zu scheiden. Dies Ziel aber in Wirklichkeit zu erreichen ist nichts weniger wie leicht, und es wird um so schwerer, je freier man den Gesichtspunkt wählt, je mehr man durch den Nebel der Vorurteile und Tagesmeinungen hindurchzudringen versucht. Thut man dies aber nicht, läßt man sich irgendwie durch Sympathie oder Antipathie den klaren Blick rauben, so ist nichts gewisser als das, daß man früher oder später als ein falscher Prophet sich erweist.

Die „Zeichen der Zeit" richtig zu deuten, giebt es nur einen Weg; es ist der, den Israels Seher zuerst als bleibende Meister in dieser Kunst eingeschlagen: frei von allem eigensüchtigen Interesse, frei von den Schwankungen des Tages den Blick unverwandt auf das Ewige zu richten. Wer in der Vergangenheit die Wege Gottes zu finden versteht, dem ist die Gegenwart von demselben göttlichen Lichte erhellt, und demütig freudig darf er es wagen, den Spuren dieses Lichtes nachzugehen, wie es in die Zukunft hinein seinen Schein wirft. Was heißt aber dies anders, als daß man bei jedem neuen Ereignis, das unser Nachdenken herausfordert, nach seinen inneren Ursachen zu forschen die Pflicht hat; daß

man den Faden der vorhergegangenen Entwickelung festhalten muß, will man das vielfach verschlungene Gewebe der Bewegungen des eigenen Tages richtig verstehen! Nicht vorwärts also, sondern rückwärts gekehrt muß unser Blick sein, wenn unsere Rundschau das Auge schärfen soll, um dann auch vorwärts schauen zu lernen. Das sei denn auch jetzt unser Weg, indem wir von den letzten großen Bewegungen ausgehen, die heute noch alle Gemüter erfüllen, und uns fragen: was ist ihre Bedeutung?

Es sind zwei bedeutsame Ereignisse auf katholischem, zwei andere nicht minder wichtige Thatsachen auf protestantischem Boden, die solcher Gestalt unseren Ausgangspunkt bilden: dort einerseits die päpstliche Einladung zum allgemeinen Konzil mit ihrer Wendung an die Protestanten und die übrigen „Akatholiken", andererseits die spanische Revolution, die mit dem letzten Bourbonenthron gleichzeitig die religiöse Unterdrückung umstürzte; hier einmal der sogenannte Berliner Kirchenstreit mit seiner ersten Ursache, dem erneuten Auftreten Knaks, und dem gegenüber die nationale Festfeier der Reformation in Luther und Schleiermacher. So die Pole, bei denen wir anhalten; denn diese vier Thatsachen in ihrer Wechselbeziehung aufeinander sind eben heute die letzten allerseits sichtbaren Erscheinungen der allgemeinen geschichtlichen Strömungen, und es ist daher unsere Aufgabe, auch alle übrigen Thatsachen der jüngsten Vergangenheit in ihrem Zusammenhang mit denselben Strömungen, mit derselben Entwickelung darzulegen. Ich betone dabei die eine Entwickelung. Denn mag es hüben und drüben noch so häufig vom Parteistandpunkte aus in Abrede gestellt werden, so ist doch für den Historiker nichts so gewiß als der Umstand, daß die verschiedenen Konfessionen heute nicht mehr als solche die Geschichte machen, sondern daß zumal die beiden im Abendland vorherrschenden Kirchen denselben geschichtlichen Mächten unterworfen sind, daß in beiden dieselben Prinzipien miteinander im Kampfe liegen. Und gerade in den letzten Ereignissen, nach deren Bedeutung wir heute fragen, tritt dies auffällig zu Tage; kaum läßt sich eine treffendere Parallele denken als zwischen dem in Rom und dem in Berlin kundgegebenen hierarchischen Geiste, und als umgekehrt zwischen der Volksstimmung im katholischen Spanien und im protestantischen Deutschland. Mag man den allerwärts gährenden Kampf der Gemüter als den Streit zwischen göttlicher Offenbarung und modernem Unglauben bezeichnen, mag man den Gegensatz zwischen pharisäischer Marktreligion und dem Geist Christi selbst darin personifiziert finden; — daß es derselbe Konflikt ist, der in beiden Konfessionen die Gemüter bewegt, ist

an sich schon über allen Zweifel erhaben; wir werden es aber auch jedesmal aufs neue bestätigt sehen, wenn wir nun fragen: was bedeutet die Kundgebung in Rom und in Spanien, was die in Berlin und in Worms?

I.

Unsere erste Frage ist also: Was bedeutet die Einladung zum allgemeinen Konzil? und sie beantwortet sich dahin: Diese Einladung besagt die steigende Macht und Kühnheit des dem Jesuiten-Orden dienstbaren Papsttums.

Diese Behauptung ist allerdings zu beweisen; doch ist für den Beweis selbst nur eine Schwierigkeit zu überwinden, nämlich die, daß der Belege so viele sind, daß sie nur ganz in Kürze berührt werden können. Ich will daher nicht näher verweilen bei der Geschichte der restaurierten Papstgewalt selber: wie diese Geschichte die beständige Steigerung des Einflusses der rückläufigen Partei darthut, von der Regierung Pius' VII. an, der bereits durch Meisterstücke von Konkordaten den durch die Revolution verlorenen Boden wieder gewinnt, — durch die Pontifikate eines Leo XII., eines Pius VIII., eines Gregor XVI. hindurch, die sämtlich weitere Stufen für den wachsenden Einfluß des Jesuitenordens bezeichnen, (wie dies von Leo XII. noch wieder die neuerlich veröffentlichte Denkschrift Bunsens über die Folgen seiner Thronbesteigung so treffend dargethan hat[1]), — bis auf Pius IX., der in dem neuen Dogma wie in den neuen Konkordaten wie besonders in der letzten Enzyklika einen Höhepunkt in derselben Richtung erzielt hat wie keiner seiner Vorgänger. Selbst der restaurative Rückschlag der großen französischen Revolution zu Gunsten des Papsttums war nicht so umfassend wie der aus dem Jahre 1848 gezogene Gewinn. Selbst Gregor XVI. hat nicht so heftige Bannflüche gegen die Grundprinzipien unserer heutigen Kultur zu schleudern gewagt, wie sein als Kandidat der Liberalen gewählter Nachfolger. Selbst der preußische Kirchenstreit hat dem päpstlichen Stuhle nicht so viel Vorteil gebracht, wie das österreichische Konkordat. Und über die Bedeutung des Mariendogma hat eine päpstlich belobte Stimme geäußert: „Es ist dies ein dem Pontifikat Pius' IX. ganz

---

[1]) Die Denkschrift Bunsens vom 13. Dezember 1823 über die Folgen des Regierungswechsels in Rom ist das erste der im Anhang zur deutschen Ausgabe der Biographie Bunsens mitgeteilten Dokumente. (Leipzig, Brockhaus. I. Teil, Seite 507—523.)

eigentümlicher Akt, wie ihn kein früheres Pontifikat aufzuweisen hat. Pius IX. hat durch den Akt vom 8. Dezember 1854 die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes zwar nicht theoretisch definiert, aber praktisch in Anspruch genommen." Es fehlt also nur noch die theoretische Definition, die den altkatholischen Satz von der alleinigen Unfehlbarkeit des allgemeinen Konzils umstürzt; der Zweck des bevorstehenden Konzils aber, zu Gunsten des Papstes von dieser seiner Würde Abstand zu thun, ist deutlich genug kund gethan. Und die paar nach Rom berufenen deutschen Gelehrten werden, wie sehr ihre eigene Ueberzeugung auch eine andere sein mag [1]), gegen den in Rom selber herrschenden Geist noch viel weniger vermögen, als in den Tagen von Kostnitz und von Trident.

Aber nur flüchtig können wir heute diese Entwickelung des Papsttums selber berühren, und ebenso rasch müssen wir auch an der inneren Geschichte der katholischen Länder vorbeieilen. Sonst wäre zumal von Frankreich viel interessantes Detail zu berichten über die Zunahme des jesuitischen Geistes, der, von der spanischen Hofpartei gestützt, und den Senat fast ganz, den gesetzgebenden Körper zum großen Teile beherrschend, in den Dupanloup laut die „Frömmigkeit der Unwissenheit" predigt, in den Bonald und Bonnechose die altgallikanischen Prinzipien offen verhöhnt, in den Veuillot endlich, wie noch jüngst die Odeurs de Paris aufs neue in Erinnerung brachten, den unbeschreiblich unflätigen Stil in der Presse ins Leben rief, der seitdem mehr und mehr alle Organe der ultramontanen Partei angesteckt hat. Es wäre nicht minder von Belgien Belehrendes zu erzählen, wie sich hier unter dem Schutz eines äußerlich formalen Freiheitsbegriffes ein Jesuitenparadies ausgebildet hat, das der praktische Sinn des Schweizers als schlimmste Gefahr der bürgerlichen Wohlfahrt begriff; wie darum auch hier zuerst die vaterlandslose Gesinnung des korrekten Ultramontanismus in Kerkhove und Genossen offene Vertreter fand, und zugleich die weltbekannte Hauptkunst der Jesuiten, die Erbschleicherei, im Prozeß de Buck sich ebenso offen hervorwagte. Und am allerwenigsten wäre gerade heute Oesterreich zu übersehen, wo trotz der das ganze Volk in seinen innersten Tiefen erregenden Opposition gegen

[1]) Ich erinnere an die Polemik von Michelis in dieser Beziehung und an die inzwischen eingetretene Verdammung seiner „Fünfzig Thesen", gegen die Kettelers Organe von Anfang an polemisiert hatten, und über die der „Litterarische Anzeiger für das katholische Deutschland" und das Bonner „Theologische Litteraturblatt" in den heftigen Konflikt gerieten, welcher zu Gunsten der korrekt ultramontanen Ansicht entschieden wurde.

das Konkordat die unverhüllte Auflehnung des Episkopates gegen das Staatsgesetz ebenso große Fortschritte macht wie die Zaghaftigkeit der Regierung; wo das jüngste „Rotbuch" über die demütige Haltung des Reichskanzlers gegenüber den Schroffheiten Antonellis, und seine auf denselben Gegenstand bezügliche Aeußerung in der Delegationsversammlung, „die Unterhandlungen mit Rom hätten nur den Zweck gehabt, den Abbruch des diplomatischen Verkehrs zu verhüten," die Mission Trautmannsdorff noch weniger „klar" erscheinen läßt, wie die Mission Crivelli und Meysenbug.

Aber für unseren heutigen Gesichtskreis, der die Ursachen der hochgestiegenen päpstlichen Erwartung zumal in Bezug auf den Protestantismus zu umfassen versucht, treten doch alle diese Länder in den Hintergrund gegen die, welche man als die Hauptstützen des letzteren zu betrachten gewohnt ist. Und hier fehlt es in der That noch weniger als in den anderen an Thatsachen, die die in Rom gehegten Hoffnungen scheinbar sehr zu begründen vermögen. Denken wir an England, so tritt uns sofort der doppelte Umschwung in der äußeren wie in der inneren Stellung des Katholizismus entgegen. Wie hat sich nicht die soziale Bedeutung der englischen Katholiken gehoben seit der berühmten Emanzipation von 1829! Und es ist zweifellos, daß die bevorstehende Aufhebung der irischen Staatskirche, womit im Prinzip auch schon der Sturz der anglikanischen Kirche aus ihrer bevorrechteten Stellung entschieden ist, dieselbe Nachwirkung in vergrößertem Maßstabe erzeugen wird. Wie ist aber auch gleichzeitig die Macht der katholischen Ideenwelt über die englische Kirche selbst so frappant dargethan, einmal in der Masse von Proselyten, die der Puseyismus nach Rom führte, und wiederum in der ähnlichen Konsequenz, die sein jüngerer Genosse, der Ritualismus, nach sich zieht! vom Puseyismus nur darin verschieden, daß er nicht sowohl im Dogma wie im Kultus den Anglikanismus romanisiert! Die einzelnen Namen zu nennen, die zumal aus den „oberen Zehntausend" dieser Strömung bis zu ihrer Mündung gefolgt sind, von den Herbert und Howard, von den Newman und Palmer an bis zu Rektor Pye und den übrigen Familiengliedern des Oxforder Bischofs Wilberforce, würde eine besondere Ausführung erheischen; dem Bedürfnis nach einer Uebersicht darüber entsprechen aber Rosenthals „Konvertitenbilder" um so mehr, wo sie eine Naivetät im Fanatismus verraten, die schwer zu überbieten sein dürfte. Nur an der auffälligen Thatsache dürfen wir nicht stillschweigend vorbeigehen, wie in Gladstones eigener Familie der Ritualismus im höchsten Grade grassiert, und nicht bloß unter

ihren weiblichen, sondern selbst unter ihren männlichen Gliedern (Erzbischof Manning weiß wohl, weshalb er einen Verteidigungsbrief für ihn schreibt), — und wie umgekehrt Gladstones Gegner Disraeli es geradezu unübertrefflich verstanden hat, die in den englischen Mittelklassen nach wie vor herrschende No-popery-Tendenz anrüchig zu machen. Wenn daher auch die ganze Zunahme des Romanismus in England nur ein einzelnes Glied in der großen Kette der Erscheinungen ist, welche die früher unterdrückte Konfession im Vorteil gegen die vormals herrschende zeigen; und wenn auch alle diese korrelaten Erscheinungen insgesamt auf die gemeinsame Ursache, die im Geiste unserer Zeit selbst liegt, zurückweisen, so begreift es sich doch vollkommen, welche Hoffnungen eine Partei darauf gründet, die von der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung sich selber vollständig abgesperrt glaubt.

Dieselben Hoffnungen werden aber nicht minder durch die Fortschritte des Katholizismus, und zwar in seiner ultramontansten Gestalt, in Holland erweckt, von dem man in Rom besonders den Umstand zu rühmen weiß, daß es die meisten Zuaven dorthin sende. Freilich ist auch in Holland die Ursache dieser Erscheinung dieselbe wie überall sonst; und wie dem Wachstum des Katholizismus in England die mindestens ebenso bedeutende Zunahme des Protestantismus in Frankreich gegenübersteht; wie dasselbe Verhältnis bei einem Vergleich des nördlichen und südlichen Amerika, oder Skandinaviens und Italiens sich gleich prägnant abhebt, so besteht zwischen Holland und Belgien eben dieselbe korrelate Beziehung. Das nimmt aber nicht weg, daß in Holland die Zahl der Katholiken in unserem Jahrhundert um vieles mehr zugenommen hat wie die der Protestanten; daß die Wiederherstellung der römischen Hierarchie trotz der Auflehnung des holländischen Volksgeistes gegen dieselbe (in der berühmten Aprilbewegung des Jahres 1854) sich ebensowenig hemmen ließ wie in England; daß besonders in der Schulfrage die kluge Taktik der klerikalen Partei große Vorteile davontrug, indem sie zunächst durch energische Unterstützung der Kommunalschule (ein gewiß nicht genug zu beachtendes Faktum!) dem Volksunterricht den reformierten Charakter benahm, um, nachdem dies Ziel erreicht war, die gemischte Schule mit nicht minder heftigen Bannflüchen zu belegen wie in Baden. Wie hoch denn auch die Kühnheit des Ultramontanismus in Holland sich jetzt schon verstiegen, hat die in diesem Frühjahr begangene dreihundertjährige Säkularfeier der Schlacht bei Heiligerlee (wo die oranischen Truppen den ersten Vorteil über die Spanier davontrugen) nur zu

deutlich gezeigt, indem die jesuitische Presse, die noch vor kurzem die sonderbaren Märtyrer von Gorkum gefeiert, sich durch dieses Nationalfest verletzt zeigte, und durch den Mund eines Alberdingk Thym, eines Nuyens, eines van Lottom die ganze niederländische Volksgeschichte herausforderte, durch die unverhüllte Behauptung: „der sogenannte Freiheitskrieg gegen Spanien sei nur durch den Weggang des edlen Philipp II. entstanden, der dem selbstsüchtigen und gewissenlosen Adel Gelegenheit gegeben, unter dem Vorwande der Religion die Revolution zu entzünden.“ Und wer es verfolgt hat, wie im Frühjahr 1866 die öffentliche Meinung in England gegen Deutschland erregt wurde, wie die kompakt zusammenhaltende ultramontane Partei in der Londoner „Gesellschaft“ ständig auf dem Platz war und das große Wort führte, der wird auch in Holland einen Hauptgrund für die gegenwärtig dort herrschende Verstimmung gegen die deutschen Stammesverwandten in den Wühlereien derselben Presse erblicken müssen, die selbst in Süddeutschland das Bündnis mit Frankreich offen zu predigen wagt.

Doch — es ist Zeit, daß wir auf Deutschland selbst kommen, wo von jeher, und heute mehr als jemals zuvor, die Entscheidung der religiösen Fragen zu suchen ist. Wohl nirgends nun tritt der Kontrast zwischen den heutigen Zuständen und denen vor einem halben Jahrhundert greller hervor als hier, wo die gleich fromme wie nationale Gesinnung eines Wessenberg, eines Sailer, eines Spiegel so ganz der Ketteler-Martin'schen Tendenz weichen mußte, wo von den Bischöfen bis zu den jüngsten Vikaren nur das Bestreben, sich gegenseitig in Zelotismus zu überbieten, auf Erfolg rechnen zu können glaubt. Es steht diese Thatsache zu deutlich vor Jedermanns Augen, als daß wir näher auf sie einzugehen brauchten; und der Ausgang der Zollparlamentswahlen sollte auch die Kurzsichtigsten darüber belehrt haben, welche Mittel dieser vaterlandslosen Tendenz zu Gebote stehen. Lassen Sie mich daher nur einige weniger allgemein bekannte Gebiete etwas näher beleuchten!

Ich erinnere zunächst an die eigentümliche Organisierung des katholischen Vereinswesens. Von dem Gesellenverein wußte Kolpings Nachfolger, Schäfer, auf der Generalversammlung in Bamberg vor allem zu rühmen, daß er eine trefflich disziplinierte Armee sei. Der Pius-Verein schrieb allgemeine Belebung des katholischen Interesses, der Vincenz-Verein Betreibung der inneren Mission im katholischen Sinne auf seine Fahne; für katholische Schriften und Bibliotheken sorgt neben mehreren Broschürenfabriken der Borromäus-Verein; nebenher gehen noch Severinus- und Michaels-, Hubertus- und

Stephansverein und die ganze Masse der Kongregationen für die einzelnen Altersklassen und Stände, bis die katholischen Kasinos auch das gesamte gesellschaftliche Leben mit katholischer Färbung und „gutem katholischem Bier" zu tränken unternahmen. Am meisten allgemeines Interesse nimmt aber wohl der Bonifazius-Verein in Anspruch, für den zu wirken Bischof Martin von Paderborn in einer eigenen Broschüre für die „Hauptpflicht des katholischen Deutschlands" erklärte; den das Vereinsorgan selbst den „zweiten Apostel Deutschlands" genannt hat. Er verfolgt einfach denselben Zweck, nur in umgekehrter Richtung wie der Gustav Adolf-Verein; und es erinnert der Tenor seiner Blätter nicht nur ganz auffällig an diesen, in der Art wie die allmähliche Gründung der Diaspora-Gemeinden, die bisherigen Resultate und die unerledigten Aufgaben dargestellt werden [1]); sondern der wirklich geschichtliche Standpunkt sollte diesem Verein geradezu dieselbe Sympathie zuwenden können wie seinem protestantischen Vorbild; denn jede Diaspora-Gemeinde, welchen Namen sie auch trage, pflegt der herrschenden Kirche gegenüber durch religiöse Wärme sich auszuzeichnen. Aber die protestantischen Arbeiten sind gottlob frei von jenem wüsten Fanatismus der Proselytenmacherei, die das Bonifaciusblatt als schönste Erfolge der Mission preist [2]), und von dem noch wüsteren Zynismus, womit das Blatt seine vaterländische (!)

---

[1]) Im Bonifacius-Blatt von 1868 (17. Jahrgang, der Jahrgang in 11 Nummern zu 5 Sgr. durch die Post, 4½ Sgr. durch den Buchhandel zu beziehen, nach der neuen Postermäßigung aber noch ½ Sgr. billiger, und außerdem in Hunderten von Frei-Exemplaren bestimmter Nummern angeboten) vgl. z. B. Nr. III, S. 42: „Die Zeiten sind vorüber, wo Land und Leute sich nach Konfessionen scharf abgrenzten, wo ein Katholik in protestantischen Gegenden als eine Rarität betrachtet werden konnte. Seitdem durch die Eisenbahnen die Kommunikation erleichtert, das Reisen befördert, seitdem die Industrie auf allen Gebieten erwacht ist, haben sich die Konfessionen mehr ineinander und durcheinander geschoben, und haben sich infolgedessen manchmal an solchen Orten Katholiken niedergelassen, wo sie kein Mensch vermuten sollte." Wiederholt (z. B. in Nr. I und VI) findet sich die Ausführung, daß von 1818 bis 1864 die Katholiken in Preußen sich um 143000 weniger vermehrt hätten wie die Protestanten. Ebenso häufig ist die Klage über Abonnentenmangel: „Das Blatt ist noch kein Riese, sondern nur ein Zwerg, während Blätter nach dem Genre der Gartenlaube ihre Abonnenten nach Hunderttausenden zählen" (Nr. III). Die bisherige Gesamteinnahme des Vereins betrug übrigens 724000 Thaler.

[2]) Vergl. z. B. in derselben Nr. III, S. 44, die drei Erzählungen: „Was eine Mutter vermag", aus der Mission D., die besonders dadurch lehrreich sind, weil sie unverhüllt zeigen, wie ein gegebenes Versprechen in Bezug auf die Kinder-Erziehung behandelt wird, wenn es nicht zum Vorteil der römisch-katholischen Konfession ist.

Stellung bezeichnet[1]): „Wir wollen nicht eins sein mit denjenigen deutschen Männern, die uns eine katholische Nationalkirche ohne Papst und dem heiligen Vater den Garaus wünschen. Ich sage: nie, niemals werden wir einig mit ihnen sein, und wenn wir 25 Millionen Katholiken ihr einiges Deutschland nicht wollen, so wird es auch kein einiges Deutschland geben nach ihrem Sinne. Wir wollen ein einiges Deutschland, wo der Papst wie von Alters her die katholische Kirche frei regiert."

Noch überboten wird allerdings dieser vaterländische Sinn des Martin'schen Blattes durch eine Rede, welche ein Religionslehrer eines preußischen Gymnasiums in einer der vielen Versammlungen des Jahres 1867 zu Gunsten des weltlichen Papsttums gehalten hat[2]). Der „fromme" Redner triumphiert hier über die traurigsten Geschicke Deutschlands in einer schwerlich zu überbietenden Weise, und sagt wörtlich: „Unter den Bedrängern der Kirche thaten sich die hohenstaufischen Kaiser hervor, ein Friedrich I. sowohl als auch Friedrich II. Aber wie erging es ihnen? Als Friedrich I. im Begriffe stand, an der Spitze eines gewaltigen Heeres das heilige Land zu betreten, fand er plötzlich den Tod in den Wellen eines Flusses, und die Mit- und Nachwelt erkannte darin ein Strafgericht Gottes wegen Verfolgung der Päpste. Friedrich II. endete in Verzweiflung, oder wurde sogar, wie erzählt wird, von seinem eigenen Sohne ermordet. Das ganze Geschlecht der Hohenstaufen aber erlosch bereits in ihren Enkeln, und der letzte derselben, Konradin, endete sein Leben auf dem Schaffot." Einer so echt „ultramontanen" Auffassung der „Gottesgerichte" auch nur ein Wort hinzuzufügen, hieße vergessen, daß ich zu wirklich deutschen Männern hier rede.

Der Vereinsthätigkeit steht nun weiter die Beeinflussung der Presse zur Seite, wenn sie auch in erster Reihe darin besteht, daß, wie das Freiburger Kirchenblatt schon mehrmals des Näheren aus-

---

[1]) Die im weiteren Verlauf noch viel deutlichere Ausführung findet sich Nr. IV, S. 80. Der übrige Inhalt des Blattes besteht teils aus Aufsätzen, die das Interesse für den Verein wecken sollen, teils aus Berichten der Missionäre oder der neugegründeten Lokal- oder Universitätsvereine, teils aus Empfehlungen verwandter Blätter und Schriften. Jede Nummer pflegt mit einem Referat über die letzte Sitzung des Generalvorstandes (in Paderborn) zu beginnen.

[2]) Die Rede ist betitelt: „Die weltliche Herrschaft des Papsttums und die göttliche Vorsehung" und ist in Emmerich in der Romen'schen Buchhandlung gedruckt.

führte, die Abonnierung und Lektüre der „schlechten Presse“ auf alle Weise verhütet werden soll, oder doch, wie neuerdings mehrere Fälle in Trier und andern Orten gezeigt haben, die kleineren Buchhandlungen gezwungen werden, kein solches „Gift“ wie etwa den „Lahrer hinkenden Boten“ mehr zu verkaufen. Aber seit der besonders durch Molitor in Speier bewirkten Gründung des katholischen Preßvereins ist auch die aktive Seite dieser Thätigkeit mehr ins Auge gefallen. Zumal alle Begebenheiten auf protestantischem Boden werden in das Licht „katholischer“ Geschichte gestellt. Allein schon das Wormser Lutherfest hat eine ziemliche Anzahl beleuchtender Broschüren hervorgerufen. Sie alle zu charakterisieren geht natürlich nicht an, ich wähle daher nur eine unter den vielen, um an ihrem Beispiel diese „katholische Herstellung der Geschichte“ zu kennzeichnen. Die „katholischen Bemerkungen über das Lutherdenkmal zu Worms“ [1]) sind zwar in ihrem größten Teil nur ein Abklatsch aus Ketteler'schen, Döllinger'schen, Nicolas'schen Schriften, aber gerade deshalb um so charakteristischer für die ganze Gattung dieser Litteratur. In diesem Schriftchen wird nun, neben manchen der herkömmlichen Invektiven auf Luther, auch Calvin die (deutsch und lateinisch angeführte) Aeußerung zugeschrieben: „Was die Jesuiten betrifft, die uns den stärksten Widerstand leisten, so muß man sie entweder ermorden, oder wenn das nicht wohl angeht, vertreiben, oder wenigstens durch Lüge und Verleumdung unterdrücken.“ Als Quelle für diese Aeußerung werden nicht weniger als drei Schriften zitiert, freilich keine von Calvin selber, aber dafür ein in Landshut herausgegebenes Kirchenrecht, eine aus dem Französischen übersetzte polemische Schrift von Nicolas und Alzogs Kirchengeschichte. Geht man nun weiter und schlägt die einzige dieser Schriften, die überhaupt einige Beachtung in Anspruch nehmen kann, Alzogs Werk nach, so findet man auch bei ihm nichts weniger als eine Schrift Calvins selbst zitiert, doch heißt es allerdings bei ihm im Zitat: Calvin bei Becanus Band I, Kap. 17. Gut, gehen wir noch weiter, verschaffen wir uns die Ausgabe von Calvins Werken durch Becanus! Auch die existiert nicht, statt dessen aber allerdings ein Buch von einem Becanus, wo sich auch Band I, Kap. 17 die erwähnte Aeußerung findet. Aber was ist dies für ein Buch? Ein polemisches Werk von einem Mainzer Jesuiten Becanus aus dem siebzehnten Jahrhundert (1649), einem echten Vorläufer des Herrn von Ketteler in dem Be-

[1]) Die Schrift ist im Dilger'schen Verlag in Freiburg erschienen. Der Verfasser nennt sich W. v. W. Die erwähnte Stelle findet sich S. 35.

streben, „die wahren Grundlagen des religiösen Friedens" darzuthun, und wohl darum noch ebenso in Ehren gehalten wie Gurys Jesuitenmoral. In diesem Werke sind im 17. Kapitel aphorismi Calvinistici zusammengestellt, d. h. Grundsätze, die nach des Verfassers Ansicht von den Calvinisten (es heißt nicht einmal: von Calvin selber) gehegt werden; hier ist als 15. der Aphorismen auch der erwähnte Satz zu finden. Es gehört wahrlich der Grad von Kühnheit dazu, der der ultramontanen Polemik erbliches Eigentum ist, als ein Wort Calvins eine Aeußerung anzuführen, die sich nicht nur nicht in seinen Werken findet, sondern selbst von einem Polemiker des siebzehnten Jahrhunderts nur als seine subjektive Ansicht von der Gesinnung der Calvinisten gegeben wird. Noch ganz anders stellt sich aber die Sache, wenn wir bedenken, daß diese freche Fälschung längst und wiederholt aufgedeckt wurde. Der selige Baur hat in Zellers Jahrbüchern schon 1851 das Alzog'sche Zitierungskunststück an den Pranger gestellt; der Franzose Réville hat in seinen weit verbreiteten Essais de critique réligieuse dasselbe gethan, ich selbst habe aus Anlaß einer Rütjes'schen Schrift, die sich durch dieselbe Eigentümlichkeit charakterisierte, in Gelzers Monatsblättern von 1861 wiederum an Baurs Nachweis erinnert. Aber mag das auch noch hundertfach geschehen, — wer glaubt, daß die ultramontane Polemik sich durch solche Belege belehren läßt, kennt sie mit nichten [1]). Ihr Publikum ist ja derartig „fromm", daß es andere Bücher nicht liest; und in den Schmähungen unserer Reformatoren geht der römische Almanach selbst jährlich wacker voran. So zitiert denn auch unser Verfasser getrost jene alte Lutherschrift Döllingers, die dieser längst durch Besseres ersetzte, seitdem der Erlanger Hofmann genau vermöge derselben Methode ein ebensolches Zerrbild des Apostels Paulus herstellte [2]). Es braucht aber diese ganze „katholische Geschichtschreibung" überhaupt nicht mehr von uns gezeichnet zu werden; Döllingers bedeutendster Schüler Pichler hat ihr genügend das Urteil gesprochen.

Von Vereinen und Presse kommen wir zur Organisation des Klerus. Wer weiß nicht, daß es, besonders in der älteren Generation, wahre Vorbilder christlicher Frömmigkeit unter ihm giebt, daß selbst in den Kapiteln — ich nenne nur die von Köln und Trier — noch

[1]) Vgl. oben S. 65/6 sowie am Schluß die nachträgliche Anmerkung.

[2]) Hofmanns Schrift ist schon 1851 in Erlangen erschienen, unter dem Titel: „Der Apostel Paulus. Eine Döllinger'sche Skizze, mit einem Vorworte an Herrn Dr. Döllinger und einem Nachwort an alle, die den Herrn von reinem Herzen anrufen."

einzelne ehrwürdige Vertreter derselben sich finden? Aber wie diese Männer von der herrschenden Partei behandelt werden, dafür ist nicht einmal nötig an Domkapitular München in Köln zu erinnern. Es braucht wieder nur Döllingers Name genannt zu werden, um in dem ersten katholischen Theologen der Gegenwart ein Beispiel ultramontaner Verunglimpfungen vor Augen zu haben, das kaum zu überbieten sein dürfte. Dafür herrscht denn in den Kapiteln die Partei, die jetzt bei der Besetzung des Freiburger Erzbistums dasselbe Spiel treibt, wie vor wenigen Jahren in Köln: durch frivole Mißdeutung der konkordatlichen Bestimmungen (die, wenn sie den ihnen heute beigelegten Sinn haben könnten, nie von einer ihrer ersten Pflichten bewußten Regierung hätten unterzeichnet werden können), die Regierung zwingen zu wollen, sich einen rohen Fanatiker oktroyieren zu lassen. Ich maße mir nicht an, in der Kunst der Auslegung römischer Schriftstücke selbst ein Wort mitzureden; ich darf aber wohl statt meiner den ersten katholischen Kanonisten Deutschlands anführen. Es ist Professor Schulte in Prag, der im Bonner katholischen Litteraturblatt den Beweis geliefert hat (gegenüber einer Mainzer Verdrehung der Freiburger Erzbischofswahl), daß in Preußen überhaupt nur solche Kandidaten nach der Bulle de salute animarum in Rom vorgeschlagen werden dürfen, die die Regierung als ihr genehm erklärt hat, und daß in Baden keinerlei kanonische Bestimmung die Regierung nötigt, auf der eingereichten Liste mindestens drei Namen stehen zu lassen. Die heute in dem deutschen Episkopat herrschende Partei weiß freilich im eigenen Klerus alles selbständige Urteil zum Stillschweigen zu bringen, und darum glaubt sie es wagen zu können, sich in der bekannten bescheidenen Weise mit dem gesamten Katholizismus zu identifizieren. Auf die Mittel kommt es ja dem „frommen" Zweck gegenüber nicht an. Haben doch neuerdings die spanischen Archive unwiderlegliche Beweise dafür geboten, daß die Mutter Karls V., die allgemein unter dem Namen der wahnsinnigen Johanna bekannte Tochter Ferdinands und Isabellens, gar nicht wahnsinnig war, sondern erst vom Vater und hernach von ihrem eigenen Sohne zeitlebens im Irrenhaus eingesperrt gehalten wurde, besonders auch deshalb, weil ihr die Ketzerverbrennungen Bedenken erregten. Eine Richtung, die den Sohn gegen die leibliche Mutter in solcher Weise verfahren läßt, läßt sich durch gewöhnliche menschliche Skrupel andern Leuten gegenüber gewiß nicht beunruhigen.

Wie es aber erst dann werden würde, wenn diese, aller — Toleranz gegen Andersdenkende feindliche und die eigenen Glaubensgenossen,

die ihr nicht blindlings folgen, schonungslos unterdrückende — Partei wirklich Anspruch erheben dürfte, den gesamten deutschen Katholizismus zu personifizieren und zu repräsentieren? Diese Frage durch geschichtlichen Nachweis beantwortet zu haben, ist das große Verdienst des gelehrten Hallischen Professors Jacobi, und ich freue mich doppelt, in seiner Schrift „Der päpstliche Nuntius in Berlin" die Arbeit eines hochverehrten Lehrers benützen zu können[1]). Jacobi geht hier nach einem treffenden Rundblick über die Sachlage in Deutschland seit der Einmischung der Nuntien nach dem Augsburger Religionsfrieden, und nach einem eben so klaren Seitenblick auf die Leistungen der Nuntiatur in der Schweiz, des Näheren ein auf die Thätigkeit einzelner Nuntien im 17. Jahrhundert, am Hofe Ferdinands II., in Böhmen, und zumal in der Pfalz. Wir sehen die entsetzlichsten Greuel im deutschen dreißigjährigen Kriege in den Berichten der Nuntien als ihr eigenstes Werk hochgepriesen, verfolgen ebenso in der Schweiz die Wühlereien, die zum Veltliner Mord führten, der echten Parallele der Pariser Bartholomäusnacht. Und nicht minder scharf zeichnet Professor Jacobi die Mächte der Gegenwart. Er hebt einmal die innere Gefahr für den deutschen Katholizismus hervor, und zumal für seine wissenschaftliche Thätigkeit, wenn von München und Wien die von dort aus bekannten Leistungen offener Gewalt und geheimer Wühlerei auch nach Berlin übertragen werden dürften; er weist umgekehrt auf die Kreuzzeitungspresse und die ihr ergebene Hofpartei als die sofortigen Bundesgenossen des Nuntius hin. Es verdient die Schrift um so höhere Anerkennung wegen des gegenwärtig bei preußischen Theologen selten gewordenen sittlichen Mutes, der es gerade heraus sagt: Wenn jene Hofpartei ihre Ziele erreicht, „dann wird man von derselben Epoche ab, wo Preußen zu den letzten Schritten zur Erfüllung seiner nationalen Aufgabe sich anschickte, Preußens Abwendung von den höchsten Ideen des deutschen Volkes datieren."

Aber auch von anderer Seite aus sind schon wiederholt die stillen Wühlereien der Berliner Jesuiten ans Licht gezogen, und es freut mich dreifach, gerade hier ein Blatt nennen zu können, das in Baden im allgemeinen weniger günstig beurteilt wird, weil badische Korrespondenten die Produkte ihrer Gallsucht dort ausleeren. Je ärger aber die Entstellungen der Wahrheit, deren diese Korrespondenten sich

[1]) Der reiche Inhalt dieser in Berlin im Charisius'schen Verlag erschienenen Schrift ist hier natürlich nur flüchtig berührt worden. Die zitierte Stelle findet sich Seite 54.

schuldig machen, und die man in Berlin meist eben so wenig zu kontrolieren im stande ist, wie die oratorischen Leistungen der Herren von Mittnacht und von Linden im ersten deutschen Zollparlament, um so mehr wollen wir diejenige Seite betonen, wo wir der Redaktion der „Neuen evangelischen Kirchenzeitung" Anerkennung zollen können und zollen müssen.

Welche Wege aber überhaupt schon heute zwischen Berlin und Rom hin- und herführen, und welche Kreise der römischen Einladung lieber heute wie morgen folgen würden, das weiß jeder, der den im Volksmunde als „Bibelpunsch" bezeichneten Jargon in der „Kreuzzeitung" und ähnlichen Organen versteht. Aber allerdings würde die gründliche Erledigung dieser Frage wohl mehr als eine vorübergehende Berührung erheischen; und wenn ich auch schon vor mehreren Jahren den „Konfessionswechsel im 19. Jahrhundert" einer zusammenhängenden Darstellung unterzog, so ist doch seitdem über die Frage, welche Wege nach Rom führen, so viel neues Licht ausgebreitet, daß ich nur sagen kann: Wie die Laacke, Lämmer und Lütkemüller (alle drei früher orthodox protestantische Theologen) allein aus dem L., so sind aus jedem Buchstaben des Alphabets zahlreiche Männer und zahlreichere Frauen von sogenannter Orthodoxie und sogenannter Aristokratie, von romantischem Rausch und legimitistischer Erstarrung, durch das Uebermaß der Position und durch das Extrem der Negation in den römischen Hafen (worunter wir nicht etwa Civita-Vecchia verstehen) getrieben; und — wir hoffen, daß alle ihre Gesinnungsgenossen dem Vorbilde folgen.

So wollen wir denn auch nicht der römischen Aufforderung zu unserer Bekehrung die Frage entgegenhalten: Wie würde die katholische Presse urteilen, wenn, wozu die Geschichte drei voller Jahrhunderte wahrhaftig viel mehr Veranlassung giebt, nach Rom die umgekehrte Einladung seitens der Protestanten erginge: endlich einmal dem Gewissen aller christlichen Völker Rechnung zu tragen, endlich einmal die ernstesten Mahnungen Christi selbst auch auf sich zu beziehen. Denn daß dies keinem denkenden Protestanten einfällt, daß wir uns ruhig mit solcher Abweisung jener Forderung begnügen, wie sie zunächst in echt evangelischem Geist von Mannheim und Heidelberg aus erschallt ist[1]),

[1]) Vgl. „Eine protestantische Stimme wider eine römische Einladung," Predigt über Joh. 10, 16; von Oskar Schellenberg, Stadtpfarrer in Heidelberg. — „Warum wir die päpstliche Einladung zur Rückkehr in die römische Kirche ablehnen," Predigt über Matth. 23, 8, 9; von Otto Schellenberg, Stadtpfarrer und Dr. theol. in Mannheim.

das hat einfach den Grund, daß wir, statt der Stimme des religiösen Fanatismus, den sittlichen Lehren der Geschichte unser Ohr leihen.

Die in Rom herrschende Partei dagegen hat der Geschichte und ihrem schönsten Ergebnis, der modernen Kultur, unversöhnliche Fehde geschworen. Diese Partei träumt auch heute noch von solcher „Bekehrung" der Gegner, wie sie Ferdinand II. erzielte. Es ist dies Vorbild nicht etwa von uns untergeschoben; das herkömmliche Sprachrohr des bischöflichen Pamphletisten in Mainz, Herr Moufang, hat in Wien, dem Wien, das in allem Taumel des Tages nie seinen Joseph II. vergißt, eben jenen Ferdinand II. (den Urheber des entsetzlichen Krieges, der Deutschland zur Wüste machte) als Ideal eines Kaisers gepriesen[1]). Moufang hat damit einmal wieder die stillen Hoffnungen verraten, die „die wahren Grundlagen des religiösen Friedens" herstellen sollen[2]). Wir können sie aber auch in den klerikalen Blättern fast alle Tage und ganz unverhüllt proklamiert sehen: die edlen echt vaterländischen Hoffnungen, die heute sich darin konzentrieren, daß die französischen Chassepots, die bei Mentana nach Marschall Niels Ausdruck schon „Wunder gethan", auch dem Werk der deutschen Einigung gegenüber dieselbe Wunderthätigkeit ausüben möchten. Es hat auch schon mancher so weit vorausgerechnet, daß bis zum Zusammentritt des Konzils diese Hoffnung Thatsache geworden sein möchte — ist es doch erst übers Jahr zusammenberufen; die klerikale Partei in Frankreich aber, der vorgeschobenste Posten der dortigen Kriegspartei, möchte gar zu gerne schon im nächsten Frühjahr losschlagen. Nun wohl, es ist wahr, bis übers Jahr fließt noch viel Wasser den Rhein hinunter; aber — so viel wir Rheinländer wissen, hat es noch niemals bergan geströmt. Noch sitzt ein Höherer im Regiment als die Partei, die so gern das Rad der Geschichte umkehren möchte. Oft hat er hineingegriffen in diese „fromme" Bemühung, und gar nicht selten gerade in den Augenblicken, wo sie ihres Zieles so recht sicher zu sein glaubte. Als

---

[1]) Die am 28. März 1868 in der Generalversammlung der St. Michaelsbruderschaft gehaltene (in den Rheinischen Blättern, dem Beiblatt zum Mainzer Abendblatt, Nr. 78—87 gedruckte) Rede sagt wörtlich: „Als die unglückliche Glaubensspaltung, die mitten durch Deutschland einen Riß machte, die Christenheit aufzulösen drohte, wer war es, der den Glauben verteidigte und die katholische Religion in Deutschland rettete? Wer anders als das Ideal eines Kaisers, der große Habsburger Ferdinand II.?"

[2]) Die Litteratur, welche sich auf dies neueste Kunststück des Erfinders der Parallele zwischen der deutschen Reformation und dem jüdischen Messiasmorde bezieht, ist u. a. kurz zusammengestellt in der „N. Ev. K.-Ztg." vom 2. Mai 1868.

Jakob II. alle Gegner in Staat und Kirche, bis auf die Bischöfe der Staatskirche selbst, zu Boden geworfen glaubte, da landete eben der dritte große Oranier, der echte Erbe dessen, an dem Philipps II. Macht scheiterte. Als Karl X. durch die Eroberung von Algier der liberalen Presse den Mund stopfen zu können gedachte, da wurde das von Daniel dem Belsazar gedeutete Wort auch an ihm wahr. — Und — als Narvaez und sein würdiger Nachfolger jeden zum Verbrechertode verurteilten, der irgendwie auch nur ein oppositionelles Blatt unterstütze, da war die letzte Bourbonin reif geworden, ihren Vettern zu folgen. Ueber Königin Isabella selber ist die Geschichte merkwürdig rasch zur Tagesordnung übergegangen; aber was sie späteren Geschlechtern trotzdem immer wieder in Erinnerung rufen dürfte, das ist das die goldene Rose begleitende Sendschreiben, das ihre „Tugenden" rühmte [1]), — die Tugenden, die sich am besten charakterisieren, als — wie sollen wir es anders bezeichnen — als die „gewerbsmäßige Betreibung des Marforismus".

II.

So hat uns denn der Golfstrom der Ereignisse von selber wieder zum Ausgangspunkte geführt, um abermals dieselbe Frage in uns aufsteigen zu lassen wie bei dem Konzil: Was bedeutet, was lehrt uns die Bewegung in Spanien? Auch hier ist die Antwort nicht zweifelhaft: Die Bewegung in Spanien zeigt die Macht des modernen Geistes über alle hemmenden Schranken.

Das Vaterland des Loyola, wo die radikalen Kortes von 1812, wo noch die liberalen Kortes von 1857 alle Duldung akatholischer Kulte verworfen hatten, wo selbst das letzte Jahr noch das bloße Bibellesen mit Kerker bestrafte oder zur Verbannung „begnadigte"; das Land, wo noch mehr wie in Neapel der Klerus das Ideal Dupanloup'scher Frömmigkeit verwirklicht und sozusagen allen Volksunterricht unmöglich gemacht hatte, dies Land proklamiert in demselben Moment mit seinem politischen Erwachen die religiöse Freiheit, verbietet den Orden, dessen Zweck die Intoleranz ist, stellt als oberste zu erstrebende Maßregel den allgemeinen Unterricht hin! Welche Partei in Spanien siegen, ob überhaupt das so lange verwahrloste

[1]) Pius IX. hat hier übrigens schon in den Briefen Gregors I. an Brunhilde, welche ebenfalls die Frömmigkeit und Tugend dieses entsetzlichen Weibes nicht wenig zu rühmen wissen, ein lehrreiches Vorbild.

Volk sich der Freiheit gewachsen erweisen wird, das liegt im Schoße der Zukunft verhüllt. Aber schon heute können wir das Grundgesetz der göttlichen Geschichtsleitung auch in Spanien erfüllt sehen, das Jesaja in die ewig wahre Weissagung kleidet, daß „dem Volk, das im Finstern wandelt, Licht aufgehen, daß denen, die im Lande des Todesschattens wohnen, Licht strahlen" soll.

Denn auch die Bewegung in Spanien ist nun wieder nur ein Beleg unter vielen für diese überall giltige Wahrheit. Wie viel ließe sich auch hier jetzt wieder berichten von Italien, wo von den ersten Gesetzen Siccardis bis zur Verwertung der Güter der „toten Hand" für die Lebendigen ein unaufhaltsamer Strom sich ergießt; wo der Mann, der trotz aller Schmähungen nie dem Charakter des Cincinnatus und Washington untreu geworden, ein besserer Schutzpatron sein dürfte [1]), als St. Januarius und Genossen; — von Frankreich, wo nicht nur der bis zur großen Revolution für tot erklärte Protestantismus eine Macht geworden, größer als in den Tagen des Admirals Coligny, sondern wo im Katholizismus selbst jedes Jahr neue Propheten einer besseren Zukunft auftreten, wo Männer wie Laboulaye und St. Beuve bereits in Abbé Vallins mutigem Protest gegen Erzbischof Bonald, bereits in Bischof Marets Beschwörung des Geistes der alten Konzilien unerwartete Bundesgenossen gefunden; — von Oesterreich, wo die Vertreter des Bürgertums mit der Zeit doch ihre naturgemäße Stellung einnehmen dürften, wo sogar aus Tirol der wackere Bürgermeister Streiter von Bozen das Grünen und Sprossen der „Blätter" des edlen Freiheitsbaumes verkündigt [2])! Aber wir bleiben auch hier am besten bei Deutschland selbst stehen, um wenigstens einzelnes etwas näher behandeln zu können.

Ein echt deutschgesinnter Bischof, wie der edle Graf Spiegel von Köln, dessen Briefe an Bunsen sein reines Bild aus dem Dunstkreise, mit welchem die mit seinem Nachfolger Droste in Köln eingezogene Partei es umhüllt hat, endlich wieder in hellem Tageslichte erscheinen lassen, wird allerdings unter dem heutigen deutschen Episkopat vergebens

[1]) Garibaldi. Die Bezeichnung als „Schutzpatron" bezieht sich darauf, daß bei der Feier des Josephstages in dem ägyptischen Alexandrien im Jahre 1863 in der italienischen Kolonie vielfach zwei verschiedene Josephsbilder neben einander ausgestellt waren: Giuseppe Garibaldi und Giuseppe Mazzini.

[2]) Streiters „Blätter aus Tirol" bringen nicht bloß wertvolle Schilderungen des Tiroler Bauernkriegs, des Aufstandes von 1809, der Vertreibung der Zillerthaler u. s. w., sondern zeigen auch in den Abstimmungen des Landtags den Fortschritt, daß im Jahr 1861 nur zwei Mitglieder für Kultusfreiheit und Gemeindebildung der Protestanten sich aussprachen, im Jahr 1863 dagegen schon 18 unter 53.

gesucht, darf wenigstens nicht offen hervortreten. Daß aber trotzdem Baron Ketteler noch nicht allmächtig geworden, wenn er auch beispielsweise den Hildesheimer Bischof zu zwingen vermochte, die ursprünglich von ihm eingenommene tolerantere Stellung fahren zu lassen, hat die Rottenburger Denunziationsgeschichte gezeigt. Wie schön war nicht alles abgekartet, um dem ehrwürdigen Bischof, der noch nicht alle Grundsätze der Toleranz für unchristlich zu halten vermochte, hinterrücks einen Koadjutor zu oktroyieren! wie schlau waren nicht die Rollen verteilt, von den geheimen Ketteler'schen Anregungen und den wiederum geheimen Mast'schen Denunziationen, bis zu den abermals geheimen Mitteilungen des Nuntius nach Rom und dem der Regierung nochmals im geheimen zugedachten Statistenposten! Trotz alledem ist der Bischof oben geblieben, und seine Untergebenen wie seine Kollegen haben ihm hernach herzliche Glückwünsche zu seinem Siege gesandt, — mit der einen Ausnahme des Bischofssitzes, der unter Dalwigk'scher Lohndienerei der Herd aller jesuitischen Machinationen in Deutschland geworden ist.

Aber auch in Mainz selbst steht im Grunde Herr von Ketteler nicht fester, obgleich sein eigener Klerus unter dem sogenannten „Kosakenregiment" sich willenlos beugen muß. Die Kolleginnen der „Schwester Adolphe" sind trotz der Verurteilung Warburgs nicht populärer geworden. Der Mainzer Gemeinderat hat seine Opposition gegen die in der St. Christoph-Pfarrei eingenisteten Jesuiten trotz der berühmten Entdeckung des Herrn von Dalwigk über die Parallele zwischen Jesuitenorden und Gustav-Adolph-Verein nur immer lauter vernehmen lassen. Birons „Enthüllungen aus der geistlichen Welt" haben sogar über die innerste Gesinnung des Klerus selber höchst sonderbare Dinge zu Tage gefördert. Trotz des bekannten Bündnisses der Radikalen und Ultramontanen hat Mainz in Bamberger den schärfsten Gegner der Dalwigk-Ketteler'schen Bruderschaft ins Zollparlament entsendet, und sich zu der Wahl Mühlfelds in Wien, der Wahl Faulers in Freiburg als die dritte im Bunde der freien Bischofsstädte gesellt. Wichtiger aber als alle andern Faktoren ist zur Beurteilung Ketteler'scher Errungenschaften das mannhafte Auftreten des Mannes, der, nach kanonischem Recht zum Mainzer Bischof gewählt, nur durch das Bündnis der politischen und kirchlichen Reaktion Herrn von Ketteler weichen mußte, des Gießener Professors Leopold Schmid [1]).

[1]) Schmid hatte sich ebenso wie sein Kollege Lutterbeck in der wissenschaftlichen Welt aufs vorteilhafteste bekannt gemacht, besonders durch eine „Einleitung in die

Seine berühmte Erklärung, „um Katholik zu bleiben, müsse er auf die spezifisch-römische Kirchengemeinschaft so lange verzichten, als sie den eigentümlichen Wert des Evangeliums anzuerkennen ablehne", führte zu der in wenig Wochen in einer Reihe von Auflagen verbreiteten Schrift „Ultramontan oder katholisch? die religiöse Grundfrage Deutschlands und der Christenheit"; und diese Schrift selbst wie die beiden späteren, „Ueber die jüngste Mainzer Bischofswahl" und „Mitteilungen aus der neuesten Geschichte der Diözese Mainz", definieren aufs klarste den Standpunkt eines ernst frommen, gegen den Geist von Gurys Jesuitenmoral reagierenden Katholizismus.

Und daß es auch im weltlichen Stande dieser Richtung nicht an Vorkämpfern fehlt, die auf weite Kreise segensreichen Einfluß ausüben, beweist Friedrich Blömers politisches Glaubensbekenntnis[1]), der trotz seiner Opposition gegen die sogenannte katholische Fraktion in der Berliner Kammer in seinem ganz katholischen Wahlkreise stets neu gewählt wurde.

Daß sein Standpunkt das gerade Gegenteil der „Kasino-Partei", sagt er ausdrücklich: „Das Vaterland, die Gesellschaft, worin wir leben, ist konfessionell getrennt, und keine Klage und kein Frohlocken über diese Trennung hebt die Thatsache selbst auf oder ändert sie; sie ist da aus Gründen, worüber gestritten wird, aber nicht ohne Zulassung dessen, an den wir alle, Katholiken und Evangelische, glauben, und dessen Ratschlüsse wir in Demut zu verehren haben. Weil sie aber da ist, muß sie im Leben und in der Gesellschaft nicht bloß anerkannt, sondern es muß alles vermieden werden, was sie über ihre eigenen notwendigen Grenzen auf Gebiete hinüberlenken kann, die dem Katholiken und Protestanten gemeinsam geblieben sind und gemeinsam bleiben können." (S. 28). „Dem Staate gegenüber erscheint es mir als Pflicht, darauf bedacht zu bleiben, daß die Trennung im Glauben, die einmal

---

Philosophie" und eine „Christliche Irenik". In dieser wissenschaftlichen Arbeitskraft der Gießener Fakultät lag für Herrn von Ketteler der Hauptgrund, sie in der berüchtigten Weise trocken zu legen; gerade wie bei der Rottenburger Denunziation der wichtigste Klagepunkt der war, daß die katholischen Theologie-Studierenden in Tübingen noch nicht von allem protestantischen Gift abgesperrt waren.

[1]) Vgl. seine „Ergänzungen eines Glaubensbekenntnisses" (Berlin, Duncker, 1867). — Da es hier nicht angeht, mehr Anführungen aus Blömers Broschüre zu bringen, so sei wenigstens noch auf einige besonders treffende Ausführungen hingewiesen, wie S. 6/7 über das Wesen der katholischen Fraktion (Reichensperger); S. 10 über den Unterschied zwischen der katholischen Kirche und einer Einzelpartei in derselben; S. 17/18 über die Pflichten der einen Konfession gegen die andere; S. 67 über die Stellung der Staatsgewalt zur Kirche u. v. a.

da ist, sich nicht auch nach solchen Gebieten hin auszuweite, wo seine Bürger noch in festester Gemeinschaft zusammenstehen, und dieselben Ziele auf denselben Wegen erreichen können, in der Liebe zum Vaterlande, und in dem treuen Willen, dem Vaterlande mit vereinten Kräften zu dienen." (S. 8.) „Unser ganzer gesellschaftlicher und Bildungszustand, die Gemeinschaft in Leiden und Freuden, die uns rings umgiebt, die Zeit, in der wir leben, der mit dem Blut und den Thränen eines dreißigjährigen Bürgerkriegs getränkte Boden, worauf wir stehen: Alles dies hat mir die „lebendigste Ueberzeugung" gegeben und erhalten, daß der in den letzten Jahren unter uns betretene Weg des konfessionellen Scheidens der Bürger eines Staates und der Söhne eines Landes im Nichtkonfessionellen, diese „Vermengung des Geistlichen mit dem Weltlichen", dieses „Herabziehen der heiligen Sache der Kirche in das Getümmel und Geräusch der Tagespolitik" nicht der rechte Weg ist; daß er von den Zielen abführt, bei denen allein die wahre und gesicherte Befriedigung unserer berechtigten Bedürfnisse für Staat und Kirche zu finden ist; daß der Geist, der auf diesem Wege geweckt und genährt wird, mit dem guten Genius unseres Vaterlandes unversöhnlich verfeindet ist."

Manche Namen von gleich gutem Klange ließen sich noch anführen, von Forckenbeck, Scherer u. a.; es ist aber nicht nötig, denn ganz ersichtlich ist diese national-deutsche Partei in ganz anderer Zunahme begriffen als die ultramontane. Es wäre ein gewaltiger Irrtum zu glauben, daß das Scheitern der sogenannten deutsch-katholischen Bewegung in den politischen Revolutions- und Reaktionsstürmen auch den Untergang der religiösen Richtungen einschlösse, die innerhalb des Katholizismus selbst gegen die jesuitische Verhöhnung aller wahren Religion Front machen. Allerdings hat Gelzer Recht mit der Bemerkung, „es sei für den römischen Katholizismus ein überraschendes schwindelerregendes Glück gewesen, daß der Deutschkatholizismus durch die Schuld seiner Wortführer zur Karrikatur wurde". Aber mit nicht minderer Berechtigung sagt Hase: „Der Deutschkatholizismus, der trotz seines trivialen Inhalts und der Unbedeutendheit seiner Führer doch in Städten einer kirchlich-gemischten Bevölkerung fast alles fortriß, was die katholische Kirche da seit Jahrhunderten gewonnen hatte, war nur die vorzeitige Fehlgeburt und Karrikatur dessen, was im Schoße der Zukunft ruht." Und schon ganz im Beginne der Bewegung hat Bunsen den maßlosen Angriffen auf dieselbe gegenüber das wahrhaft prophetische Urteil ausgesprochen: „Meinen Sie, die Leute glaubten vorher mehr? Ich meine, sie glaubten vorher weniger oder nichts.

Alles hängt vom sittlichen Ernst ab, womit die Menschen die Sache angreifen. Es ist ein Versuch: wie es jetzt scheint, nur eine traurige Fehlgeburt; aber das Kind, das da geboren werden soll, ist doch das von dem Drachen in die Wüste gerettete Kind der Offenbarung: es ist doch das Kind der Ewigkeit, welches in die Zeit sich senken will. Christus will doch Staat werden, wie er vor achtzehn Jahrhunderten Mensch geworden".

Der beste Beleg aber für die Machtlosigkeit der jesuitischen Bestrebungen außerhalb ihrer eng begrenzten, abgeschlossenen Kreise liegt in der grenzenlosen Wut ihrer Presse über die Leute, die sie früher als „Auchkatholiken" bezeichnete, und für die sie neuerdings gar das „Schimpfwort" der „Friedenskatholiken" aufgebracht hat. Und trotz aller Bannflüche über die Gartenlaube und den Lahrer hinkenden Boten und den Kladderadatsch, trotz aller gerichtlichen Denunziationen des „Breslauer Preßbureaus" und ähnlichen Kunststücken will es eben doch nicht gelingen, die ultramontane Presse zu einer irgendwie geistigen Bedeutung emporzuheben. Es ist das nicht mein Urteil, sondern (wie ich überhaupt womöglich nur katholische Quellen über die Zustände des Katholizismus benutze) die eigene Angabe klerikaler Organe. Es sind die Historisch-politischen Blätter von 1867, die Augsburger Postzeitung vom 31. Dezember 1867, und die Kölnischen Blätter vom 2. Januar 1868, die eins wie das andere die Beichte ablegen[1]):

„In Wahrheit und Wirklichkeit nimmt die gesamte katholische Presse neben der gegnerischen numerisch sich aus, wie ein Davidchen Liliputanischer Abstammung neben dem leibhaftigen Goliath. — Die Gründung eines katholischen Blättchens ist schon ein Wagnis, die eines großen Blattes so ziemlich unmöglich, falls der Unternehmer nicht ein vermöglicher Mann ist und getrost seinen finanziellen Ruin riskiert. — Die Leiden eines katholischen Redakteurs, die ihm von der eigenen Partei bereitet werden, sind unglaublich. — Ohne Erfolg sind die Mahnungen des heiligen Vaters bis jetzt geblieben; das Beispiel des herrlichen Mannes, der den Stuhl des heiligen Bonifazius ziert, hat die publizistische Regsamkeit noch wenig gesteigert." „Die acht großen katholischen Tagesblätter Deutschlands, Kölnische Blätter, Echo der Gegenwart, Westphälischer Merkur, Mainzer Journal, Badischer Beobachter, Deutsches Volksblatt, Augsburger Postzeitung und Oesterreichischer Volksfreund zählen alle miteinander kaum die

[1]) Auch hier ist, wie schon S. 453, auf die nachträgliche Anmerkung zu verweisen.

Abonnenten der Münchener Neuesten Nachrichten, eines einzigen Wiener Judenblattes, einer einzigen großen Berliner Zeitung. Was soll man aber erst zu Auflagen sagen, wie sie die Gartenlaube zählt, und die allein zehn bis zwölf mal die der Gesamtzahl der katholischen Blätter miteinander übersteigen."

Ueber die österreichische Presse speziell aber führt der „Litterarische Handweiser für das katholische Deutschland" (1868, Nr. 71) ein noch neureres Urteil der Niedermeyer'schen Monatsschrift an:

„Die meisten katholischen Organe in Oesterreich leiden an Abonnentenmangel. So hat z. B. die Allgemeine Litteratur-Zeitung noch lange nicht ein halbes Tausend, die Wiener Kirchenzeitung ebenfalls nicht ganz 500, und die Wiedemann'sche Vierteljahrsschrift nur etwa 400 Abonnenten. Die böhmischen Katholiken besitzen gar kein größeres politisches Organ, nicht einmal eine einigermaßen bedeutende Provinzialpresse. In Wien selbst kommen zwei größere politische Blätter demnächst in Betracht: Der „Volksfreund" mit 2800, das „Vaterland" mit 1800 Abonnenten, aber keines von beiden kann ohne regelmäßigen Zuschuß bestehen. Neben ihnen werden noch die „Gegenwart" von Chowanetz und die von einem Geistlichen redigierte „Gemeindezeitung" mit 12,000 Abonnenten als Blätter katholischer Richtung bezeichnet. Aber diese Blätter machen uns nicht viel Ehre. Die Gemeindezeitung liebäugelt mit allen Parteien, und von Chowanetz durfte geschrieben werden, er scheine von der liberalen Partei heimlich besoldet zu sein, um die katholische Publizistik in Verruf zu bringen. Aehnlich steht es mit der „Geißel", welche unanständig grobe Witze bringt."

Welcher Schluß ist nun aber aus diesen Thatsachen zu ziehen? Vielleicht der, daß der Katholizismus als solcher dahinsinke? Ich weiß: es giebt Protestanten, die dies glauben, so gut wie es Katholiken giebt, die den Sturz des Protestantismus in Bälde erwarten; den überschwenglichen Rednern in Exeter Hall und im Wupperthal geben protestantische Straßenprediger in Südfrankreich, in Italien und jetzt gewiß auch bereits in Spanien die Unterlage. Ich muß aber offen gestehen, daß ich für eine protestantische Proselytenmacherei so wenig Sympathie zu hegen vermag, wie für eine katholische. Wohl werde ich, so lange Gott mir die Kraft dazu giebt (und keine Schmähungen über den „Jesuitenfresser" werden mich darin irre machen) aufs Schärfste die antichristliche Richtung des Jesuitismus bekämpfen, als eine solche Richtung, die nicht für das Reich Gottes, für die Bewährung der Frömmigkeit durch die Sittlichkeit arbeitet, sondern dem

Zwecke der äußeren Vermehrung ihrer Partei die Sittlichkeit selber zum Opfer bringt. Aber wie ich schon früher an eben diesem Orte ausführen durfte, steht mir kein Prinzip höher als das, daß alle Konfessionen individuell berechtigte Gemütsstimmungen repräsentieren, und daß es für alle denkenden und vaterländisch gesinnten Männer hoch an der Zeit ist, ihren Blick über die dogmatischen Streitigkeiten, die heute doch keinen anderen Zweck mehr haben sollten, als einer gewissen Sorte von Theologen als Kinderspielzeug zu dienen, hinweg auf die großen allgemeinen Aufgaben zu erheben, die unsere Zeit zu erfüllen berufen ist.

Von diesem Gesichtspunkte aus, der das einfache Ergebnis einer dreihundertjährigen Geschichte ist, kann ich nun nichts anderes voraussehen, als daß, wie bisher, so auch in Zukunft Katholizismus und Protestantismus nebeneinander bestehen werden, daß Gottes Fügung die südlichen Nationen mehr der katholischen Kultusform zugewiesen, die nördlichen vorwiegend als Träger der Reformation ausgerüstet hat. Kein Wunsch kommt mir mehr aus dem innersten Herzen, als daß die Zeit nicht mehr ferne sein möge, wo jede Konfession die großen Männer der anderen ebenso hoch zu halten weiß wie die eigenen; wo es selbstverständlich ist, daß Theologen wie Hug und Staudenmaier, wie Möhler und Hirscher, wie Hermes und Günther, wie Döllinger und Haneberg, ebenso der deutschen Wissenschaft und der deutschen Frömmigkeit angehören, wie Schleiermacher und Neander und de Wette und Rothe und die anderen erlesenen Geister. Und ich wage es um so mehr, an die Möglichkeit einer solchen Hoffnung zu glauben, da eben jetzt wieder die spanische Bewegung glänzend dargethan hat, daß die modernen Ideen im Katholizismus so gut wie im Protestantismus ihre „gottgeborene" Macht ausüben, daß die sich selbst überlassenen Katholiken von selber gegen den jesuitischen Ultramontanismus reagieren. Unsere Aufgabe, als die teilnehmender Zuschauer und helfender Freunde, kann nur darin bestehen, daß wir den Wahrheitsmächten im Katholizismus einen festen Hintergrund leihen, indem wir dafür sorgen, daß die rückläufigen Elemente, die „protestantischen Jesuiten" in unserem eigenen Lager nicht zur Alleinherrschaft kommen. Denn daß wir solche haben, das zeigt uns die dritte Thatsache, zu der wir abermals im Kreislaufe unserer Darstellung gelangt sind: die zweite Auflage Knaks.

III.

Auch das Verfahren des Pastor Knak ist nämlich nichts weniger als ein isoliert stehendes Faktum; er ist nur der am meisten in den

Vordergrund getretene von vielen Gesinnungsgenossen, und eine große Anzahl von Erscheinungen vorher und nachher gruppieren sich um die astronomische Leistung des besonderen Freundes des Kladderadatsch. Fragen wir daher nach der Bedeutung seines Auftretens, so kann die Antwort nicht anders lauten, als daß es uns die dem größten Teile unseres Volkes unbewußt entstandene Macht zeigt, die in der deutschen und besonders in der preußischen Kirche dem eigentlichen „Pfaffentum" zugefallen ist. Daß ich unter dem Ausdruck „Pfaffentum" nicht irgend eine dogmatische Richtung, etwa die der Orthodoxie oder die des Pietismus, verstehe, ist selbstverständlich, und ich werde nachher noch Gelegenheit haben, mich näher darüber zu äußern. Hier erlaube ich mir nur im Voraus die Bemerkung, daß mir mit dem seligen Rothe dieser Ausdruck diejenige Richtung bezeichnet, die innerhalb der protestantischen Geistlichkeit den Jesuitenorden kopiert, sowohl in ihrer kultur- und staatsfeindlichen Tendenz überhaupt, als speziell in dem dogmatistischen Fanatismus, der keine andere Meinung neben der eigenen anerkennen und dulden will.

Machen wir also zunächst etwas nähere Bekanntschaft mit dem Manne, dem es gelungen ist, zweimal alle die eigene Zeit mitlebenden Volksgenossen in eine Art Staunen zu versetzen, das die Verwunderung über päpstliche Enzykliken noch überbot (aus dem einfachen Grunde, weil kein Verständiger von Rom etwas anderes erwartet, aber wohl von Berlin). Das erste Mal war bekanntlich zu der Zeit, wo der „innere Konflikt" in Preußen seinen Höhepunkt erreicht hatte, wo alle Vaterlandsfreunde innerhalb und außerhalb Preußens durch die hochgestiegene Verbitterung des Parteigeistes litten, der es verhinderte, daß — während doch heute fast jeder sagen wird, daß damals nicht auf einer Seite lauter Recht und auf der anderen lauter Unrecht gewesen, — daß irgend welche gute Absichten, irgend welche tüchtige und patriotische Männer auch in einem anderen Lager, als dem eigenen erblickt wurden. Es war eine wirklich trübe Zeit, wo der Blick in die Zukunft sich oft umdüsterte und aus der steigenden Verwirrung keinen Ausweg mehr sah; es war aber zugleich eine Zeit, die größere und erhabenere Aufgaben an den Stand, der das Evangelium des Friedens zu predigen hat, heranbrachte, wie jemals zuvor; es war eine Zeit, wo die Geistlichen, die wirklich von dem Glauben an die Versöhnung der Menschen mit Gott und damit auch der Menschen untereinander getragen waren, fruchtbringender wirken konnten und eines empfänglichen Bodens viel sicherer waren, als in den Zeiten, wo alles ruhig seinen gewöhnlichen Gang geht. „O, hättest du es

verstanden zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient," so mag wohl auch heute wieder im Blick auf das „geistliche Jerusalem" geklagt werden. Statt Frieden zu predigen, erhitzte und erbitterte ein echtes Pfaffentum alle Gemüter, indem es in der maßlosesten Weise sich einer Partei hingab, und an nichts weniger dachte, als an die Vorschrift des Herrn: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet." Noch ist ja jene Predigt des Hofpredigers von Hengstenberg nicht vergessen, welche die Ursache wurde, daß die ihrer Pflicht bewußten Abgeordneten von da an den Eröffnungsgottesdiensten des Landtages nicht mehr beiwohnen zu können erklärten. Aber mehr als alles andere hat schon damals der Name Knak eine traurige Berühmtheit erhalten, indem sein Träger dem Throne selber mit einer Adresse sich nahte, die, an leidenschaftlichem Parteigeist ihresgleichen suchend, als einzige Lösung des Knotens den Verfassungsbruch zeigte, den bereits ein Viktor von Strauß als Gottesthat ausgemalt hatte. Daß diese Adresse ihres Zweckes verfehlte, wir danken's dem edlen, streng rechtlichen Sinn des Monarchen; aber die Absicht der Urheber tritt dadurch in eine noch viel grellere Beleuchtung.

Damals also war es, daß Knak zum ersten Mal als Depeschenträger der seither ebenfalls öffentlich bemerkbarer gewordenen Berliner Pastoralkonferenz in den Vordergrund trat. Daß er freilich nur eine Abart der „Gattung Lindau" [1]) vorstellte, von anderen vorgeschoben wurde, die selber im Hintergrund blieben, das zeigte sich kurze Zeit nachher, als der Berliner Prediger Rhode, der (wir sagen's mit Freuden — mit einem großen Teil seiner Kollegen und der Mehrzahl der anständigen kirchlichen Blätter —) in der „Neuen evangelischen Kirchenzeitung" der Knakiade entgegengetreten war, an eine andere Kirche gewählt wurde. Das Konsistorium, denselben Herrn Hegel junior an der Spitze, der demselben heute so viele Beachtung zuzieht, versagte auf Grund des Protestes eines Trio, das aus einem Missionsinspektor, einem Diakonen und einem Hoflieferanten bestand, seine Bestätigung, und erst der Oberkirchenrat konnte (wie nachher so häufig) der gekränkten Gemeinde zu ihrem Recht verhelfen. Aber der Name Knak hat doch in jener Zeit zuerst seine sprüchwörtliche Bedeutung erhalten.

Dieser Mann also ist es, der neuerdings wieder in so eigentüm-

[1]) (Nachträgliche Anmerkung.) Es ist hier nicht an den erst später berühmt gewordenen Journalisten Paul Lindau gedacht, sondern an den damaligen Führer der badischen Ultramontanen, den Kaufmann Jakob Lindau in Heidelberg.

licher Weise die Gemüter erregt, dessen zweites Auftreten bereits so gewichtige Folgen gehabt hat. Hat er auch nur als Typus einer gewissen Gattung, höchstens als besonders stark gefärbtes Exemplar, seine Bedeutung, so ist es doch von Interesse, seine Individualität zu studieren. Prediger Thomas in Berlin (der vom Magistrat ausgewählte begeisterte Redner des Schleiermacher-Tages) hat das Verdienst, in einer selten milden und klaren Weise sein Bild gezeichnet zu haben [2])?

„Die Erklärung der Pastoral-Konferenz kehrt sich nicht nur gegen den Protestantenverein, sondern auch gegen eines ihrer eigenen treuesten, und ich denke, auch ehrenwertesten Mitglieder, gegen Knak. Ich weiß nicht, wenn ich mich des allgemeinen Hohnes und Spottes erinnere, wie er von allen Seiten seit jener Synode über den Mann ausgegossen ist, ich kann mich eines gewissen lebhaften Mitgefühls mit demselben nicht erwehren, ja bis auf einen gewissen Punkt hin muß ich ihm meine Anerkennung und Achtung zollen. Er kommt mir beinahe vor, wie ein teilweise unschuldiger Prügeljunge, der das leiden muß, woran die Hauptschuld ganz andere tragen. Ja, auch positiv muß man ihn loben. In dem, wie er sich giebt, ist volle nackte Ehrlichkeit, und das ist nichts Geringes. In der Art, wie er, man möchte fast sagen, einer Welt gegenüber, zu seiner Ueberzeugung steht, ist doch Mut und Tapferkeit, wer möchte die gering schätzen? Endlich diese gute fröhliche Stimmung, in welcher er verharrt, wie sehr er auch mit der Lauge der Satire überschüttet wird, ist wahrlich auch nicht zu verachten. . . . Nach meiner Ueberzeugung wirkt Knak, ein seinem ganzen Wesen nach methodistischer Pietist, als solcher entschieden ehrlich und in seiner Gemeinde gewiß zum Segen. Es giebt in niedrigsten und höchsten Ständen Naturen, die nach ihrer ganzen Richtung und nach dem, was sie im Leben durchgemacht haben, nur auf diesem methodistisch pietistischen Wege zur Aufnahme des Evangelii, zum Frieden ihrer Seele und zu einem festen Halt für ihr Leben gelangen. Also da dem Mann, wenn er in seinem Kreise, seiner Gemeine, die sich um ihn gebildet, verharrt, alle Anerkennung."

---

[1]) Thomas' „Wort der Rechenschaft und Beleuchtung" gegen die Erklärung aus der Berliner Pastoral-Konferenz wird auch von der „N. Ev. K.-Ztg." (Nr. 42) folgendermaßen beurteilt: „Wäre das Schriftchen mehr als die persönliche, gut geschriebene und von Wahrhaftigkeit zeugende Erklärung eines einzelnen verdienstvollen Mannes, so lohnte es wohl der Mühe, darauf einzugehen, es ist hier eine Sprache und ein Standpunkt, mit dem bei aller Verschiedenheit doch Verhandlung möglich ist." Die Stelle über Knak findet sich S. 55—56.

So also die Persönlichkeit, die den Stein ins Rollen gebracht hat, der Mann, den seitdem seine Freunde ebenso zu hassen beginnen, wie seine Gegner in ihm einen von höherer Hand gesandten Zeugen (auch Bileam war ja ein solcher Zeuge) erblicken. Bei seiner astronomischen Anschauung halten wir uns nicht auf; Professor der Astronomie will er wohl schwerlich werden. Auch die Motive seiner Anschauung wollen wir ihm zu gute halten, ebenso wie den islamitischen Gelehrten, die in der Azhar-Moschee in Kairo und an den Hochschulen Persiens und Arabiens Naturwissenschaft und Staatsrecht in gleicher Weise aus dem Koran deduzieren, — obgleich diese ein viel größeres Recht dazu beanspruchen können, nicht etwa bloß weil sie selbst von der bösen Kultur der Neuzeit viel weniger „beleckt" sind, sondern ganz besonders auch deshalb, weil der Koran wirklich Ansprüche erhebt, die dem „Urkundenbuch der christlichen Offenbarung" durchaus fern liegen. Ueberhaupt seine eigentümliche Weltanschauung ist nicht das, was den Herrn Knak in so hohem Maße interessant macht, obgleich sie einfach nicht die christliche, sondern die altheidnische ist, die nur zufällig in den biblischen Schriften ebenso vertreten ist, wie in allen anderen Dokumenten der alten Welt; und obgleich schwerlich einer der heutigen Orthodoxen sie so in Fleisch und Blut aufnehmen würde, wie die ersten Kirchenväter z. B. — von denen Justin uns erzählt, wie bei dem Wüstenaufenthalt der Israeliten die Kleider den Menschen am Leibe gewachsen sind, während Irenäus als Beleg für die Wahrheit der Erzählung von Lots Weib anführt, daß die Salzsäule, in die sie sich verwandelte, noch ihre körperlichen Funktionen ausübe, und bei denen die Beschreibung der Kämpfe zwischen Christentum und Heidentum ein ganz auffälliges Gegenstück zur Schilderung des trojanischen Krieges bei Homer bildet, bei dem ja die auf beiden Seiten hinter den Koulissen befindlichen Götter ebenso in den Kampf der Menschen eingreifen, wie bei jenen die Dämonen, über welche sie so viel Erbauliches zu erzählen wissen, und die Engel des Herrn. Auch davon wollen wir schweigen, was die natürliche Folge der Knak'schen Bibel-Anschauung im 17. Jahrhundert, der Blüteperiode der Orthodoxie, aber auch dem Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges, gewesen ist: wie der Jurist Carpzov, der auf lange Zeit hinaus das Kriminalrecht beherrschte, die Notwendigkeit der unmenschlichen Foltern und Todesstrafen aus der Bibel erwies, wie besonders die unsagbar traurigen Hexenprozesse aus einer Bibel-Betrachtung hervorgingen, die heute selbst der durch die Stärke seines „Teufelsglaubens" bekannte Hannoversche Katechismus nur schüchtern mehr anzudeuten gewagt hat.

Alles dies ist für uns nicht die Hauptsache; die besteht vielmehr darin, daß Knak mit Bruder Orth, Bruder Straube u. a. in aller Bestimmtheit erklärt, eine andere Anschauung als die seinige habe kein Recht in der evangelischen Kirche. Daß dies der Punkt ist, um den es sich handelt, hat die Berliner Pastoralkonferenz in ihrer Erklärung gegen die Mitglieder des Protestantenvereins ganz unverhüllt dokumentiert.

Gehen wir denn nunmehr von dem Exemplar über zur Gattung, so müssen wir hier den Satz an die Spitze stellen, daß die Macht dieser Partei im finsteren erzeugt ist, nicht etwa durch eine naturwüchsige Bewegung aus der evangelischen Gemeinde heraus. Wir beugen uns (mag auch unsere eigene Anschauung noch so sehr davon abweichen) vor einer Orthodoxie, die im Volke lebt; wir bewundern die Kraft des Methodismus in Amerika, die Begeisterung der Chalmers'schen Kirche in Schottland, die Einwirkung eines Spurgeon in England, die Innigkeit der „Momiers" in Waadtland, den glutvollen Puritanismus der sogenannten „Abgeschiedenen" in Holland, die opferfreudige Thatkraft der Altlutheraner in Deutschland. Aber in unserer deutsch-evangelischen Volkskirche steht der Fall anders. Es ist nicht nur nicht aus der Gemeinde heraus, sondern in trotziger Verhöhnung der Stimme, der rührendsten Bitten der Gemeinde geschehen, daß die von Knak so treffend personifizierte Richtung zur Herrschaft gekommen ist. Zu den Belegen, die schon früher hierfür gebracht sind, stehen heute noch ganz andere zu Gebot: über die unsauberen Mittel, wie durch Höflinge und Weiber ein wichtiger Posten nach dem anderen dieser unersättlichen Partei in die Hände gespielt ist. Glauben an die Macht Christi müssen wir nicht bei ihr suchen, um so mehr ist die eigentliche Weltklugheit ihr Erbteil. Gerade die letzterwähnte Erklärung der Berliner Konferenz hat dies einmal wieder so recht deutlich dargethan, daß wir ihr notwendigerweise noch etwas Aufmerksamkeit schenken müssen.

Zwei Themata waren für diese Versammlung in Aussicht genommen; sie sollten beide Front machen nicht etwa gegen den Protestantenverein, nein — gegen den Oberkirchenrat selbst. Seit dessen trefflicher vorigjähriger Denkschrift, für die die evangelische Gesamtkirche der Dorner'schen Feder Dank weiß [1]), seit diesem Absagebrief

[1]) Nachträglich korrigiere ich gerne, daß nach persönlicher Mitteilung des Gen.-Sup. D. Hoffmann eine Reihe von mir der Dorner'schen Feder zugeschriebene Stellen von Hoffmann selber herrühren.

an die romanisierenden Tendenzen, die sich unter lutherischem Namen verstecken, hatte der Oberkirchenrat ja selbst — um den bei diesen Herren beliebtesten terminus technicus zu gebrauchen — „vor Baal seine Kniee gebeugt“ [1]). Er sollte bestraft werden; die Berliner Pastoral-Konferenz, deren Namen wohl daher rührt, daß die Berliner Geistlichen in ihr den kleinsten Teil bilden, die aber das eigentliche Leibgedinge Hengstenbergs ist, und in der „Sprache Kanaans“ sich besonders geübt hat, hatte diese Aufgabe auf sich genommen. Sie wollte Protest erheben gegen den ihrer Richtung zugeschleuderten Vorwurf — durch den Mund Seilers aus Halle, dessen Kapuzinaden gegen das „Teufelswerk“ der Union selbst in der Blütezeit der „perniziösen Luft“ in Halle Aufsehen gemacht hatten. Sie wollte noch weiter gehen und durch die Bestimmung der Grenzen des Gehorsams gegen die kirchliche Obrigkeit dem Oberkirchenrat zeigen, daß er nur für die Ungläubigen die oberste Autorität sei, während so fromme Leute „Gott mehr als den Menschen gehorchen“. So war es angekündigt, so erwartete es der Oberkirchenrat selbst. Da, ganz plötzlich, über Nacht (nur war der Streit zwischen Knak und Lisco eben offenkundig geworden) [2]) wurde die Frontstellung verändert. Seiler hatte nun nicht Protest zu erheben, sondern pater peccavi zu sagen. Die Untersuchung der Grenzen des Gehorsams wurde ganz unterdrückt. Man entschloß sich sogar, der Union, der gerade auf dieser Konferenz so arg angegriffenen, ein gutes Wörtlein zukommen zu lassen, und man wußte auch hierbei genau, weshalb man es that. Aller innere Konflikt zwischen Oberkirchenrat und Kultusministerium, zwischen Hengstenbergianern und Hoffmannianern wurde vergessen, und — brüderlich einigte man sich zur Bannbulle gegen den Protestantenverein. Man muß gestehen, weltlich klug ist die Partei; und je mehr sie fühlt, daß ihr der Boden unter den Füßen zu wanken beginnt, um so mehr sucht sie die kurzen Stunden jeglichen Tages noch rasch auszubeuten.

---

[2]) Für die Unfläthigkeit der Angriffe, denen der Oberkirchenrat seitdem von orthodoxistischer Seite ausgesetzt ist, bietet die neueste Schrift von Carl Scheele (dem Verfasser der Briefe über die heutige Theologie, worin „die trunkene Wissenschaft und ihr Erbe an die evangelische Kirche“ geschmäht wird) über den „Unionsberuf Preußens nach Dr. Dorner“ fast unglaubliche Belege.

[2]) Die einzelnen Aktenstücke des „Berliner Kirchenstreites“ seit der Szene zwischen Knak und Lisco auf der Friedrich Werder'schen Synode hat letzterer selbst der neuen Ausgabe seines Synodalberichtes über die kirchlichen und sittlichen Zustände Berlins hinzugefügt, so daß dies Schriftchen jetzt eine doppelt wichtige zeitgeschichtliche Quelle geworden ist.

Diese extreme Partei in der Geistlichkeit also ist es, die sich mit der protestantischen Kirche ebenso zu identifizieren beliebt wie die Jesuitenpartei mit dem Katholizismus. Daß solche Ansprüche innerhalb des Protestantismus noch unendlich weniger Berechtigung haben, kommt dabei nicht in Betracht; die Waffen der „entschiedenen Gläubigkeit" bestehen ja nicht in Gründen, sondern in Bannbullen, und ihre Stütze sucht sie nicht in der Gemeinde, sondern in einem wahren Polizeiregiment über die Gemeinde, zu dem die Konsistorialverfassung leider Handhaben genug bietet. Der unverdächtigste Zeuge in dieser Beziehung dürfte wohl der Präsident desjenigen Konsistoriums sein, das es selbst in dieser „entschiedenen Gläubigkeit" am weitesten gebracht hat. Derselbe Herr Hegel junior, den wir schon einmal anführten, sagt in einem im Winter 1867—68 in Berlin gehaltenen Vortrage über die evangelische Kirchenverfassung, daß „die Gnadenmittel für und in der Gemeinde von dazu befähigten und demnach seitens der Kirche dazu berufenen Männern verwaltet werden sollen, welche dann kraft des Amtes ihre Funktionen nicht aus Vollmacht und im Auftrage der Gemeinde, sondern als Botschafter an Christi Statt verrichten." Es sind Worte, die wohl manchen in Verwunderung setzen werden; ich muß aber gestehen, daß ich mich ebenso wenig darüber wundere, wie über die exegetischen Leistungen desselben Konsistoriums in Erklärung der Stelle aus dem Buche Josua, auf welcher der Glaube des Herrn Knak besonders basiert, und ebensowenig wie über die Motive desselben Konsistoriums gegen eine „gottesdienstliche" Feier von Schleiermachers Geburtstag. Es ist auch kein Abfall des Sohnes vom Vater, und am wenigsten in der zu der Schleiermacherfeier eingenommenen Stellung; sie ist vielmehr die natürliche Konsequenz davon, daß zu derselben Zeit, wo Schleiermacher alles eigene dahinwarf, um in der Zeit des Unglückes den vaterländischen Sinn des Volkes neu zu entflammen, der große Philosoph Hegel ein gut napoleonisches Blatt redigierte; daß abermals zu derselben Zeit, wo die gräuliche Demagogenriecherei Schleiermacher als einen der Hauptverdächtigen behandelte und von Verweisen über die Vermessenheit seines beschränkten Unterthanenverstandes zu Nichtbestätigungs- und Entlassungsmaßregeln gegen ihn vorschritt, Hegel als der geniale Erfinder des Satzes „Alles Wirkliche ist auch vernünftig", die „Polizeiphilosophie" begründete, die der Reaktion vortreffliche Dienste leistete, aber die Hauptursache ist, daß die unserem Volke sonst angeborene Neigung zur Philosophie fast ganz abhanden gekommen.

„Nicht aus Vollmacht und im Auftrag der Gemeinde" also steht

nach dem Herrn Konsistorialpräsidenten das „Amt" da; so seine Auslegung des apostolischen Wortes „Wir sind nicht die Herren eures Glaubens, sondern Gehilfen eurer Freude". Aus welchen Quellen zieht nun aber dieses „Amt" seine Nahrung, um wirklich „an Christi Statt" die freudige Botschaft von der Versöhnung zu bringen? — Es gab auch in unserem Jahrhundert eine Zeit hoher, edler Begeisterung für die Theologie; es war die Zeit, wo Schleiermacher selbst in Berlin wirkte, Neander und de Wette zur Seite. Was für eine Art von Begeisterung es war, das malt in lebendigen Farben der Brief Lückes an Bunsen aus dem Jahre 1816. Aber es kam nur zu bald die andere Zeit, wo — in natürlicher Folge der allgemeinen Zerfahrenheit Deutschlands und der speziellen Versumpfung des patriotischen Aufschwunges in Preußen — auch die Theologie ihre reinen Fittige beschmutzt sah, wo Schleiermachers Segen durch Hengstenbergs Fluch paralysiert wurde. Wie Schleiermacher bereits „die düsteren Larven auskriechen" sah, die unter dem Boden sich regten, das ist aus seinem berühmten Sendschreiben an Lücke, seinem Testament für die evangelische Kirche, zur Genüge bekannt; ich will nur kurz anführen, welche Art von Geistlichkeit er aus diesen unterirdischen Kanälen erwachsen sah:

„Es werden lebendige Frömmigkeit und freisinniger Mut aus dem geistlichen Stande immer mehr verschwinden; Herrschaft des toten Buchstabens von oben, ängstliche geistlose Sektiererei von unten werden sich einander immer mehr nähern, und aus ihrem Zusammenstoß wird ein Wirbelwind entstehen, der viele ratlose Seelen in die aufgespannten Garne des Jesuitismus hineintreibt, und den großen Haufen bis zur gänzlichen Gleichgiltigkeit abstumpft und ermüdet!"

O wie sehr ist diese Weissagung, einschneidender wie die eines Jeremia, erfüllt! Nicht mehr finden wir in den Hörsälen der Berliner Theologie die frischen, freien Angesichter, deren Auge voll Begeisterung glüht, für das Reich Gottes in der Sprache der eigenen Zeit, in der Sprache der rückhaltlosesten Ueberzeugung zu wirken; es ist ein trauriger Kontrast nicht bloß gegen die Zeit Schleiermachers, und nicht bloß gegen den frischen Zug, der anderswo auch heute noch die jungen Theologengemüter bewegt, sondern sogar gegen die nebenanstoßenden Hörsäle der übrigen Fakultäten: jene trüben schleichenden Gestalten, die, nachdem sie sich notdürftig bis zur Universität durchgebettelt, von dort halb verhungert von ihren elenden Freitischen heimkommen, die, alles höheren Aufschwunges bar, nur an Amt und

Brot denken, die — wie sie sich in den Staub werfen vor dem „gnädigen Herrn", dessen Patronat das Ideal ihrer Studienzeit ist — so der Gemeinde voller „Amtsgnade" entgegentreten. So kann freilich nur eine Generation von Geistlichen erwachsen, die, unter dem Niveau der gewöhnlichsten Bildung stehend, es um so leichter hat, über die ganze Bildung zu Gericht zu sitzen, die nur von einer Sehnsucht getragen ist, der nach den Fleischtöpfen Aegyptens, der katholischen Vollherrschaft über die Gemeinde. Aber allerdings, wie sehr auch die katholische Geistlichkeit selbst ebenfalls von allen Bildungskanälen abgesperrt wird, sie muß am Ende doch noch über jene katholisierenden Kollegen gestellt werden — denn sie hat wenigstens dem Anscheine nach Opfer gebracht; diese aber sind nicht etwa mönchisch, sondern echt weltlich gesinnt. Es ist der Roman eines Berliner Geistlichen von „entschiedenster Gläubigkeit", der die Werke von Paul de Kock in ihrem eigentümlichen Genre noch zu überbieten gewußt hat. Erlassen Sie es mir aber, von Steffanns „Leokadie" eine nähere Schilderung zu geben — ein bekanntes Sprichwort warnt mich davor.

Ich zeichne scharf, aber, Gott weiß, nur zu wahr. Es wird mir nicht leicht, es zu sagen, wie es mit einem großen Teil unseres geistlichen Standes bestellt ist. Aber so wenig Luthers Visiationsberichte und Speners fromme Disiderien ihre Kollegen anders malen durften, als sie sie fanden, so wenig, ja noch weniger dürfen wir es heute, wo es jeden Tag wahrer wird, was Julius Sturm von der „kranken Kirche und ihren Doktoren" sagt:

Kein Mittel schlug an, es half kein Trank,
Die arme Kirche blieb krank, totkrank.

Doch ich vergaß ganz, daß meine Klage über den Verfall der Kirche (ich sage nicht des Protestantismus, der ist lebenskräftiger wie je) als ein subjektives Urteil angesehen und der Schwarzseherei beschuldigt werden könnte. Obgleich ich nun sehr gut weiß, daß ich von keiner kompetenten Seite ein Dementi zu fürchten brauche, eile ich doch, das versäumte sofort nachzuholen. Einen besseren Zeugen für das, was die herrschende Gläubigkeit aus unserer Kirche gemacht, vermag man nun gewiß nicht zu finden, wie den Mann, der die innere religiöse Seite, die dieser Richtung in ihren Anfängen wirklich sehr inne gewohnt hat, ebenso repräsentiert, wie Hengstenberg die politisch-denunziatorische; und um so lieber berufe ich mich auf D. Tholucks Urteil, wo ich ihm auch sonst vielfache Anregung danke. Tholuck also hat in dem Bericht über die religiösen Zustände Deutschlands auf der

Amsterdamer Alliance-Versammlung von 1867 wörtlich geäußert[1]): „Wir haben eine gläubige Pastorenkirche, doch ohne Gemeinden hinter sich." Er fügt hinzu: „Diese Zustände haben sich verschlimmert; blicken wir auf die dreißiger Jahre zurück, so stand es in allen diesen Hinsichten besser." Als Grund dafür, daß es gerade seit der Herrschaft seiner eigenen Richtung in den Kirchenbehörden so viel schlimmer geworden, giebt er an: „Die zunehmende Unkirchlichkeit hängt mit einem Abfall der Massen, namentlich der gewerbtreibenden und industriellen, nicht nur vom Christentum, sondern von der Religion überhaupt zusammen." Mit dieser Erklärung der heutigen Sachlache verbunden ist zugleich eine scharke Polemik gegen den Protestantenverein. Tholuck sagt von ihm (und er hat hierbei niemand, auch Rothe nicht, ausgenommen): „Würde von diesen Protestanten, zugleich mit der Polemik gegen das Veraltete im Dogma und in der Kirchenverfassung, mit heiligem Ernst auch gegen die Sünden des Zeitgeistes, den verweltlichen Industrialismus, die Entfremdung von höheren Interessen, die sittliche Laxheit gestritten, wir würden jene Polemik uns gefallen lassen und jedes Korn der Wahrheit uns daraus anzueignen suchen." Die Erfüllung dieses bedingten Versprechens steht noch dahin; bis jetzt hat auch Tholuck noch den Trost: „daß die Theologie und Geistlichkeit mit geringen Ausnahmen durch ganz Deutschland hin in geschlossenen Reihen dem radikalen Unglauben der Massen gegenübertritt." Und woher diese geschlossenen Reihen kommen, hören wir endlich auch noch: „Es ist richtig, daß der Besetzung der preußischen theologischen Fakultäten mit konservativen Theologen und ihrem Einfluß auf die theologische Jugend ein wesentlicher Anteil an dieser Erscheinung zuzuschreiben."

Ueber den sittlichen Wert einer aus solcher Quelle entspringenden „Gläubigkeit" nun auch nur ein Wort zu verlieren, ist wohl nicht nötig; wir haben nur Tholuck selbst für diese Erklärung um so mehr unseren Dank auszusprechen, da sie zugleich die Ergänzung zu dem beliebten Triumphgesang bildet, daß die ungläubige Wissenschaft wissenschaftlich überwunden sei, weil von den preußischen Kathedern verschwunden. Es ist ja allerdings ein nicht abzustreitendes Faktum, daß bei der Besetzung der theologischen Professuren in Preußen mehrere

---

[1]) Die angeführten Stellen finden sich in dem ersten Band der Berichterstattung über diese Versammlung S. 67, 68, 69. 71, 72. Tholucks Vortrag ist der vierte in der ersten Abteilung, den Mitteilungen aus den einzelnen Ländern. Die andern deutschen Redner waren Riggenbach, Lange und Herzog.

Dezennien hindurch nicht nach der persönlichen Leistung, sondern nach der „konservativen" Richtung gefragt wurde. Aber das Ergebnis liegt auch eben so offen zu Tage: die Vertreter der älteren Generation und die 1866 annektierten Professoren ausgenommen, ist nicht etwa bloß die streng wissenschaftliche Richtung auf den preußischen Universitäten auf den Aussterbe-Etat gesetzt, sondern überhaupt fast jede wissenschaftliche Leistung. Ich urteile wahrlich nicht nach einem Parteistandpunkte, wenn ich konstatiere, daß für die theologische Forschung von den Fakultäten in Erlangen, Tübingen und Leipzig viel mehr geleistet wird, als da, wo jene konservative Richtung blüht, die neben dem Konservieren des Bekenntnisses zugleich an das Prinzip oder wenigstens an das Wort der Union gebunden ist — ich schweige davon, daß die Vertreter strenger Wissenschaft in der Theologie, und wahrlich nicht bloß die radikalen Elemente derselben, glücklich fast sämtlich außerhalb Preußens lehren.

Zweifellos hat also diese „Gläubigkeit" die Herrschaft in Preußen, und die ihr angehörigen Geistlichen treten nach Tholuck durch ganz Deutschland hin in geschlossenen Reihen dem Unglauben der Massen entgegen. Es liegt uns fern, die Richtigkeit seines Urteils irgendwie in Frage zu stellen; wir wollen bloß ergänzend die Taktik dieses Kampfes etwas studieren. Freilich bleibt die Bannbullenfabrikation gegen Schenkel, die von oben aus im echten Instanzenzug oktroyiert wurde, während viele der Unterzeichner selber erklärten, sich von der Lektüre eines so verdammungswürdigen Buches fern gehalten zu haben, eine solche Selbstcharakteristik für die Kampfesart des „entschiedenen" Glaubens, daß eigentlich keine anderen Beispiele mehr nötig sind, besonders wenn ich hinzufüge, daß man schon heute Diogenes' Laterne gebraucht, um in Berlin die Leute zu finden, die sich als Urheber dieses frommen Kreuzzugs zu bekennen Lust haben. Aber eine Rundschau in kleineren Kreisen ist trotzdem nicht ohne Interesse. Von der Provinz Brandenburg können wir dabei absehen, da wir Herrn Hegel bereits als den geistlichen Herrn dieses Gebietes kennen gelernt haben, sehen uns aber dafür noch etwas in Ost und West um.

In Westfalen hatte die auf der roten Erde hinlänglich bekannte Ravensberger Partei schon auf der vorigen Provinzialsynode beantragt, sie möge „den Protestantenverein erklären für das was er ist, nämlich für eine Ausgeburt des bösen Geistes." (Ich erinnere dabei daran, daß Rothe damals noch lebte.) Die letzte Provinzialsynode hat nun in der That den Gewissensdrang in sich verspürt, wieder einmal dem Anstoß der Ravensberger zu folgen; sie hat höchst volltönig erklärt:

„Da dieser Verein auf Bahnen angekommen ist, welche die gegründeten Bedenken erregen, daß bei weiterer Verfolgung derselben die teuersten und absolut grundlegenden Wahrheiten des Evangeliums möchten geschädigt und verkümmert werden . . . ., so ist es heilige Pflicht zu erklären, daß sie diese dem Evangelium widerstrebenden Kundgebungen mit der Stellung eines evangelischen Predigers nicht zu vereinigen weiß . . . und die Gemeinden davor warnen muß." — In Pommern sahen wir zuerst die Agitation gegen den Professor Hanne in Greifswald; es folgte die — offiziell auf nicht näher zu bezeichnende Motive zurückgeführte — Denunziation gegen Woltersdorf; jetzt hat es Herrn Quistorp gedrängt, den Archidiakonus Schiffmann in Stettin in die freien Gemeinden verweisen zu lassen. — Das schlesische Konsistorium scheint die in andern Provinzen übliche Methode, wissenschaftlich gebildete Theologen im Examen zu strafen, nicht sicher genug gefunden zu haben, da es vor einigen Jahren beim Oberkirchenrat beantragt haben soll, den Besuch der Heidelberger Fakultät zu verbieten; gegenwärtig hat es die Reichenbacher „Gesangbuchsaufzwängung" auf dem Gewissen. — In der Provinz Posen hat das Konsistorium die zu matt befundene Antwort des Oberkirchenrates auf die päpstliche Einladung dadurch verstärken zu müssen geglaubt, daß als Kennzeichen des Protestantismus besonders dies angeführt wurde, daß er die Vernunft gefangen nehme unter den Glauben. — Aus der Provinz Sachsen will ich nur an die jährlichen Encykliken der Gnadauer Konferenz, an das Leo-Nathusius'sche Volksblatt mit seinem Stellenbüreau für „christliche" Kindermädchen und „gläubige" Stallknechte, sowie umgekehrt an die Anklage gegen die ungläubige Bibelauslegung von Hupfeld und Riehm erinnern[1]). — Es ist somit allerdings überall derselbe Geist, der zwar, den Göttern der ägyptischen Mythologie ähnlich, in verschiedenen Landesteilen verschiedene Farben und Gestaltungen annimmt, darin aber sich überall gleich bleibt, daß er dem religiösen Leben der Gemeinde völlig fremd gegenüber steht. Mag man nun auch auf den Kirchentagen über die „Unwissenheit in religiösen Dingen" geistreiche Redeübungen anstellen, oder das preußische Abgeordnetenhaus von dem Ausgießen des heiligen Geistes über die Pastoralkonferenzen

[1]) In Bezug auf die Rheinprovinz kann ich mich auf frühere Mitteilungen, von denen ich leider auch heute noch nichts zurücknehmen darf, berufen. Vgl. die Aufsätze über den Pietismus in der rheinischen Kirche in Schenkels Zeitschrift 1865. (Seither neu abgedruckt: Die Theol. Einzelschule I., S. 31—60.) Von den übrigen Provinzen schweige ich nur deshalb, weil ich überall nur Einzelnes aus vielem berühren kann.

zu unterhalten für zeitgemäß achten, — die Stellung dieser Richtung zum Volksleben hat eben doch Hundeshagen in der Einleitung zu seinem heute noch lesenswerten Werke über den deutschen Protestantismus in seinem Gemälde der Reformationszeit gleichfalls geschildert, wo es ihn „jammert des Volkes, das keine Hirten hat." Wahrlich, wer sich nicht die Mühe giebt, die Sprache seines Volkes verstehen und sprechen zu lernen, der darf sich nicht wundern, wenn die an und für sich so unentbehrlichen und anerkennenswerten Arbeiten der inneren Mission und ähnlicher Anstalten in dem Volke selbst wenig Anklang finden; wenn ein Mann wie Huber es für eine Thorheit erklären muß, irgend im Ernste zu glauben, daß man mit Stiftungen spezifisch pietistischer Färbung der jedes Jahr größere Dimensionen annehmenden „sozialen Frage" gewachsen sei[1]).

Bevor wir nun von den altpreußischen Provinzen zu den neu mit Preußen verbundenen uns wenden, sei daran erinnert, daß nur die ersteren Provinzen dem preußischen Oberkirchenrat unterstehen. Wie nun überhaupt von solchem Gesichtspunkte aus der Blick freier sein kann, als in Konventikeln und Pastoralkonferenzen und selbst in Konsistorien, so hat der preußische Oberkirchenrat schon bei verschiedenen Gelegenheiten wirklich einen solch freieren Blick an den Tag gelegt, auch bereits stille und laute Bannflüche genug dafür geerntet. Selbst dasjenige Mitglied des Berliner Oberkirchenrats, welches hier in Baden als Hauptvertreter der rückläufigen Fraktion desselben betrachtet zu werden pflegt, der General-Superintendent Hoffmann, wird unrichtig beurteilt, wenn man ihn mit solchen Leuten auf eine Linie stellt, die gerade ihn als ihren gefährlichsten Gegner ansehen. Er ist es im Gegenteil gewesen, der, als die Wogen der von Olmütz auf Preußen zurückströmenden Flut am höchsten gingen, und Stahl und Genossen bereits hofften, der Union auch offiziell das Todesurteil sprechen zu dürfen, sich um die Erhaltung dieser Grundlage aller Hoffnungen auf eine gedeihlichere Zukunft höchst verdient gemacht hat. Und sein neuestes Werk „Deutschland einst und jetzt im Lichte des Reiches Gottes", enthält zwar manches, was, wie die vielzitierte Stelle über den Protestantenverein, zu dem übrigen, meist würdig gehaltenen und objektiv geschichtlichen Inhalte sehr wenig paßt, aber daneben auch ganz vortreffliche Sachen, die wir mit Freuden begrüßen. So z. B. die politischen Bilder, in denen die deutsch-nationale Gesinnung des Württembergers doppelt

[1]) Vgl. Hubers Aufsätze zur sozialen Frage in der „Augsb. Allg. Ztg." vom Oktober 1868.

interessant ist, und die gerade in der voraussichtlichen Abspannung, die nach alter Regel auf eine Zeit großer Erregung und Begeisterung folgen dürfte, von noch größerem Werte sein werden. So auch diejenigen kirchlichen Bilder, welche die Arbeit der Hohenzollern für die deutsche Kirche, wie für den deutschen Staat zeichnen: in dem dieser Dynastie bereits seit der Reformationszeit selbst innewohnenden Unionsstreben. So endlich auch die beredte Verteidigung der Stellung der Berliner Geistlichkeit zu der preußischen Politik von 1866, gegen die von außen her auf sie gerichteten Angriffe, Angriffe, welche bekanntlich besonders von der außerpreußischen Orthodoxie ausgingen, u. a. von den Wortführern der badischen Protestpartei — die im Juni 1866 geschriebenen Nummern des „Kirchen- und Volksblattes" sind noch nicht vernichtet. Eben so freilich wie wir unsere Freude und Zustimmung zu solchen Abschnitten der Hoffmannschen Schrift offen aussprechen, eben so wenig dürfen wir ein Hehl daraus machen, daß der Vorschlag des Verfassers, den auch bereits eine Predigerkonferenz im Domkandidatenstift als eigenes Programm angenommen, eine Unionspartei auf dem Boden der (unveränderten) Augsburger Konfession herzustellen, schon deshalb sich als eine Sackgasse erweisen dürfte, weil nicht bloß die „gläubigen" Theologen bekanntlich trotz ihrer Bekenntnisdemonstrationen in kirchengeschichtlichen Dokumenten sehr wenig belesen zu sein pflegen, sondern vor allem auch deshalb, weil unter den gebildeten Laien (ich spreche dabei gerade von solchen, die der protestantischen Kirche von Herzen zugethan sind) schwerlich mehr als von Hunderttausenden der eine oder der andere sich ohne ein noch herzustellendes Wörterbuch in dem Sprachgebrauch des 16. Jahrhunderts zurechtfinden dürfte. Nur der aber, der aus dem religiösen Bewußtsein der lebendigen Gemeinde zu schöpfen versteht, vermag das Bekenntnis der Kirche der Gegenwart aufzustellen, für welches nach dem schönen Ausdruck von Johann Peter Lange die Symbole sich als „Meilenzeiger auf dem Wege der Entwickelung" bewähren dürften, „die den Wanderer weiter führen" [1]).

Gehen wir nun von den alten zu den neuen Provinzen über, die nicht unter dem Oberkirchenrat, sondern unter dem Kultusministerium stehen, so springt uns hier sofort eine Reihe von Thatsachen entgegen, und nicht nur auf dem Gebiete der Kirche, sondern fast mehr noch der Schule, die in dem Aufsehen, welches sie erregten, beinahe mit Freund Knak in Berlin in Konkurrenz treten können. Und es

[1]) In der „Allg. K.-Ztg." 1858. Nr. 15.

ist auch hier überall ein und derselbe Geist, der sich geltend macht, mögen wir nach Schleswig-Holstein blicken, wo die ärgsten Feinde der Union ins Kirchenregiment eingesetzt sind, und wo ein bei den deutsch gesinnten Männern innerhalb und außerhalb der Herzogtümer, mit einer einzigen Ausnahme, überall so übereinstimmend beurteilter Mann, wie Herr Freiherr von Scheel-Plessen, mit dem Oberpräsidium noch nicht begnügt, auch das Kuratorium der Kieler Universität sich zu verschaffen gewußt hat; oder nach Hessen, wo die versuchte Nichtbestätigung Kreyssigs das Korrelat bildet zu der Ernennung des Direktors des „christlichen Gymnasiums" in Gütersloh zum Provinzial-Schulrat; oder nach dem nicht einmal durch Annektion, sondern nur durch Accession mit Preußen verbundenen Waldeck, wo in Arolsen derselbe Fall spielte wie in Kassel, nur durch eine noch grellere büreaukratische Willkür unterschieden. Noch mehr sind aber in einer geradezu politisch leichtfertigen Weise die Gemüter in Hannover erregt worden durch den Versuch der allgemeinen zwangsweisen Einführung des Flügge'schen Lesebuchs mit dem sprichwörtlich gewordenen „Veitstanz". Und unbelehrt durch den Ausgang des Hannoverschen Katechismusstreites, unbelehrt sogar durch den einstimmigen Ausspruch des Provinziallandtages, bringt der Staatsanzeiger eine Verteidigung Flügges, die fast noch ärger ist wie das Buch selbst, und in der That, wenn sie nicht etwa eine durch die bekannten unterirdischen Kanäle eingeschmuggelte Reklame des Verlegers sein sollte, einen Bildungsstandpunkt verrät, der von Flügge selber gebildet zu sein scheint[1]).

Am allerärgsten aber ist allerdings das Verfahren in Kirchen- und Schulsachen in Nassau, wo man zugleich in politischer Beziehung bereits ein solches Maß von Verstimmung und Verbitterung zu schaffen vermocht hat, wie es selbst der „Werren-Epidemie" unter dem früheren

[1]) Es sind nicht nur die Verteidigungsgründe so unsäglich dürftig, wie die Berufung auf die Maßregeln der früheren Regierung, für die „das Ende aller Dinge" nicht ohne Grund so rasch eingetreten ist, und das andere Argument, die Geschichte vom Knaben Veit sei in den Blättern nicht vollständig mitgeteilt, während der hier weggelassene Anfang noch schlimmer ist wie der übrige Inhalt; sondern es heißt doch heute nachgerade dem „beschränkten Unterthanenverstand" etwas gar zu viel zugemutet, wenn man ihn einfach darauf verweist, sich über den berühmten Schriftsteller Stöber, den Vater des „Knaben Veit", näher zu belehren aus „Barthels Geschichte der National-Litteratur". Die Berühmtheit von Barthel ist ja nicht bloß noch problematischer als die von Stöber, sondern sein Buch vertritt geradezu dasselbe Extrem in Anwendung der „entschiedensten Gläubigkeit" auf Kunst und Litteratur, wie die neuerdings bekannt gewordene Denkschrift von Oskar von Redwitz an den Grafen Leo Thun über die Methode einer „positiv christlichen" Litteraturgeschichte.

Herzog, trotz der unverkennbarsten Bemühungen in derselben Hinsicht, nicht möglich gewesen war. Die Freunde der nationalen Sache sehen sich mit souveräner Willkür behandelt, die Bitten und Wünsche der Gemeindevertretungen werden einfach unbeachtet gelassen, und zum Ersatz dafür die ärgsten Gegner des preußischen Staates, die man damit doch ebensowenig gewinnt, wie die Hodenberg in Hannover und die Vilmar in Hessen, mehr als verhätschelt[1]). Auf kirchlichem Gebiete aber sehen die verdientesten und vom ganzen Lande als Vertrauensmänner angesehenen Geistlichen sich zurückgestellt, um unter dem Vorwande der nationalen Verschmelzung Vertretern „entschiedener Gläubigkeit" Platz zu machen, die mit den nassauischen Verhältnissen total unbekannt sind, oder gar die dort herrschende kirchliche Eintracht, das Verdienst der weisen maßvollen Kirchenleitung des Bischofs Wilhelmi, geflissentlich untergraben. Hat man doch bereits die eigentümliche Methode, das kirchliche Leben zu heben, zur Anwendung gebracht, daß man in der Hauptstadt des Landes einen Geistlichen, der, wie selten ein Prediger in der heutigen Zeit, das religiöse Leben seiner Gemeinde getragen hat, der der Mittelpunkt oder der Gründer der blühendsten kirchlichen Anstalten und Stiftungen war, den die ganze Gemeinde ihr zu lassen gefleht hat, in die Notwendigkeit versetzte, sich auf eine ländliche Pfarrstelle zurückziehen zu müssen. Und gar in dem nassauischen Schulwesen, das bekanntlich in Bezug auf die allgemeine Schulbildung einen besseren Prozentsatz ergiebt[2]), wie irgend eine altpreußische Provinz, sind Dinge geschehen, die man selbst dann nur schwer sich zu glauben entschließt, wenn man sie mit eigenen Augen gesehen. Wird doch geradezu mit der Limburger Versammlung geliebäugelt, wo die von ihren eigenen geistlichen Führern als „Stimmvieh" bezeichneten Bauern der Nachbarschaft ein echtes „schwarzes Kasino" aufführten, und wird doch die dort seit einem halben Jahrhundert bestehende gemischte Schule geflissentlich untergraben! Ich gehöre nicht zu den unbedingten Partisanen der letzteren, muß aber gerade darum doppelt

[1]) Ein ganz besonderes psychologisches Interesse bietet dann schließlich die „konservative" Polemik gegen die früheren kirchenpolitischen Gesinnungsgenossen, wenn diese die ihnen erwiesenen Freundlichkeiten gar zu derb ablehnen. Vgl. z. B. das Urteil der „Kreuzzeitung" (vom 29. Mai 1868) über des Exministers Freiherrn von Hodenberg (der als Minister sich besonders durch die Art seiner Verdammung des Protestantenvereins hervorgethan hatte): „Sechs Briefe über die Gewissens- und Begriffsverwirrung in Politik, Kirche und Wissenschaft der Gegenwart."

[2]) Vgl. über die Schulzustände in Nassau die vor der Annektion geschriebene, folglich um so unbefangenere Arbeit von Firnhaber: Das nassauische Schulwesen in seiner geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Gestaltung. Gotha, Besser 1864.

betonen: Wo sie sich so bewährt hat wie in Nassau, sie da anzutasten ist ein Verbrechen an dem gesunden Sinne des deutschen Volkes.

Aber es sei hiermit genug an diesen traurigen Bildern! Lassen Sie mich nur, bevor wir uns an der Rückseite der in der Werkstätte der Geschichte gezeichneten und im Volksgefühl ausgeprägten Medaille wieder erquicken, noch ein Zweifaches ergänzen: einmal, daß es nicht in der preußischen Kirchenleitung als solcher liegt, daß diese Dinge geschehen (in Sachsen, in Bayern, in Mecklenburg, in Hessen-Darmstadt fehlt es, wie wir alle wissen, eben so wenig an, um den bereits populär gewordenen Ausdruck zu gebrauchen, an „flügge gewordenen Knaks"; nur pflegt man dort von Zeit zu Zeit etwas in Liberalismus zu machen, um so Preußen einen stillen Hieb versetzen zu können), und dann, daß in Preußen selbst die wirklich schuldigen Kreise anderswo gesucht werden müssen, als es gewöhnlich geschieht. Nicht nur ist der Oberkirchenrat der Verwaltung der neuen Provinzialkirchen beraubt worden, sondern — wie sonderbar es manchem auch klingen mag — auch der Kultusminister trägt, so viel ich sehen kann, nicht die Verantwortlichkeit der das ganze Volksbewußtsein so aufregenden Maßregeln. Wie es überhaupt nicht genug betont werden kann, daß es nicht die obersten Stellen sind, von denen solche Unbegreiflichkeiten ausgehen, sondern die äußerlich zurücktretenden mittleren Sphären, so muß jeder unbefangen urteilende Sachkenner dem Herrn von Mühler das Zeugnis geben, daß er ein selten fleißiger, pünktlicher und klarer Beamter ist, der, einer in der praktischen Amtsthätigkeit erprobten Familie angehörend, sich selbst auf allen nicht in die Theologie einschlagenden Gebieten seines Ministeriums wirkliche Verdienste erworben hat. Aber wenn schon die ganze Verbindung des Kultus- und des Unterrichtswesens zu einem Fache Mißstände mitbringt, darum auch schon in den dreißiger Jahren als auf die Länge unausführbar erkannt wurde, im Anfang der vierziger Jahre aber gerade abgestellt werden sollte, als die politischen Stürme dazwischen kamen; und wenn die Uebertragung der Kirchenregierung der neuen Provinzen auf das durch die Vergrößerung des Staates ohnedem überbürdete Unterrichts-Ministerium es heute geradezu unmöglich gemacht hat, das unermeßliche Gebiet auch nur halbwegs zu übersehen, so darf besonders der Umstand nicht aus dem Auge gelassen werden, daß die rückläufigen Maßregeln der Räte des Kultusministeriums nicht dem „System Mühler" entstammen, sondern dem „System Raumer", d. h. dem „System Olmütz". Unter dem kurzlebigen Ministerium Bethmann-Hollweg sind die Herren in dem von Raumer für sie so warm ein-

gerichteten Reste kaum aufgestört worden; mehrere hatten in den letzten Tagen Raumers noch rasch Titel erhalten, die ihre Deplacierung bedeutend erschwerten; andere verschwanden auf kurze Zeit, um in Bälde sich wiederum einzufinden; und so sind sie heute noch in edlem Wettstreit bei einander, von dem Stifter der Regulative und dem Genossen Leos bei dem Erfurter Bündnis „gläubiger" Katholiken und Protestanten gegen den „Unglauben der Gegenwart" an; nur haben sich inzwischen die geistlichen Einflüsse verstärkt, welche Herrn Wöllner um seine Stellung in der Geschichte Preußens beneiden, und das egoistische Interesse grell illustrieren, das Rothe so sehr bei dem geistlichen Stande beklagt und als Haupthindernis einer gedeihlicheren Gestaltung der Kirchenverhältnisse erkannt hat. Die Thatsachen abzuschwächen ist nicht meines Berufes, nur möchte ich die berechtigten Vorwürfe nicht an die falsche Adresse gerichtet wissen.

Freilich mag die verantwortliche Stelle so oder so heißen, die Folge ist durch die einzelnen Ausflüsse des im Kultusministerium herrschend gebliebenen Olmütz-Systemes bereits erreicht, daß ein Stillstand eingetreten ist in der nationalen Bewegung. Konnte ich vor Jahresfrist noch die Ueberzeugung aussprechen: „Es ist wenigstens in der gefährlichsten Zeit, der des Ueberganges, nichts Wertvolles zerstört noch Unnützes hinzugethan worden"[1]), so muß ich heute mich wieder mit der schon früher ausgesprochenen Ueberzeugung trösten: „Nichts wäre thörichter als nur von ferne zu denken, daß an dem großen Staatswagen, der den gefährlichsten Weg so wuchtig zurückgelegt hat, nun keine Achse mehr karren, keine Speiche sich lösen würde"[2]).

Darüber aber darf man sich wohl am wenigsten wundern, — wenn in den Pastorenblättlein im Norden ein Chor von Verunglimpfungen gegen das „ungläubige" Baden erschallt, und wenn innerhalb Badens selbst die Hoffnung laut proklamiert werden kann, daß die Regierung sich „von ihrem Unglauben bekehren und Buße thun" werde, — daß dann alle Parteiunterschiede im Innern verschwinden würden, gegen das eine Programm: „Unbedingte Abwehr des Systems des preußischen Kultusministeriums mit seiner Begünstigung einer beschränkten Orthodoxie und eines krankhaften Pietismus"[3]). Wenn wirklich die „Ueberbrückung des Main" ins Stocken geraten sollte, es wäre dem letzten Versteck

[1]) Vgl. die Vorrede zur zweiten Auflage der Neuesten K.-G., S. 17.

[2]) Vgl. die Vorrede zur ersten Auflage, S. 10.

[3]) Vgl. das Offenburger Programm vom 8. November 1868 einerseits, die offiziösen Artikel der „Karlsr. Ztg.", die jene Erwartungen für grundlos und für das Ministerium beleidigend erklären, andererseits.

des Olmütz-Geistes zu danken. Doch wir hoffen nicht bloß und erwarten nicht bloß einen andern Ausgang, sondern sind seiner sicher.

Wenn die antinationalen Wühlereien der Ultramontanen an der Vaterlandsliebe der „Friedenskatholiken" zu Schanden werden müssen, so vermag auf protestantischem Boden eine von der Gesamtgemeinde in Nord und Süd gleich sehr verworfene Partei dem Einheitsgefühl des deutschen Volkes noch weniger Schranken zu setzen. Als ein „Denkmal vor unseren Augen" [1]) ruft uns dies das Lutherdenkmal in Worms zu, und das noch immer nachhallende Echo des Lutherfestes ist gerade in den letzten Tagen wieder in der Schleiermacherfeier aus allen Ecken und Enden des deutschen Vaterlandes heraus, aller Welt hörbar erklungen.

IV.

Gerade bei unserm letzten Ausgangspunkte, der Feier in Worms, kann uns die Bedeutung am wenigsten zweifelhaft sein; denn sie zeigt unzweideutig die Stimmung des deutschen Volkes, als des Hauptvertreters der modernen Kultur, der Kirche und der Religion gegenüber. Auch diese Thatsache aber bedarf wieder einer etwas näheren Erörterung, um diesen zeitgeschichtlichen Hintergrund des Wormser Bildes von dem richtigen Sehwinkel aus zu erfassen, und wir gehen daher sofort auf die Frage ein: Wie ist diese Stimmung beschaffen?

Wieder müssen wir die Antwort mit einem negativen Teile beginnen. Wenn ich behaupten wollte, die Stimmung unseres Volkes sei eine sogenannte kirchenfreundliche, so würde man mich nicht ohne Grund auf das auch von mir als richtig anerkannte Wort Tholucks von der „Pastorenkirche, die keine Gemeinden hinter sich habe", verweisen. Denn Tholuck hat hierin vollständig Recht: der Kirche, die durch einen bevorrechteten Stand und den kleinen Kreis, der sich selbst den gläubigen nennt, repräsentiert ist, steht die ungeheure Mehrzahl des deutschen Volkes gleichgiltig oder gar feindlich gegenüber. Und die Ausdrücke, womit das Volk diejenigen Tendenzen zu bezeichnen pflegt, welche ihm in tiefster Seele verhaßt sind, hängen zu zwei Dritteilen, ja vielleicht ganz, mit der populären Anschauung von der Kirche zusammen. Wollen wir die Begriffe unserer Volkssprache, die mehr als alle andern einen instinktiven Widerwillen erregen, aufrichtig bezeichnen, so können wir nur die bekannte Dreizahl nennen: Junkertum,

[1]) Vgl. die unter diesem Namen erschienene Predigt von D. Otto Schellenberg über die Enthüllung des Lutherdenkmals.

Pfaffentum, Muckertum. Gewiß werden nun allerdings wenig Worte so häufig am verkehrten Orte angewendet, wie diese drei; und es wäre nicht bloß für jeden geschichtlich Gebildeten ein unverzeihlicher Frevel, wollte er die Karrikatur eines Standes mit dem Stande selbst identifizieren, sondern es verdient auch ausdrücklich hervorgehoben zu werden: Keiner ist dem Junkertum mehr feind als der den Begriff einer wirklichen Aristokratie hochhaltende Edelmann, der die Führung des Volkes als besonders opferfreudiges Glied desselben erstrebt. Niemand verabscheut das pfäffische Wesen mehr als der evangelische Geistliche, der seinen Beruf so auffaßt, wie er im Protestantismus allein aufgefaßt werden darf. Und zwischen der frömmelnden Wollust der Muckerei und dem ernsten sittlichen Streben des wahren Pietisten besteht ein Kontrast, der nicht minder scharf ist. Aber Traumbilder sind jene Begriffe darum nicht, und wenn man deshalb, weil die Worte häufig falsch angewandt werden, das Vorkommen der durch sie bezeichneten Tendenzen ableugnen wollte, so würde man einen echten „Holzweg" einschlagen. Ja, es ist sogar durchaus nicht so unbegründet, daß unser Volk ganz besonders feinfühlig ist, wo es solche Tendenzen vermutet. Wie mächtig gerade heute das Pfaffentum ist, das, unter dem Vorgeben, für das Seelenheil seiner „Schafe" sorgen zu müssen, sich in die weltlichen Dinge herrschsüchtig einmengt, haben wir im Katholizismus und Protestantismus gleich sehr zu unserer Betrübnis erkennen müssen. Die im Volksmunde verbreiteten, unheimlichen Erzählungen von den geheimen Konventikeln, in denen unter frommen Redensarten der Sünde gefröhnt werde, sie sind nicht aus der Luft gesogen; solche Thatsachen wie die neulich aus der Schweiz wieder berichteten, über die eigentümliche Bekehrungsmethode und Teufelsbekämpfung Hebich'scher Kreise, stehen nicht isoliert; wenn jede Periode der Kirchengeschichte uns neue Beispiele bringt von dem, was die Wissenschaft als Antinomismus und Libertinismus bezeichnet, wofür ich freilich hier auch nicht von ferne eine Erklärung zu geben in der Lage bin; wenn besonders die pietistischen Erweckungszeiten reich an solchen Ausartungen sind, so läßt sich eben nicht leugnen — ich spreche mit dem vollen Gefühl der Verantwortlichkeit des Kirchenhistorikers[1]) — so läßt sich nicht leugnen, daß eine gewisse Art des Konventikeltums besondere Gefahren für die Sittlichkeit mit sich bringt. Das

[1]) Ich verweise u. a. auf meine Monographien über Heinrich Niclaes und das Haus der Liebe, sowie über David Joris und seine weitverbreitete Sekte: in der Zeitschrift für historische Theologie, 1862—1868; außerdem auf die „Historischen Bilder vom Boden des Separatimus" in Gelzers Monatsblättern, Januar—Juni 1864.

Junkertum endlich, und speziell dasjenige Junkertum, das mit dem Minister im Prutzischen Liede denkt „Das Volk muß glauben, glauben oder doch so thun", existiert nicht bloß in den bekannten Figuren der Prudelwitz und Strudelwitz, die beim Sturz des liberalen Ministeriums in Preußen das bestaubte Gesangbuch wieder hervorholen; es hätte auch Baron Ketteler gar nicht nötig gehabt, durch Herausgabe der Stimme aus den Tagen des Thomas von Aquin „über die Pflichten des Adels" daran zu erinnern, welcher Teil des Adels sich vom Volksleben losgelöst und damit (bewußt oder unbewußt) der Sphäre des Junkertums zugewandt hat; es ist so schon tief genug mit unserm Volksbewußtsein verwachsen, was der kernige alte Voß über die Ursachen erzählt, „warum Fritz Stolberg ein Unfreier ward."

Ja, es ist ein glühender Zorn, mit dem das sittliche Gefühl des deutschen Volkes sich abwendet von allem, was mit äußerer Schaustellung oder Begünstigung frommer Formen zusammenhängt; es ist ein tief eingewurzeltes Mißtrauen, das speziell gegen die begünstigte „Modegläubigkeit" herrscht. Soll ich die Stimmung zeichnen, die nur zu weite Kreise umfaßt, infolge der unglücklichen Nachahmung Konstantinischer Maßnahmen in einer Zeit, die erst kurz hinter uns liegt, so kann ich nur wiedergeben, was in Berlin aus der Durchschnittsatmosphäre herausschallt: „Zur Kirche geht, wer Hoflieferant werden oder einen Orden davontragen möchte; zur Kirche gehen hysterische Damen, die auch in der Religion unverfälschten haut goût suchen; zur Kirche geht, wer sich geschmeichelt darüber fühlt, seinen Namen in Verbindung mit vornehmeren Kreisen nennen zu hören; Summa zur Kirche geht, wer Vorteil davon hat oder will." Läßt sich ein furchtbareres Gericht über den Einfluß der Kirche auf das Volksleben denken, als das, welches in dem allgemeinen Anklange liegt, den ein solches mehr als triviales Geschwätz — denn das ist es ja doch — findet! Wahrlich, bei allen monatlich wiederholten Ergüssen Garibaldis gegen die Pestbeule des Priestertums kann in Italien die Spannung zwischen der über die Kirche herrschenden Partei und dem Volksgefühl kaum ärger sein, als sie bei uns ist. In der Thatsächlichkeit dieses Zustandes stimmen wir Tholuck vollkommen bei.

Und doch — der kennt unser Volk nicht, der mit ihm die Ursache dieser Erscheinung in dem „radikalen Unglauben der Massen", in dem „Abfalle des Volkes nicht bloß vom Christentum, sondern von der Religion überhaupt" findet. Den geistlichen Stand und die pietistischen Kreise kennt der hochgelehrte Theologe allerdings, und wohl ebenso genau, wie die sittlichen Zustände in den Jahrhunderten der Orthodoxie,

durch deren photographische Porträts er sich besonders verdient gemacht hat; das deutsche Volksleben (auch als sein Schüler, der ihm selbst vieles verdankt, darf ich dies nicht verschweigen) kennt er nicht. Das hat sein römischer Kollege Rothe viel besser gekannt, und darum hat dieser auch gerade entgegengesetzt geurteilt. Kaum von Rom nach Wittenberg heimgekehrt, schreibt ja dieser (am 6. Dezember 1828) seinem Freund Bunsen: „Soll ich die Wahrheit sagen, so ist mir manchmal etwas wunderlich zu Mute, fast als ob ich draußen in der Fremde meine eigene Muttersprache verlernt hätte, und mir anderer Leute Gedanken erst mühsam wie aus einer fremden Sprache in die meinige übersetzen müßte. Es denkt und spricht alles, was sich zu Christo hält, so gar über einen Leisten und in einer Terminologie, daß ich immer besorgen muß, mich, der ich nun einmal diese besondere Sprache nicht reden kann, oder richtiger nicht reden darf, werde keiner verstehen; und auch die scharfe Kluft, die nach der öffentlichen Meinung zwischen den Gläubigen und den sogenannten Rationalisten befestigt ist, gemahnt mich bis jetzt immer noch als bloßes Gespenst, da in meinem individuellen Gesichtskreise alles voll Mittelgliedern zwischen diesen beiden Seiten wimmelt."

Jawohl, unkirchlich mag unser Volk geworden sein, seit die Kirche sich von der allgemeinen Kulturbewegung losgelöst oder gar direkt gegen dieselbe gewandt hat; unreligiös ist es darum nicht, will es nicht sein. Was können wir denn darauf antworten, wenn uns der einfache, hausbackene Verstand fragt: „Wen predigen denn jene „Hoftheologen", die über tieffromme Männer schmähen als über falsche Propheten, die in der Gartenlaube gar den persönlichen Teufel in Thätigkeit sehen? Predigen sie den guten Hirten, der nicht gekommen ist zu richten, sondern selig zu machen, den reinen Sohn des Menschen, der sanftmütig und von Herzen demütig ist, der die selig preist, die reines Herzens das Gottesreich suchen? Oder welches ist denn das sittliche Ideal, das ihnen ein Recht giebt, alles das, was unser Volk groß und gut nennt, mit Kot zu bewerfen?" Was können wir antworten, wenn die „bösen Weltkinder" sagen: „Es mag in theologischen Kreisen Mode, es mag auch in der Geschichte der Dogmatik berechtigt sein, den afrikanischen Mönch hochzuhalten, den Knak und Steffann uns anpreisen, während Baron Ketteler von seinen Verehrern selbst als zweiter Augustin hingestellt wird; aber Augustins Lebensanschauung als Bedingung des Christensinnes hinstellen, heißt im Grunde nichts anderes, als: „Werde erst ein recht schlechter Kerl, wälze dich in allen unreinen Lüsten, und dann befolge das Sprich-

wort, das nicht bloß vom weiblichen Geschlecht gilt, und verbürge die so gewonnene Frömmigkeit durch eifrige Verfolgung der Ketzer." Was können wir antworten, wenn man uns vorhält: „Der heilige Augustinus ist der Vater der Ketzerprozesse, durch jene grauenhafte Mißdeutung der Einladung des göttlichen Gastherrn: „Nötige die Leute hereinzukommen"; Augustin ist der Vater der Weltflucht, die in allem, was andere erhebt und zu Gott führt, Sünde sieht, weil ihn alles an seine eigenen Jugendsünden erinnert." Was können wir schließlich antworten, wenn man uns sagt: „Von dieser Auffassung des Christentums gilt das Wort der schlimmsten Feinde, die der Apostel Paulus zu bekämpfen hat, die da sagen: „Wir wollen recht sündigen, auf daß die Gnade um so mächtiger werde."

Es ist wahr, es ist ein tiefgewurzelter Abscheu, den unser Volk hegt gegen eine Auffassung, die sich heute nicht wie früher damit begnügt, in stillen Konventikeln dem geistlichen Hochmut zu huldigen, sondern in der evangelischen Volkskirche selbst das große Wort führen will. Ich deutle nichts weg von diesem Abscheu; denn ich will die Volksstimmung zeichnen, wie sie in Wirklichkeit ist. Und dennoch, — bei völlig klarem Blick auf diese Sachlage, — ich wage dennoch zu sagen: Unser Volk ist ein religiöses Volk trotz alledem.

Denn fragen wir nach dem Charakter, der am meisten Achtung und Verehrung in den weitesten Kreisen genießt, — es ist der Hausvater, der sein Haus auf Gott baut, seinen Beruf treu erfüllt, seine Frau hochhält, seine Kinder zu tüchtigen Menschen erzieht, etwas übrig hat für seine unglücklichen Mitbrüder, und der durch das Leben geht, den Kopf nach oben gerichtet, von wo ihm die Kraft in Glück und Leid kommt. Gerade als der kernige, tüchtige Hausvater, der die Möncherei hinter sich wirft, steht unser Reformator im Leben unseres Volkes eingegraben; seinen echten „Volksheiligen" hat das deutsche Volk in Luther so lieb, den Mann, der Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein ist, nicht etwa eine solche Figur, um wie die mittelalterlichen Asketen auf ein Piedestal gestellt und mit einem Gemisch von Grauen und Verwunderung angestaunt zu werden, sondern eine solche, die nicht außerhalb des vollen und reichen Menschenlebens, sondern mitten in demselben steht und arbeitet. Der Deutsche des 19. Jahrhunderts sieht nicht mit dem Blick der Zunfttheologen auf das 16. hin, die in dem „Kampf der lutherischen Kirche um Luthers Lehre vom Abendmahl" [1]) den Mittelpunkt der Reforma-

[1]) Titel einer ausführlichen Schrift des Erlanger Professors Schmid.

tion sehen, sondern er erblickt in demselben die Periode, mit der das Wehen des neuen Geisteslebens auf allen Gebieten beginnt, der er selber seine menschenwürdige Existenz dankt; und sein Luther steht ihm vor Augen, wie ihn, mit der Wärme des Kaulbach'schen Gemäldes wetteifernd, Häusser geschildert, wahrlich ein besserer Historiker, als diejenigen, die die ungeheuere geistige Bewegung jener Tage in das Fachwerk einer dogmatischen Streitigkeit einschränken möchten.

Das ist die Bedeutung des Wormser Tages, das die ergreifende Weihe jener Stunde, wo in demselben Moment, der die Hülle des Denkmals fallen sah, die Zehntausende das Lutherlied anstimmten; wo bis in die fernsten Straßen der Stadt dasselbe Gefühl alle Herzen bewegte, wo manches Mannes Auge, das aller Sentimentalität feind, von Thränen überfloß, ob des gewaltigen Eindruckes von einem Volke, das in seinen Fürsten wie in seinen Stämmen mit einem Gedanken zu seinem größten Sohne aufblickte. Darum war es ein deutsches Volksfest, wie jeder Zeuge nie ein ähnliches geschaut zu haben bekannte, eine Feier, welche unser Volk in all seinen Fibern erregte, bis nach Wien nachzuckte, wo die ersten Organe der Presse es offen aussprachen: Wie viel besser würde es in Oesterreich aussehen ohne die gewaltthätige Vertilgung der Reformation, die durch ihren blutigen Zwang die Religion selbst um ihr Ansehen brachte, und damit auch der Arbeit des Volkes ihren Nerv und ihren Segen benahm. Darum war es ein Jubeltag, der über alle Meere hinüber erklang, der Englands Herrscherin ihres Volkes Glückwunsch an das Volk der Reformation senden ließ, der in der neuen Welt nicht minder wie in der alten als der Geburtstag des Besten, was neue und alte Welt haben, erkannt wurde; der zumal aber noch dem herrlichen Ausdruck unseres edlen Landesfürsten, „Zeugnis gegeben hat von der lebensfrischen sittlichen Kraft unseres Volkes".

Denn für unser deutsches Volk hatte der Wormser Tag doch vor allem den Wert eines wirklich geschichtlichen Ereignisses: Es fühlte sich an diesem Tage so recht als das eine Volk, das zusammengehört, und das keine Macht der Welt, und am wenigsten die Pfaffenmacht, scheiden wird. Wer in Worms war, der kennt ihn ja auch, den anderen Mittelpunkt, der aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinführte; der weiß auch von der mächtigen Bewegung, die durch alles Volk hindurch ging, als der greise König von Preußen mit dem Gefolge der um ihn gescharten Fürsten auf dem Lutherdenkmale erschien! Zwei Jahre nach dem blutigen Kriege, und südlich vom Main, und doch begrüßt, wie wohl selten ein König begrüßt

wurde! Und in ihm das Fürstengeschlecht, das von den kleinsten Anfängen aus einen Staatenbau schuf, der sich als neuer Kryſtallisationskern bewähren sollte, nachdem die undeutsche Politik Karls V. und seiner Nachfolger Deutschland zerrissen.

Es hängt eng mit meiner Aufgabe zusammen, wenn ich, vom Lutherdenkmal in Worms aus die Lebensmächte überschauend, denen die Mächte der Finsternis weichen müssen, in erster Reihe des Hohenzollernhauses gedenke. Und es entspringt diese Anschauung nicht etwa aus dem subjektiven Gefühl, daß mir persönlich die Begriffe Deutschland und Hohenzollern von jeher zusammen gehörten, sondern aus der objektiven Erwägung, daß die vorher gegebene Schilderung der jetzigen preußischen Kirchenzustände die Ergänzung geradezu fordert, daß das politisch so kräftige Fürstenhaus, welches jedem Jahrhundert mindestens einen seine Zeit überragenden Mann gab, auch in religiös kirchlicher Beziehung von Anbeginn an mit den besten Bestrebungen des deutschen Geistes aufs engste verknüpft war. Es liegt bereits etwas Providentielles in der gemessenen ruhigen Haltung, welche das erst ein Jahrhundert zuvor aus dem Süden nach Norden gewanderte Zollerngeschlecht, das in dieser kurzen Frist bereits die völlig verwüstete Mark von ihren Raubrittern gesäubert und dem Bürger ein ruhiges Leben des Friedens gesichert hatte, in dem wackeren Brüderpaar Joachim II. und Johann der Reformation gegenüber einnahm: mit ihren Städten und ihrem Adel gemeinsam wandten sie sich ihr zu, ohne wie anderswo der Bewegung den Schein fürstlicher Willkür zu geben. Und welche Erquickung ist's ein Jahrhundert später, die herrliche Gestalt des großen Kurfürsten, an der allein man sich in der politisch kläglichsten Periode Deutschlands aufzurichten vermag, gerade in den kirchenpolitischen Maßnahmen zu beobachten: schon er erstrebt ja in einer Zeit, wo die sächsischen Hoftheologen noch die Calvinisten für schlimmer wie die Türken erklärten, offen eine Verschmelzung der zusammengehörigen und bloß durch Theologen-Gezänk auseinander gehaltenen Konfessionen. Ich schweige von den Verdiensten der Vorgänger und Nachfolger, obgleich z. B. Friedrich Wilhelm I. auch in seiner kirchlichen Stellung seinem Sohne den Boden bereitet, um dafür den gewaltigsten Mann des vorigen Jahrhunderts, dessen ganze Geschichte sich um ihn konzentriert, als Bürgen dafür anzurufen, daß die Tradition der Nachfolger Friedrichs des Großen vor allem darin gipfelt, kein Weitergreifen der „Fasen" über das ihnen zukommende Gebiet hinaus zu gestatten. Seinen Prinzipien folgt der Begründer der Union, der damit dem tiefsten Volksbedürfnis entgegenkommende

Friedrich Wilhelm III., den die Zeitgenossen ehrten als in Leid und Freud' mit seinem Volke verbunden, dem die Nachwelt zugleich das Zeugnis schuldig ist, daß er mit seltener Redlichkeit und Wahrhaftigkeit des eigenen Charakters die Gabe verband, an anderen die Frische und Mannhaftigkeit ihrer Ueberzeugung zu schätzen. Bunsens Mitteilungen über seinen Verkehr mit dem Monarchen stimmen hier merkwürdig überein mit Varnhagens Blättern aus der preußischen Geschichte, deren tief verbitterte Stimmung doch die Ursachen jener trüben, chaotischen Zeit, welche die Frucht der Freiheitskriege für ein halbes Jahrhundert erstickte, niemandem weniger als dem Könige zuschreibt. Das erhebende und erquickende Bild endlich des Jubelgreises selber zu zeichnen, der in Worms als Führer Gesamtdeutschlands begrüßt wurde, ist am wenigsten von nöten; denn nicht bloß ist überall, wo in den letzten Jahren König Wilhelm erschien, der Eindruck derselbe gewesen von der persönlichen Majestät, die gerade seine schlichte und offene und durchaus wahre Erscheinung umgiebt, sondern er hat sich vor allem als ein echter Fürst seines Volkes durch den sittlichen Abscheu erwiesen, mit dem er bei der Uebernahme der Regentschaft die „Heuchelei und Scheinheiligkeit" geißelte.

Wie aber ist's zu erklären, daß trotz eines so klar ausgesprochenen Willens des Königs, wie er in dieser neuerdings von fast allen Blättern ins Gedächtnis zurückgerufenen Ansprache an sein Ministerium liegt, ein so geradezu entgegengesetztes Verfahren von den Behörden geübt werden kann? So fragen heute fast alle Organe der Presse in Alt- wie in Neupreußen. Wer jedoch die öffentlichen Aeußerungen des Königs näher verfolgt hat, von seiner schönen Antwort auf die Adresse der Berliner Universität zu seiner Thronbesteigung, bis zu den letzten Reden in Hannover und Kiel, wo er mit solcher Herzenswärme zur Union sich bekannte, der hat den Grund nicht so weit zu suchen, als es auf den ersten Blick wohl erscheinen möchte. Denn so sehr der Monarch auch z. B. das Prinzip der Union festhält, so wenig möchte er sie irgendwo aufdrängen, und ebenso ist es auch nach anderen Seiten hin gleich klar von ihm ausgesprochen, daß er nichts so sehr verwirft, als auf die religiös-sittliche Ueberzeugung anderer von oben her einzuwirken.

Aber es stände wahrlich auch schlimm um die Macht der protestantischen Ideen, wenn sie heute mehr als früher der äußeren Unterstützung von oben bedürften, um die Werke der Dunkelmänner zu nichte zu machen. Mag auf politischem Gebiet auch gegen den Willen einer Nation eine Regierung sich längere Zeit halten können,

— auf dem Felde der Ideen ist dies ein für allemal unmöglich. Heute aber steht es gar so, daß die unselige Partei, die den persönlich so edlen und wohlwollenden Friedrich Wilhelm IV. seinem Volke entfremdete, die das Panier der „Umkehr der Wissenschaft" ganz offen enthüllte, selbst die durch das Gottesgericht in Böhmen aus dem Felde geschlagene ist. Nicht ohne Grund hat der „Rundschauer" (Gerlach) dem Werke von 1866 geflucht. Nicht ohne Ursache halten die Kleist-Retzow und die Waldaw-Steinhövel immer klagendere Elegien im preußischen Herrenhaus. Welcher Umschwung in der Stimmung und Stellung, wenn man das Wort der letzten Thronrede über die Bewegung in Spanien vergleicht mit der Uebersendung des Ehrenschildes an den König von Neapel durch Graf Stolberg und seine Genossen! Ja, der Geist von Olmütz ist bei Königgrätz mitten ins Schwarze getroffen. Und es sollte möglich sein, auf geistigem Gebiet eine Herrschaft zu behaupten, die schon auf politischem zur Unmöglichkeit wurde? Kann man noch einen besseren Beleg für den engen Zusammenhang, der hier besteht, fordern, als die angstvollen Versuche, noch rasch durch äußere Gewalt das sich zu sichern, wovon niemand mehr als diejenigen, die zur Anwendung solcher Gewaltschritte greifen, fühlt, daß es keine andere Stütze mehr hat! Es ist eine alte Geschichte, daß, wenn die Kreuzzeitungspresse zu toben beginnt, die Leiter ihrer Partei sich unsicher fühlen. Nun braucht man aber wahrlich nur ihre heutigen Artikel über Kirche und Schule zu lesen, um sofort zu wissen, was „die Glocke geschlagen".

Und vermag diese Partei denn selbst jetzt, wo sie sich noch in der Herrschaft behauptet, ihre Versuche in Thatsachen umzusetzen? Wer hat denn in Kassel und in Arolsen und in so manchen anderen Fällen gesiegt, die Willkür der Regulativmänner oder das Recht der Gemeinde? Ist's nicht, als wenn das geflügelte Wort des leitenden Ministers der Olmützperiode auch heute noch von denen gelte, die in seinen Fußstapfen wandeln: Der Starke weicht mutig zurück!

Wie ohnmächtig, wie mehr als ohnmächtig ist der geistigen Bewegung eines Volkes gegenüber jeder Index-Versuch! Und die Flügge und Knak solten den Sieg davon tragen über die Nation, die einen Lessing, einen Goethe und Humboldt erzeugte! Thörichte Furcht! Deutlich will unser Volk in der Schule eine gesunde kräftige Hausmannskost für seine Kinder, in der Kirche eine Predigt des Evangeliums, die den Menschen sittlich zu heben und zu kräftigen vermag, keinen Dogmenwust und kein Zauberspiel mit Thatsachen, die nur für den einen Wert haben, in dem sie selber zur That wurden.

Um die Erreichung dieses Zieles sicher zu stellen, war nur eines erforderlich, daß man die Gefahren, die beiderseits drohten, begriff, daß der Indifferentismus, die Gleichgiltigkeit aufhörte. In dieser Beziehung aber sind wir gerade Knak ebenso vielen Dank schuldig als Spanien den Narvaez und Gonsalez Bravo.

Klar sind, was die Schule betrifft, die Forderungen, die nicht ein einzelner Stand mehr stellt, sondern die Nation in all ihren Ständen[1]): Freiheit der Schule, zwar nicht, wie es oft verkehrt ausgedrückt wird, von der Kirche (denn die Kirche ist die Gemeinde, die eben selber die Erfüllung ihres Elternrechtes verlangt), aber von der Herrschaft des Klerus; Umgestaltung der Regulative, die in ihrer jetzigen Form das echteste Produkt der Olmützeit sind, aus derselben Gewissensangst der Reaktion, aus derselben Furcht vor der Bildung des Volkes hervorgehend, wie die absichtliche Verwahrlosung des Unterrichts im alten Spanien und im alten Neapel. Denn wer steht an der Spitze derer, die sich zum Dolmetsch der öffentlichen Auflehnung gegen klerikale Uebergriffe gemacht haben? Es sind die Magistrate von Breslau und Königsberg, die zuerst ihre Stimme erhoben haben; laut und vernehmlich hat das Echo geantwortet, aus Hannover, aus Wiesbaden, aus der alten Freistadt am Main, die trotz vorübergehender Verstimmung in dem neuen deutschen Staate einen geistigen Mittelpunkt zu bilden berufen ist, statt eines bloß materiellen.

So hat es auf dem Gebiete der Schule allerorten sich mächtig geregt! Ist's vielleicht aber anders auf dem Felde der Kirche? Oder wer dürfte die Frage mit Ja beantworten, ob noch vor einem halben Jahre ein Vorschlag möglich gewesen, wie ihn der Berliner Magistrat für die von Nitzsch bekleidete Probststelle gemacht! Wahrlich, es ist eine gewichtige Thatsache, die in den Namen Holtzmann und Baumgarten liegt. Noch merkwürdiger ist's freilich, daß der Kandidat, der von anderer Seite diesen entgegengestellt sein soll, selber zu fühlen scheint, wie er überhaupt nur in dem Falle möglich sein könnte, wenn er sich von dem Verdacht des Orthodoxismus gereinigt. Ich verweise auf Brückners in der That nicht untüchtige Reden beim Gustav Adolph-Fest und als Leipziger Rektor.

---

[1]) Bei den bevorstehenden Verhandlungen der preußischen Kammer über die Unterrichtsfrage dürften die „Verhandlungen der badischen Landstände über die Aufsichtsbehörden für die Volksschulen" (Karlsruhe 1864, Abdruck aus dem Landtagsblatt) besondere Berücksichtigung finden, zumal die Kommissionsberichte beider Kammern, von Rothe und Häusser verfaßt. (S. 5 ꝛc., 57 ꝛc.)

Aber was bedarf es noch einzelner Thatsachen, seit wir den Nachklang des Wormser Festes aus allen Gauen unseres Vaterlandes vernommen, in der Säkularfeier Schleiermachers! Kaum lassen sie sich zählen, alle die Einzelfeste zum 21. November, von der vielfach verschlungenen Feier in Berlin an, wo die stille „Gemeinde unter dem Kreuz" ihren Auferstehungsmorgen so herrlich hat feiern dürfen. Da reihen sich aneinander die Universitätsfeiern mit ihren theologischen Rednern in Göttingen und Bonn, in Halle und Leipzig, in Gießen und Heidelberg, von der nordalbingischen Hochschule bis zu den Stammverwandten der Schweiz, und die anderen, wo Nichttheologen den Meister der Gesamtwissenschaft feierten, wie Greifswalde und Breslau und Tübingen. Da folgen die Volksfeste, von Hamburg und Bremen, und Weimar und Kassel bis nach Stuttgart und Oehringen, und bis Landsberg an der Warthe. Da haben neue Protestantenvereine ihre Schwingen kräftig entfaltet, in Leipzig, in Dresden, in Stettin, in Elberfeld. Da schließen die badischen Städte eine wie die andere sich an: Karlsruhe und Mannheim, Freiburg und Pforzheim, Weinheim und Lörrach u. s. w.

Eine so gewaltige Bewegung kann gewiß nicht ohne Früchte vorbeigehen. Welcher Art aber ihre Früchte sein müssen, das hat u. a. Dr. Dreydorff in Leipzig bei der dortigen Feier klar ausgesprochen [1]): „Wenn heute ein Kandidat der Theologie offen erklärt, daß er über die Hauptstücke des christlichen Glaubens genau so wie Schleiermacher denke, so — freut man sich dessen, meinen Sie? Keineswegs! sondern, wenn man auch gestern den Lehrer gefeiert hat, diesem Schüler sucht man begreiflich zu machen — und wahrlich nicht bloß in Mecklenburg — daß er eben darum für ein kirchliches Lehr- und Predigtamt nicht wohl taugt. Das muß doch zunächst anders werden. Wohlan, helfen Sie dazu! Helfen Sie uns aus- und aufbauen durch rege Teilnahme die große, freie Kirche, wie ein großes, freies Volk ihrer bedarf!"

Als „ein prophetischer Bürger einer besseren Zeit" hat Schleiermacher sich selber bezeichnet. Und er steht als ein solcher Prophet

---

[1]) Vgl. Dreydorffs Festrede (Leipzig, Duncker & Humblot) S. 26/7. — Die Ueberfülle der aus Anlaß des Jubiläums entstandenen Litteratur hier zu verzeichnen, geht natürlich nicht an; doch sei neben den früher erschienenen Werken von Schenkel, Dilthey, Gaß, Hoßbach, Auberlen, Kittlitz u. a. besonders auf die treffliche Arbeit von D. Schellenberg verwiesen, ein Meisterstück eines Lebensbildes sowohl in der Auswahl und der Gruppierung des Stoffes, als in der wohlthuenden Begeisterung, die es durchweht.

nicht allein. Wohl darf ich den Mann neben ihm nennen, der zuerst die „Zeichen der Zeit" seinem Volke enthüllte, den Mann, dessen Lebensbild stets mächtiger ergreift, je tiefer man in dasselbe eindringt, daß Einblick in das Walten des Gottesgeistes in der Geschichte selber zur Weissagung wird. Gewiß wird wie in England und Frankreich so auch in Deutschland dieser „prophetische Blick" Bunsens je mehr und mehr erkannt werden, jetzt die Zeit für die Lösung unserer kirchlichen Krise gekommen. Denn von wenig Männern darf so entschieden betont werden, „daß ihr Streben und Sinnen, mächtig über alle durch selbstsüchtige oder konventionelle Rücksichten bedingten Ziele hinausschreitend, stets und lauter den höchsten Aufgaben der Menschheit zugewandt war." Dies der Grund, daß gerade mit Bunsens „Zeichen der Zeit", die er der Reaktion auf ihrem Höhepunkt entgegengeschleudert, der eigentliche Beginn des großen Geisteskampfes datiert, der, über die alten Konfessionsschablonen hinausgreifend, gerade in den Ereignissen dieses Jahres aller Welt kund wurde; dies der Grund, daß man in der Fortführung dieses Kampfes gerade auf ihn selbst in erster Reihe seinen eigenen Ausspruch beziehen muß:

„Nicht erblasset das Wort mit dem Munde, der es verkündet,
Funken wird es und Geist — zündend durchfliegt es die Welt [1])."

Doch wir haben noch sicherere Bürgschaft als die, welche die Seher unserer Zeit bieten; wir haben die Bürgschaft dessen, dessen Geist ihnen selber gab, was sie reden sollten. Was vermöchten wir, wollten wir von dem Felsen uns loslösen, der niemals morsch werden kann, weil er Licht und Leben in sich trägt, den die Pforten der Finsternis nicht überwältigen können! Aber wir stehen ja eben auf dem sicheren Glaubensgrunde, der es uns nirgends verhehlen läßt, daß wir uns des Evangeliums von Christo nicht schämen, daß wir uns nicht dafür halten, etwas anderes zu wissen als Jesum Christum, den Gekreuzigten. Sein Geist ist es, den wir für uns selber erflehen, dess Wehen und Rauschen wir rings um uns her spüren. Kein Wort Rothes hat mehr in das Innerste des Evangeliums eingeführt, als

[1]) Vgl. meine Vorrede zur deutschen Ausgabe seiner Biographie I., S. XI. VIII. Trotz der hier gebotenen Belege für Bunsens über alle Konfessionsbeschränktheit erhabenen Standpunkt wagen es freilich noch heute die „Kölnischen Blätter" (19. November 1868), nicht bloß diese Mitteilungen teils zu ignorieren, teils geradezu ins Gegenteil zu verkehren, — nicht bloß in einem cynischen Tone, der vom Münchener „Volksboten" schwerlich überboten werden dürfte, von der edlen Verfasserin zu reden, — sondern selbst von Bunsens vertrautesten Mitteilungen an seine Frau zu sagen: „Er log seiner Frau vor." Sapienti sat.

das, daß „die modernen Ideen in ihrer Reinheit und Tiefe erfaßt, nichts anderes sind als die christlichen selbst.“ Wahrlich, wir brauchen nicht blind zu sein für das, was schlecht, was Sünde ist in der Gegenwart, wenn wir das Christliche in ihr so laut rühmen. Mit nichten leugnen wir damit, daß es auch einen antichristlichen Geist in ihr giebt; aber es kann uns doch nur Christus selber darüber belehren, wo dieser zu suchen [1]). Er aber hat nichts festgestellt über äußere Staatsformen, ob man konservativ sein soll, oder liberal, oder Demokrat, oder Republikaner. Er hat nichts vorgeschrieben über ein dogmatisches System, ob arianisch, ob athanasianisch, ob augustinisch, ob pelagianisch, ob lutherisch, ob zwinglisch, ob baptistisch, ob methodistisch. Aber wohl hat er dem Petrus gesagt: „Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen.“ Wohl hat er den Pharisäern das Wort entgegengeschleudert: „Auf Mosis Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer. Sie binden schwere und unerträgliche Bürden und legen sie dem Menschen auf den Hals; aber sie wollen dieselben nicht mit einem Finger regen. Alle ihre Werke thun sie, daß sie von den Leuten gesehen werden. Sie sitzen gerne oben an über Tische und in den Schulen und haben gerne, daß sie gegrüßt werden auf dem Markt, und von den Menschen Rabbi genannt werden. Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen; ihr kommt nicht hinein und die hinein wollen, laßt ihr nicht hineingehen.“ Aber ebenso hat er uns auch gesagt, worin sein Reich besteht, „nicht in Worten, sondern in That,“ und welches sein Gang ist; — wenn er die tadelt, welche denselben nicht zu erkennen vermögen: „Sie sind den Kindlein gleich, die an dem Markt sitzen und rufen gegen ihre Gesellen, und sprechen: wir haben euch gepfiffen und ihr wolltet nicht tanzen; wir haben euch geklagt, und ihr wolltet nicht weinen. Johannes ist gekommen, aß nicht und trank nicht; so sagen sie, er hat den Teufel. Des Menschen Sohn

[1]) Es sei hiermit zugleich die Frage beantwortet, die in dem — vier Leitartikel umfassenden — Angriff der „Evang. Kirchenzeitung“, vom Mai d. J., gegen meine „Neueste K.-G.“ (Herr N. als Kirchenhistoriker) an mich gestellt wurde, ob ich die Macht des antichristlichen Geistes in der Gegenwart leugne. — Im übrigen braucht dieser Angriff, obgleich er es meisterhaft versteht, den Hengstenbergischen Standpunkt als den freien und toleranten, mich als engherzigen Fanatiker darzustellen, und mir dadurch wirkliche Freude über ein solches Kunststück gemacht hat, so wenig eine ernstliche Widerlegung als die Paulus Cassel'sche Broschüre: „Von Baden nach Preußen“, das wissentlich entstellende Referat im „Theologischen Jahresbericht“ oder die Vorwörter von Kurtz' neuer Auflage und Ebrards dritter „Glaubwürdigkeit“.

ist gekommen, isset und trinket; so sagen sie: siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Geselle." Ist's nicht heute noch gerade so, daß, wer Kümmel und Münze verzehntet, weder die johanneische Frömmigkeit zu erkennen vermag — in der demütigen Hingabe an das Allgemeine — noch die dem „Menschensohn" selber nachfolgende Frömmigkeit: in der selbständigen Charakterentwickelung, die auf dem Einssein mit dem Vater beruht? Mag aber auch der Pharisäismus zur Zeit Jesu und in der heutigen Zeit das Reich Gottes gleich sehr verkennen; — es ist genug, wenn der Herr des Reiches selber es sieht, selber in seiner Mitte bleibt bis zum Ende der Tage. Dies ist die tiefste Wurzel unserer Kraft und unserer Zuversicht. „Er ist ja selber auf dem Plan, mit seinem Geist und Gaben." Und nicht diejenigen glauben an ihn, die da fürchten, daß die Macht des Teufels die Macht des Herrn Christus zu überwinden bestimmt sei; die wahrhaft Gläubigen sind diejenigen, die sich des Glaubens bewußt sind, der die Welt überwindet.

Nachträgliche Anmerkung zu Seite 453.

Wie sehr sich diese Voraussetzung seither immer wieder erfüllt hat, ist nunmehr auch in weiteren Kreisen bekannt geworden durch die köstliche satirische Schrift Terlindens: „Auf der Bärenjagd", 1891. Von der ersten der klerikalen Zeitungen, die das gleiche (wieder überall Calvin selbst zugeschriebene) Zitat gleichzeitig gebracht hatten, auf die zweite, von dieser auf die dritte u. s. w. verwiesen, fand er schließlich als gemeinsame neue Quelle die im Verlag der „Germania" erschienene Broschürensammlung: „Zur Lehr und Wehr" (Nr. 15: Die Moral der Jesuiten und ihrer Gegner). Gleichzeitig hatte ich selbst Gelegenheit gehabt, die mit besonderer Dreistigkeit am Bischofssitz in Speyer kolportierte Fabel zum drittenmal richtig zu stellen. Die überaus charakteristischen Artikel der dortigen Blätter sind in dem zweiten der drei Hefte über die damaligen lokalen Jesuitenstreitigkeiten (Halle, Strien S. 28—44) gesammelt.

Wenn auch mit allerlei Windungen und Wendungen, ist dann doch in der deutschen klerikalen Presse wenigstens im Jahre 1891 der Thatbestand richtig gestellt worden. Auf wie lange die damals empfangene Belehrung freilich ausreichen wird, muß dahingestellt bleiben. Denn jenes Calvin-Wort gehört nun einmal neben manchem aus ähnlichen Quellen fließenden Luther-Wort zu dem eisernen Bestand der Jesuitenschulung. Und die neueste französische Litteratur weist sogar dem Nachweis der Fälschung gegenüber einen Fall völliger Verstocktheit auf. Dabei ist es kein geringerer als der Chef-Redakteur der lange Zeit als Vorbild aller ähnlichen Organe anderer Länder geltenden Revue des deux mondes, der eine solche „Abtötung" des Gewissens bekundet.

Herr Brunetière hat allerdings bekanntermaßen schon seit seiner Rückkehr von jener Audienz bei Leo XIII., bei welcher ihm die Notwendigkeit der Bekehrung der

„bankrotten" Wissenschaft zur „Gläubigkeit" aufging, die Art der Bekämpfung von Protestantismus und Jansenismus in der Zeit Ludwigs XIV. auch für unsere Zeit zum Muster genommen. Speziell in den verschiedenen Stadien des Dreyfußhandels hat er sich häufig genug an der Treibjagd gegen „Protestanten und Juden" beteiligt. Aber die von dem Bulletin de la société pour l'histoire du protestantisme français gesammelten Belege über seine Haltung einer über jeden Zweifel erhabenen Fälschung gegenüber bleiben doch ein besonderes „Zeichen der Zeit."

In einer von Brunetière besorgten neuen Pascal-Ausgabe war zur Weißwaschung der von Pascal angeführten Zitate aus jesuitischen Autoren auf die Calvin untergeschobenen Worte hingewiesen. Auch ihm ist dann, wozu in Frankreich schon die Autorität Révilles genügen sollte, der Beleg des Betruges gegeben worden. Aber Herr Brunetière hat die Täuschung der Leser seiner Pascal-Ausgabe nicht etwa zurückgenommen, sondern erklärt: wenn der angeführte Satz nicht authentisch sein sollte, so habe doch Calvin an andern Orten das gleiche gesagt. Er verweist zu diesem Behuf auf die bekannten Schriften Calvins über die Notwendigkeit der Bestrafung der Ketzer. Daß Calvins Argumentation in diesem Punkte noch die gleiche geblieben ist, wie in den offiziellen Vorschriften der Papstkirche, ist nichts neues. Calvin ist ja auch nicht bloß seiner weltgeschichtlichen Bedeutung nach, sondern zugleich speziell wegen des von Innocenz III. übernommenen Inquisitionsprinzips, mit diesem gewaltigsten der mittelalterlichen Päpste in Parallele gestellt worden. Eben darum wird es jedoch zugleich stets ein Beleg fast unglaublicher Beschränktheit bleiben, sei es einem Innocenz III., sei es einem Calvin eine derartige Albernheit zuzutrauen, wie sie in jenem Satz liegen würde. Aber trotzdem und alledem wird die Unbelehrbarkeit der jesuitischen Darstellung der Reformatoren auch nach abermals einem weiteren Menschenalter noch die gleiche geblieben sein.

Nachträgliche Anmerkung zu Seite 463.

Haben wir bei der Calvinfälschung auch nach weiteren dreißig Jahren die ungeschwächte Fortdauer der gleichen unwürdigen Taktik zu konstatieren gehabt, so hat sich dafür die Stellung der klerikalen Presse in Deutschland gründlich geändert. Es ist zunächst eine der abstrakten liberalen Schuldoktrinen gewesen, welche auch in diesem Falle dem Gegner in die Hände gearbeitet hat: die Aufhebung des Zeitungsstempels ermöglichte die gleichzeitige Gründung massenhafter Lokalblätter. Der moralische Charakter der bald sprichwörtlich gewordenen Kaplanspresse wurde zugleich schon in ihren Anfängen durch die Anstellung von „Sitzredakteuren" bedingt. Mit dem anerzogenen Geschick in der Verwertung aller materiellen Verhältnisse wurden Inserenten und Abonnenten von der Unentbehrlichkeit dieser „guten Presse" überzeugt. Durch den Augustinusverein wurde den in ihren Dienst tretenden Journalisten eine von dem Zeitungsverlag unabhängige Existenz verbürgt. So ist heute das gerade Gegenteil der oben geschilderten Sachlage eingetreten. Neben den Studenten- und den kaufmännischen Vereinen ist auch die Preßorganisation ein Werkzeug der päpstlichen Politik geworden, dem nirgends auch nur annähernd gleiche Kräfte gegenüber stehen.

Es genügt jedoch nicht, diese außerordentliche Steigerung ihrer Machtmittel zu konstatieren. Man muß auch den tiefer liegenden Ursachen derselben gerecht werden. Die Erkenntnis der schwachen Punkte im eigenen Lager war die Vorbedingung dafür, Abhilfe zu schaffen. Es ist gerade ein Menschenalter her, daß die unter-

geordnete Stellung der „katholischen“ Presse ihr selbst zum Bewußtsein gekommen war. Heute beherrscht dieselbe die gesamte Zeitungswelt. An Stelle der Tagespresse ist es nunmehr die „Inferiorität der katholischen Wissenschaft“, die nicht minder offen eingestanden wird. Wieder ein Menschenalter später kann sich auch dies ins Gegenteil verkehrt haben.

Wird es nicht endlich Zeit für den deutschen Protestantismus, vom Gegner zu lernen? Oder paßt nicht das Wort der Königin Louise nach der Schlacht von Jena von dem auf seinen Lorbeern eingeschlafenen Preußen noch viel mehr auf die noch schmählichere Niederlage im Kulturkampfe?

XIV.

Im Kampf um die alte nassauische Kirche und Schule.

Dem ursprünglichen Plane gemäß (vgl. oben S. 178) sollte die „Streitschrift" über Nassau ebenso aus dieser Sammlung ausgeschieden werden, wie die Studien über den holländischen Protestantismus, über das evangelische Jerusalem ꝛc. Es hat sich aber schon bei der „Rundschau" selbst als unthunlich erwiesen, das in sich zusammenhängende Gesamtbild zu halbieren. Mit der in der „Rundschau" durchgeführten Parallelisierung der gleichartigen Bewegungen im Katholizismus und Protestantismus hängt jedoch zugleich die Kontroverse über die damalige Lage in Nassau untrennbar zusammen. Die eine Seite jener Parallelisierung hatte ja darin bestanden, daß es die gleiche Tendenz sei, die in Rom auf das vatikanische Dogma lossteuere und den deutschen Protestantismus in das Joch des gleichen Infallibilismus einspannen wolle. Mit Bezug auf die Lage in Nassau speziell aber war dies in die These zusammengefaßt worden: „Hätte Herr von Ketteler das Los der nassauischen evangelischen Kirche in Händen gehabt, er hätte nichts besseres wünschen können".

Was damals mit Bezug auf eine kleine Landschaft in möglichst paradoxer Form als These hingestellt wurde, — es ist nachmals mit Bezug auf den ganzen preußischen Staat als unbestreitbare Thatsache zu Tage getreten. Oder hat nicht der Zedlitzsche Schulgesetzentwurf die Probe auf das Exempel gebracht? Wenn das Zentrum diesem Schulgesetz zu Liebe selbst seinen lieben Jesuitenantrag preisgeben wollte, so hat es ja eben das Gleiche vor aller Welt kundgethan, was damals der klugen Strategie des Mainzer Bischofs als stiller Herzenswunsch nachgesagt wurde.

Die Zurückziehung des Zedlitzschen Schulgesetzes auf die persönliche Initiative des Kaisers hin hat ebenfalls ihr Vorbild gehabt: in dem Sturze des Systems des Herrn von Diest im ehemaligen Herzogtum Nassau. Die im folgenden wieder abgedruckte Schrift konnte noch mit einem Nachwort[1]) versehen werden, das wir hier an die Spitze stellen zu sollen glauben:

---

[1]) Auch der aus Anlaß dieser kleinen Schrift geführte Briefwechsel ist übrigens nicht ohne zeitgeschichtliches Interesse, sowohl durch die Urteile der vorgesetzten Beamten (des Ministers d. J., des Oberpräsidenten, auch des Nachfolgers des Herrn von Diest als Regierungspräsident) über die Berechtigung einer derart geführten Opposition, wie durch die Stellungnahme von Staats- und Kirchenrechtslehrern (Gneist, Hinschius u. a.) zu der Bedeutung der Spezialfrage für die Gesamtentwickelung.

„Während die vorhergehenden Blätter unter der Presse waren, ist in Nassau selbst eine Veränderung der Sachlage eingetreten: durch die Versetzung des Herrn von Diest nach Danzig, „eine Versetzung, die" (wie die „Kreuzzeitung" vom 16. Mai 1869 wörtlich sagt) „seinen Wünschen insofern wohl entsprechen wird, als neuerdings mehrere wichtige Gesetzgebungs- und Verwaltungsfragen nicht seinen, bezüglich den Anträgen der Regierung zu Wiesbaden gemäß entschieden sind."

„Zwei Tage vorher hatte die „Frankfurter Zeitung" den Wunsch ausgesprochen, es möge die Abberufung nicht stattfinden, weil der bisherige Präsident es so vortrefflich verstehe, das „Preußentum" zu vertreten (in dem Sinne, den das Sonnemann'sche Organ diesem Worte beilegt).

„Unsererseits könnten wir es bedauern, daß diese „Streitschrift" den Mann, dessen Angriffsweise die öffentliche Verteidigung nötig gemacht, nicht mehr auf der Arena vorfindet — es ist gegen unsere Art, gegen einen Unbewaffneten zu streiten. Da der bereits gedruckte Text aber nicht mehr zu ändern, so bleibt nichts übrig, als einmal jede weitere Erörterung über die Thätigkeit des Herrn von Diest zu unterlassen, indem wir bei aller Polemik gegen seine Maßregeln seinen guten Willen gern anerkennen, dann aber uns von Herzen den Wünschen und Hoffnungen anzuschließen, mit welchen alle nationalgesinnten Kreise in Nassau der Verwaltung seines Nachfolgers entgegensehen. Die konservative Parteistellung des Grafen Eulenburg ist — so viel wir uns umzuhören vermochten — nirgends ein Hindernis für diese Hoffnungen; gerade ein wirklich „konservatives" Regime ist es ja, das für die nassauischen Verhältnisse mehr als alles andere vonnöten ist. Ein solches aber erwartet man um so mehr, wo dem neuen Präsidenten der Ruf bewährter Auffassungsgabe und ungewöhnlicher Arbeitskraft vorhergegangen. Es kommt dabei ein geringfügig erscheinender, in Wirklichkeit aber nicht gering anzuschlagender Umstand hinzu, um einen Umschlag in der Stimmung zu erleichtern: es war denn doch für die an ihren „Herzog" gewöhnten Nassauer eine bittere Pille, auf einmal in dem Landrat des benachbarten Wetzlar'schen Kreises den obersten Chef ihrer Regierung sehen zu müssen; die bisherige Stellung des Grafen Eulenburg im Ministerium ist gerade darum ein besonderer Vorteil. Möge denn dem neuen Regierungs-Präsidenten die Verschmelzung mit dem großen Staatsganzen besser gelingen: von unserer Seite aus wird es freudig anerkannt werden. Denn um so eher wird dann auch das willkürliche Hineinregieren in Kirchen- und Schulsachen aufhören; hier ist es ja nicht die Bevölkerung eines einzigen Regierungsbezirkes, sondern die gesamte deutsche Gesittung und Bildung, welche auf den Kampfplatz gerufen ist gegen eine Parteitendenz, die von Tag zu Tag mehr das sittliche Gewissen unseres Volkes verletzt."

Auch die Vorgeschichte der kleinen Schrift, die in ihr selbst in dem Abschnitte „Persönliche Veranlassung" (S. 6—13) in den allgemeinen Zusammenhang verwoben war, wird nunmehr besser der Einleitung zugewiesen. Im Anschluß an die „Rundschau" hatte nämlich zunächst eine Kontroverse mit der „Neuen Evang. K.-Ztg." stattgefunden. Wie oben (S. 394) erzählt wurde, hatte die prinzipielle Schärfe der Polemik den Redakteur derselben nicht abgehalten, mir die Spalten seines Blattes selbst zur Verfügung zu stellen. Es ist davon kein Gebrauch gemacht worden. Aber die ganze

Kontroverse ist, weil beiderseits weder der gute Wille noch die Liebe zur gemeinsamen Kirche in Frage gestellt wurde, als „ein Streit zum Frieden" behandelt worden.

Auf die Einwürfe der „N. E. K.-Ztg." hatte ich Gegenbemerkungen „über die heutige Vertretung der evangelischen Kirche" entworfen. Daß die darin ausgesprochenen Klagen auch unter den Freunden des preußischen Oberkirchenrats nicht als unbegründet angesehen worden sind, geht aus der Schilderung der damaligen Sachlage in Beyschlags Selbstbiographie deutlich hervor. Ja, im Grunde ist bereits durch die Herrmann'sche Kirchenverfassung die Antwort auf jene Frage gegeben, deren Unabweisbarkeit gerade der vorgenannte Aufsatz erweisen sollte: „Kann die Vertretung unserer evangelischen Kirche unserem Volke gegenüber so bleiben, wie sie es heute ist?"

Es ist nun einfach die Beweisführung für diese Fragestellung gewesen, welche zu der ganz anders gearteten weiteren Kontroverse geführt hat. So darf denn auch jene Beweisführung selber an dieser Stelle nicht fehlen:

„Sie werden sich so wenig wie ich dieser Frage entziehen können. Ich will dieselbe daher nur von meinem Sehwinkel aus etwas illustrieren. Da sehe ich denn zunächst Männer wie Knak, Wantrup, Quistorp — ihrem Privatcharakter will ich nicht zu nahe treten — Eins aber ist, was ihre eigene Absicht auch sein mag, doch über allen Zweifel erhaben, daß sie vor der Oeffentlichkeit sich des schlimmsten Fehlers eines „öffentlichen Charakters" schuldig gemacht, daß sie sich mit dem Fluche der Lächerlichkeit bedeckt haben — für ihre unwillkürlich komische Einwirkung hat die Kirche zu büßen. Wer aber taucht neben ihnen auf? Nicht ich bin es, der den unglücklichen Preuß so in den Vordergrund stellen möchte, es ist die Kreuzzeitung gewesen, die, wenige Tage bevor der traurige „Eklat" kam, sein ebenso trauriges Buch über die Rechtfertigung des Sünders vor Gott in alle Himmel erhob. Sie beklagen sich über „das unselige Zeitungsraisonnement über kirchliche Fragen"; aber (ich will hier die Frage dahingestellt sein lassen, ob man einem mit Zündnadeln und gezogenen Kanonen bewaffneten Gegner mit Pfeil und Bogen gegenübertreten kann, ob man in den geistigen Kämpfen unserer Tage sich des Sieges versichert halten darf, wenn man nicht dem Gegner in der Presse gewachsen ist) aber: woher wissen denn die Zeitungen, daß Herr von Zastrow ein so eifriger Kirchgänger gewesen ist, während er seinen grauenhaften Gelüsten an unglücklichen Kindern fröhnte? Er war eben als ein „frommer" Mann öffentlich bekannt.

„Ich will anderes nicht berühren, nur bei dem schmachvollen Schaffhauser Ereignis muß ich deshalb einen Augenblick stehen bleiben, weil es mir immer unvergeßlich geblieben ist, wie zur Zeit, wo die Frage über Hebichs Zulassung auf den Kanzeln im Baseler Rat spielte, einer der offiziellen Vertreter der dortigen Mission den Satz mir gegenüber verfocht, diese Frage habe die Scheidung zwischen Glauben und Unglauben vollzogen (unter den Gegnern Hebichs war u. a. auch Professor Hagenbach gewesen). Heute liegt mir ein Brief abermals aus Missionskreisen vor, in dem es heißt: „Während die einen Unzucht trieben, ... beten die andern gegen den Unzuchtteufel im selben Zimmer — o wie gräulich klingt das! Sind sie denn Heiden und Afterdiener geworden, die bekehrten Schaffhauser?" — Und weiter: „Hebich war in den letzten Jahren sehr sinnlich geworden, und Gott hat ihn durch

den Tod vor einem bevorstehenden Falle bewahrt; er soll sich in der letzten Zeit über Geschlechtliches sehr gefährlich geäußert haben." So also der Mann, der als Markstein zwischen Glauben und Unglauben hingestellt worden. Sollte das nicht auch andere vorsichtig machen in der beliebten Scheidung zwischen „Gläubigen" und „Ungläubigen"? Mich hat ein Osterfest auf dem Golgatha über diesen Krebsschaden der heutigen Kirche belehrt; daß aber die Frage auch andern nahegetreten, beweist ein charakteristisches Wort in einem vor fast drei Dezennien geschriebenen Brief eines wohlbekannten „gläubigen" Theologen: „In Hengstenbergs wissenschaftlichen Forschungen finde ich überall etwas so Gewaltsames und Zwingherrliches, daß, auch wenn ich in der Sache übereinstimmen möchte, ich immer sage: aber nur nicht so. Hätte ich den Glauben nicht, niemand würde mich gegen denselben so mißtrauisch machen als er."

„Ich habe der Schilderung des gleichen Dr. Tholuck von der „gläubigen Pastorenkirche, die keine Gemeinden hinter sich hat", als vollständig richtig zugestimmt. Ich frage nun aber: wonach sollen die „Ungläubigen", die „Weltkinder", diese „gläubige Pastorenkirche" beurteilen, wenn nicht nach denen, die sich (wie es Hengstenbergs ganze Sippe ihm nachmacht), als die einzigen berechtigten Vertreter der Kirche, ja des Christentums geberden. Und ich frage weiter: durch welche Handlungen macht die Hengstenbergisch geschulte Geistlichkeit die der Kirche entfremdete Gemeinde auf ihre Existenz aufmerksam? Es sind die häßlichen Szenen der Herabreißung der Brautkränze, die nicht ohne Grund an den Schmutz der jesuitischen Kasuistik erinnern; — es sind die Weigerungen, rechtlich Geschiedene wieder zu trauen, wodurch nicht etwa die Trauung verhindert wird, sondern nur die davon Betroffenen einfach aus der Landeskirche austreten, sich bürgerlich trauen lassen und dann wieder eintreten, ohne daß also weder die Leute selbst in ihrem Vorhaben verhindert werden, noch die Kirche (außer dem Spott) irgend welchen Gewinn davon hat; — es sind endlich die neumodischen Oktroyierungen von Gesangbüchern, deren Wert oder Unwert gar nicht in Betracht kommt dagegen, daß den heiligsten Gefühlen der Gemeinde einfach Gewalt angethan wird. Und was wird denn in Wirklichkeit dadurch erreicht, daß eine Tyrannei über das Gewissen der Gemeinde geübt wird, die auf katholischem Boden nicht schlimmer sein kann? Ich spreche nicht von der großen Masse „heißblütiger Zeitungsleser"; ich bin am allerwenigsten gewohnt, dem politischen Radikalismus Rechnung zu tragen, aber auf einen Punkt möchte ich aufmerksam machen: Wie glauben Sie, daß unsere wirkliche Aristokratie in ihren eigenen Kreisen über die Persönlichkeiten der „gläubigen Pastoren" urteilt, die ihren Glauben vor allem dadurch dokumentieren, daß sie jedes Symptom geistiger Bildung von sich abzuthun und die Ahnung Schleiermachers von dem Zusammengehen von Christentum und Barbarei zu personifizieren bemüht sind?

„Doch ich darf hier nicht mehr Raum in Anspruch nehmen — sonst wären noch eine große Anzahl von Thatsachen den erwähnten beizugesellen. Aus Nassau z. B., wo nicht bloß in politischer Beziehung eine bittere Unzufriedenheit um sich frißt, die grell absticht gegen die freudige Aufnahme der Vereinigung mit dem deutschen Staate, die täglich dem alles zersetzenden und negierenden Radikalismus mehr Anhänger zuführt, wo vor allem aber auf dem Gebiete der Kirche und Schule eine verhängnisvolle Oktroyierung der

andern gefolgt ist, so daß man sich wahrlich nicht mehr wundern darf, von nationalen, von frommen, von sympathischen Beobachtern das Urteil zu hören: „Wenn das Hietzinger reaktionäre Revolutionsbüreau über die Regierung in Nassau hätte verfügen können, es hätte schwerlich Maßregeln treffen können, die den Preußenfeinden mehr in die Hände gearbeitet als diejenigen, die das Verdienst Herrn von Diests sind. Wenn Herr von Ketteler das Los der nassauischen evangelischen Kirche in Händen gehabt hätte, er hätte nichts besseres wünschen können als Maßregeln, die beinahe nur so sich erklären lassen, daß das kirchliche Interesse in der Gemeinde systematisch ertötet werden sollte."

„Sie werden nun sagen, daß der Oberkirchenrat für die Maßregeln der Räte des Kultusministeriums nicht verantwortlich sei. Ich weiß das — und Sie gestehen mir ja selbst zu, „daß ich die Stellung des O.-K.-R. bis zu einem gewissen Grade zu würdigen wisse." Die mutwillige Untergrabung des kirchlichen Lebens in Nassau, die das letzte Jahr uns gebracht, ist allerdings nicht das Werk des Oberkirchenrats, so wenig wie wir die neuesten Besetzungen theologischer Professuren in Königsberg, in Kiel, in Bonn den dortigen Fakultäten verdanken, so wenig auch wie Herr von Mühler mit den Gesangbuchsleistungen des schlesischen Konsistoriums zu thun haben wollte. Ob es dadurch mit unserer Kirche besser wird, daß für die begangenen Fehler Pontius die Schuld auf Pilatus und Pilatus auf Pontius schieben kann?"

— Die besondere Erwähnung der Vorkommnisse in Nassau hatte hier also ähnlich wie in der „Rundschau" — vgl. oben S. 480/2 — nur zur Exemplifizierung für eine allgemein gehaltene Schilderung einer allgemeinen Lage gedient. Daß eine spezielle Darlegung daraus geworden ist, führt sich auf einen — den einzelnen Passus aus dem Gesamtzusammenhang herausgreifenden — Angriff von der Gegenseite zurück. Und daß gar eine eigene Schrift daraus wurde, auf den mir zeitlebens in seiner Naivetät unbegreiflich gebliebenen Versuch, eine Verteidigung meinerseits gegen jenen Angriff zu verhindern. In der Erzählung des eigentümlichen Hergangs können wir uns auch hier einfach dem schon oben benutzten Abschnitte der Schrift selber anschließen.

„An den Verleger der „Prot. K.-Ztg.", Herrn Georg Reimer, richteten der Regierungs- und der Konsistorialpräsident das nachfolgende Schreiben:

Wiesbaden, 23. Februar.

Die Nr. 8 der „Protestantischen Kirchenzeitung" bringt einen Artikel über die heutige Vertretung der evangelischen Kirche. In demselben wird bezüglich Nassaus bemerkt,

„daß vor allem auf dem Gebiete der Kirche und Schule eine verhängnisvolle Oktroyierung der andern gefolgt sei, daß man sich wahrlich nicht mehr wundern dürfe, von nationalen, von frommen, von sympathischen Beobachtern das Urteil zu hören: Wenn das Hietzinger reaktionäre Revolutionsbüreau über die Regierung in Nassau hätte verfügen können, es hätte schwerlich Maßregeln treffen können, die den Preußenfeinden mehr in die Hände gearbeitet, als diejenigen, die das Verdienst Herrn von Diests sind.

Wenn Herr von Ketteler das Los der nassauischen evangelischen Kirche in Händen gehabt hätte, er hätte nichts besseres wünschen können, als

Maßregeln, die beinahe nur so sich erklären lassen, daß das kirchliche Interesse in der Gemeinde systematisch ertötet werden sollte";

und dann weiter:

„Die mutwillige Untergrabung des kirchlichen Lebens in Nassau, die das letzte Jahr uns gebracht."

Insoweit dem mitunterzeichneten Regierungs-Präsidenten von Diest verhängnisvolle Oktroyierungen auf dem Gebiete der Kirche und Schule zugeschrieben werden, so beweiset das Inserat zunächst eine Unkenntnis der Verhältnisse, indem derselbe seit dem letzten Jahre, seit welcher Zeit das Königliche Konsistorium ins Leben getreten, an den Maßnahmen des Kirchenregimentes nicht beteiligt ist. — Wie derselbe die behaupteten Oktroyierungen bezüglich der Schule, als durchaus unwahr, von sich ablehnen muß, so muß er die durch keinerlei Thatsachen unterstützte Angabe zurückweisen, daß nämlich die von der Regierung in Nassau getroffenen Maßregeln geeignet gewesen seien, den Preußenfeinden in die Hände zu arbeiten. —

Was ferner das Königliche Konsistorium anlangt, welchem die Sorge für die evangelische Kirche anvertraut ist, so sind ebenso wenig auf dem Gebiete der Kirche Oktroyierungen erfolgt.

Die Behauptungen, die Maßregeln in der Kirche Nassaus ließen sich beinahe nur so erklären, daß das kirchliche Interesse in der Gemeinde systematisch habe ertötet werden sollen, und daß das kirchliche Leben in Nassau in dem letzten Jahre mutwillig untergraben worden sei, muß das Konsistorium um so mehr als rein aus der Luft gegriffen bezeichnen, als auch nicht ein einziges factum angeführt ist und freilich auch nicht nachgewiesen werden kann. —

Wenn solche unwahre Behauptungen in einer Zeitung Aufnahme finden, welche in der Hauptstadt Preußens erscheint, wenn Euer Wohlgeboren als Preuße solchen böswilligen Anfeindungen in den Spalten Ihrer Zeitung Raum geben, und dadurch Ihrerseits den Feinden des Vaterlandes in die Hände arbeiten, so müssen wir dies tief beklagen.

Das Inserat giebt uns, weil es keinerlei Thatsachen enthält, keine Gelegenheit, jene Behauptungen als völlig grundlos öffentlich zu widerlegen; wir müssen uns eben darauf beschränken, dieselben als völlig unwahr zu bezeichnen.

Euer Wohlgeboren, als verantwortlichen Verleger, ersuchen wir aber zugleich, indem wir uns den Antrag auf Aufnahme dieser unserer Erklärung in Ihre Zeitung vorbehalten, in der nächsten oder folgenden Nummer den Inhalt jenes Artikels, soweit er die hiesigen Verhältnisse betrifft, zurückzunehmen, und uns, daß und wie dies geschehen, gefälligst mitzuteilen.

Der Königl. Regierungs-Präsident v. Diest. Das Königl. Konsistorium. v. Prittwitz.

„Von Herrn Reimer wurde mir dieses Schreiben zu eventueller Beantwortung mitgeteilt. Ich erbot mich sofort, obgleich im Grunde nur einfache Verweisung auf die „Rundschau" genügt hätte, worin die in dem Artikel absichtlich nicht wiederholten Thatsachen mitgeteilt waren, zu einer eingehenden Erwiderung, und schrieb, nachdem mir zustimmende Antwort auf diesen Vorschlag geworden, den unten abgedruckten Artikel. Derselbe kann aber erst in

dieser Weise veröffentlicht werden, weil — sein Abdruck in dem Blatte, für das er bestimmt war, in einer Weise verhindert worden ist, die zu verhehlen ich keinen Grund habe. Der Herr Regierungspräsident hat nämlich durch persönliche Intervention bei dem Verleger die Aufnahme meiner Antwort auf das von ihm mitunterzeichnete Schreiben verhindert. Es ist mir berichtet worden, es wäre sonst ein Preßprozeß angestrengt worden. Nun, es ist möglich, daß der eine oder andere Ausdruck so gedeutet werden kann, daß daraufhin der Versuch einer Klage gewagt worden sein möchte. Ich gestehe gern, daß ich weder als Jurist noch als Journalist geschrieben; und daß man als Historiker sich am Ende schon einer „Beleidigung eines Beamten in seinem Beruf" schuldig machen kann, will ich gar nicht bestreiten. Aber ebenso bestimmt, wie ich im allgemeinen eine solche Möglichkeit zugebe, darf ich in diesem speziellen Fall sagen: Man möge einen Preßprozeß gegen mich anstrengen — ich werde mich demselben nicht entziehen.

„So folgt denn hier nun meine Antwort auf den eben mitgeteilten Angriff, wie ich sie für die „Kirchenzeitung" selbst niedergeschrieben, nur durch einige Zusätze vermehrt. Vorher sei mir nur noch die Bemerkung gegönnt, daß es mir einmal um nichts weniger zu thun ist, als mein eigenes Urteil aufrecht zu erhalten, daß ich, wenn ich es irgend modifizieren dürfte, dies viel lieber thun würde, als dabei zu beharren; sodann aber, daß man in Bezug auf die Verantwortlichkeit dafür sich an mich allein halten mag, daß niemand außer mir selbst das Geringste damit zu thun hat.

„Ebenso entschieden sei hier weiter bemerkt: Es sind mir diskretionsweise viele andere Thatsachen bekannt — solche Thatsachen werden aber hier selbstverständlich so wenig erwähnt werden, als ich mich dazu hergeben mag, die kleinlichen, hinter den Koulissen spielenden Dinge zu erörtern, die den begangenen Mißgriffen den gehässigen persönlichen Beigeschmack gaben. Was an solchen Dingen vorgekommen ist, welche die Kirchengeschichte als Nepotismus, der Bismarck'sche Sprachgebrauch als Kousinage, der Rheinländer als „Klüngel" zu bezeichnen pflegt, gehört nicht hierher. Wo man ein Recht hat danach zu fragen, werde ich aber auch darüber Rede zu stehen bereit sein.

„Für den Umstand endlich, daß die an diesem Orte berichteten Thatsachen auf dem Wege einer Broschüre größere Oeffentlichkeit gewinnen, als ich selbst für nötig erachtet, fällt die Verantwortlichkeit nicht auf mich. Ich wollte in der Kirchenzeitung antworten — es ist für passend erachtet, mir dort das Wort abzuschneiden — so bleibt mir eben nichts anderes übrig als zur Herausgabe dieser Broschüre zu greifen. Ob es klug war, vorauszusetzen, daß mein Beruf mir überhaupt nur erlaube, solche Bezeichnungen, wie die eben angeführten, unerwidert zu lassen, darüber habe ich ebenfalls nicht zu urteilen."

— Soweit der Abschnitt über die „persönliche Veranlassung". Die Schrift selbst, die dieselbe mit in sich aufgenommen hat, hat den Titel erhalten: „Die gegenwärtigen Zustände im ehemaligen Herzogtum Nassau, vornehmlich auf dem Gebiete der Kirche und Schule. Eine Streitschrift." Die übrigen Abschnitte derselben, „Allgemeine Sachlage" (S. 1—6), „Eine muntodt gemachte Verteidigung" (S. 13—24), „Schlußbemerkungen" (S. 24—31) folgen nun nachstehend.

Allgemeine Sachlage.

Es kann Zeiten geben, wo das allem andern vorgehende nationale Interesse es jedem Vaterlandsfreunde zur Pflicht macht, einen wunden Punkt im Innern des Staatsorganismus entweder gar nicht oder nur mit höchster Schonung und Vorsicht zu berühren. Ist es doch einer der größten Fortschritte in unserem öffentlichen Leben, daß dieser oberste Grundsatz einer national-patriotischen Anschauung endlich auch in unserer Nation durchzudringen beginnt. Solche staatsfeindlichen Agitationen, wie sie in einem Teile der westlichen Provinzen Preußens noch im Frühjahr 1866 unter liberalem Deckmantel sich breit machen konnten, haben seit den Sommertagen desselben Jahres ihren Kredit eingebüßt. Mit Ausnahme der dem modernen Staat als solchem mit stets zunehmender (freilich nichts weniger als unnatürlicher) Feindschaft gegenüberstehenden ultramontan-jesuitischen Partei hat die dem vaterlandslosen Deutschen früherer Zeiten nur zu sehr verloren gegangene erste Lehre des Patriotismus immer mehr Boden gewonnen, daß, wenn Gefahr von außen droht, alle Bürger des Staates wie ein Mann zusammenzustehen haben.

Stünde jetzt ein solcher Moment in Aussicht, die folgenden Blätter wären ungeschrieben geblieben. Denn ihr Verfasser möchte nach keiner Seite hin ein Hehl daraus machen, daß er in der rückhaltlosesten Weise die deutsch-nationale Idee vertritt, und daß er den geschichtlichen Boden, auf dem allein diese Idee ins Leben eintreten konnte, in der Hohenzollern-Tradition findet. Er glaubt trotz aller Schmähschriften Onno Klopp'schen Kalibers mit unzerstörbarer Gewißheit an die „göttliche Mission Preußens", und sie ist ihm vor allem personifiziert in dem „Fridericianismus". Keine augenblickliche Trübung der Verhältnisse hat ihn je an dem Staat Friedrichs des Großen irre zu machen vermocht, und nichts anderes ist ihm geschichtlich so klar, als daß die reformatorischen Ideen des großen Monarchen auch im Innern des Staatslebens, und in erster Reihe auf dem Gebiete der Kirche und Schule, sich mächtiger erweisen werden, als die rückläufigen Bestrebungen der „Olmützmänner", die, wenn sie die Büreaukratie beherrschen, sich damit einbilden, den Geist der Zeit leiten zu können.

Eine ruhige geschichtliche Beobachtung der Dinge zeigt ja zwei große Wahrheiten stets miteinander verbunden: einmal, daß dieselbe göttliche Vorsehung, dasselbe Gottesgericht, das wir im Leben

des einzelnen Menschen wahrnehmen, auch der Entwickelung der Staaten ihren Kreislauf verleiht, sodann aber, daß, was sich im Leben des Einzelnen innerhalb weniger Jahre vollzieht, Jahrzehnte und länger bedarf auf allgemeinem Gebiet. Und natürlich darf gerade die letztere Thatsache nicht aus dem Auge gelassen werden, wenn zufällig eine der Kurven und Biegungen, durch die nach dem prächtigen Humboldt'schen Wort die Linie der menschheitlichen Entwickelung sich hinzieht, einen längeren Bogen umschreibt, als man erwartet. Dafür aber wird bei dem unbefangenen Rückblick auf die vorhergegangene Gesamtentwickelung das erhebende Gefühl sich stets kräftigen, daß jene Linie, als Ganzes genommen, eine aufsteigende ist. Wer wirklich an das Walten Gottes in der Geschichte glaubt, d. h. in dem Sinne Jesu Christi glaubt, ohne unter dem frommen Namen eigensüchtige Interessen zu verstecken, der kann bei ruhigem Vergleich dessen, was heute ist, und was früher war, sich unmöglich des Schlusses erwehren: Es ist doch viel, viel besser geworden. Wie vieles auch noch krank ist am Leibe der Menschheit, so gewinnen doch die großen Ideen der Humanität immer mehr Raum: die Ideen der individuellen und nationalen Charakterbildung, der sittlichen Weltordnung, der religiösen Freiheit: d. h. in letzter Instanz die Ideen des Christentums selbst. Nicht genug kann es den pfäffischen Klagen über den zunehmenden Abfall und Unglauben entgegengehalten werden: Es ist nicht wahr, was ihr sagt — ihr kennt die früheren Zeiten nicht, die ihr als gläubige preist — keine frühere Periode des Christentums hat so viel wahre Religion gehabt, als die heutige — in keiner ist der Geist Jesu Christi selbst so mächtig gewesen. Mögen auch die alten Formen, unter denen dieser Geist seine unverwüstliche Lebenskraft entfaltete, teils schon verfallen, teils sicherem Untergange geweiht sein, — der Geist Christi hat sich stets neue Formen zu schaffen gewußt, und wer sich die Mühe giebt, der „Religion im Leben" nachzugehen, der kann es mit Händen greifen, wie dieser Geist auch heute wieder neue Gefäße sich bildet, der hat den Beweis in Händen für die Verheißung, die der Herr scheidend den Jüngern gegeben.

Möge die etwas theologische Färbung dieser einleitenden Worte damit Entschuldigung finden, daß bei einer Aufgabe wie der gegenwärtigen es unumgänglich erforderlich ist, den Standpunkt, von dem aus sie aufgefaßt worden ist, allseitig deutlich zu machen. So wenig daher der Verfasser es verhehlen durfte, daß er von ganzer Seele, mit allen Fasern seines geistigen Lebens national gesinnt ist, und zwar in dem Sinne, daß ihm nationale Idee und Hohenzollern-

Tradition notwendig zusammengehören, so wenig darf und kann er es verstecken, daß die innere Nötigung, die ihn zu dieser Schrift treibt, auf einem ausgesprochen positiv-christlichen Standpunkte beruht, daß der „Zimmermannssohn" von Nazareth für ihn die einzige absolute Autorität ist, daß er nur eines als ausreichendes Ziel jedes ganzen und vollen Menschenlebens anzuerkennen vermag, „würdig erfunden zu werden vor dem Richterstuhl Christi".

Gerade von diesem Gesichtspunkte aus aber ergiebt sich kaum eine zweite Pflicht so deutlich als die, daß man dem Reiche Christi, der Sache der Religion, nur dann wahrhaft dient, wenn man jeden Mißbrauch der Religion unerbittlich entlarvt. Und ebenso vermag nur der die nationale Idee recht zu vertreten, dem das Ganze höher steht als jedes Stück, der die Fehler und Mängel im einzelnen, die dem Ganzen notwendig schaden müssen, offen aufdeckt. Allerdings giebt es Augenblicke (und gerade hiervon sind wir ja ausgegangen), wo diese Pflicht gegen eine noch höhere zurückstehen muß. Aber es giebt umgekehrt auch Momente, die sie geradezu als unabweislich erscheinen lassen.

Ein solcher Moment scheint uns nun nach außen wie nach innen gekommen: ein Moment einer vorübergehenden Ruhe, einer Pause gewissermaßen in der vorwärtsdrängenden Entwickelung, die von selbst dazu auffordert, etwas stille zu stehen und um sich zu schauen, die es demzufolge erleichtert, auch den Einzelfragen näher zu treten. Von sehr behaglicher Temperatur pflegen freilich solche Perioden des Stillstandes nicht zu sein — es sind meist Zeiten einer Art Abspannung und Ermattung, wie sie auf große Erregung und Begeisterung folgen — es stellt mit der Ermüdung leicht auch Verstimmung sich ein, und aus der Verstimmung wird noch leichter Verbitterung. Wer dürfte sich darüber täuschen, daß eben heute solche Empfindungen weite, sehr weite Kreise beherrschen? Gerade der daher, der von diesen Gefühlen sich frei weiß, ist am sichersten berufen, die näheren Ursachen derselben zu prüfen, inwiefern sie unvermeidlich sind, inwiefern sie aus dem Wege geräumt werden können.

Nun ladet aber der gegenwärtige Zeitpunkt zu solcher Erwägung auch sonst ein. Ist doch jedenfalls den zum Kriege hetzenden Parteien wenigstens eine gewisse Ruhe auferlegt worden! Daß sie im stillen fortwühlen, beweist freilich jeder Blick in ihre Organe. Von den französischen Blättern sei hier noch abgesehen, obgleich die Behandlung der belgischen Frage durch die offiziöse Presse gewiß in hohem Grade charakteristisch genannt werden darf. Von den österreichischen nicht

minder, obgleich sie demnächst vielleicht versuchen werden, den Austausch von Höflichkeiten zwischen den Häusern Habsburg und Savoyen ebenso für eine Intrigue der Bismarck'schen Politik zu erklären, wie die berufenen Agitationen in Rumänien. Doch auch in Deutschland selbst zeigt sich die nämliche Erscheinung. Der Cynismus der ultramontanen Presse in der unverhüllten Empfehlung des Bündnisses mit dem Landesfeinde gegen die eigene Nation nimmt noch stets zu, und wer daran zweifeln möchte, braucht nur einige Wochen hintereinander „Münchener Volksboten", „Pfälzer Boten" oder eines der andern Produkte der echtesten Winkelagitationen zu lesen. Die Wutausbrüche der pseudo-demokratischen Blätter suchen ebenfalls noch immer krassere Wendungen: man gehe nur dem ersten besten Artikel der Frese'schen „demokratischen Korrespondenz" in ihren mancherlei Ablegern nach, so hat man mehr als hinlängliche Beweise dafür in Händen. Und wer sich noch der kindlichen Naivetät hinzugeben vermag, die Beust'sche Politik für das Lamm zu halten, dem das Wasser getrübt werde, der kennt jedenfalls sehr wenig von den Einflüssen, unter denen ein großer Teil derjenigen Litteraten schreibt, die jeder Schriftsteller von Ehre als den schlimmsten Feind unserer Presse bezeichnen muß. Auch in Zukunft werden die Parteien, welche bei Krieg und Kriegesnot im trüben zu fischen gedenken, durch keine Veränderung der Sachlage von ihrem Zweck abgebracht werden. Wir erkennen dies vollkommen an. Aber wir dürfen uns auf die Autorität der letzten preußischen Thronrede stützen, wenn wir darauf vertrauen, daß diesen Parteien die Macht fehlt, den wirklichen Mächten aber der Wille zum Kriege.

Eben darum darf denn auch gerade in einem solchen Zeitpunkt unbefangen danach geforscht werden, was den deutschfeindlichen Parteien ihre Aufgabe erleichtert. Denn daß das letzte Jahr keine Fortschritte gebracht hat in der Einigung Deutschlands, daß im Gegenteil ein merklicher Rückgang verspürbar ist, das läßt sich am allerwenigsten südlich vom Maine verkennen. Und dieser Rückgang beruht nicht bloß auf den Machinationen der Gegner, es haben die in der inneren Politik Preußens zu Tage tretenden Erscheinungen gewiß ihren Anteil daran. Es ist darum geradezu notwendig, daß von der Seite aus, die alles Berechtigte im preußischen Staatsleben hoch hält, die alles Gute darin freudig anerkennt, bei den wunden Stellen die Sonde angelegt wird, bevor die Gefahr des Brandes zu der Wunde hinzutritt.

Nur eine Politik, die wirklich aus dem Volksleben und seinen Kräften zu schöpfen vermag, ist der Zukunft gewiß. Man mag sich

augenblicklichen Täuschungen hingeben über die Widerstandsfähigkeit eines Gebäudes, das auf Sandboden errichtet wird, — es bleiben die Stürme nicht aus, welche allein die Probe der Dauerhaftigkeit anlegen. Darum aber eben ist, wenn die Luft ruhig ist, der Bau selbst zu untersuchen. Und eine solche Ruhe herrscht nun jetzt nicht nur nach außen, sondern nicht minder nach innen.

Der lange vorherverkündigte Angriff auf die Minister des Innern und des Kultus ist ohne Folgen vorübergegangen. Heute kann keine Täuschung darüber mehr möglich sein, daß die Art dieses Angriffs kaum ein anderes Resultat haben konnte. Immer noch sind gar viele nicht darüber belehrt, daß die einzige Waffe, die in solchen Kämpfen des Erfolges sicher sein kann, unbedingte, peinliche Wahrhaftigkeit sein muß, daß jede Abweichung von diesem obersten Grundsatze nur zum Vorteil des Gegners ausschlägt. Immer noch hören wir Reden, lesen wir Artikel, die ein Stück Uebertreibung für besser halten, als gründliche Orientierung. Und vergessen wir auch das andere nicht, daß bei der Debatte über das Kultus-Ministerium trotz so gewichtiger und einschneidender Reden wie denen Wehrenpfennigs, Graf Bethusy Hucs, Virchows u. a. ein Umstand nicht bloß von den Gegnern der Majorität bemerkt worden ist: daß ein Mann wie Wantrup sich als Vertreter des Christentums hinstellen durfte, ohne daß er eine andere Abfertigung fand, als ein scherzhaftes Zugeständnis des „Bankerottes am Glauben."

Aber — gestehen wir es offen, daß den erwünschten (und freilich von Tag zu Tag notwendiger werdenden) Reformen auch noch andere Dinge entgegenstehen, als die Unterschätzung der Kräfte des Gegners! Oder vermag ein ruhiger Blick auf Vergangenheit und Zukunft zu leugnen, daß — bei aller inneren Notwendigkeit eines aufrichtig konstitutionellen Lebens gerade für deutsche Verhältnisse — wir doch noch ganz in den Anfängen desselben stehen; daß sich bei uns am wenigsten das im Sprunge vollziehen kann, wozu anderswo ganze Jahrhunderte gehörten, ja daß wir die Art von Parlamentarismus, wie Holland und Belgien sie haben, in einem noch unfertigen Staatsleben sehr schlecht gebrauchen könnten! So lange die nationale Unabhängigkeit nicht nach allen Seiten errungen ist, sind mit den Majoritäten einer wechselnden Kammer steigende und fallende Ministerien in der That eine Art Luxusartikel. Kann man wirklich sich wundern, daß solchen Bestrebungen gegenüber einfach die Frage erhoben wird, was aus Preußen, was aus Deutschland geworden wäre, wenn die Tendenzen der alten Fortschrittspartei den Sieg davongetragen hätten über die

Macht der Krone; daß diese Macht der Krone für den notwendigen Halt gilt, in den noch zu erwartenden Stürmen! Kann man sich wundern, daß bei den Erwägungen über die Eventualität eines Ministerwechsels, trotz aller schönen Reden darüber, auch andere Dinge mit in Betracht kommen, als ungewisse Majoritäten!

Ja, wir gehen sogar noch einen Schritt weiter in den Zugeständnissen an die Richtung, die wir selber bekämpfen. Es ist eine durchaus falsche Methode gewesen, einzelne Minister persönlich anzugreifen, als wenn mit deren Sturz überhaupt etwas gewonnen wäre. Was wirklich den Fortgang des Staatslebens bei uns hemmt, liegt nicht in den Männern, die diesem oder jenem Ministerium ihren Namen geben, sondern in den mittleren, teilweise sogar in den unteren Instanzen. Es herrscht speziell im Kultus-Ministerium gar kein „System Mühler", sondern einfach — vermöge der durch das Bethmann-Hollweg'sche Intermezzo hindurch unverändert gebliebenen Maschine — das „System Raumer", d. h. das „System Olmütz". Der Nachweis dafür sei hier aus der „Rundschau" nicht abermals wiederholt; an dieser Stelle genügt es, das eine hervorzuheben, daß mit den Angriffen auf Personen den erstrebten Sachen kein Vorteil erwächst. Oder würde ein Ministerium Lehnerdt, resp. ein Ministerium Hegel, wovon solche Blätter voll sind, die regelmäßig die Dinge kennen, welche nicht zur Ausführung kommen, im geringsten anders dastehen, als ein Ministerium Mühler? Wer es bezweifeln möchte, der sei einfach an die Bemerkung des Grafen Bismarck in der Debatte über verantwortliche Bundesministerien erinnert, er schätze den Minister glücklich, der nur den vierten Teil dessen lesen könne, was man ihm zur Unterschrift vorlege, der Minister müsse sich eben auf die Vertreter seiner einzelnen Ressorts verlassen [1]).

Und noch sind wir nicht zu Ende mit den Zugeständnissen, die wir freiwillig und absichtlich machen — denn sie sollen nun einmal nicht gegen uns selber vorgebracht werden können. Bei dem schärfsten Hervorheben der Fehler, die begangen worden sind, und die wir mit aller Schärfe hervorzuheben für heilige Pflicht halten, werden wir nie die wirklich erreichten Fortschritte vergessen. Es ist doch einmal der Boden gelegt für die zukünftige Entwickelung — die Ansätze sind

[1]) Vgl. den stenographischen Bericht vom 16. April 1869. „Ich glaube kaum, daß es überhaupt einen Minister in größeren Staaten giebt, der im stande ist, die Hälfte, ein Viertel von dem zu lesen, was er zu unterschreiben gesetzlich genötigt ist; ich würde den für einen beneidenswerten Kollegen halten, der ein Viertel von dem lesen könnte, was er zu unterschreiben hat."

da, von denen aus weitere Fortschritte naturgemäß sich vollziehen müssen. Ganz besonders gilt dies von der Gesamtgestaltung des politischen Parteilebens. Ist auch heute noch die ganze Parteiorganisation in innerer Zersetzung begriffen, so ist doch eben diese Auflösung der sicherste Beleg dafür, daß eine organische Neubildung immer näher gerückt wird. Nur an die eine zukunftsreiche Thatsache sei hier in dieser Beziehung erinnert — die Bildung der freikonservativen Partei. Was wir vor allem bedurften, war nicht eine Whigpartei — denn unser gebildeter Mittelstand gehört durchschnittlich aller Orten zu ihr — sondern eine ihr geistig die Wage haltende Torypartei. Die Vergiftung und Besudelung der konservativen Fahne durch die kecken Sophismen und frömmelnden Frivolitäten — eines aller wirklichen Geschichtsanschauung baren — jüdischen Konvertiten darf in Zukunft nicht wiederkehren, so wenig wie die Ausbeutung des Staatszweckes durch ein unfähiges Junkertum. Eine wirklich konservative, wirklich aristokratische Partei, die die nationale Fahne hochhält, war die erste politische Notwendigkeit des sich gestaltenden Deutschlands. Sie ist heute da. Und wir sind sicher, in unseren eigenen Bestrebungen von ihr auch da verstanden zu werden, wo sie von uns abweicht.

Eine „mundtot gemachte" Verteidigung.

In Bezug auf das Schreiben der Herren v. Diest und v. Prittwitz an den Verleger der „Protest. Kirchenzeitung" kann ich meinerseits nur den einen Wunsch aussprechen, dasselbe unverkürzt zum Abdrucke zu bringen. Es ist eine Ehrenpflicht, dem Andersdenkenden das Wort zu gönnen, und die einander gegenüberstehenden Ansichten und Methoden können nur auf diese Weise in helles Licht treten.

Was sodann die Ausdrucksweise des „amtlichen" Schreibens betrifft, worin meine Aeußerungen als „völlig unwahr", als „böswillige Anfeindung" bezeichnet werden, so ist es nicht meine Art, in sachliche Auseinandersetzungen persönliche Invektiven hineinzumengen. Ich habe in dieser Beziehung daher keine andere Antwort, als daß solche Angriffe mich nie zur Anwendung einer ähnlichen Polemik bestimmen werden. Wie meine „Kirchenpolitische Rundschau" bei allem, was sie in der Sphäre des preußischen Kultusministeriums zu beklagen hat, nicht darüber vergißt, daß der Chef dieses Ministeriums „ein selten fleißiger, pünktlicher und klarer Beamter ist, der, einer in der praktischen Amtsthätigkeit erprobten Familie angehörend, sich selbst

auf allen nicht in die Theologie einschlagenden Gebieten seines Ministeriums wirkliche Verdienste erworben hat", — so wünsche ich auch den Herren v. Diest und v. Prittwitz gegenüber es zu allererst zu betonen, daß, wie verhängnisvoll mir auch manche ihrer Maßregeln erscheinen, ich doch, so lange das Gegenteil nicht ausdrücklich erwiesen ist, von einer Anschauung ausgehe, die auch die gegnerischen Absichten und Personen für ehrenhaft hält. Uebrigens würde eine persönliche Polemik sich auch schlecht mit den Pflichten meines Amtes vertragen: wenn man die auch in unserer Zeit in den mannigfachsten Formen wahrhaft großartig hervortretenden Erzeugnisse des Gottesreiches in der Menschheit berufsmäßig verfolgen darf, so sind die in einem Regierungsbezirk oder einem Konsistorium zur Zeit herrschenden Einflüsse nicht darnach angethan, von den großen allgemeinen Aufgaben hinweg den Blick abzuziehen auf einzelne Persönlichkeiten.

Was aber endlich den Inhalt der gegen mein Urteil erhobenen Klage anlangt, so könnte ich es ruhig jedem anheimstellen, selbst darüber zu urteilen — bekanntlich wird auch in der Hauptstadt des Landes in den kompetentesten Kreisen nicht anders über die Zustände in Nassau gedacht. Ich verschmähe aber eine solche Methode, mich hinter andern zu decken, scheue mich nicht vor der Verantwortlichkeit. Wenn der von mir übernommene Beruf mehr fast wie jeder andere „von jedem unnützen Worte Rechenschaft ablegen" muß, so bezieht sich allerdings diese „Rechenschaft" zunächst auf eine um vieles höhere Instanz, schließt jedoch den „Erweis der Wahrheit" auch an jedem andern Ort ein. Und so folge denn auch hier die offene Erklärung:

Es ist mit tiefem Schmerz gewesen, daß ich die Ergebnisse des von mir begeistert begrüßten Anschlusses Nassaus an den deutschen Staat verfolgt habe, es ist mit noch tieferem Kummer geschehen, daß ich das Resultat dieser Beobachtungen vor der Oeffentlichkeit ausgesprochen. Wie gern würde ich wie im Jahr 1864 (im Maiheft der Gelzer'schen Monatsblätter) eine „umsichtige, besonnene, maßvolle Haltung des Kirchenregiments in Nassau" anerkannt haben. Wie glücklich hätte ich mich gefühlt, heute noch wie im Herbst 1867 schreiben zu dürfen (in der Vorrede zur zweiten Auflage des Handbuchs der Neuesten Kirchen-Geschichte, Seite XVII): „Die äußeren Formen auch für die Neugestaltung der Kirche werden so wenig fehlen, wie die für den Neubau des Staatslebens, sobald der belebende Hauch, der hier die Segel geschwellt, auch dort die starren Fluten bewegt. Inzwischen jedoch ist in der gefährlichsten Zeit, der des Uebergangs, wenigstens nichts Wertvolles zerstört, noch unnützes hinzugethan worden." Und

ich füge hinzu: von Herzen gern werde ich sofort, wie die Dinge in Nassau anders liegen, der erste sein, die Besserung anzuerkennen. Heute aber befinde ich mich nicht in der Lage, auch nur ein Wort von meinem in Anspruch genommenen Urteil zurücknehmen zu dürfen, und habe dem „amtlichen" Vorwurf gegenüber mich einfach auf die heiligste Pflicht des Historikers zu beziehen.

Das versteht sich natürlich von selbst, daß meine Aeußerungen so lange nur den Charakter eines subjektiven Urteils tragen, als nicht die Thatsachen, auf deren Grund sich dies Urteil bildet, demselben beigegeben sind. Solche Thatsachen sind nun aber wahrlich schon mehr als genug in der „Rundschau", deren Ergänzung der angegriffene Artikel bildet, erwähnt. Es sei daher die auf Nassau bezügliche Stelle derselben hier noch einmal erwähnt[1]). . . .

— Wenn ich mich trotzdem noch einmal auf nähere Begründung meines Urteils einlasse, so geschieht es, weil das „amtliche" Schreiben meinem Wunsche entgegen kam, die Verhältnisse Nassaus in „geschichtlichem" Zusammenhang zu beleuchten. Der Wunsch ist jetzt Pflicht geworden, sie wird erfüllt werden.

Zunächst sei es mir jedoch in aller Kürze gestattet, einen eigentümlichen Irrtum in dem amtlichen Schreiben zu berichtigen. Herr von Diest verteidigt sich nämlich gegen Vorwürfe, die ihm gar nicht gemacht sind. Jeder andere Leser meiner Aeußerung dürfte sie anders verstanden haben. Man braucht nur dem oben gegebenen Auszuge aus meiner Darstellung noch den Anfang des Satzes hinzuzufügen: „Nassau, wo nicht bloß in politischer Beziehung eine bittere Unzufriedenheit um sich frißt, die grell absticht gegen die freudige Aufnahme der Vereinigung mit dem deutschen Staate, die täglich dem alles zersetzenden und negierenden Radikalismus mehr Anhänger zuführt; wo" ꝛc. Weshalb dieser Satzteil weggelassen, kann ich nicht ermessen. Nimmt man ihn aber mit der oben angeführten Fortsetzung zusammen, so ergiebt sich für das logische Denken sofort die Konstruktion einer Periode, die aus zwei Vorder- und zwei Nachsätzen besteht, die sich gegenseitig so aufeinander beziehen, daß im ersten Vorder- wie im ersten Nachsatze von den politischen Verhältnissen, im zweiten Vorder- und im zweiten Nachsatze von Kirche und Schule die Rede ist. Nun ist zufällig Herr von Diest auch nicht im geringsten mit den zuletzt erwähnten Thatsachen in Verbindung gebracht, sondern nur mit der

[1]) Da dieselbe oben S. 480/2 bereits abgedruckt worden ist, genügt hier der bloße Hinweis.

politischen Regierung. Die vielberufene „Unkenntnis der Verhältnisse" dürfte sonach nicht mir zur Last fallen. Uebrigens bin ich dem Herrn Regierungspräsidenten (abgesehen davon, daß er zugleich zugesteht, für welche Maßregeln er die Verantwortlichkeit trägt), sehr verpflichtet für den neuen Beleg, den er gegeben, für das, was ich als den eigentlich wunden Fleck unserer kirchlichen Zustände hervorhob: „Ob es dadurch mit unserer Kirche besser wird, daß für die begangenen Fehler Pontius die Schuld auf Pilatus und Pilatus auf Pontius schieben kann?" Ob dieser oder jener Konsistorialrat, oder Regierungsrat, oder Geheimrat eine Maßregel veranlaßt, ist für einen nicht am Persönlichen klebenden Blick völlig gleichgiltig. Auf die Maßregeln selbst kommt es an.

Ich will daher auch nicht darauf eingehen, wie das einigermaßen vorschnelle Urteil des Herrn Regierungspräsidenten zu dem Urteile stimmt, das jeder kompetente Beobachter der nassauischen Verhältnisse über seine Verwaltungsmethode fällt, . . . während doch Kaltblütigkeit, Besonnenheit, Leidenschaftslosigkeit, neben gründlicher Kenntnis aller Verhältnisse, die ersten Eigenschaften sein dürften, die bei der Verwaltung einer neuen Provinz notwendig sind. Diese Dinge liegen nicht in meinem Berufskreise. Aber was ich als Glied der evangelischen Kirche, wie als Lehrer der Theologie zu betonen die heiligste Pflicht fühle, das ist die geradezu entsetzliche Zerfahrenheit der kirchlichen Verhältnisse, in die jetzt auch Nassau hineingezogen worden.

Während die katholische Kirche, wenigstens die offiziell in ihr herrschende Partei, voller Freiheit und Selbständigkeit nicht bloß, sondern aller möglichen Begünstigung sich erfreut — wer vertritt, wer regiert da heute die evangelische Kirche? Wahrlich man kann nur ausrufen: „Daß Gott im Himmel sich erbarm!" Das religiöse Leben eines Volkes kann nun doch einmal nicht von oben her dekretiert und reglementiert werden, wie die Vorschriften der Polizei und der Verwaltung. Die evangelische Kirche hat doch wahrhaftig eine andere Bestimmung, denn als Polizeianstalt zu dienen. Kann man sich aber wundern, wenn sie so vielfach dafür genommen wird? Wer Wind säet, muß Sturm ernten. Haben wir doch zur Zeit einen Oberkirchenrat auf der einen, ein Kultusministerium auf der andern Seite, die beide die Kirche vertreten sollen, und auf deren Besetzung dabei oft sehr wenig kirchliche Momente einwirken. Haben wir doch ferner Konsistorien, die äußerlich unter dem Oberkirchenrat, deren Glieder aber zum großen Teil innerlich wenig in Harmonie mit ihm

stehen [1]). Haben wir doch Fakultäten, die fast herkömmlich „nach höherem Ermessen" besetzt werden. Haben wir doch Pfarrer, die den Gemeinden meist wiederum durch „höhere Weisheit" gegeben werden. Haben wir doch endlich Gemeindevertretungen, die alles sind, nur keine Vertretung der Gemeinde! So wenigstens in dem größten Teile Altpreußens. Davon sei hier gar nicht einmal geredet, welche Einflüsse in Bewegung gesetzt wurden, um nach dem Tode des Herrn von Uechtritz die Wiederbesetzung des Präsidiums im Oberkirchenrat zu verhindern, um wiederum nach Zuweisung der neuen Kirchenprovinzen an das Kultusministerium auch den kleinen Zuschnitt von Selbständigkeit, den die Kirche in den alten Provinzen seit der Begründung des Oberkirchenrats hat, aufs neue zu unterdrücken! Bleiben wir bei den neuen Provinzen, die einstweilen dem Kultusministerium unterstellt worden sind, aus dem öffentlich angegebenen Grunde, sie vor der Union zu schützen! Wenn man die Stimmung der Gemeinde befragt hätte, so hätte man dies wohl nirgends für nötig erachtet. Aber wenn wir auch ganz absehen von Hannover, von Schleswig-Holstein, sogar von Hessen, so ist doch gewiß die Frage berechtigt: Warum mußte daß unierte Nassau vor der Verbindung mit der unierten Landeskirche bewahrt bleiben? Wer hat sich in der nassauischen Kirche dagegen ausgesprochen, als selbständiges Glied (freilich nicht von der rheinischen Kirche annektiert) unter den Oberkirchenrat zu treten?

Man hat aber eben die Stimme des Landes gar nicht befragt. Man hat (denn es giebt mancherlei Oktroyierungen, wie ich der Berichtigung des Konsistoriums gegenüber mir zu bemerken erlaube) oktroyiert. Was ist es anders als Oktroyierung, „wenn der Grundsatz aufgestellt und als selbstverständlich betrachtet werden kann, daß durch eine politische Eroberung kirchliche Rechte, nicht solche, welche der Staatsgewalt als solche zukommen, sondern innerkirchliche Rechte ohne weiteres an den neuen Landesherrn übergehen; daß der Kirche des annektierten Landes eine Behörde gesetzt wird, ohne irgend eine Mitwirkung von ihrer Seite, deren Mitglieder gar nicht Mitglieder der Kirche selbst sind, und daß diese Behörde sich das Recht zuspricht und es thatsächlich ausübt, das innere Leben

[1]) Inwiefern die vielfach in Beamtenkreisen verbreitete Anschauung berechtigt ist, daß Leute, die in den Ministerien oder sonst nicht recht zu brauchen seien, in Konsistorien versetzt würden, wage ich nicht zu beurteilen. Daß aber eine solche Anschauung (und zwar mit Hinweis auf bestimmte Persönlichkeiten) überhaupt aufkommen konnte, zeigt die ganze „Ungeheuerlichkeit" des jetzigen Zustandes der evangelischen Kirche.

und Wesen der Kirche berührende Verordnungen zu erlassen, allein kraft des Rechtes, auf welchem die politische Annexion beruht!" So spricht ein nassauischer Geistlicher (ein uns selbst ganz unbekannter Mann, der aber die Gesinnung seiner Amtsgenossen getreu wiedergiebt) sich aus; er nennt diese Situation einen kirchlichen Notstand, eine eigentliche Ungeheuerlichkeit. Die Folgen dieser „Ungeheuerlichkeit" aber sehen wir heute deutlich genug. Nicht mit Freuden schreibe ich die Thatsachen nieder, die dies beweisen. Das Herz blutet mir, wenn ich an die nassauischen Kirchen- und Schulzustände vor dem Jahr 1866 denke, und mir vergegenwärtige, welcherlei Veränderungen die kurze Frist seit 1866 gebracht hat.

Die evangelische Kirche von Nassau erfreute sich eines inneren Friedens, wie kaum eine andere. Die Geistlichen waren mit wenigen Ausnahmen in ihren Gemeinden geachtet. Sie zählten eine Anzahl der tüchtigsten Kräfte in ihrer Mitte, wie sie nicht oft auf so kleinem Raume sich finden. Die Gemeinde aber bewährte ein kirchliches Interesse, eine Opferfähigkeit für religiöse und wohlthätige Anstalten, die oft da am meisten fehlt, wo man am lautesten derselben sich rühmt. Landesbischof Wilhelmi wird von der Geschichte als Bewahrer des kirchlichen Friedens, als Pfleger des religiösen Lebens, als Stütze der relativen Unabhängigkeit der Kirche anerkannt werden. Andere Namen zu nennen ist heute unnötig.

Auch die Schulverhältnisse in Nassau aber waren (was wir nur deshalb nicht näher erörtern, weil es bereits oben berührt wurde) in einem so blühenden Zustande, daß sie gegen keine Gegend Altpreußens zurückstehen müssen. Was für bleibende Verdienste sich der langjährige Referent des nassauischen Schulwesens, der infolge der Maßregeln des neuen Regimentes wie so viele andere der tüchtigsten Beamten zum Rücktritt veranlaßt wurde, erworben, bewahrt jeder Kenner der nassauischen Verhältnisse in dankbarem Andenken.

Ich erwähne diese Thatsachen wahrlich nicht als ein Lobredner des früheren Gesamtzustandes. Ich habe selbst die Periode der herzoglichen Regierung in Nassau durchlebt, die an Aberwitz grenzte. Es war ja der Herzog, ein persönlich wohlwollender Herr, aber durch seine Jugendeindrücke den preußischen Traditionen verfeindet, zuerst in die Hände einer ihn ausbeutenden Hofpartei, und durch sie unter den Einfluß der Ultramontanen gekommen. So kam nach dem Tode des Präsidenten von Wintzigerode die „Werren-Epidemie", schmachvollen Andenkens, wo der „innere Konflikt" in Preußen durch seine Anwendung auf kleinstaatliche Verhältnisse zur Karrikatur gemacht

wurde, wo Hofhandwerker die erste Silbe verloren, wenn sie anders stimmten, als die Kamarilla es wollte, wo unflätige Litteraten alle anständigen Leute mit wahrhaft jesuitischen Mitteln verunglimpften, um, von allen Gerichten verurteilt, durch allerhöchste Gnade der Strafe entzogen zu werden, wo ein Spionier-System herrschte im ganzen Lande, das die konsequente Anwendung von Loyolas Grundsätzen auf die bürgerlichen Verhältnisse war, wo die Regierung schließlich außer den Ultramontanen niemand mehr für sich hatte. Trat doch auch nach Werrens unfreiwilligem Rücktritt das Ergebnis zu Tage, daß bei der Kriegserklärung gegen Preußen beide Kammern der Regierung die Geldmittel versagten. Aber bei alledem blieb das Gebiet der Kirche und der Schule unversehrt von jenem Gifthauche. Ueber die geistigen Faktoren hatte (trotz der in den fünfziger Jahren auch in Nassau durchgeführten rückschrittlichen Maßregeln, wie der konfessionellen Trennung der Lehrer-Seminarien (1851), der Trennung des Schulreferats bei der Regierung nach Konfessionen (1854), der Beschränkung des Lehrplans der Lehrer-Seminarien (1856), namentlich in der Pädagogik und Psychologie) selbst die „Werren-Epidemie" keine geistige Gewalt. Und auf den anderen Gebieten war gerade durch ihre Nachwirkung eine Empfänglichkeit für die Wohlthat der Vereinigung mit Preußen geweckt, wie nirgendwo sonst.

Was hätte auf solchem Boden nicht Fruchtbringendes erzielt werden können! Und wie ganz anders sieht es heute aus! Ich rede hier nicht einmal von der Rückwirkung der in Nassau beliebten Maßregeln auf die nationale Bewegung im Süden, obgleich die Folgen davon so offen zu Tage treten, daß jedes Kind sie mit Händen zu greifen vermag. Ich rede auch nicht von der politischen Mißstimmung in Nassau speziell, obgleich im Abgeordnetenhause nicht ohne Grund die auffällige Thatsache berührt wurde, wie die nassauischen Abgeordneten immer weiter nach links rücken — obgleich dasselbe Resultat bei anderen noch viel charakteristischeren Wahlen hervortritt — obgleich die große nationale Partei, welche die Verbindung mit Preußen freudig begrüßte, zersprengt ist — obgleich alles Kokettieren mit den antinationalen Parteien diese um kein Haar breit preußenfreundlicher gemacht hat — obgleich die Frage endlich nur zu nahe liegt, ob eine Verstimmung in einem neuen Landesteil darum nicht existiert, weil der Abgeordnete von Diest erklärt, daß er nichts davon verspüre.

Bleiben wir auf dem Gebiete der Kirche und Schule! Hier aber wird gewiß die Frage erlaubt sein an die Herren Präsidenten: Ich bin in der Lage, die nassauischen Verhältnisse zu kennen — woher

aber kennen Sie die geschichtliche Entwickelung, die allein eine Förderung dieser Entwickelung ermöglicht? Woher ist diese Lage den Konsistorialräten bekannt, die freilich als „Wiesbadener" Geistliche dazu ernannt wurden, aber allerdings, nachdem sie erst ein paar Monate daselbst gewesen? Welche Sachkenntnis von den nassauischen Dingen kann der neue Regierungsschulrat als Pfarrer in Wesel, und als Seminardirektor in Meurs gewonnen haben? Wo sind die neuen Wiesbadener Geistlichen in den Bedürfnissen der Gemeinde, die mehrere ihrer tüchtigsten Seelsorger eingebüßt hatte, heimisch geworden, wo konnten zumal die zwei zuletzt Berufenen es werden, da selbst dem Kirchenvorstande ihre Namen nicht mitgeteilt waren, bevor sie zu ihrer Einführung selber erschienen? .... Vom grünen Tische herab lassen die Zustände des Volkslebens, lassen vor allem die zartesten Verhältnisse, die es giebt, die der Kirche und Schule, sich nicht ergründen und noch weniger beleben.

Es liegt niemanden ferner wie mir, die Personen anzugreifen, in deren Hände jetzt die Kirchen- und Schulsachen in Nassau gelegt sind. Wie der eben genannte Regierungsrat B. mir persönlich als ein in seiner Heimat hochgeschätzter Geistlicher und Lehrer bekannt ist, so habe ich auch dem Konsistorialrat L. das Zeugnis zu geben, daß er als Pfarrer der Weseler Gemeinde seinen Platz ausgefüllt hat. Aber was ich zu fragen habe, ist dies: mußten denn durchaus lauter Männer von auswärts berufen werden, während in Nassau selber die tüchtigsten Kräfte vorhanden waren?

Ist meine Ansicht falsch, so bin ich widerlegenden Gründen zugänglich. Gerade darum aber darf ich die Erklärung, die mir die Thatsachen an die Hand gegeben, nicht vorenthalten. Es scheint mir allerdings, daß die Maßnahmen in Nassau nicht rein zufällig sind, sondern aus einem bestimmten Systeme hervorgegangen. War doch das religiöse Leben wie der Schulunterricht im Herzogtum Nassau schon seit vielen Jahren derjenigen Partei verhaßt, deren Leistungen die Herren Preuß und Kranichfeld, Knak und Wantrup, Flügge und Quistorp vor der staunenden Welt charakterisiert haben. Hat doch Hengstenbergs Kirchenzeitung fast Jahr um Jahr schnaubende Wutartikel über den „Unglauben" in der nassauischen Kirche gebracht, und der ganze Chorus ihrer Anhänger ihr nach. Hat dieser „Unglaube" vielleicht ausgerottet werden sollen? Stellen wir ein kleines Zeugenverhör an!

Ich glaube nicht, daß der Herr Regierungspräsident den Versuch wiederholen wird, der dem Abgeordneten Born gegenüber einen

so eigentümlichen Erfolg hatte, frühere Aeußerungen in Abrede zu stellen[1]); jedenfalls sind die Worte des damaligen Herrn Zivil-Kommissarius im ganzen Lande Nassau bekannt, von dem Sumpfe der nassauischen Kirche, von der Notwendigkeit, ihr von Preußen aus frisches Leben einzuhauchen, von dem völligen Mangel an Männern, die auch nur zu Dekanen tauglich sein würden. — Diese Aeußerung war keine vertrauliche. Vertraute Aeußerungen der „maßgebenden" Personen erwähne ich dem oben ausgesprochenen Grundsatze gemäß nicht. Liegen doch ohnedem offizielle Belege genug vor.

Es ist zunächst Herr von Mühler selbst, der schon vor längerer Zeit im Abgeordnetenhause sich dahin aussprach, daß die nassauische Kirche von der „Bureaukratie" befreit werden müsse, wobei freilich fraglich bleibt, was der Minister selbst unter Bureaukratie verstanden. Es ist dann ein langer Artikel in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" gewesen (fast so lang wie der Artikel des Staatsanzeigers über das „Flügge'sche Lesebuch"), der den Beschwerden aus der nassauischen Gemeinde und Geistlichkeit gegenüber dem „beschränkten Unterthanenverstand" zu Gemüte führte, die nassauische Kirche sei mit der übrigen preußischen Kirche gerade durch Berufungen von auswärts in engere Verbindung zu bringen[2]). Daß es aber auch auf dem Gebiete der Schule sich um ein ähnliches Ziel handelt, das konnten die Kreuzzeitungsartikel über die Ernennung des Herrn Rumpel zum Provinzialschulrat in Kassel um vieles deutlicher darthun, als die Schilderungen seiner Gegner, denen es eben unbekannt war, daß der Gütersloher Direktor schon vor Jahren in einer Kirchentagsrede die von den französischen Jesuiten aufgebrachte Frage ventiliert hatte, ob nicht in den Gymnasien die heidnischen Klassiker mit den Kirchenvätern vertauscht werden müßten.

Ist der Schluß unberechtigt, daß es eine bewußte Parteitendenz ist, welche die Räte im Kultusministerium, unbekümmert um die ganze geistige Entwickelung der Gegenwart, mit rückhaltloser Gewalt durchzuführen versuchen? Meine „Rundschau" hat schon darauf hingewiesen, daß man mit Unrecht das „System Mühler" angreift, daß

---

[1]) Vgl. die gerichtliche Entscheidung in dem Prozeß des Herrn von Diest gegen den nassauischen Korrespondenten der Nationalzeitung vom 17. November 1867 (mitgeteilt im Rheinischen Kurier vom 8. Oktober 1868, Nr. 255).

[2]) Die Entgegnung auf den Artikel der „Nordd. Allg. Ztg." vom 3. November 1868 im Rheinischen Kurier vom 15. November 1868 hat die darin zu Tage tretende „Unkenntnis der Verhältnisse" in schlagendster Weise dargethan.

es vielmehr das „System Raumer", das „System Olmütz" ist, um das es sich handelt. Inzwischen hat die Debatte über die Breslauer Schulfrage gezeigt, daß dieses System sich um das Recht der Kommune und um das Recht der Familie so wenig kümmert, wie um ein Votum der Kammer, daß dasselbe, so lange es die Macht in Händen hat, nur darnach strebt, den Augenblick auszunutzen, nicht um das Land und die Kirche zu fördern, sondern um die Herrschaft einer extremen Partei noch weiter auszudehnen, als es bisher schon gelungen.

Neu ist diese Taktik nicht. Sie ist dieselbe, wie im Jahr 1840. Sie ist der Grund, daß uns Unterrichtsgesetz und Kirchenverfassung bis auf den heutigen Tag fehlen. Mag man mir abermals „Unkenntnis der Verhältnisse" vorwerfen, — die Thatsache steht darum nicht weniger fest, daß König Friedrich Wilhelm IV. den Thron mit dem festen Plane einer Kirchenverfassung bestieg. Die Thatsache ist darum nicht weniger wahr, daß die Hauptgrundsätze dieser Kirchenverfassung darauf hinauskamen: „Jede Kirche regiert sich selbst." „Neben den gelehrten Aeltesten (Geistlichen, Predigern) stehen Aelteste aus der Gemeinde." „Die Gemeinde hat das Recht der Ablehnung bei allen Wahlen der Geistlichkeit." „Die Verbindung der einzelnen Kirchen zu einer Landeskirche geschieht durch Provinzial- und Generalsynoden." (Vgl. Bunsens Leben II, S. 128.) Und auch die Thatsache steht darum doch aktenmäßig fest, daß die eben seit 1840 in der Kirche herrschend gewordene Partei dies zu vereiteln gewußt hat, indem sie (es sind die eigenen Ausdrücke eines ihrer Wortführer, aus dem Jahre 1840 selbst) statt dessen die Taktik vorzog: „Ehe die alten Kanäle durchbrochen werden, werde durch dieselben der Kirche eine Anzahl gläubiger Organe geschenkt. Das Nächste und Allerheilsamste ist die allmähliche Heranbildung tüchtiger Organe für die höheren Stellen, zunächst gläubiger Professoren für die Universitäten. Eine gleiche Sorgfalt müßte verwandt werden auf die Heranziehung christlicher Seminardirektoren. Nächstdem wäre dann das Auge auf die Konsistorialräte zu richten, von denen die Wahl der Superintendenten ressortiert. Wir bedürfen erst eine Zeit, wo auf diesen Wegen der Kirche neue Lebenselemente zugeführt werden."

Die ganze Geschichte der evangelischen Kirche seit drei Dezennien ist der Beweis, wie diese Taktik (hinter den Kulissen) gesiegt und — was sie für sittliche Folgen gehabt hat. Und handelt es sich nicht heute um dieselbe Taktik? Ihr Grundgedanke liegt so klar auf der Hand. Hat man nur die Stellen, „von denen die anderen ressortieren",

in Händen, dann mögen die Blätter schimpfen, so viel wie sie wollen, die Herrschaft selbst wird dadurch nicht gestört.

Genug von dieser Taktik! Denn wie ungeheuer das Interesse des Ganzen durch solches Parteistreben geschädigt wird, das hat ja bereits mehr als eine drastische Klage der kompetentesten Stimmen über die „Geheimeratswirtschaft" bewiesen. Es ist zuletzt noch in der Frankfurter Angelegenheit hervorgetreten, wo schließlich der hochherzige Monarch gegen den Willen der „Geheimeratswirtschaft" den wahrhaft königlichen Entschluß gefaßt hat, der zwar die Fehler der untergeordneten Verwaltungs-Organe nicht in Vergessenheit bringen, aber noch in späten Zeiten als ein leuchtender Punkt in seiner ruhmreichen Regierung anerkannt werden wird.

In Frankfurt sind auf äußerem Gebiet die Fehler der Verwaltung gesühnt. Was aber ist die Folge der schlimmeren Fehler auf geistigem Gebiet? Was wird durch die forcierte Aufrechterhaltung des Grundsatzes erreicht, daß die Partei höher steht als das Ganze? Etwa eine weitere Verbreitung der für korrekt geltenden Ansicht? Am grünen Tisch mag man das glauben, mag man sich einbilden, dem Rad der Geschichte Halt bieten zu können. Wer das Leben kennt, sieht ganz andere Folgen. Noch nie ist durch äußere Begünstigung äußerer Frömmigkeit etwas anderes erzeugt als „Heuchelei und Scheinheiligkeit" auf der einen Seite, maßloser Radikalismus und Materialismus auf der anderen[1]). Diese Gefahr ist es, die gerade auf dem von mir eingenommenen Standpunkte das offenste Reden zur heiligen Pflicht macht. Ich habe gottlob nicht nötig, mich irgend einem

---

[1]) Es darf hier wohl auf die lehrreichen Enthüllungen hingewiesen werden, welche demnächst über die dem ganzen gesunden Teile unserer Nation mehr als alles andere widerwärtige „fromme" Korruption der vierziger und fünfziger Jahre zu erwarten stehen, durch die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Humboldt und Bunsen. Nebenbei sei bemerkt, daß den vielen ungerechten Angriffen auf Humboldt, zu denen der Varnhagen'sche Klatsch Veranlassung gegeben hat, ein für allemal der Nerv abgeschnitten werden wird durch die etwa 100 vertrauten Briefe aus den Jahren 1816—1856, in denen seine national-patriotische Gesinnung, seine unermüdliche Menschenliebe und seine tiefinnere Frömmigkeit ebenso hervortreten wie sein rastloser Eifer für alle wissenschaftlichen Zwecke. Auch darf es wohl besonders betont werden, daß bei der schärfsten Opposition gegen das „Heuchlergezücht", das die Frömmigkeit des edlen Monarchen mißbrauchte, Humboldt nie anders als mit der größten Verehrung von Friedrich Wilhelm IV. selbst redet. Um so größer dürfte natürlich der Kontrast sein, welchen die auf jene „Heuchelei und Scheinheiligkeit" fallenden Schlagschatten bilden. (Nachtrag: Die „Briefe von A. v. Humboldt an Ch. K. J. Frh. v. Bunsen" sind noch im gleichen Jahre 1869 (Leipzig, Brockhaus) erschienen.)

Angriff gegenüber auf meinen national-politischen Gesichtspunkt zu berufen, und noch weniger auf kirchenpolitische Grundsätze, die bei allen wirklichen Leistungen jeder Parteifärbung den Gedanken oben anstellten: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin", die in dem offenen Bekenntnis niedergelegt sind (Neueste K.-G., 2. Auflage, S. XXVIII), „daß wir kein Hehl daraus machen, daß wir die Art von Konservatismus, welche eine bewährte Sitte im Volksleben zu erhalten strebt, und nur das als schädlich Erkannte ausgerottet wissen will, für eine Pflicht jedes wahren Theologen halten; und daß unser Gegensatz gegen die Hengstenberg-Stahl'sche Demagogie in der Kirche vor allem in der Erkenntnis ihres echt revolutionären Charakters beruht, der, statt an das Vorhandene und nicht unberechtigt Vorhandene anzuknüpfen, einfach die geschichtliche Entwickelung mehrerer Menschenalter kurzer Hand über den Haufen rennen wollte". Aber freilich ist an derselben Stelle (S. XIII) auch das Versprechen „freimütiger Darstellung und unbefangener Kritik" abgelegt. In dieser Pflicht wird es mich nicht irre machen, wenn auch solche Darstellung als „böswillige Anfeindung" ausgelegt wird.

Wohin eine — die praktischen Verhältnisse nicht ins Auge fassende Büreaukratie — bei dem besten Willen in den obersten Regionen, und bei der gerechtesten Sache, die nur ein Staat vertreten kann, es zu bringen vermag, das werden die nächsten Hefte der preußischen Jahrbücher zeigen, in meinen Mitteilungen über den Preußischen Kirchenstreit, besonders über die Ursachen der Niederlage [1]). Droht nicht auch heute Gefahr, daß es abermals so gehen kann, mit dem so viel größeren „Einsatz", bei den so unendlich gestiegenen Aufgaben Preußens? Wenn diese Gefahr offen zu bezeichnen die Herren von Diest und von Prittwitz Veranlassung geben, so habe ich, statt mich über ihren Angriff zu ereifern, Gott in Demut dafür zu danken, daß er mich in die Lage versetzt hat, vor solchen Gefahren zu warnen, und kann nur seinen Segen für meine schwachen Worte erflehen.

Schlußbemerkungen.

Soweit die bereits früher geschriebene Antwort, auch jetzt ist aber nur weniges beizufügen. Ein nochmaliger Aufenthalt in Nassau hat nur zu sehr die Ueberzeugung festigen müssen, daß das „böswilliger

[1]) Der hier erwähnte Aufsatz ist inzwischen im März- und Aprilheft der Jahrbücher zur ersten Hälfte erschienen. (Vgl. oben S. 302—391.)

Anfeindung" beschuldigte Urteil ein leider mehr als begründetes war. Wie gerne würde ich es mildern, wie freudig es ändern! — Es ist nicht erlaubt; denn es ist nicht mein persönliches Urteil allein, sondern das aller derer, welche die Stimmung des Volkes auch aus andern Quellen zu erforschen gelernt haben, als aus dem, was im Salon oder im Büreau zu verlauten pflegt.

Die Frage war allerdings zu erwägen — und eben darum ist sie schon oben an die Spitze gestellt: Wird nicht dies Urteil, gerade weil es von streng nationaler Seite kommt, von allen preußenfeindlichen Blättern ausgebeutet, triumphierend ausgebeutet werden? zumal wo gerade die nassauischen Zustände neuerdings ihr Paradepferd werden, nachdem Schleswig-Holstein und Hannover ersichtlich weniger Stoff bieten? Aber es durfte dem gegenüber nicht bloß an die alte medizinische Regel gedacht werden, daß mit dem Vertuschen und Verschweigen eines Krankheitszustandes niemals geholfen, nur geschadet werden kann; sondern es muß auch geradezu hinzugefügt werden, daß es für die innere Gesundheit und Kraft eines Staatswesens gar kein besseres Zeugnis geben kann, als daß die kranken Stellen ohne Furcht angerührt werden dürfen. Für den, der wirklich die „Zeichen der Zeit" im Zusammenhang mit der Gesamtentwickelung betrachtet, ist nichts so über allen Zweifel erhaben, als die unzerstörbare Lebenskraft des deutschen Staates; denn es ist ein kerngesundes Volk, das in Preußen lebt, es ist eine kräftige durchaus deutsche Dynastie, die diesem Volke seine geschichtliche Bedeutung gegeben, und von der gewiß in einem viel höheren Sinne wie dem mittelalterlich-mystischen gesagt werden darf, daß sie ihrem Lande „von Gottes Gnaden" zu teil wurde, es ist ein Staatswesen, das darum so ruhig der Zukunft entgegengehen kann, weil die ganze Vergangenheit an ihm gearbeitet[1]). Was wollen da einzelne Beulen und Ausschläge, wie ein selbstsüchtiges Cliquenwesen, eine geistlose Büreaukratie, eine frivole Frömmelei sie auf der Oberfläche erzeugen, im Vergleich mit dem stetigen Fortschritte besagen, der sich jedem Geschichtskundigen aufdrängt, und der die sichere Bürgschaft dafür ist, daß wirklich erkannte Mißstände auf die Dauer nicht haltbar sind.

Dies die Ueberzeugung, die uns zu dem Entschlusse berechtigt, kein Hehl daraus zu machen, wo Mißstände vorliegen. Dies der all-

[1]) Es darf hier wohl auf die merkwürdigen Mitteilungen aus den Jahren 1848—1849 in dem zweiten Bande der Biographie Bunsens verwiesen werden, die den Glauben an Deutschlands Zukunft gerade durch den Einblick in die trübste Periode seiner Vergangenheit zu einem unumstößlichen erheben.

gemeine Hintergrund, von dem aus wir in Bezug auf den speziellen Punkt der nassauischen Verhältnisse das offene Geständnis ablegen: Hier liegen die Dinge allerdings so, daß es nicht schlimmer sein könnte, wenn man es darauf abgesehen gehabt hätte, die nationalgesinnte Bevölkerung Nassaus dahin zu bringen, das herzogliche Regiment mit allen seinen Fehlern und Lächerlichkeiten zurückzuwünschen. Einen Punkt besonders kann man überall hervorheben hören: „Bei allen Sonderlichkeiten und Schroffheiten merkte man der Verwaltung des Herzogs Sympathie und Wohlwollen für Land und Leute an; davon ist bei den neuen Herren am wenigsten zu verspüren gewesen." Es sind Männer, die längst für den Anschluß an Preußen Opfer gebracht, bevor noch dieser Anschluß von andern zum Privatvorteil ausgebeutet wurde, die es beklagen, daß die preußenfreundlichste aller neuen Provinzen als erobertes Gebiet behandelt, aller eigenen Rechte beraubt wurde. Die Bevölkerung Nassaus bildet den Uebergang vom norddeutschen zum süddeutschen Naturell, sie giebt auf eine freundliche wohlwollende Form vielleicht mehr als auf einen kernigen Inhalt. Durch nichts konnte ihr Herz so abgewendet werden, als durch das junkerliche Herabsehen, das sie bei der importierten und oktroyierten Büreaukratie fand, durch diesen „Berlinismus", der alles Eigene für trefflich hält, auf alles Fremde mit Verachtung herabsieht. Sind diese Ausdrücke zu stark? Graf Bismarck hat neulich viel stärkere gebraucht für diesen Erbfehler der preußischen Büreaukratie, und nicht ohne Ursache erklärt, daß sie gerade aus der Verwaltung der kleinen Staaten noch vieles zu lernen habe.

Alle Klagen für berechtigt zu erklären, die heute aus Nassau vernommen und von der preußenfeindlichen Presse aller Farben mit Behagen kolportiert werden, kann uns nicht in den Sinn kommen. Aber für den geschichtlich gebildeten Mann hat nichts eine verhängnisvollere Bedeutung, als wenn ganz kleinliche unbedeutende Dinge eine tiefgehende, eine dauernde Aufregung hervorzurufen vermögen. Die geradezu lächerliche „Häringsgeschichte" des Unterlehrers Bauch, der Lärm, der in der Presse längere Zeit hindurch von diesem widerlichen Vorfall gemacht werden konnte — war es nicht ein Symptom für die Art der Aufnahme, die der (eben doch aufgezwungene) neue Schulreferent bei allem persönlichen guten Willen gefunden! Der weitverbreitete Zorn über das Abfeuern der Kanonen am Geburtstage des Königs von einer unpassenden Stelle — wäre er möglich gewesen, wenn eine wirklich freudige Feier des schönen Tages geherrscht hätte! Und wenn bei dem Festmahle in der Stadt Wiesbaden ein einziger

Bürger beteiligt war, wenn die verschiedenen Klassen der Beamten durch einen sanften moralischen Druck zur Beteiligung zu veranlassen waren — ist der Kontrast nicht doppelt schmerzlich, wenn man an die begeisterte Begrüßung des königlichen Helden denkt, die bei seinem ersten Besuche in Wiesbaden so unverkennbar alles durchdrang! Wenn kleine Rücksichtslosigkeiten untergeordneter Beamter eine so allgemeine Mißstimmung zu erzeugen vermögen, wie sie heute in der That im Nassauischen herrscht, so ist das wahrlich das schlimmste Zeichen für die Art, wie die Verschmelzung mit dem großen Staatsganzen durchgeführt wurde. Von der „terreur prussienne" in Frankfurt ist in Wirklichkeit wenig thatsächlich erwiesen, außer den Ungezogenheiten einiger jungen Offizierchen — was für ein gefundenes Fressen aber haben diese der antideutschen Presse gegeben — wie sehr haben sie Preußen geschadet[1])! So lange man des Göttinger Ewald politische Rodomontaden unbeachtet ließ, konnte man sicher sein, daß das Urteil aller seiner Fachgenossen über den eigentlich in allen occidentalischen Fragen unzurechnungsfähigen Mann in immer weitere Kreise eindringen würde; durch die Ungeschicklichkeiten der untergeordneten und mit den wirklichen Verhältnissen unbekannten Behörden ist dem unglücklichen Mann, den seine mehr als krankhafte Eitelkeit (trotz der auch von uns geteilten Hochachtung für seine früheren wissenschaftlichen Leistungen) längst zu einer lächerlichen Figur gemacht hatte, eine Bedeutung aufgeschraubt worden, die das jüngste Wahlresultat in Hannover nur zu deutlich dokumentiert hat.

In Nassau aber sind nicht bloß Ungeschicklichkeiten und Rücksichtslosigkeiten begangen — es ist nicht allein die Empfindlichkeit für Lieblingsgewohnheiten geweckt worden — es sind wirklich gute Einrichtungen zerstört, oder in ihren Wirkungen beeinträchtigt worden, und bei andern war man auf dem besten Wege dazu, als von höherer Stelle Einhalt gethan wurde. Die Modifizierung der für den Realkredit so förderlichen Landesbank, die in jeder Rezeptur ihre Kommanditen hatte, die Uebertragung der Kontrolle der Gemeinderechnungen von der bewährten Rechnungskammer auf die Landräte, die büreau-

[1]) Daß die Behauptungen von einem Rückgang oder gar einem geschäftlichen Ruine Frankfurts bereits heute im auffälligsten Kontrast zu den wirklichen Verhältnissen stehen, geht aus den einfachen Thatsachen hervor (für die uns die Belege natürlich auch zu Gebote stehen), daß nicht bloß gewöhnliche Wohnungen, sondern auch Geschäftslokale sich viel teurer vermieten wie früher; daß die Versteuerung aller Hauptartikel in den Jahren 1865 und 1868 eine namhafte Erhöhung der eingehenden Produkte nachweist u. s. w. Ebenso steht es ja auch mit dem äußeren Wachstum Wiesbadens.

kratische Bevormundung der Gemeinden in dem Konsolidationswesen, die Erhöhung der Gerichtskosten, auf welche — mit Recht oder Unrecht — eine ganze Reihe von Konkursen zurückgeführt wird, das Hineinregieren in alle heimischen Institute, Justiz, Post, Landesbibliothek, die Entlassung so mancher tüchtigen und arbeitskräftigen Männer aus allen Gebieten, bald ohne weiteres erteilt, bald in der schon sprichwörtlich gewordenen Weise freiwillig genommen, — alles das sind Thatsachen, die durchaus nicht aufgeputzt zu werden brauchen, um böses Blut zu machen. Und so ist überhaupt der wunde Punkt überall der, daß in allen Dingen von oben herab (wenn auch freilich nicht von sehr hohen Stellen) dekretiert wurde, ohne Befragung der Bevölkerung, ohne Kenntnis der Verhältnisse. Ist doch von sämtlichen Landräten nur einer, der in Marienberg auf dem Westerwalde, ein geborener Nassauer. Nur eine Anstalt hat man Nassau gelassen, obgleich die nassauischen Abgeordneten selber dagegen waren — die Spielhöllen. — Seit dem 1. April 1869 ist die Saison in Wiesbaden aufs neue eröffnet. Vor Ablauf der ersten Woche hat sich das erste Opfer dieses Jahres erschossen. „Es muß ja Aergernis kommen, aber wehe dem Menschen, durch welchen Aergernis kommt." An Leute, die sich ihrer Christlichkeit rühmen, ist dies Wort gewiß am ersten gerichtet.

Doch auf solche Fragen gehen wir absichtlich nur ein, um sie eben zu berühren. Sie sind von anderer kompetenterer Seite zur Genüge behandelt, zumal auf dem Provinziallandtag. Darum sei hier nur beispielsweise an die Debatte vom 20. November über das nassauische Schulwesen erinnert, wo trotz der beruhigen wollenden Erklärungen des Herrn von Prittwitz mit allen gegen vier Stimmen die Schirm'schen Anträge zum Schutze des Schuledikts von 1817 angenommen wurden, und außer dem Antragsteller auch die Abgeordneten Treupel, Justi, Schweighöfer, Born dem tiefen Mißtrauen des Landes in dieser Frage Ausdruck verliehen [1]). — Nicht minder ist die Stimmung der urteilsfähigen Bevölkerung zu Tage getreten in der gegen die Limburger Kapuzinade protestierenden Wiesbadener Versammlung vom

[1]) Vgl. den Bericht über diese wichtige Debatte im „Rheinischen Kurier" vom 22. November 1868 (Nr. 264, I. und II. Ausgabe), sowie den Wortlaut des Schirmschen Antrages in der Nr. (285) vom 12. November. Die Bedeutung des Beschlusses war u. a. in den Worten Borns unverhüllt dahin angegeben: „Er soll ein Protest und ein Ausdruck der Mißstimmung sein gegen die Handhabung unseres Schulwesens; denn aus allem geht hervor, daß man die Form, d. h. das Aeußere unserer Schulordnung wahren will, aber der ihr innewohnende Geist soll hinaus, und das dem nassauischen Volke widerstrebende streng gläubige Wesen soll hineingebracht werden."

27. September und den vielen Beitrittserklärungen zu deren Beschlüssen, denen wahrlich doch ein anderer Wert innewohnt, als den teils unerwiesenen, teils geradezu unwahren Behauptungen, die die ultramontanen Wortführer vor unwissenden Bauerhaufen zu Markt bringen. Die alten Kunststücke, solchem Gerede eine scheinbare Bedeutung zu geben, bleiben natürlich immer dieselben[1]; die beständig wachsende Zahlenangabe der Limburger Versammlung erinnert auffällig an den im Jahre 1864 gemachten Versuch, den ultramontanen Behauptungen über das nassauische Schulwesen einen offiziellen Charakter aufzudrücken — was dann freilich ebenso öffentlich Lügen gestraft werden konnte, wie neuerdings das Dementi des Weihbischofs Kübel über den Antrag der Majorität des Freiburger Domkapitels. Daß das preußische Herrenhaus auf den Bericht des Gatten einer fanatischen Konvertitin die Elaborate der jesuitischen Agitation der Berücksichtigung wert findet, ist natürlich für jeden denkenden Mann, der auch nur etwas von der jesuitischen Verfahrungsweise kennt, nur ein Beleg mehr für das, was dahinter steckt[2]. Es ist kein Geheimnis, aus welchen Gründen gewissen Kreisen das Kokettieren mit den Ultramontanen behagt, — inzwischen ist aber noch nie ein wirklich Ultramontaner etwas anderes als ein unversöhnlicher Feind des preußischen, weil des modernen, Staatslebens gewesen. Gerade anerkannt tüchtige und fromme Katholiken sind es, die unermüdlich vor den schlimmen Folgen der ultramontanen Agitation zu warnen fortfahren, so oft auch von den Wortführern der letzteren der Versuch wiederholt werden mag, die alte katholische Religion und den modernen Jesuitismus zu identifizieren. Den goldenen Worten Blömers, Scherers u. a.[3] kann heute die Definition Döllingers über den Ultramontanismus hinzugefügt werden:

„Der Vorwurf des Ultramontanismus war in Deutschland lange Zeit ein Phantasiegemälde gewesen, jetzt aber hat er Fleisch und Blut gewonnen. Ich lasse den theologischen Gegensatz weg, und halte mich

---

[1]) Vgl. u. a. das Schreiben des Komitees der Wiesbadener Versammlung an den Minister von Mühler im „Rheinischen Kurier" vom 3. Oktober (Nr. 257), sowie die statistischen Mitteilungen in der Nr. (249) vom 1. Oktober 1868.

[2]) Etwas mehr Bedeutung für die Entwickelung der Zukunft als allen Stilübungen im Herrenhause möchte den gründlichen Nachweisen Gneists zukommen: über den diametralen Gegensatz zwischen der heutigen Definition konfessioneller Schulen und den wirklichen Traditionen des preußischen Schulwesens selbst.

[3]) Vgl. meine Kirchenpolitische Rundschau, S. 17—19 (oben S. 461/3).

bloß an den politischen und sozialen. Der Ultramontanismus läßt sich in zwei Worten ausdrücken: kirchlicher Zwang und kirchliche Herrschaft. Das will heißen: 1. der ist ultramontan, nicht einfach katholisch, welcher die Kirche als eine Zwangsanstalt über ihre Lehre betrachtet, welcher also von Religions- und Gewissensfreiheit nichts wissen will. 2. Der ist ultramontan, der zugleich die Herrschaft des Kirchlichen über das Staatliche als notwendig erachtet, indem er die Forderung stellt, daß der Staat der Kirche zur Ausübung ihres Zwanges seinen Arm leihe. — In neuerer Zeit giebt es in Deutschland Männer und Körperschaften, die sich zu ihm bekennen, und die ihm schon eine ganze Litteratur geschaffen haben".

Der Vorwurf des Ultramontanismus besagt daher nach Döllingers weiterer Definition geradezu, daß man „mit allen Verfassungen der zivilisierten Welt im Widerspruch stehe."

Doch es ist hier nicht der Ort, auf diese allgemeine Frage speziell einzugehen: nur der eine Punkt sei noch hervorgehoben, daß gegenüber dem staatsfeindlichen Geiste, welcher dem von früh an in Konvikten und Seminarien von der Welt abgesperrten Klerus (und nicht bloß dem der katholischen Konfession) eingeflößt wird, wenigstens ein Mittel da ist, dessen Anwendung auch in Deutschland nicht gar zu lang auf sich warten lassen dürfte: die Aufhebung der Militärfreiheit der Theologen, d. h. ihre Wiedereinsetzung in das erste Recht jedes Staatsbürgers. Mag man auch dort, wo der Ultramontanismus nur vom Hörensagen bekannt ist, noch eine Zeitlang sich mit Täuschungen und Illusionen tragen über einen Ausgleich zwischen dem modernen Staatsleben und den Verdammungen des Syllabus — soviel ist sicher, daß in Nassau diese Illusionen nicht mehr geteilt werden. Gerade von Wiesbaden aus hat eben jetzt ein Mann wie Heinrich König, ein Mann, der ein ungewöhnlich langes und fruchtbares Leben hindurch wie für die in Preußen personifizierte nationale Idee so für wahre Volksgesittung und Volksbildung gearbeitet, die Mahnung ergehen lassen:

„Es sind nicht widerwillige oder abgeneigte Gegner, es sind gerade die hoffenden, erwartungsvollen Freunde Preußens, die sich in der Frage zusammenfinden: Dieses Preußen, das nun so mächtig der Welt gegenübersteht, wird es denn nicht endlich den Mut fassen, auch groß in den Augen einer edeln, gebildeten Nation zu erscheinen? Groß im Innern durch gesetzliche Anerkennung freier Bewegung im Staats- und Kirchenleben wie im Bereiche der Wissenschaft mit unabhängiger Schule?"

Aber es ist Zeit, zum Schlusse zu eilen. Nur noch ein Wort

über unser eigenstes Gebiet, das der evangelischen Kirche. Nirgends können wir uns mehr bewußt sein, aus dem Herzen aller derer zu reden, die überhaupt ein Herz dafür haben. Es ist nach eingehender Prüfung der Sachlage, daß wir heute unser früheres Urteil noch einmal aussprechen müssen:

„Es hat wirklich eine mutwillige Untergrabung des kirchlichen Lebens in Nassau stattgefunden." — Denn man hat wie ein mutwilliges Kind mit dem Feuer gespielt, ohne der unvermeidlichen Folgen zu denken. „Es bleibt wirklich keine andere Erklärung mehr übrig, als daß das kirchliche Interesse in der Gemeinde wie nach einem feststehenden System ertötet werden sollte." — Denn das weiß allerdings auch der hartgesottenste Vertreter der offiziellen Modetheologie, daß die evangelische Gemeinde, wo sie selber sich aussprechen kann, andere religiöse Bedürfnisse hat. Der Schaden, der schon jetzt dem religiösen Leben in der nassauischen Kirche und speziell in der Wiesbadener Gemeinde zugefügt ist, läßt sich gar nicht ermessen, und wird dadurch gewiß nicht kuriert, wenn die neuen Geistlichen beim Segen das Kreuz schlagen und beim Gebet niederknieen. Man hätte allerdings denken sollen, es hätte genügt, daß die unglückselige Parteitendenz, die seit drei Dezennien sich die Herrschaft in der Kirche Preußens erschlichen, die schlichtfromme Gemeinde so ziemlich vollständig zur Kirche herausgepredigt hat[1]). Aber nein! auch in Nassau mußte „der Sumpf" ausgerodet werden.

Unvergessen im Volk sind die goldenen Worte des Prinzregenten vom November 1858, unvergessen auch die Zusicherungen des Königs an die neuen Provinzen in kirchlicher Hinsicht. Niemand scheut es mehr als König Wilhelm, einer religiösen Ueberzeugung, welche sie auch sei, Gewalt anzuthun. Wie paßt das in Nassau geübte Ver-

---

[1]) Es giebt allerdings Apologeten der neu-preußischen Kirchenzustände, die dabei ihre Gegner einfach als „moderne Heiden" behandeln. Leider ist aber ihre Methode meist so unglücklich wie die des Prof. Held, damals in Zürich, dessen viel angeführtes Wort über die christliche Frömmigkeit der höheren Offizierkreise natürlich nur dazu diente, der Beobachtung anderer Ausdruck zu verleihen, wie etwa vom Obersten an auf den Eifer im Kirchengehen geachtet werde, wie aber in Lieutenantskreisen umgekehrt der als ein „Streber" mißtrauisch angesehen werde, welcher der Sitte eines frommen Elternhauses auch als Soldat folgte. — „Heuchelei und Scheinheiligkeit!" — dies Zeugnis vom November 1858 gehört der Geschichte an — als der Eindruck aller wirklich gesunden, redlichen und ehrlichen Beobachter. Was ist aber seit dem November 1858 zur Befreiung der Kirche von dem Alpdruck dieser „Heuchelei und Scheinheiligkeit" geschehen?

fahren zu der Gesinnungs- wie zu der Handlungsweise des ehrwürdigen Monarchen!

Freilich — man rühmt sich des Vorschlags einer selbständigen Kirchenverfassung. Aber nicht auf das Rühmen desselben kommt es an, sondern auf den Inhalt. Inwiefern aber dieser genügt oder nicht, das beweisen doch wohl die gründlichen Abänderungsvorschläge von den verschiedensten Seiten[1]). Hier ist nicht der Ort dazu, um näher darauf einzugehen; es genüge daher die Bemerkung, daß wir unsernteils uns nur das Votum eines Mitgliedes des Wiesbadener Kirchenvorstandes aneignen können, welches den Zweck der konsistorialen Verfügung gerne anerkennt und selber die Hoffnung damit verbindet, daß dadurch „der religiöse Sinn in den Gemeinden erstarken und ein allgemeineres Interesse an kirchlichen Angelegenheiten geweckt werden" möge, dann aber fortfährt:

„Die jetzt bestehenden Kirchenvorstände, welche nicht aus der Wahl der Gemeinden hervorgegangen, sondern durch Kooptation gebildet sind, halte ich nicht für berufen, über den Entwurf einer Presbyterial-Ordnung für den Bezirk des Konsistorii zu Wiesbaden ihre Meinung abzugeben; ich glaube, sie haben nur darauf hinzuwirken, daß die Wahl der größeren Gemeinde-Vertretung schleunigst vor sich gehe, und daß dem aus dieser größeren Gemeinde-Vertretung hervorgehenden Presbyterium, sowie den Kreis-Synoden und der Provinzial-Synode das Weitere anheim zu geben ist."

Wir brechen ab, denn wir geben absichtlich nur Andeutungen und Hinweisungen; es kann ja nicht ausbleiben, daß andere sie weiter durchführen, und unserer Pflicht glauben wir gerade auf dem eingeschlagenen Wege am besten Genüge zu leisten. Steht doch der denkende Teil der Bevölkerung fast insgesamt hinter uns. Und bereits hat auch die Volksstimme dem neuen Regiment den Namen gegeben, den es in der Zukunft behalten dürfte. Nichts ist dem Rheinländer (und der Nassauer ist doch gewiß Rheinländer) so durchaus fremd, kommt ihm so — spanisch darf man ja heute nicht mehr in solchem Sinn brauchen — kommt ihm so chinesisch vor als diejenige Richtung, die unter den kleinen Herren des Herrenhauses ihre Herolde

[1]) Vgl. den Entwurf des Konsistoriums vom 22. Dezember 1868 in dem Extrablatt zu Nr. 327 des „Rheinischen Kuriers", den Gegen-Entwurf des Wiesbadener Kirchenvorstandes in der Beilage zu Nr. 35 (9. Februar 1869), die weitere Beurteilung der Sache in der Beilage zu Nr. 42 (16. Februar 1869), sowie den Vortrag des Ober-Gerichtsrats Hehner auf der Schiersteiner Konferenz in dem Extrablatt zu Nr. 22 (23. Januar 1869).

findet. Er liebt es daher ganz besonders, der — denn doch etwas höheren — sozialen Stellung und Bildung des rheinischen Bürgertums bewußt, sich zu ergötzen an dem Gebahren der edlen Herren, die ihr Jahrhundert so kühn in die Schranken fordern. Aeußerungen, wie die des Grafen Brühl mit ihrer Bekräftigung durch Herrn Minister von Selchow, geflügelte Worte, wie die, worin die Herren von Waldaw-Steinhövel, von Senfft-Pilsach, von Kleist-Retzow miteinander wetteifern, sind am Rhein mehr noch wie irgendwo anders zum Sprichwort geworden. Man darf nicht sagen, daß diese Richtung gehaßt wird — dazu trägt sie zu viel zur Erheiterung bei. Aber gehaßt wurde sie allerdings einmal, als sie an den Rhein selbst importiert worden war, in den Tagen des Oberpräsidiums des Herrn von Kleist-Retzow mit seinen bekannten Zugaben. Daß jedoch diese in sich selber hinsiechende Richtung, die Preußen nach Olmütz geführt hat, die auf die Errungenschaften von Königgrätz in ihrem früher einflußreichsten Vertreter den Fluch wirft, deren heutiger Einfluß nur darin besteht, dem Radikalismus in die Hände zu arbeiten, noch einmal an den Rhein verpflanzt werden könnte, das hatte man nicht für möglich gehalten. Es ist ein bitterer Scherz, der sich in die Bezeichnung des jetzigen Regimentes in Nassau verhüllt, als:

„des Kleist-Retzow'schen Regimentes am Rhein in vermehrter unverbesserter Auflage“ [1]).

---

[1]) Auch der Rückblick auf die letzten dreißig Jahre der nassauischen Kirchengeschichte seit der „Versetzung“ des Herrn von Diest weist eine Reihe bedeutsamer Ereignisse auf. Wir verzichten nur darum an dieser Stelle auf einen Vergleich zwischen dem Damals und Jetzt, weil sich derselbe besser mit dem Druck eines in der Pfingstwoche 1898 in Limburg im nassauischen Unionsverein gehaltenen Vortrags über „das geschichtliche Erbe und die zukünftige Aufgabe der kirchlich-liberalen Richtung“ verbindet. Eigentlich hätte dieser Vortrag schon hier vorausgesetzt werden sollen. Leider aber war die stenographische Nachschrift desselben verloren gegangen, und mußte deshalb die Herausgabe unseres Buches vorhergehen.

XV.

Eine Kontroverse mit dem Bischof von Ketteler.

Wie kann man doch, wenn man sich überhaupt einmal in die öffentlichen Tagesfragen mit eingelassen hat, so unversehens und absichtslos in immer neue, ebenfalls öffentliche Konflikte hineingezogen werden? Bei dem Kampf um die Güter der alten nassauischen Kirche und Schule war dies freilich noch nicht in solcher Weise der Fall. Denn daß meine Parallele der sich für spezifisch evangelisch haltenden Herren von der neuen Wiesbadener Regierung mit dem Mainzer Bischof die ersteren in Harnisch bringen werde, war ohne Mühe vorherzusehen. Aber der Streit mit dem Bischof selber ist ohne mein Zuthun über Nacht entstanden. Eine Besprechung der Monographie „Welche Wege führen nach Rom?" in der „Augsb. Allg. Ztg." hatte nämlich eine dort ganz versteckte unscheinbare Anmerkung in den Vordergrund gestellt. Dadurch war der bei dem Konzil in Rom weilende Bischof in die Lage gebracht worden, persönlich Stellung dazu zu nehmen.

Die eben erwähnte Monographie ist in manchen Kreisen das einzige von meinen Büchern, das wenigstens dem Namen nach bekannt ist. In ihr war das reiche Material der eigenen Schriften der Konvertiten zusammengetragen worden. Während die Motive der Proselyten in ihrem eigenen Wortlaut völlig zu Wort kamen, war der Proselytenmacherei gegenüber schon im Motto des Titelblatts an das Wort Jesu erinnert: „Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäern, die ihr Land und Meer umziehet, um einen Proselyten zu machen, und wenn er es geworden, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr denn ihr selbst seid" (Matth. 23, 15). Daran schloß sich das Wort Luthers:

„Laß fahren dahin
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben."

Neben dem religiösen Sinn sollte dies Wort vom Reich schon im unmittelbar folgenden Jahre auch eine nationale Bedeutung bekommen. Daneben wies die Widmung des Werkes von G. Bancroft auf die internationale Seite der Frage hin.

Aus dem Werke selbst kann jedoch an dieser Stelle nichts mitgeteilt werden. Desgleichen kann die Besprechung desselben in der A. A. Ztg. hier nur zitiert werden. Es genüge, daß sie eine Note an die große Oeffent-

lichkeit zog, die im Grunde nur das Gleiche besagte, wie die oben S. 128 wieder abgedruckte Note des Aufsatzes über den Konfessionswechsel. Sollte doch dadurch nichts anderes als das im Blute liegende Streben nach „Messen mit gleichem Maß", nach Objektivität gerade in so delikaten Fragen dargethan werden.

Ebenso unverfänglich schien die Nennung des Onkels, dem inzwischen der (ebenfalls oben S. 203/8 wieder abgedruckte) Nekrolog gewidmet worden war. Wenn endlich auf der anderen Seite der damals sprichwörtliche Ausdruck „Ketteler'sche Sippschaft" gebraucht worden war, so war auch dieser in der That in den weitesten Kreisen übliche Ausdruck nur aus den älteren Aufsätzen aus Nassau wiederholt worden. Bei alledem sei jedoch ausdrücklich konstatiert, daß die ganze Angelegenheit eine peinliche Seite für mich gehabt hat: in dem falschen Scheine nämlich, als ob ich selbst jene in einer bescheidenen Note versteckte harmlose Notiz an die große Glocke gehangen. Das bischöfliche Schreiben als solches dagegen ist mir um so willkommener gewesen, weil ich mir sagen durfte: da ist der vielgewandte Herr mit der so oft glücklich angewadten Methode doch endlich einmal an den Unrechten gekommen. Die Antwort ist denn auch unmittelbar nach dem Empfang seines Briefes in einem Zuge niedergeschrieben.

Teilen wir jedoch an diesem Orte zunächst das (erste) Schreiben des Herrn v. Ketteler mit, um die weiter erforderlichen Bemerkungen daran anzuknüpfen!

Geehrter Herr!

In diesen Tagen ist mir die Augsburger „Allgemeine Zeitung" zugekommen, worin Ihr Buch: „Welche Wege führen nach Rom?" besprochen und aus demselben folgende Stelle angeführt wird:

„Persönlich bekenne ich gern, daß ich mich mit wenigen Menschen so eins auf dem religiösen Gebiete weiß als mit meinen katholischen Verwandten, und daß ich speziell keinem Protestanten in wahrer Universalität des Geistes so viel Anregung verdanke als meinem unvergeßlichen Oheim Feldmarschall-Leutnant v. Paumgartten († 1866 als Generalgouverneur von Galizien), in dessen Hause in Mainz ich volle Gelegenheit hatte, sowohl eine wahre sittliche Frömmigkeit in katholischer Form hochschätzen zu lernen, als in die in schärfstem Kontrast mit jener stehenden unsittlichen Wühlereien der Ketteler'schen Sippschaft einen Einblick zu gewinnen, der in dem Grade kaum an einem andern Orte möglich gewesen wäre."

Dieser persönliche Angriff veranlaßt mich eine ergebene Frage an Sie zu richten.

Sie bringen den Vorwurf „unsittlicher Wühlereien der Ketteler'schen Sippschaft" mit dem Herrn Feldmarschall-Leutnant v. Paumgartten, Ihrem Oheim, in Verbindung; Sie wollen sogar in seinem Hause „volle Gelegenheit" gehabt haben, in diese „unsittlichen Wühlereien" „einen Einblick zu gewinnen, der in dem Grade kaum an einem andern Orte möglich gewesen wäre."

Ich bin fast fünfzehn Jahre ununterbrochen mit dem Feldmarschall-Leutnant v. Paumgartten in Mainz zusammen gewesen. In dieser Zeit habe ich von demselben stets, sowohl in amtlichen wie in allen unsern Privatbeziehungen, nur Zeichen der Achtung und des Wohlwollens empfangen, die

ich in gleicher Weise in aller Aufrichtigkeit erwidert habe. Ich kann unmöglich glauben, daß das alles Schein und Unwahrheit gewesen; ich kann deshalb auch unmöglich glauben, daß Ihnen in der Familie des Feldmarschall-Leutnants eine Veranlassung gegeben ist zu einem so exorbitanten Urteil, wie Sie es fällen. Der Feldmarschall-Leutnant v. Paumgartten hat sich mir gegenüber mit aller Offenheit und Wahrhaftigkeit eines Ehrenmannes benommen. Ich müßte an diesem Charakter desselben zweifeln, wenn er bei so vielen Beweisen der aufrichtigsten Achtung eine ähnliche Gesinnung, wie Sie sie aussprechen, gegen mich gehegt oder gar im intimen Verkehr seiner Familie kund gegeben hätte.

Da ich aber an der Ehrenhaftigkeit des Feldmarschall-Leutnants und seiner Familie, die ich in einem treuen und guten Andenken bewahre, nicht zweifeln kann, so bleibt mir nichts übrig, als anzunehmen, daß Sie den Namen Ihrer Verwandten öffentlich mißbraucht haben, um einem Vorwurfe Nachdruck zu geben, der nicht in der Familie des Feldmarschall-Leutnants v. Paumgartten, sondern lediglich in Ihnen und in Ihrer Gesinnung seinen Grund hat. Dann hätten Sie aber eine offene Unwahrheit ausgesprochen, und der Vorwurf des Gebrauches unsittlicher Mittel fiele in der That mit vollem Gewichte auf Sie zurück.

Da ich nun einen Vorwurf, der die Sittlichkeit meines Wirkens antastet und der gewissermaßen mit der Beglaubigung des Feldmarschall-Leutnants v. Paumgartten mir öffentlich gemacht ist, vor der Oeffentlichkeit nicht stillschweigend hinnehmen kann, so ersuche ich Sie mir anzugeben, was Sie unter diesen „unsittlichen Wühlereien der Ketteler'schen Sippschaft" verstehen, und wie Sie die Behauptung begründen können, daß Sie in dem Hause des Feldmarschall-Leutnants v. Paumgartten „volle Gelegenheit" hatten, dieselben zu beobachten.

Sie können mir als Ehrenmann auf diese Anfrage die Antwort nicht verweigern.

Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren

ergebener

† Wilhelm Emmanuel,

Bischof von Mainz.

Rom (Collegio Germanico)
den 6. Dezember 1869.

An
Herrn Professor Friedrich Nippold
Wohlgeboren
Heidelberg.

Die Antwort auf dieses Schreiben hat in kürzester Zeit eine Reihe von Auflagen erlebt. Sie hat aber wieder einen allgemeineren Hintergrund gehabt, der hier ebenfalls nicht außer Betracht bleiben darf. Handelte es sich dabei doch einfach um die allgemeine, wie mit geistiger Elektrizität geladene Atmosphäre, die bereits bei den beiden vorigen Schriften geschildert wurde. Dieselbe war aber noch überdies durch einen besonderen Anlaß persönlich gesteigert. Zum Zweck der Fertigstellung des dritten Bandes von „Bunsens Leben" war ich für den November und Dezember 1869 wieder nach Berlin zurückgekehrt, diesmal als der Gast meines einzigen (leider noch vor seinem 50. Jahre als Regimentskommandeur verstorbenen) Bruders. In seiner Woh-

nung hatte ich am Vormittag den Brief des Herrn von Ketteler empfangen und die Antwort konzipiert. Wir haben dann Nachmittags diese Antwort zusammen durchgesprochen, und ihre schließliche Redaktion ist unser gemeinsames Werk gewesen.

Nur ungern versage ich es mir, auf diese schönste Seite meiner Berliner Erinnerungen etwas näher einzutreten. Hatte ich doch damals durch den (schon in jungen Jahren zum Kriegsministerium kommandierten) teuren Bruder die beste Gelegenheit, die musterhafte Verwaltung dieses Ministeriums kennen zu lernen, die im Unterschiede vom Kultusministerium in hohem Grade imponieren mußte. Es war ein ähnlicher Kontrast, wie zwischen der damaligen parlamentarischen Behandlung der Andersdenkenden und den wüsten dogmatistischen Streitigkeiten seit den Schenkelprotesten. Ueberhaupt hatten der Soldat und der Theologe sich jeder unwillkürlich in den Interessenkreis des andern eingelebt. In späterer Zeit ist es mir oft vorgekommen, als wenn wir geradezu zuweilen die Rollen getauscht hätten.

Auch im übrigen ist dieser letzte längere Berliner Aufenthalt der interessereichste von allen gewesen. Im Mittelpunkt stand nach wie vor die hehre Erscheinung des Kronprinzen. Selber von Berlin abwesend, hatte er aus Jerusalem durch meinen dortigen Freund Wackernagel einen herzbewegenden Gruß gesandt. Umgekehrt durfte ich ihm auch in den folgenden Monaten noch manche, ihm nicht unwichtig erscheinende Zusendung machen. Aber auch der sonstige Verkehr jener Monate ist ein derart anregender gewesen, daß die in der Antwort an den Bischof von Mainz niedergelegten Gedanken nicht so sehr einen persönlichen Charakter tragen, als vielmehr allgemeine Zeitgedanken abspiegeln.

An die im nachfolgenden mitgeteilte Antwort dürfen übrigens noch einige andere, für jene Zeitwende bezeichnende Daten angeschlossen werden. Zunächst ein zweiter Brief des Bischofs aus Rom. In den nach Kettelers Tode herausgegebenen Briefen desselben findet sich derselbe nicht, während der erste Aufnahme gefunden hat. Aus Anlaß dieses zweiten Briefes ist dann ein Artikel von mir in der „A. A. Ztg." erschienen, der dort am 22. Januar 1870 (am Tage nach Döllingers epochemachender Erklärung) seinen Platz gefunden hat.

Außer diesen Aktenstücken wird im zweiten Bande noch ein Bericht über ein weiteres Nachspiel beizufügen sein. Der offene Angriff in der Front war erfolglos geblieben. Nun wurde nach Loyolas eigenem Rezept (wie es seither Druffel auf Grund von Loyolas Briefen gezeichnet) hinterrücks von dritter Seite aus die Unschädlichmachung des Gegners an die Hand genommen. An dieser Stelle beschränke ich mich auf die kurze Notiz, daß der von meiner eigenen Vaterstadt ausgehende Versuch der „Diffamation" nachmals die entgegengesetzten Folgen für ihre Urheber gehabt hat, während ich persönlich durch ein gütiges Geschick den weiteren Streitigkeiten entrückt war.

Das Nähere darüber ist bereits in der Schrift „Katholisch oder Jesuitisch?" S. 146–157 mitgeteilt worden. In Ergänzung dazu wird in späterem Zusammenhang sowohl der mit arger Grenzverletzung verbundenen Störung des holländischen Nationalfestes vom 1. April 1872 in 's Heerenberg, wie der Anregung zu der apokalyptischen Drohung Pius' IX. durch die Ansprache des Monsignore de Waal am 24. Juni 1872 zu gedenken sein. Ebenso werden aber umgekehrt die „zwei Seelen" im deutschen Katholizismus in einer Gegend nicht vergessen werden dürfen,

in welcher nicht nur die Rütjes, Janssen, de Waal aufgewachsen sind, sondern zugleich ein Graf Paul von Hoensbroech. Anderes, was noch im Jahre 1870 spielte, ist der Einleitung zu dem Schlußaufsatz „Aus der Vorgeschichte der altkatholischen Bewegung" zugewiesen. Dagegen ist wieder erst im zweiten Bande der Ort, um die weitere Thätigkeit des Bischofs von Ketteler in und nach dem Konzilsjahre ins Auge zu fassen. Es ist eine wahre Ironie des Geschicks gewesen, daß sein einstmaliger Gegner berufen sein sollte, die einzige allseitige Biographie des ‚letzten Bischofs von Mainz" zu zeichnen. Erst ganz neuerdings hat Herr von Hertling mit seiner Skizze der sozialen Bestrebungen des Herrn von Ketteler eine „katholische" Darstellung danebengestellt.

I.

Eine deutsche Antwort.

Euer Hochwürden gefälliges Schreiben vom 6. d. M. mußte mir nach Berlin nachgeschickt werden und ist daher erst heute in meine Hände gekommen; die Verzögerung der Antwort bitte ich demzufolge mit diesem Umstande zu entschuldigen.

Was nun den Inhalt des Briefes angeht, so verpflichtet mich zunächst das in ihm ausgesprochene Urteil über einen Mann, der mir wie ein zweiter Vater war, und dessen Andenken mir außerordentlich hoch steht, zu aufrichtigem Danke. Daß F.-M.-L. v. P. auf Männer so verschiedenen Standpunktes gleichen Eindruck gemacht, bürgt mehr als alles andere für die Vortrefflichkeit seines Charakters.

Damit verträgt es sich aber sehr wohl, daß Sie, Herr Bischof, in seinem Hause über ganz andere Dinge geredet haben werden wie ich, und es ist mir unfaßbar, wie Sie meinen Ausdrücken das Dilemma entnehmen können, das Sie mir vorzuhalten die Gewogenheit haben.

Ich habe zweierlei ausgesagt: einmal, daß ich aufrichtige Frömmigkeit in katholischer Form in P.s Hause schätzen gelernt habe. Dem werden Sie gewiß nichts entgegenhalten können: ich erkläre damit gerade, daß mein seliger Onkel ein aufrichtiger Katholik war, ebenso wie seine vortreffliche Gattin und meine ganze katholische Familie. Wenn ich nun meinen Dank für das ausspreche, was ich diesen Katholiken verdanke, wie soll darin „ein öffentlicher Mißbrauch des Namens meiner Verwandten" liegen[1])?

---

[1]) Daß der Vorwurf eines öffentlichen Mißbrauchs des Namens naher Verwandter keine weitere Antwort verdient, als eine einfache Zurückweisung, braucht keiner Erklärung. Der darin zu Tage tretende junkerliche Standpunkt steht zu tief unter

Zweitens sage ich aus, daß ich in P.s Hause „volle Gelegenheit gehabt habe zu einem Einblick“ in die „unsittlichen Wühlereien der Ketteler'schen Sippschaft“. Der Ausdruck ist sehr stark, ich weiß es, aber er war wohlüberlegt, und ich kann ihn vor Gott und Ihnen selbst gegenüber verantworten. Doch darüber gleich näheres. Zunächst muß ich Ihnen mein unverhohlenes Erstaunen bekennen über das, was Sie in diesen Ausdrücken gefunden. Was habe ich damit meinem seligen Oheim oder einem Gliede seiner Familie in den Mund gelegt, das Ihnen zu Ihrer Alternative ein Recht gäbe? Sie wissen besser als ich, wie viele Leute in einem solchen Hause verkehren. Und Sie werden von mir gewiß nicht erwarten, daß ich Sie auf die Spur derer leite, durch die ich die näheren Einblicke gewonnen, welche ich mir allerdings zuschreibe. In welcher Diözese die katholischen Geistlichen den Ausdruck „Kosackenregiment“ zuerst und am meisten gebraucht, will ich Ihrer eigenen Entscheidung anheimgeben. Meinerseits schulde ich Ihnen nur die folgende kurze Erklärung: Die Stelle meines Buchs, die der mir unbekannte Referent der A. A. Ztg. angeführt hat, ist einer längeren Note entnommen, worin zum Belege, daß der Verfasser nicht als konfessioneller Fanatiker an die schwierige Konversionsfrage heran treten könne, der Umstand angeführt wird, daß unter seinen eigenen Vorfahren sich Konvertiten befinden. Damit verbindet sich naturgemäß der Dank für das, was er seinen katholischen Verwandten schuldig zu sein glaubt.

Und es bleibt wahr, Herr Bischof: alle jesuitische „Wühlerei“ wird in unserem Volke nicht das Bewußtsein ersticken, daß, wie wir Deutsche eine Nation sind, so auch unter allen konfessionellen Besonderheiten doch unsere Religion ein und dieselbe ist. Nirgends galt es nun aber wohl so sehr den Unterschied zwischen Konfession und Religion zu bekennen, als in einem solchen Buche wie dem über „die Wege nach Rom“. Darum durfte ich das persönliche Bekenntnis nicht zurückhalten, daß ich mit vielen ernsten Katholiken mich vollkommen eins weiß in meinem Glauben.

Ebenso wenig werde ich mir umgekehrt jemals den Unterschied zwischen Katholiken und Jesuiten hinwegeskamotieren lassen. Falls es Ihnen aber nicht genügen sollte, daß ich beispielsweise einen Ort an-

---

meiner persönlichen wie unter meiner gesellschaftlichen Sphäre, als daß er mich irgend berühren könnte, und ich darf ihn dem Herrn Bischof nur damit zu gute halten, daß er seinerseits einen Vorwurf auf sich selber bezogen, der nicht ihm persönlich, sondern seinen Handlangern gilt.

geführt, wo ich katholische Frömmigkeit und jesuitische „Wühlereien" unterscheiden gelernt, so will ich Ihnen gerne die weitere Erklärung hinzufügen, daß dieser Ort nicht allein steht, daß ich in den verschiedensten Teilen Deutschlands und ebenso in Holland, Frankreich, Italien katholische Freunde habe, auf die ich stolz bin.

Doch es ist übergenug von diesen mich persönlich berührenden Erklärungen. Nur noch eine Bemerkung, die nicht mich, sondern Sie selber betrifft. Ich kann mir Ihre Interpellation an mich nicht anders erklären, als daß Sie in meine Worte einen Sinn gelegt haben müssen, den dieselben nach unserem allgemeinen Sprachgebrauch gar nicht haben können. Es kann Ihnen doch nicht unbekannt sein, daß der Ausdruck „Sippschaft" zwar ursprünglich in verwandtschaftlichem Sinne gebraucht wurde, bald aber auf das Geleite, das Gefolge, den Anhang eines höher stehenden Mannes in niedrigeren Klassen übertragen wurde und wird. Was speziell das hessische Volk unter dem Ausdruck „Ketteler'sche Sippschaft" versteht, durfte ich doch auch wohl als bekannt voraussetzen. Wie können nun Euer Hochwürden in diesem Wort einen „persönlichen Angriff" sehen? Sie appellieren daran, daß ich Ihnen als Ehrenmann Antwort schulde. Ich erkenne darin aufs neue den aus Ihrer früheren Thätigkeit Ihnen eignenden militärischen Zug. Rücksichtlich dieses point d'honneur also habe ich für den Freiherrn von Ketteler die einfache Antwort: Ich habe Sie persönlich nicht unter einem Ausdruck verstehen können, der Sie nach dem Sprachgebrauch geradezu ausschließt.

Im Uebrigen bin ich vollkommen dazu bereit, Ihrer Aufforderung Folge zu geben und Ihnen ganz offen zu sagen, „was ich unter diesen unsittlichen Wühlereien der Ketteler'schen Sippschaft verstehe, und wie ich die Behauptung begründen könne, daß ich in dem Hause des F.-M.-L. v. P. volle Gelegenheit hatte, dieselben zu beobachten." Und zwar werde ich mich in meiner Antwort nicht auf einen Standpunkt äußeren „Komments" stellen, sondern auf den einfach religiösen, uns allen gemeinsamen Boden. Es ist vor dem Richterstuhl des allgegenwärtigen heiligen Gottes, wo ich „für jedes unnütze Wort Rechenschaft abzulegen habe", daß ich jenen Ausdruck rechtfertigen zu können glaube. Warum denn nicht auch Ihnen selbst gegenüber!

Erlauben Sie mir also, ganz der Reihenfolge Ihrer Aufforderung zu folgen und Ihnen zuerst zu sagen, was ich unter „unsittlichen Wühlereien" verstehe, sodann, was ich mit dem Ausdruck „Ketteler'sche Sippschaft" besagen will, und zuletzt, welcher Art mein „Einblick" in die Mainzer Verhältnisse war.

In Bezug auf die erste Frage darf ich Ihnen vor allem die Thatsache nicht vorenthalten, daß ich nicht bloß sonst vielfach mit Katholiken der verschiedensten Richtungen verkehrt habe, sondern auch in einer fast ganz katholischen Stadt aufgewachsen bin. Dort habe ich nun selbst noch die Zeit durchlebt, wo beide christliche Konfessionen friedlich neben einander hergingen, ihren Wetteifer nur in Werken der Liebe bethätigten. Es waren ernste fromme Männer, die in meiner Erinnerung fortleben als Vertreter der Spiegel'schen Auffassung des Katholizismus; einem katholischen Gymnasialdirektor, einem katholischen Religionslehrer sogar darf ich ein eben so dankbares Andenken bewahren wie meinem seligen Oheim. An demselben Ort habe ich es nun aber auch im Leben vor mir gesehen, wie alle bürgerlichen Verhältnisse dadurch vergiftet, ja teilweise zerstört wurden, daß seit nun 20 Jahren, zumal seit dem Amtsantritte eines modern jesuitisch geschulten „Pastors", die sittliche Einwirkung der Kirche auf das Volksleben zurückgestellt wurde gegenüber der äußeren Vermehrung, der inneren Fanatisierung der Konfessionsgenossen. Ich könnte Ihnen unzählige Belege für diese Tendenz geben, die ich in meiner nächsten Umgebung verfolgt. Lassen Sie mich statt dessen nur ein einzelnes Faktum anführen, das teilweise im Nachbarhause meines eigenen Vaterhauses gespielt hat!

Ein katholischer Kaufmann verführt ein evangelisches Mädchen aus gebildeter Familie. Sie wird schwanger. Da wird ihr nun gesagt: „Ich heirate Dich nur, wenn Du katholisch wirst." Sie nimmt darauf Unterricht bei dem eben erwähnten „Pastor". Der evangelische Pfarrer interpelliert sie über das in der Stadt entstandene Gerücht. Sie erklärt, daß nichts daran sei, thut dies in feierlich ernster Weise. Kurz darauf wird sie getraut, wird bei der Zeremonie noch als Protestantin behandelt. Am folgenden Tage ist sie dann auswärts übergetreten.

Ich will Sie selber urteilen lassen, ob solche Mittel der Propaganda etwas anderes sind als „unsittliche Wühlereien", und nur noch einmal wiederholen, daß ich eine ganze Anzahl anderer Konversionen aus den unteren Ständen kenne, bei denen noch viel ärgere Skandala vorkamen.

Nun aber weiter: was ist das Ergebnis gewesen solcher „unsittlichen Wühlereien", wie sie nun schon fast ein Menschenalter hindurch den Frieden und das Glück zahlreicher Familien zerstört haben? Wohl — Ihre Kirche hat einige neue Glieder gewonnen, meist sogar fanatische Glieder. Und wenn auch die meisten dem untersten Stande

angehören, so wissen ja Ihre jesuitischen Freunde die alte Erfahrung, daß das Glück auf einer Kugel steht, und daß, wer heute unten ist, morgen oben sein kann, besonders nutzbar zu machen — sie denken ebenso wie bei der Jugenderziehung an die folgende Generation.

An dem erwähnten Ort ist jedoch noch mehr erreicht worden. Gerade wie Ihr Triumphsitz Bensheim ist meine Vaterstadt von all den Vereinen umspannt und regiert, in denen der heutige Jesuitismus so erfinderisch ist. Alle Einzelverhältnisse sind davon abhängig — Ihre Kirche herrscht dort.

Es ist also ein wirkliches Paraguay mitten in Deutschland, das ich Ihnen vorführe. Aber sind nun dies die einzigen Folgen? Wer schärfer zusieht, Herr Bischof, der kann selbst an solchem Ort schon heute die Anfänge jener doppelten Opposition verfolgen, die der herrschende Jesuitismus noch immer im Volksleben erzeugt hat. Einmal sind weite Kreise, die zwischen Kirche und Religion nicht zu unterscheiden vermögen, dem eigentlichsten Unglauben verfallen. Daneben aber stehen ernste religiöse Naturen, die sich — verlassen Sie sich darauf — immer mehr zu scharfen Gegnern der heute in Ihrer Kirche herrschenden Parteitendenz ausbilden. Es geht diese Strömung heute durch alle katholischen Gebiete Deutschlands ebenso stark hindurch, wie sich auf protestantischem Boden eine ganz ähnliche Bewegung täglich bemerkbarer hervorhebt. „Gottes Mühlen mahlen langsam". Aber das endliche Resultat ist heute ebenso sicher wie im 16. Jahrhundert.

Doch ich habe Ihnen, bevor ich allgemeine Schlüsse ziehe, noch aus jenem engeren Kreise weiteres anzuführen. Man hat nämlich auch dort neben Kasino, Gesellenverein, Bruderschaften ein Gymnasialkonvikt eingerichtet — die Absperrung der jungen Leute von allem Volksleben ist also vollständig. Wissen Sie aber, Herr Bischof, wie der Volksmund diese Konvikte nennt? Ich will das Papier nicht durch Anführung des Wortes beschmutzen. Dagegen darf ich die andere Erinnerung nicht zurückdrängen, wie gerade unter manchen meiner eigenen Mitschüler, die sich zur katholischen Theologie ausbildeten, ein wahrhaft entsetzlicher Ton herrschte; sie beschäftigten sich schon auf dem Gymnasium am liebsten mit denjenigen Dingen, in welche die jesuitische Kasuistik mit solcher Vorliebe einführt. Und nicht anders war es im Volksleben. Wissen Sie, Herr Bischof, was immer wieder einen Lieblingsgegenstand der Unterhaltung bildete, zumal in den niederen Klassen? Es waren die Prozessionen nach einem benachbarten Wallfahrtsort und die in die dortigen Nachtquartiere verlegten Szenen. Ob diese Erzählungen wahr oder unwahr, kann ich nicht

untersuchen: ich erwähne Ihnen einfach, „was das Volk sich erzählt". Denn danach ist doch die sittliche Einwirkung jener Einrichtung gewiß in erster Reihe zu beurteilen[1]). Und warum hat doch wohl der tieffromme Erzbischof Spiegel, dessen Ende ebenso wahrhaft erhebend ist wie das meines teueren Lehrers Rothe, von solchen „Andachten" Aberglauben und — Unfug gefürchtet? Sie finden den Brief, worin er sich so ausgesprochen, in Bunsens Biographie (I. S. 371).

Doch genug von solchen „Geschichten". Ich geselle ihnen nur noch eine Frage hinzu: welchen Eindruck, Herr Bischof, müssen die Protestanten von derartigen Dingen bekommen? Den allgemeinen Schluß will ich Sie selbst ziehen lassen. Gestatten Sie mir nur noch eine „persönliche Bemerkung". Ich glaube an die göttliche Vorsehung, Herr Bischof; ich glaube sogar, daß die wirkliche Christenreligion nichts anderes ist wie dieser Glaube an Gott als unsern Vater im Himmel, mag sie nun durch diese oder jene konfessionellen Dogmen und Formeln gestützt oder gestört werden; und — ich denke, daß der liebe Gott mich nicht ohne Absicht in jener Atmosphäre hat aufwachsen lassen, — so wenig wie ich ohne Zweck die Greuelszenen am Osterfest in Jerusalem sehen sollte, — so wenig wie es zufällig sein konnte, daß mir unter den verschiedensten Formen wirkliche Jünger Jesu begegneten, — so wenig ich endlich in einem Briefe von Bischof Ketteler aus Rom vom 6. Dezember 1869 ein bloßes Spiel des Zufalls zu sehen vermag.

Daß mir katholische Zustände unbekannt seien, werden Sie mir gewiß nicht entgegenzuhalten vermögen — ohnedem hat es ja Ihre Presse längst zugestanden. Und wenn ich nun von „unsittlichen

---

[1]) Auch darüber stehen mir leider Belege genug zu Gebote, wie in solchen Gegenden, wo die Katholiken numerisch die Majorität haben, protestantische Kaufleute und Handwerker vermöge des Beichtstuhls „trocken gelegt" werden (wohl nach dem Vorbilde der Gießener katholisch-theologischen Fakultät). Es gelingt so allerdings, zahlreiche Familien auszuhungern und ins Elend zu stürzen. Ob dies aber der katholischen Kirche, als religiöser Anstalt, zum Vorteil gereicht!

Wir Protestanten haben es bisher nie verstanden, einen Unterschied zwischen katholischen und protestantischen Stühlen resp. katholischem und protestantischem Mehl oder Kaffee zu machen, so wenig es uns je einfallen wird, zu fragen, ob ein Präsident eines Abgeordnetenhauses Katholik oder Protestant ist. Es wäre aber wahrlich hoch an der Zeit, daß auch auf katholischem Boden die „unsittlichen Wühlereien" und Hetzereien aufhörten. Es thut nicht gut, immer wieder daran zu erinnern, wo der Vorteil nicht bloß der Kopfzahl, sondern auch der Bildung und des Wohlstandes liegt. Und mag auch der bayrische Ministerialreferent von Bernhard es für „notwendig" erklären, daß „die von der Kirche getrennte Hälfte Deutschlands zu ihr zurückkehre" (vgl. „Wege nach Rom" S. 232), — die Mittel, diese „Notwendigkeit" zur Wirklichkeit zu machen, sind darum noch nicht vorhanden.

Wühlereien" auf katholischem so gut wie auf protestantischem Boden rede — verlangen Sie etwa noch, daß ich Ihnen weitere Belege vorbringe? Ich denke, Sie wissen zu gut, aus einer wie großen Fülle ich hier schöpfen kann, mag ich diesen oder jenen Landstrich Deutschlands herausgreifen. Ich erinnere darum nur an ein paar ganz kleine Thatsachen, die mit den „Wegen nach Rom" eng zusammenhängen. Wie wollen Sie es denn etwa bezeichnen, Herr Bischof, wenn Abbé Rohrbacher ohne die geringste Bemerkung als etwas ganz Selbstverständliches erzählt, daß der Darmstädter Oberhofprediger Starck vor Antritt dieser Stelle übergetreten sei und sie in der Absicht angenommen habe, um „an der Wiedervereinigung der getrennten Kirchen zu arbeiten"? Wie wollen Sie es genannt wissen, wenn Karl Ludwig von Haller in seinem berühmten Brief an seine Familie erzählt, wie er „für unbestimmte Zeit der Ausübung des äußeren Gottesdienstes enthoben" worden sei? Welchen Ausdruck schlagen Sie mir dafür vor, wenn wiederum Rohrbacher erzählt, „daß es in gewissen Gegenden eine ansehnliche Anzahl von Personen giebt, welche nur äußerlich Protestanten sind, insgeheim aber Katholiken, mit Wissen jedoch des Pfarrers und Bischofs und mit Dispens des Papstes"? Doch — Sie können ja derartige Thatsachen in Fülle auf den „Wegen nach Rom" selber einsehen.

Nun, ich denke, mein Ausdruck „unsittliche Wühlereien" ist allerdings einem empörten Gewissen entsprungen, aber nur zu sehr auf Thatsachen begründet. Kommen wir denn jetzt auf den zweiten Ausdruck „Ketteler'sche Sippschaft"!

Habe ich wirklich Unrecht damit, Herr Bischof, wenn ich das wichtigste Zentrum der heutigen deutschen Jesuiten in Mainz sehe? wenn ich in Ihnen einen der ersten Heerführer einer großen „Sippschaft" erblicke? Schon von den „Wegen nach Rom", die ich bisher zu verfolgen im Stande war, sind gar viele über Mainz gegangen. Und die große Reihe Ihrer eigenen Schriften und Schriftchen brauche ich Ihnen nicht aufzuzählen. Es wird Ihnen auch die Bemerkung genügen, daß ich sie wohl so ziemlich alle zu kennen glaube.

Schon oben habe ich Ihnen angedeutet, daß der Ausdruck „Ketteler'sche Sippschaft" kein von mir erfundener ist. An welche Persönlichkeiten das hessische Volk dabei denkt, werden Sie wohl noch besser ermessen können wie ich, und ebenso, daß die Leute, die man mit diesem Ausdruck bezeichnet, nicht bloß in Mainz wohnen, sondern auch anderswo, vielleicht sogar in Darmstadt selbst, und wiederum ebenso, daß man durchaus nicht bloß Diener der Kirche dabei im Sinne hat.

Daß ich Ihnen hier an dieser Stelle Namen anführte, würden Sie selbst für unpassend halten müssen[1]). So will ich denn nur noch das zur Ergänzung anführen, daß ich selbst neben solchen Männern und Frauen, über deren Wirksamkeit im hessischen Volke so ziemlich eine Meinung herrscht (die Erste hessische Kammer werden Sie mir doch gewiß nicht als Organ der Volksstimme entgegenhalten), auch an die mancherlei Schriftsteller denke, die unter Ihrer Aegide zu kämpfen pflegen. Mit welchen Waffen, das will ich heute unberührt lassen — unser Volk ist Richter darüber. Ich weiß allerdings recht gut, daß Sie kein Bedenken tragen würden, jeden zu dementieren, der Ihnen genannt würde. Ebenso haben ja auch die alten Jesuiten alles, was man heute nicht zu verteidigen wagt, beileibe nicht als Ordensglieder, sondern nur als Privatpersonen geschrieben. Glauben Sie aber wirklich, Herr Bischof, daß diese Unterscheidung das sittliche Gewissen unseres Volkes beschwichtigt?

Doch ich bin Ihnen ja noch eine Antwort schuldig, „wie ich die Behauptung begründen könne, daß ich in dem Hause des F.-M.-L. v. P. volle Gelegenheit hatte, jene unsittlichen Wühlereien zu beobachten". Hier ist nun freilich die Antwort am allereinfachsten. Erinnern Sie Sich noch, Herr Bischof, in welcher Zeit Schriften wie Warburgs „Schwester Adolphe" und Birons „Enthüllungen aus der geistlichen Welt" herauskamen? Nun, es war eben diese Zeit, wo ich wirklich recht viel in Mainz war. Kommt es Ihnen danach noch zweifelhaft vor, daß damals über den Inhalt solcher Schriften vielfach verhandelt wurde, daß ich auch im Gouvernementspalais Leute kennen lernte, die mich über den Thatbestand näher zu informieren geneigt und geschickt waren? Daß in den genannten Schriften allerlei vorkommt, was ich so wenig vertreten möchte wie Sie, das versteht sich von selbst. Aber es stehen auch Thatsachen darin, über die die Mainzer Bürgerschaft auch heute noch nicht anders urteilt wie damals. Denn Sie werden doch wohl schwerlich Meister Falk samt seinem Kasino als „die Mainzer Bürgerschaft" hinstellen[2]). Die dürfte doch ihre

[1]) Da ich Wichtigeres zu thun habe, als ohne zwingenden Grund dieselben Dinge wiederholt zu sagen, so sei hier einfach auf die Schilderung der Mittel der Propaganda in Hessen („Wege nach Rom" S. 428—431) und auf die eingehende Charakteristik der Gräfin Ida Hahn-Hahn (a. a. O. S. 105—126, auf Grund ihrer neuesten Biographie von einer begeisterten Freundin) verwiesen.

[2]) Für den mit den Mainzer Verhältnissen nicht näher Bekannten sei hier noch die Erklärung hinzugefügt, daß der Metzgermeister Falk die Aufgabe hat, die Rolle der lustigen Person auf den Generalversammlungen der katholischen Vereine zu spielen,

Vertretung wohl eher in dem von ihr gewählten Gemeinderat haben. Und die Debatten und Beschlüsse des Mainzer Gemeinderats über die Jesuiten-Einschmuggelung in S. Christoph und ähnliche Dinge können Sie doch gewiß nicht ganz vergessen haben?!

Mir scheint, Herr Bischof, daß ich mit diesen offenen Angaben Ihre Fragen wohl genügend beantwortet — ich habe wenigstens das Gefühl, daß ich denselben nicht aus dem Wege gegangen. Darf ich Ihnen nun auch sagen, wie ich Ihre Fragen selber ansehe? Sie dürfen in mir einen der aufrichtigsten Bewunderer Ihrer Strategie erblicken, die ich seit lange mit steigendem Interesse verfolgt, und vielleicht nicht ohne den Instinkt, daß Sie dieselbe wohl auch einmal mir gegenüber anwenden möchten. Eine ganz besondere Meisterschaft fand ich längst schon in jener Art von Privatbriefen, mit denen Sie persönlich hervortreten, wenn Sie glauben, Ihre Gegner hätten sich irgendwie in eine Sackgasse verrannt, es sei der Moment da, um (entschuldigen Sie den Ausdruck! er ist in der That der zutreffendste) sie ins Bockshorn zu jagen. Der Vorfall mit dem Mainzer Blatt, das Ihnen die Antwort schuldig bleiben mußte, ist noch lebhaft in meiner Erinnerung; ich weiß mich sogar noch zu erinnern, daß, wie ich den von Ihnen aufgegriffenen Artikel selbst las, mein Eindruck sofort der war: „Es sollte mich doch wundern, wenn Herr von Ketteler das nicht benutzte." Ebenso war es gar kein Kunststück, Ihre damaligen Schlußfolgerungen im Voraus zu berechnen.

Bei mir aber, Herr Bischof, steht die Sache denn doch etwas anders. Ich habe auch nicht den entferntesten Grund, Ihnen die Antwort schuldig zu bleiben. Und ich kann Ihnen auch sagen, warum. Sie haben in mir weder einen radikalen noch einen konfessionellen Heißsporn vor sich, sondern einfach einen Mann, der den Mittelpunkt wie der ganzen geschichtlichen Entwickelung so des eigenen Lebens in dem Zimmermannssohne von Nazareth findet. Von dieser Basis aus ergeben sich mir nun für meinen Beruf als Kirchenhistoriker sehr ein-

---

die der fromme Bischof von Passau neuerdings so richtig beurteilt hat, deren Treiben übrigens bereits früher selbst einen Konvertiten wie Friedrich Schlosser zu starker Mißbilligung veranlaßte (vgl. „Wege nach Rom" S. 235). Auf den Unterschied zwischen den öffentlichen Versammlungen dieser Vereine, auf welchen die Schaustellungen in Szene gesetzt werden, und den Komitee-Beratungen, in denen ihr Schwerpunkt liegt, braucht dagegen wohl nicht besonders aufmerksam gemacht zu werden.

fache und klare Gesichtspunkte, die ich an jedem Ort und vor jedermann gleichmäßig vertreten zu können glaube.

Was ich als Ergebnis meiner Studien vor die Oeffentlichkeit bringe, ist allerdings von keinem unfehlbaren, sondern von einem irrtumsfähigen Menschen geschrieben. Ich weiß dabei recht gut, daß es nirgends schwerer ist, Irrtümer zu vermeiden als bei der Geschichte der eigenen Zeit. Wo ich aber eines solchen Irrtums überführt werde, bin ich sofort bereit ihn zurückzunehmen. Auch Ihnen gegenüber, Herr Bischof, erkläre ich ausdrücklich, daß Sie mich zu jeder Zeit bereit finden werden, wo ich Ihnen etwa Unrecht gethan, dies öffentlich einzugestehen. Aber bis heute ist mir wirklich nicht klar, worin ich mich bei dem Urteil, das Sie angreifen, geirrt haben sollte. Es müßte denn darin sein, daß ich Ihnen kirchengeschichtlich eine zu hohe persönliche Bedeutung beigelegt habe. Denn ich leugne nicht, daß ich Ihnen eine solche Stellung gebe, daß sogar manche Ihrer Herren Kollegen zu Ihrer „Sippschaft" gehören könnten, ebenso wie vor allem die Genossen jenes Ordens, dessen Geschichte in Deutschland mit Blut und Thränen geschrieben ist, und den Sie wieder bei uns einzubürgern für Ihre erste Lebensaufgabe zu halten scheinen [1]). Irre ich mich in der Bedeutung, die ich Ihnen persönlich zuschreibe, so mag mich übrigens wohl die Bemerkung entschuldigen, daß es korrekt ultramontane Organe sind, denen ich dabei folge.

Es liegt mir nichts ferner, Herr Bischof, als Ihnen die Anerkennung zu versagen oder zu schmälern, auf die Sie ein Recht haben.

Ich sehe Sie als einen Mann an, der unendlich viel vor mir voraus hat, in seiner Persönlichkeit, in seiner Stellung, in den ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Sie sind mir dabei recht eigentlich ein

[1]) Mag auch der heutige deutsche Episkopat sich noch so sehr mit den Jesuiten identifizieren und der Abschlachtung solcher andersdenkenden Kollegen, wie des seligen Bischofs von Rottenburg, teilnamlos zuschauen, — aus der Geschichte läßt sich die frühere Stellung deutscher Bischöfe nicht ausstreichen. Es sei in dieser Beziehung nur noch an den berühmten Brief des letzten Kurfürsten von Köln, Kaiser Josephs Bruder Maximilian Franz, vom 29. November 1793 erinnert, worin die Gründe, die gegen die Wiederherstellung des Jesuitenordens (trotz der französischen Revolution!) sprachen, so schlagend vorgeführt werden. Wir führen daraus nur die folgenden Worte an: „Nicht die Jesuiten werden mehr das Kirchensystem in Deutschland erhalten können; hierzu gehört eine Verbesserung des weltlichen Kleri . . . . Wenn man den Studien eine allgemeine Richtung, mit Bezug auf Sittlichkeit und Staatsverfassung, wird zu geben und zu erhalten wissen; nur dann kann man hoffen, den dermalen alles untergrabenden Grundsätzen mit Wirkung entgegenarbeiten zu können".

Repräsentant der kolossalen weltlichen Macht Ihrer Kirche. Ich will auch das gerne zugeben, daß mir die ganze Unwürdigkeit der äußeren Lage der protestantischen Kirche (ich rede damit allerdings nicht vom Protestantismus als solchem, der wahrlich ein ganz ander Ding ist als diese oder jene Konsistorialkirche) nie so vor Augen tritt, als wenn ich einen Bischof wie Sie neben Konsistorien sehe, die für die Selbständigkeit ihrer Kirche in der Weise bemüht sind, wie das Köthener beim Uebertritt des letzten Herzogs (1825); als wenn ich die sogenannten Provinzialsynoden der letzten Wochen neben das Konzil in Rom stelle; als wenn ich daran denke, wie Ihre Kirche für jeden Einzelnen den passendsten Platz findet, und wie traurig es mit den Motiven bestellt ist, von denen die Regierung meiner Kirche abhängig ist.

Sie sehen, Herr Bischof, selbst Ihnen gegenüber mache ich aus den Schäden der protestantischen Kirche kein Hehl. Wenn ich daher meine katholischen Verwandten als mit mir im tiefsten Grunde des Glaubens einig anführe, so thue ich das wahrlich nicht als ein konfessioneller Fanatiker protestantischer Färbung. Wie hätte ich mich sonst auch über die allgemeine Bedeutung des Bonifazius-Vereins dahin aussprechen können:

„Es verfolgt einfach denselben Zweck, nur in umgekehrter Richtung, wie der Gustav-Adolf-Verein; und es erinnert der Tenor seiner Blätter nicht nur ganz auffällig an diesen, in der Art wie die allmähliche Gründung der Diaspora-Gemeinden, die bisherigen Resultate und die unerledigten Aufgaben dargestellt werden; sondern der wirklich geschichtliche Standpunkt sollte diesem Verein geradezu dieselbe Sympathie zuwenden können, wie seinem protestantischen Vorbild; denn jede Diaspora-Gemeinde, welchen Namen sie auch trage, pflegt der herrschenden Kirche gegenüber durch religiöse Wärme sich auszuzeichnen."

Es mag diese Stelle in einer meiner früheren Schriften zum Belege dienen, wie sehr ich die Pflicht fühle, mich in meinem kirchengeschichtlichen Urteil von Tag zu Tag mehr von jedem persönlichen Vorurteil frei zu machen. Darum aber glaube ich dasselbe auch von meinen katholischen Mitchristen erwarten zu dürfen. Schon der Blick auf unser in zwei gleiche Teile gespaltenes Volk legt uns diese Pflicht auf. Es ist wahrlich hohe Zeit für Katholiken wie für Protestanten, das Einigende über das Trennende stellen zu lernen.

Es gehen nun aber auch in der That durch beide Konfessionen heute dieselben geschichtlichen Strömungen. Sie, Herr Bischof, und ich, wir stehen uns zwar diametral gegenüber, aber es stehen auf Ihrer

Seite ebensoviel Protestanten, als Katholiken neben mir stehen. Seit fünfzig Jahren ist die jesuitische Richtung in Ihrer Kirche die herrschende, die modern orthodoxe in meiner. Was haben beide gezeugt in unserem Volksleben? Sie können doch so wenig blind dafür sein wie ich, daß unser Volk im ganzen und großen außerhalb beider Kirchen steht, daß speziell dem deutschen Charakter nichts so zuwider ist, als jene hierarchische Tendenz, mag sie sich so oder so nennen, und daß alle äußere Begünstigung äußerer Frömmigkeit nur einerseits „Heuchelei und Scheinheiligkeit", andererseits wirklichen Unglauben zu zeugen vermag. Der heilige Vater nun (ich gebe ihm nicht im Spott diesen Titel, ich halte Pio nono für einen subjektiv aufrichtig frommen Menschen) und Sie mit ihm sehen in allen Gegnern unchristliche, teuflische Mächte. Die Ansprache des Papstes bei der Konzilseröffnung sagt das ja wieder ganz deutlich. Hier liegt nun aber der tiefste Keim unseres Gegensatzes. Es ist nicht der zwischen zwei verschiedenen Konfessionen. Wenn ich, Herr Bischof, Jesum Christum vor mir sehe im Kreise seiner Jünger und seine Gleichnisse erzählend, dann kommen mir alle unsere kirchlichen Streitigkeiten unendlich kleinlich, fast läppisch vor. Dann kann ich für mich selbst nur ein Gebet haben, immer mehr das zu lernen, „daß ich alles für Schaden achte, um Christum zu gewinnen". Dann sehe ich aber auch das Reich Gottes, das er in der Menschheit gepflanzt, zwar nicht auf ein Konzil oder eine Synode beschränkt, dafür aber unter den verschiedensten und mannigfaltigsten Gestaltungen.

Katholizismus und Protestantismus sind auf diesem Standpunkt völlig gleichberechtigte geschichtliche Bildungen. In beiden und ebenso in der griechischen Kirche, und ebenso sogar in der außerchristlichen Welt, wirkt der heilige Geist, der wehet, wohin er will und dessen Sausen man höret, ohne daß man weiß, woher er kommt, und wohin er geht. Mag die äußere Schablone die oder die sein, — wo auch nur die leiseste Spur bleibt von seinem Geiste, da ist „das Reich Gottes mitten unter uns". Dies Reich Gottes aber sehe ich nun heute (und ich sage dies vollbewußt meiner Verantwortlichkeit als Kirchenhistoriker) nicht schwächer, sondern stärker als früher. Und gar oft da am stärksten, wo man es am wenigsten vermutet. O, Herr Bischof, wenn man wirklich ins Volksleben hineingreift und es ohne geistlichen Hochmut beobachtet, da muß man nur zu oft sich das Wort unseres Meisters wieder in Erinnerung rufen: „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden."

Der heutigen jesuitischen „Frömmigkeit" gilt freilich Bischof

Wessenberg ebenso als Ungläubiger, wie unserer Orthodoxie die Rationalisten. Er steht heute vor Gottes Stuhle. Wie Sie persönlich ihn beurteilen wollen, wenn Sie einmal alle Ihre äußeren kirchlichen Ehren zurückstellen, und nur Jesu Christo selber ins Auge blicken, das sei Ihnen überlassen! Aber ich darf Ihnen wohl ein noch nicht veröffentlichtes Wort von ihm vorführen, das mir gerade gestern aufstieß und das sich auf Sie mitbezieht (es ist aus dem Jahre 1855): „Würden unsere geistlichen Oberhirten nur die Hälfte des Eifers und der Rührigkeit, welche sie in ihrem Feldzug gegen die Regierungen, um sie aus allem Einfluß auf das Kirchliche zu verdrängen, an den Tag gelegt haben, einer wahren Wiedergeburt und Erweckung des christlichen Sinnes und Lebens zugewandt haben, wir hätten allen Grund, ihnen dafür dankbar zu sein."

So Wessenberg in einem Briefe, der bald ganz veröffentlicht werden wird. Seinen Zeit- und Gesinnungsgenossen Spiegel durfte ich schon früher als Menschen genauer würdigen lernen, ebenso wie neuerdings den Baron Radowitz. Auch die Wirksamkeit Ihres eigenen Vorgängers, des seligen Bischofs Kaiser, dürfte mir nicht so unbekannt sein, wie Sie vielleicht glauben. Und sollte ich, wie ich hoffen darf, Gelegenheit haben, weitere Thatsachen aus dem Berufsleben dieser Männer unserem Volke mitzuteilen, so dürfen Sie gewiß sein, daß ich keinem von ihnen den Tribut meiner christlichen Hochachtung versage. Aber die Politik der „Gesellschaft Jesu" ist mir allerdings eine absolut antichristliche, so gut wie die parallelen Bestrebungen in den protestantischen Kirchen. Die „unsittlichen Wühlereien" des Ordens, der nach Ihren eigenen Geständnissen zu Ihrer „Sippschaft" gehört, werde ich bekämpfen, so lange ein Atemzug in mir ist. Denn sie können nur damit endigen, unser Volk in einen neuen Religionskrieg zu stürzen. Hat doch Herr Moufang den entsetzlichen Ferdinand II. offen als „Ideal eines Kaisers" gepriesen.

Darf ich Sie aber persönlich von dieser „Sippschaft" losmachen, — es wird mir eine große Freude sein, dies dann auch öffentlich erklären zu können. Bisher vermag ich Ihren Schriften freilich nur in erster Reihe den Eindruck abzugewinnen, daß Sie für die Herrschaft der Kirche auf einem ihr nicht zukommenden Gebiet kämpfen, zwar mit ungewöhnlicher Gewandtheit und bewunderungswürdiger Strategie, aber mit Waffen, die aus der Rüstkammer der Gesellschaft Jesu zur Genüge bekannt sind. Und darum habe ich bisher — auf Grund aller Erfahrungen der Geschichte — so urteilen zu müssen geglaubt, daß Sie als der entschiedenste Vorkämpfer der Jesuiten in Deutsch-

land zugleich derjenige seien, der mehr als irgend ein anderer die endgiltige Niederlage des Jesuitismus vorbereitet.

Es ist dies kein Scherz, Herr Bischof, es ist in der That meine innerste Ueberzeugung, sie basiert auf den „Zeichen der Zeit". Ich sehe so gut wie einer die ungeheuere Macht, über die das Papsttum heute verfügt, ich bin nicht blind für die Ursachen, weshalb der Deutschkatholizismus wie alle seine französischen und andere Vor- und Nachbilder im Sande verlief, ich täusche mich ebenso wenig darüber, daß der Protestantismus als Kirche nie so wenig bedeutete wie jetzt, — aber dem gegenüber fühle ich mich jeden Tag mehr angehaucht von dem Gottesgeist, der auch heute über den Wassern schwebt und vor allem durch unser deutsches Volk hindurch geht.

Unter den Theologen mag es allerdings üblich geworden sein (wie sie denn überhaupt beiderseits am liebsten eine solche Sprache zu reden scheinen, die das Volk nicht versteht), von dem sogenannten Zeitgeist als etwas Furchtbarem, Entsetzlichem, Satanischem zu sprechen. Dem nüchternen Historiker ist der „Zeitgeist", ist die moderne Kultur überhaupt das Produkt der Geschichte, d. h. der göttlichen Vorsehung. Und darum ist dieser „Zeitgeist" mächtiger als alle erdenkbaren Syllabusse von Bannflüchen. Und wenn Sie wirklich nun auch neben Ihren konfessionellen Schulen, konfessionellen Seminarien, konfessionellen Gymnasien, konfessionellen Bierhäusern noch eine konfessionelle Universität zu stande bekämen, o Herr Bischof, auch ihre Mauern werden den Zeitgeist nicht ausschließen. Er läßt sich eben nicht, wie die Ketzer des Mittelalters, ergreifen und der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben (die Kirche hat ja niemals Ketzer verbrannt — Sie sehen, daß ich Ihre jesuitische Geschichtsanschauung vollständig verstehe — sie übergiebt sie bloß, nachdem sie das Urteil gesprochen, der Staatsgewalt zur Bestrafung). Er dringt überall durch, wie die Luft, die wir alle einatmen. Wer sich aber die Mühe giebt, diesen „Zeitgeist" näher zu prüfen, der findet einen religiösen Zug in ihm, wie ihn keine Zeit stärker gehabt. Unsere Zeit sehnt sich nach dem Evangelium Jesu Christi, und die von dem heiligen Vater, Gott weiß nicht welches Unheils beschuldigte, moderne Wissenschaft hat ebenso wie die ewigen Gesetze der göttlichen Weltordnung, so die Persönlichkeit des „Menschensohnes" unendlich höher und reiner erkennen lassen, als irgend welche Dogmatik „unfehlbarer" Konzile.

Was von den alten Konzilien gilt, es wird sich auch bei dem jetzigen herausstellen. Allerdings ist es auch mir wie Ihnen das bedeutendste kirchengeschichtliche Ereignis unseres Jahrhunderts. Wenn

aber die Tendenzen der Civiltà cattolica zum Siege gelangen, so wird es nicht nur der Höhepunkt der Papalgewalt, sondern auch ihr Wendepunkt sein.

Auch ich, Herr Bischof, habe die Fuldaer Beschlüsse gelesen, glaube sogar so ziemlich zu wissen, aus welchen Geburtswehen sie hervorgingen. Es ist mir eben so wenig unbekannt, mit welchen Gefühlen man in Rom diese Beschlüsse ansieht, und was Sie, Herr Dupanloup u. a. dort für eine Stellung einnehmen. Wohlan, Herr von Ketteler, handeln Sie dort als deutscher Mann, und als Christ, ein Christ in dem Sinn, den allein unser Heiland selbst festzustellen das Recht hat! Bringen Sie statt des Hasses Liebe, statt der Bannflüche Segensgrüße, statt des Hohns auf die Wissenschaft redlichen Forschungstrieb, statt des geistlichen Hochmuts christliche Demut von dort zurück! Sie werden von allen, die Jesum Christum kennen und lieb haben, nicht als ein Beschützer einer „unsittlichen Sippschaft" bekämpft, sondern als ein hochwerter Arbeiter im Reich Gottes in der Menschheit begrüßt werden. Sie werden auch Ihren heutigen Gegner unter den ersten finden, die Ihrer Wirksamkeit die vollste Anerkennung widerfahren lassen.

Damit sei meine Antwort auf Ihre Fragen für heute beschlossen. Ich stehe auch ferner zu jeder weiteren Auskunft bereit. Denn ich schöpfe mein bißchen Kraft nicht aus einem äußeren Amt oder einer äußeren Stellung, sondern aus dem Evangelium Jesu Christi und aus dem sittlichen Gewissen des Volkes, das sich in erster Reihe auf dieses Evangelium gründet, den einzigen Felsen, an dem alle Wogen sich brechen und den die Pforten der Hölle nicht überwältigen.

Da ich übrigens aus einer Reihe von Präzedenzfällen zu dem Schlusse berechtigt bin, daß Sie bei solchen Briefen, wie dem, mit welchem Sie mich beehrten, die Absicht verfolgen, sie mit der erhofften ungenügenden Antwort zusammen zu veröffentlichen, so werden Sie es mir gewiß nicht verübeln, wenn ich Ihnen diesen deutschen Gruß nach Rom auch öffentlich sende. Denn daß Sie meine unbedeutende Person mit guter Manier unschädlich machen zu können glaubten, das ist nur ein von mir selbst als untergeordnet betrachteter Versuch. Das was im Hintergrunde liegt, ist die Tendenz des Ordens, der seit fünfzig Jahren wieder in Rom herrscht, der durch Sie vor allem wieder nach Deutschland gebracht ist, und der das Konzil aus dem letzten möglichen Gegner seiner Tendenz zu seinem Hilfsmittel zu machen gewußt hat, — wieder einen Keil hineinzutreiben in die Völker und die Familien. Das aber wird ihm in Deutschland nun einmal

nicht wieder gelingen, und wenn noch hundertmal in den bayrischen Landbezirken solche Wahlen zu stande kämen, wie die, über welche man jetzt in Rom triumphiert. Die Geschichte lehrt, daß nicht das Landvolk die Städte, sondern die Städte das Landvolk „zivilisieren". Und, Herr Bischof, mehr als Ihnen und mir und mehr als irgend einem heutigen Theologen folgt unsere Nation der Mahnung ihres großen Nationaldichters:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.

Hochachtungsvoll

Ew. Hochwürden
ergebener
Dr. F. Nippold,
Prof. d. Theol. an d. Univ. Heidelberg.

Berlin, 13./14. Dezember 1869.

Herrn Wilh. Emm. Freiherrn von Ketteler
Bischof von Mainz
Hochwürden
Rom
Collegio Germanico.

II.

Zweiter Brief des Herrn von Ketteler.

Rom, 23. Dezember 1869.

Hochgeehrter Herr!

Diese Zeilen haben lediglich den Zweck, Ew. Wohlgeboren von dem Empfange des geehrten Schreibens vom 13. Dezbr. in Kenntnis zu setzen. Ich habe mich gefreut, darin den Ausdruck einer aufrichtigen, nach objektiver Wahrheit strebenden Gesinnung zu finden, glaube aber nach Lesung desselben um so mehr, daß Sie Ihre öffentliche Behauptung, als hätten Sie im Hause des Frhr. v. Paumgartten volle Gelegenheit gehabt, „die unsittlichen Wühlereien der Ketteler'schen Sippschaft" wahrzunehmen, bei welchen Worten jeder, der sie liest, notwendig an besondere Vorfälle in Mainz, und nicht bloß an das, was im allgemeinen eine feindliche Presse in ähnlicher, wenn auch nicht so schroffer Weise zu bezeichnen pflegt, denken muß, nicht vor Gott verantworten können. Da Sie mir aber zugleich schreiben, daß Sie Ihren Brief der Oeffentlichkeit übergeben wollen, so beschränke

ich mich vorläufig darauf, diese Publikation und die Art derselben abzuwarten und behalte mir dann vor, nach Umständen und so bald wie möglich gleichfalls öffentlich zu antworten.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener
† Wilhelm Emanuel
Bischof von Mainz.

VI.

Schlußerklärung.

Die entscheidungsschwere, religiöse Krisis des Augenblickes, die große Bedeutung, welche der Stellung der deutschen Bischöfe auf dem Konzil auch für die zukünftige Entwickelung Deutschlands zweifellos zukommt, die ungeheuere sittliche Verantwortlichkeit, die dadurch auf jedem ruht, der in einer so wichtigen Zeitfrage mit Hand anzulegen berufen ist, — alles dies zusammengenommen veranlaßt den Unterzeichneten zu folgender Erklärung, die er deshalb Ihrem Blatte einsenden zu müssen glaubt, weil Ihr Korrespondent aus Rom, wie Ihre anderen katholischen Mitarbeiter demselben eine zeitgeschichtliche Stellung anweisen, wie keinem anderen Organe der deutschen Presse, und weil außerdem die Veranlassung seiner persönlichen Verhandlung mit dem Hrn. Bischof von Mainz sich auf einen Artikel der Allg. Ztg. zurückführt.

Auf Grund der eben in diesem Blatte erschienenen Besprechung meiner „Wege nach Rom", von einem über dieses Werk sehr freundlich urteilenden, mir übrigens bis zur Stunde unbekannten Referenten, schrieb der Hr. Bischof mir unter dem 6. Dezbr. d. J. aus Rom, und forderte mich zu näherer Erklärung auf über die in diesem Artikel angeführte Stelle des genannten Buches. Ich habe die verlangte Erklärung in einem: Berlin 13./14. Dezbr. datierten Brief gegeben, und glaubte es zugleich der Wichtigkeit der Frage schuldig zu sein (wie es mir nach verschiedenen Präzedenzfällen die Absicht des Hrn. Bischofs zu sein schien), diese Korrespondenz zu veröffentlichen. Die in meiner Antwort niedergelegten geschichtlichen Ausführungen gehören, wie jedes öffentlich gesprochene Wort, nicht mehr mir. Ueber die Anschauungen, die ich in Bezug auf die gegenwärtige interkonfessionelle Lage vertrete, hat sich jeder Leser selbst sein Urteil zu bilden.

Inzwischen ist die Frage für mich persönlich in ein etwas anderes Stadium getreten. In einer Erwiderung meines Schreibens (vom 23. Dezbr. datiert) spricht sich der Hr. Bischof in einer Weise aus, die möglicherweise von mir unrichtig beurteilt wird, die mich aber wenigstens persönlich ganz anders berührt als sein erstes Schreiben. Demzufolge glaubte ich auch in meiner nunmehrigen Antwort eine andere Saite anschlagen zu müssen. Auf das erste Schreiben hin konnte ich mir nur die Aufgabe stellen: nachzuweisen, wie ich zu den von mir gebrauchten Ausdrücken berechtigt zu sein glaubte. Ich bin in Bezug auf diesen Punkt nach wie vor derselben Ansicht — ob mit Grund oder nicht, darüber mögen nun andere urteilen. Aber das zweite Schreiben des Bischofs erlaubt mir zugleich noch eine weitere Antwort, und die Wichtigkeit des schnell entschwindenden Momentes scheint mir zugleich die Pflicht aufzulegen, über den Charakter dieser Antwort mich sofort öffentlich auszusprechen. Dem in der Ferne weilenden Gegner glaube ich diese Rücksicht doppelt schuldig zu sein.

Die in beiden Konfessionen gleich verhängnisvollen religiösen Zustände im Großherzogtum Hessen haben dort den Ausdruck „Ketteler'sche Sippschaft" sprichwörtlich gemacht. Von Dingen, die jeder anständige Mensch, ob Katholik, ob Protestant (ich selbst z. B. habe den Ausdruck einem demnächst zu veröffentlichenden Briefe Wessenbergs aus dem Jahre 1855 entlehnt), „unsittliche Wühlereien" nennen muß, hatte ich nur zu viele zu verzeichnen. Aber es ist eine Ehrenpflicht gerade der Gegner des Bischofs von Mainz, es anzuerkennen, daß sein Privatcharakter noch von keiner Seite angegriffen worden. Da nun mein Ausdruck (wie mir gerade seine wiederholte Ausführung beweist) verschieden gefaßt worden ist, glaubte ich jede Mißdeutung desselben durch diese offene Erklärung abschneiden zu müssen.

In meiner (zugleich auf die gesamte religiöse Krisis, wie sie sich von meinem Gesichtspunkt ausnimmt, näher eingehenden) Antwort habe ich daher dem Hrn. v. Ketteler dies selbst ausgesprochen, hoffe dadurch für eine weitere rein prinzipielle Polemik, falls dieselbe den Absichten des Bischofs entsprechen sollte, den Boden geebnet zu haben. Ich glaubte sogar noch einen Schritt weiter gehen zu müssen, und dem Hrn. Bischof das Anerbieten machen zu können: bei einer neuen Bearbeitung der Konversionsfrage jede Thatsache, ja jeden Ausdruck, den er mir als unrichtig oder unzutreffend nachweise, sofort zu modifizieren und die Ursache der Modifikation anzuführen. Dasselbe Ver-

sprechen (und ein loyalerer Boden für eine Polemik ist doch gewiß nicht denkbar) möchte ich überhaupt jedem katholischen Theologen und überhaupt jedermann geben, der mich mit wissenschaftlichen Waffen bekämpft. Die Schmutzpresse der neukatholischen Kasinos berührt mich so wenig wie irgend jemanden, der seine Ehre unbefleckt weiß; der geschichtskundige Protestant kann dabei nur die trübe Atmosphäre beklagen, mit der seine katholischen Brüder heute so vielfach zu ringen haben. Aber es ist heute eine heilige Pflicht gerade für den protestantischen Polemiker, seinerseits alles zu vermeiden, was das für beide Teile so höchst wünschenswerte friedliche Nebeneinanderarbeiten unmöglich macht. Schon in der Einleitung zu meinen „Wegen nach Rom" habe ich daher die Thatsache an die Spitze stellen zu müssen geglaubt: wie die denkenden deutschen Katholiken es sich bewußt sind, daß in Deutschland beide Konfessionen zu oberst dieselben Interessen haben. Dem gegenüber vertrat ich gleichzeitig selber den Grundsatz: „Von protestantischer Seite wird man es heute weniger als je vergessen dürfen, wie vieles in unserer nationalen Kultur wir unseren katholischen Brüdern verdanken, wie große, dem deutschen Namen überhaupt zur Ehre gereichende Verdienste sich auch die katholisch-theologische Forschung auf unseren Universitäten erworben." Durch die Ereignisse der letzten Zeit ist außerdem die gegenseitige Stellung bedeutend modifiziert worden. Die alten Schablonen und Schlagwörter passen gar wenig mehr für die in der Hand Gottes stehende Weiterentwickelung. Es darf nicht verschwiegen werden, daß das Auftreten mancher katholischen Theologen in Deutschland, in der so unendlich viel schwierigeren Stellung, in der sie sich befinden, jedem unbefangenen Protestanten die höchste Achtung einzuflößen geeignet ist; daß nicht minder wie Döllinger in einer seiner früheren polemischen Schriften den rastlosen Forschungstrieb der protestantischen Theologie und noch andere Eigenschaften derselben rühmend anerkannte, so umgekehrt die solide Gelehrsamkeit, die Ueberzeugungstreue, der sittliche Mut mehrerer katholischer Forscher uns Protestanten zum Vorbild dienen kann.

Wir dürften uns gegenseitig nötig haben, und je mehr wir uns wirklich kennen, uns um so mehr anerkennen. Wir dürften, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft verschiedene Seiten des uns beiden gemeinsamen nationalen Charismas auszubilden berufen sein. Mir ist es wenigstens eine Ehrenpflicht, gerade weil mein Beruf als Historiker der neueren Entwickelung heute zugleich unausbleiblich in die Stellung des Polemikers führt, diesen Gesichtspunkt

nicht aus dem Auge zu verlieren. Ich möchte beispielsweise anführen, daß selbst bei der Lektüre des in diesen Blättern abgedruckten Aufsatzes Dr. Sepps über Overbeck mir (einem begeisterten Verehrer des Wormser Denkmals und des Kaulbach'schen Reformationsbildes) die Vollberechtigung des Overbeck'schen Gedankens hinsichtlich eines katholischen Reformationsbildes unwillkürlich vor die Seele trat. Und wer nicht mit wohlfeilem Spott die religiöse Seite des Lebens überhaupt aus seinem Gesichtskreise ausstreichen zu können meint, dem kann am allerwenigsten die Thatsache entgehen, wie geradezu unzählige, individuell völlig aufrichtige Anschauungen neben einander hergehen, wie sich zugleich die Erfahrung stets neu wiederholt, daß auch zwischen den entgegengesetztesten Standpunkten, wo überhaupt ein wirklich religiös-sittlicher Kern vorhanden ist, sich Berührungspunkte auffinden lassen.

Möge das Konzil dies nicht in Zukunft zwischen Katholiken und Protestanten zur Unmöglichkeit machen! Nur dann wird die sonst unvermeidliche Gefahr eines furchtbaren Rückschlages vermieden, der bei den Mißbräuchen in der Kirche nicht stehen bleiben dürfte. Mögen vor allem die deutschen Bischöfe in Rom bedenken, was auch sie ihrem und unserem Volk schuldig sind! Nur dann kann die seit zwei Dezennien in den Vordergrund getretene Spannung der Konfessionen wieder einem gegenseitigen Verhältnis Platz machen, wie es Spiegel, Sailer, Wessenberg thatsächlich (und wahrlich nicht zum Nachteil des religiös-sittlichen Elementes in der katholischen Kirche) erzielten, und wie es (mögen auch die Dogmatiker noch so himmelweit auseinander gehen) unzweifelhaft das erste Bedürfnis unseres Volkes ist.

XVI.

Aus der Vorgeschichte der altkatholischen Bewegung.

Die Kontroverse mit dem Bischof von Mainz hat mir zwar einerseits maßlose Angriffe, andererseits aber manche sympathische Briefe katholischer Pfarrer eingetragen. Auch in späterer Zeit haben derartige Beziehungen nicht aufgehört. Dabei muß nur vorweg bemerkt werden, daß ich dem Grundsatze „Was du nicht willst, daß dir geschieht, das thu auch einem andern nicht" getreu, niemals zu einem Uebertritte die Hand geboten habe. Seit dem Jahre 1870 ist die Notwendigkeit eines Uebertritts aus der katholischen zur evangelischen Kirche um so fraglicher geworden, da die Organisation der altkatholischen Kirchenbildung es auch ohne einen solchen erlaubt, der persönlichen Glaubensüberzeugung zu folgen. Aber die schon in den obigen älteren Aufsätzen niedergelegte Anschauung ist bei mir nicht nur Theorie, sondern auch Praxis gewesen.

Ihr bin ich denn auch gefolgt, als Pfarrer Renftle von Mering bei Augsburg mir die Frage stellte: Was thun, wenn das Konzil wirklich das angekündigte Dogma annimmt? An die Antwort auf diese Frage hat sich ein eifriger Briefwechsel angereiht, aus dem nachstehend die ältesten Renftleschen Briefe abgedruckt werden.

Leider fehlen mir gerade die ersten dieser interessereichen Schriftstücke. Ueber die Ursache, weshalb, sei hier wenigstens so viel bemerkt, daß ich in der Zeit der Arbeit an der Bunsen-Biographie gewöhnt war, wichtigere Schriftstücke dieser Kategorie dem Schwiegersohn Bunsens, Herrn v. Ungern-Sternberg, Chef des großherzoglichen geheimen Kabinets in Karlsruhe, mitzuteilen. Auch ihn hat die Persönlichkeit des Briefschreibers lebhaft interessiert. Die über denselben eingezogenen Erkundigungen fielen ebenfalls überaus günstig aus. Herr von Ungern-Sternberg war in der Lage, mich darüber zu orientieren, daß einem solchen Manne die Berufung in ein evangelisches Pfarramt in jeder Weise erleichtert werden würde. Andererseits habe ich persönlich dem bald liebgewonnenen Manne aus meiner entgegengesetzten Anschauung kein Hehl gemacht. Und ich stehe ebensowenig an, hier offen zu bezeugen, daß gerade seine Briefe mir einen ganz anderen Einblick in das innere Leben unseres deutschen Katholizismus ermöglichten, als ich bis dahin gehabt hatte. Es mag überhaupt bei diesem Anlaß weiter rückhaltlos ausgesprochen werden, daß, wenn sich auch der Neudruck der älteren Arbeiten als zeitgeschichtlicher

Quellen für das Jahrzehnt von 1860—1870 als notwendig erwiesen hatte, ihr Verfasser doch später stets davon ausgegangen ist, daß ein volles Verständnis der „katholischen Frage" ihm erst nach 1870 zu teil geworden ist.

Auch die Korrespondenz mit Renftle ist dann, wie jede andere Arbeit, durch längere Krankheit meinerseits ins Stocken geraten. In der Zwischenzeit, wo also auch zwischen uns keinerlei Beziehung stattfand, hat Renftle seine epochemachende Erklärung vom 19. Oktober 1870 abgegeben.

Soviel zur Einführung in den teilweisen Wiederabdruck der zum erstenmal in Beyschlags „D. Ev. Bl." veröffentlichten Aufsätze: „Die bayrische Kirchenpolitik und Pfarrer Renftle von Mering" und „Aus der Vorgeschichte der altkatholischen Bewegung." Weiteres darüber gehört wiederum erst in den zweiten Band.

Fürst Bismarck soll seiner Zeit mit Bezug auf Pfarrer Renftle bemerkt haben, ein einfacher Landpfarrer, der seine Gemeinde hinter sich habe, wiege schwerer als Dutzende gelehrter Professoren, hinter denen keine Gemeinden stünden. Trotzdem dürfte die Persönlichkeit Renftles dem raschlebigen Geschlecht, das sich an die Zukunftsbedeutung der kirchlichen Fragen immer ungerner erinnern läßt, kaum noch dem Namen nach bekannt sein. Wir geben darum zunächst im Anschluß an die nach dem Tode des wackeren Mannes im „Deutschen Merkur" 1881, Nr. 15, 19, 20 erschienenen Artikel über ihn einen kurzen Bericht über seinen Lebensgang.

Joseph Renftle ist am 6. März 1823 zu Balzhausen geboren, als Sohn eines ehrenhaften und geachteten Schreinermeisters. An seinen Eltern hing er mit rührender Liebe und gedachte derselben noch wenige Wochen vor seinem Tode mit inniger Dankbarkeit. Im Alter von $15\frac{1}{2}$ Jahren trat er in die zweite Gymnasialklasse ein; er hatte sich durch Privatunterricht so weit gebracht, um fünf Klassen überspringen zu können. Im Lyceum und Seminar hat er stets zu den Ersten gehört. Seine Schulzeugnisse beweisen, wie hoch ihn die Lehrer schätzten, und was sie von ihm erwarteten. Noch in der letzten Zeit seines Lebens hat ein ihm befreundeter Domkapitular ausdrücklich bezeugt, daß ihm die wichtige Pfarrstelle Mering „wegen seiner ungewöhnlichen wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen" so früh verliehen wurde. Wie in Mering und in der badischen Gemeinde Sauldorf, deren Dienst seine letzten Jahre gewidmet waren, hat er auch an allen anderen Orten seiner priesterlichen Thätigkeit ein fleckenloses Andenken hinterlassen.

Am 4. April 1846 zum Priester geweiht, wirkte Renftle zuerst als Pfarrvikar in Zell (Landkapitel Füssen) und Bergheim (Land-

kapitel Dillingen), dann als Beneficiumsvikar in Missen (Landkapitel Stiefenhofen). Im Jahre 1853 wurde er zweiter Stadtkaplaneibenefiziat in Lauingen, im Jahr 1858 Pfarrer in Stauffen (Landkapitel Lauingen), 1860 Pfarrer in Mering. Mit Bezug auf jene frühere Thätigkeit sowohl wie auf seine weiteren Zukunftsaussichten bemerkt der Nekrolog im „D. M." (Nr. 15): „Sicher stand Renftle eine verlockende hierarchische Karriere in Aussicht, wenn er die breite Straße der Infallibilisten hätte wandeln wollen; aber er hielt Gewissen und Ueberzeugung höher als einträgliche Stellen, und so zog er Kampf und Leiden dem irdischen Wohlbehagen vor. Der bereits erwähnte Domkapitular hat es bedauert, daß Steichele (der spätere Erzbischof von München-Freising) „durch zu schroffes Verhalten den Bruch unheilbar gemacht." Wir aber sind überzeugt, daß Renftle so und nicht anders gehandelt haben würde, als er gehandelt, auch wenn Steichele sich von seiner „liebenswürdigsten" Seite gezeigt hätte. Renftle erfuhr eben das Schicksal von „Charakteren" — auf Erden."

In dem späteren ausführlicheren Bericht des „D. M." (Nr. 19, 20), in welchem bereits eine Reihe von Briefen Renftles benutzt sind, wird noch ein interessantes Selbstzeugnis über seine Jugendzeit von ihm angeführt: „Du glaubst nicht, als welch unschuldiger Mensch ich ans Gymnasium kam. In unserem Hause war man mit der Welt und ihrem Getriebe wenig bekannt. Mein Vater sagte: „Joseph, bet' fein und führ' dich gut auf." Beides hat der gute Mann selbst gethan. Unter den fünfzehn Ordinanden 1846 war ich der jüngste, 23 Jahre alt, so ein rechter Landbursch, stieß überall an, ward, so gut ich es meinte, oft verspottet, falsch beurteilt. Eines konnte ich gar nicht lernen, einen Katzenbuckel machen mit dem nötigen Zubehör, auch meinen Zorn verbarg ich schwer, wenn mir Unrecht geschah. Menschengunst verdanke ich wenig. Ich war von jeher zu deutsch, zu undiplomatisch."

Dem gleichen Bericht entnehmen wir noch eine andere Notiz über die Art seiner seelsorgerlichen Thätigkeit: „Er nahm das Christentum ernst und deswegen praktisch; wie er selber einst einen typhuskranken Studenten in sein Haus aufnahm, der dann Renftles Mutter ansteckte, so daß diese der Krankheit erlag, während der Student genas; wie er freigebig half, wo und wie er konnte, mit Rat und That stets zur Hand war, so wollte er auch, daß andere das Christentum bethätigten, nicht bloß auf den Lippen führten. Aber da konnte er freilich hören: „Was? Solid leben? Lieber liederlich und päpstlich, das ist be-

quemer!" Er hörte aber nicht auf, immer und immer wieder in seinen Predigten zu betonen, daß man an den Werken den Christen erkennen müsse, nicht an den Worten."

Der in diesem Nekrolog erwähnten Thatsache, daß er durch seine Fürsorge für einen fremden Kranken seine eigene Mutter verlor, gedenkt auch ein Brief vom 12. März 1872 im Zusammenhang mit dem nachmaligen Benehmen jenes Mannes gegen ihn: „Ein junger Mann, nun auch schon 7½ Jahre lang katholischer Priester in unserer Diözese, stieg im Januar 1861 nervenfieberkrank auf hiesiger Station aus, um am anderen Tage zu seinen Eltern sich zu begeben, da er in München nicht ins Krankenhaus wollte. Ich hatte im Jahre 1854 ihn im Latein ꝛc. unterrichtet. Fortlassen konnte ich ihn nicht mehr, sondern pflegte ihn drei Wochen in meinem Hause. Meine Mutter bekam die Krankheit und starb, die Köchin ward ebenfalls nervenfieberkrank, und mehrere Personen, die damit in Berührung kamen, erkrankten an diesem Fieber und mußten das Leben lassen. Dieser junge Mitbruder machte die letzte Weihnachtszeit Bekehrungsversuche an mir. Ich entgegnete ihm, daß sich auch nicht ein einziger meiner Amtsgenossen, auch er nicht, getraut habe, all dem rohesten Unglimpf nur ein einziges Artikelchen oder Inserat in einem ultramontanen Blatte entgegenzustellen, nur um etwa, wie das Märchen von unserem Herrn erzählt, von dem toten Hunde zu sagen, er habe doch weiße Zähne. Aber auch dies habe keiner gewagt, auch er nicht. Die etwa zehn Tage lang fortgeführte Korrespondenz schnitt ab mit dem Worte: „Laß mich aus, mit Euch kein Handel." Nun giebt er Ruhe. —

„Dies erzähle ich, um Ihnen zu sagen, wie unser katholischer Klerus dressiert ist. Dieser junge Mann gehört zu den besten unseres Bistums und hatte sich in früheren Jahren öfter bitter beklagt über die sittliche Roheit unseres Klerus."

Doch wir enthalten uns hier der Anführung weiterer biographischen Daten. Das, was Renftle seine kirchengeschichtliche Bedeutung gegeben hat, besteht eben vor allem in seiner Erklärung vom 19. Oktober 1870 vor seiner Gemeinde, sich dem neuen Dogma nicht unterwerfen zu können. Es ist ein wahrhaft klassisches Diktum von ihm bekannt, womit er der Gemeinde die Unwahrhaftigkeit der beliebten Argumentation darthat, welche die durch das Konzil dekretierte persönliche Unfehlbarkeit des Papstes dadurch vertuschen will, daß sich dieselbe nicht auf die Person, sondern auf das sogenannte Lehramt beziehen soll: „Wenn ich auf die Kanzel gehe, sagt Ihr dann, das Pfarramt hat gepredigt, oder der Pfarrer hat gepredigt?"

Die Erklärung des Pfarrers wurde durch eine Zustimmungsadresse von 275 mündigen Männern der Gemeinde beantwortet. Unwillkürlich wird man durch diese bäuerliche Adresse an die zahlreichen an Döllinger gerichteten Adressen seiner katholischen Universitäts-Kollegen erinnert. Aber es ist ein Unterschied zwischen beiden. Die meisten der gelehrten Unterzeichner sind ihrer Ueberzeugung später untreu geworden. Die einfachen Bauern sind ihrem Glauben treu geblieben, so lange sie selbst eine Stimme dabei gehabt haben.

Von den dem Herausgeber noch vorliegenden Briefen Renftles giebt gleich der erste aus dem Jahre 1871 (vom 21. Februar) ein lebensvolles Bild der Zustände in Gemeinde und Kirche:

„Denken Sie sich eine Landgemeinde, die sich ihrer großen Mehrzahl nach nicht um die Zensuren eines Bischofs kümmert, sich um ihren Pfarrer schart, der kein Gelehrter, kein „Frommer", nur ein einfacher ehrlicher Mann ist, und die dies thut trotz mündlicher und gedruckter Schmähungen, die ferner in ihrem Vorgehen noch allein steht, und deswegen und ob ihrer Lage in nächster Nähe Augsburgs so energischem Entgegenwirken ausgesetzt ist. Ich getraute mir das gar nicht zu denken. Nun bin ich der Meinung, wenn ich nicht durch die Regierung fortgemaßregelt werde, solle ich hier aushalten und dahin wirken, daß die Gemeinde immer noch klarer erkenne, das Heil ruhe nicht in der Summe der Dogmen, sondern im Leben nach den ethischen Grundsätzen des Evangeliums; es komme beim religiösen Leben oder vielmehr bei einer Art von dessen Bezeugung, nämlich beim Kirchengehen, nicht auf die Formen an, ob mehr, wie bei uns, ob weniger, wie bei den Protestanten, sondern man gehe in die Kirche und nehme an jenen Handlungen teil, um der Pflege, Erhaltung und Regelung des religiösen Lebens willen; man könne sogar seiner Zeit eine große Zahl der Formen unbeschadet, ja zum Vorteil der Religion und zur Förderung der Einigung mit den sog. protestantischen Brüdern ganz fallen lassen.

„Seit dem Bruche mit dem Bischofe habe ich nun viele Freiheit gewonnen. Ich brauche von einem Dogma nicht mehr zu sprechen, denn ich werde nicht mehr zur Verantwortung gezogen, warum ich nicht über den oder den Glaubenssatz öfter spreche. Das Volk ist dankbar, wenn man ihm die bisher unbekannte Schönheit des Evangeliums zeigt; es ist bei uns Katholiken dieses Land noch jungfräu-

licher Boden. So habe ich gerade diesen Winter in den Nachmittagsstunden vor der christenlehrpflichtigen Jugend und vielen Erwachsenen die Bergpredigt Christi durchgegangen, was früher mir schweren Tadel zugezogen hätte. Die Abhaltung des Gottesdienstes geschieht hier pünktlich und genau nach den Rubriken, die ich besser inne habe, als viele; gehalten wird das wohl noch lange so werden müssen wegen der hiesigen Leute sowohl als wegen der benachbarten Orte, für die Mering das ist, was für eine ländliche Umgebung eine Stadt. Wenn nun meine gar lieben Nachbarn predigen, in Mering sei man schon lutherisch, aber deren Schäflein sehen, daß dies doch nicht wahr ist, kehrt der Pfeil sich gegen die Schützen.

„Zur Pflege des religiösen Lebens taugen aber jene ultramontanen und lutherischen Pfaffen nichts, welche sich gerieren, als ob sie die Plätze im Himmel und in der Hölle zu vergeben hätten, die darum überall hineingelangen und für ihr Gebahren Ehr und Geld fordern. Auch die Regierungen müssen ihre Hände herausziehen; denn beim besten Willen wirken sie nur hemmend. Für tüchtige Schulen und Schulmeister sind wir ihnen dankbar.

„Was Herr Frohschammer in unserer Sache mir geschrieben, ersehen Sie aus den zwei beigelegten Briefen. Ich kann von hier schwer fort, und bin unter dieser Zeit nicht nach München gekommen, als nur schnell ein paar Geschäfte abzuthun, was in zwei Stunden geschehen war.

„Seelsorgsgeistliche, die sich Rom widersetzen, sind außer mir noch Dr. Tangermann und ein junger Kaplan aus der Rheinpfalz, Namens Kühn. Dieser war einige Tage bei mir und ging nach München, um dort Studien zu machen wegen Gründung einer neuen Existenz. Mit Tangermann stehe ich nicht in Verbindung. Der Bürgermeister von Unkel schrieb mir einmal und unlängst dem hiesigen Bürgermeister, wie wir's halten. Ich sandte dem Kollegen einen Gruß. Ich glaube, er getraut sich nicht zu funktionieren und wartet wohl auf Aufhebung der Suspension — ein vergeblich Warten, wie er erfahren dürfte. Der Priester Braun in Ortenburg hat mir schon einigemal geschrieben, mich aber in ganz ungeeigneter Weise aufgefordert zur Verantwortung, warum ich 1854 und 1864 geschwiegen[1]), und mir gnädig seine Huld nur für den Fall zugesagt, wenn ich mich hierüber genügend ausweisen könne. Wenn er schon 1854 fertig gewesen, ist's mir recht,

[1]) Bei der Dogmatisierung der Conceptio immaculata und dem Erlaß des Syllabus.

ich bin es halt später geworden. Die anderen Protestierenden sind Professoren und halten mit ihren Ansichten bezüglich der Gestaltung der Zukunft zurück.

„Sie kennen doch das Blatt „Brüderbote". Der Herausgeber sandte mir schon öfter Nummern. Gott, was finden die Herren alles in der Bibel? Unsere Irvingianer haben auch schon an mir gezupft. Ich begreife nicht, wie mein ehemaliger Kollege Fernsemer zu dem Glauben kommt, Christus würde nächstens herabkommen. Ob ich nicht mit der freireligiösen Gemeinde in München anbinden möge, meint ein dritter. Das ginge mir doch noch ab.

„Wenn Sie mir taugliche Bücher bezeichnen wollten, wäre es mir recht. Wie ist denn die Ethik von Rothe?"

Schon dieser eine Brief wird genügen, auch solchen protestantischen Lesern, welche den deutschen Katholizismus niemals im Leben kennen gelernt haben und deshalb doppelt geneigt sind, solche Urteile zu fällen, wie sie die altkatholische Bewegung noch heute so vielfach zu erfahren hat, es lebendig vor Augen zu führen, was der Herausgeber einem Manne wie Renftle gerade als Kirchenhistoriker zu verdanken gehabt hat. Aber ich unterlasse im heutigen Zusammenhang besser alle Bezugnahme auf fremde Urteile, um den seligen Freund sich selbst in seinen eigenen Aeußerungen schildern zu lassen. Zunächst folge daher einiges über den äußeren Verlauf der Dinge! Dem vorerwähnten Briefe ist noch ein P. S. vom 22. Februar beigefügt: „Was in der Allg. Ztg. Nr. 53 steht, brachten längst die ultramontanen Blätter; ich weiß nichts und auch mein Anwalt weiß nichts." Daran schließt sich einen Monat später der Brief vom 22. März 1871: „Empfangen Sie kurze Nachricht von mir. Nach den Zeitungen könnten Sie meinen, ich hätte schon eine Ministerialentschließung erhalten. Dem ist aber nicht so. Lautet aber eine solche, wie in der Zeitung steht, so bin ich der Gnade turbae mobilium Quiritium preisgelassen und laufe Gefahr, um bischöflicher Gnadenerweisungen willen, z. B. geweihtes Salböl, Firmungszeremonie u. dergl., verraten und verleugnet zu werden. Ich bin natürlich entschlossen, meiner Ueberzeugung treu zu bleiben. Alle Schätze und Genüsse der Welt werden den Entschluß nicht zum Wanken bringen. Daß meine Gemeinde durch den Bischof und geistliche und weltliche Agenten versucht wird, können Sie sich denken; denn Mering liegt wegen der Eisenbahnverbindung eigentlich nur eine halbe Stunde von Augsburg entfernt. Um Mittelchen sind die Herren gar nicht verlegen, Lügen ist bei ihnen offiziell.

„Von Herrn Professor Friedrich erhielt ich gerade einen Brief beruhigenden Inhalts; er hat seine Nichtunterwerfung bereits erklärt, und Döllinger wird sie erklären; der Aufschub hat tiefere Gründe, nicht den des Wankens.

„Die zugesandten Bücher habe ich erhalten und werde sie mit Nutzen lesen. Kürzlich habe ich die Theologie des Leibnitz von Pichler gekauft.

„Hefele in Rottenburg bekommt die Quinquennalfakultäten nicht von Rom, wenn er sich nicht unterwirft, kann also gewisse Dispensen nicht erteilen in Verwandtschaftsgraden u. s. w., ebenso Stroßmayer. Kümmern sich die Herren um Fakultäten und wollen Bischöfe sein! St. Paulus hat im Evangelium gearbeitet ohne Fakultät des Petrus. So ist's freilich erklärlich, warum keiner der Opponenten stand hält . . . . nennt diese Herren „wahnsinnig dumm". Wie's dann im Volk aussieht, können Sie sich einbilden. Gott schütze Deutschland."

Wieder einen Monat später berichtet der Pfarrer, unter dem 21. April: „Rasch schürzt sich der Knoten des bayrischen Dramas. Was im letzten Akt geschehen wird, vermag niemand zu sagen. Wie die Maßgebenden sich die Zukunft der reformierten katholischen Kirche denken, weiß ich nicht, da ich mit ihnen in keiner Verbindung stehe. Das wird jeder sich selbst sagen, daß es bei dem bloßen Regieren eines oder mehrerer Dogmata nicht bleiben darf, sondern etwas geschaffen werden müsse. Mit wahrhaft Gebildeten wäre es leicht zu machen; wo aber bringen wir das Volk unter?

„Ich für meine Person sitze noch fest und handele nach den Ihnen schon kundgegebenen Grundsätzen. Diese Ostern habe ich schon elfhundert Spezialbeichten gehört und ebensoviele Kommunionen gespendet. Der Bischof hat die bekannten hl. Oele verweigert; die Leute wissen es und kehren sich doch nicht daran. Nur eine bedeutende Versuchung werden sie noch zu überwinden haben, da Pankratius den Meringern das Sakrament der Firmung verweigern wird. Bisher steht alles noch fest, besser als ich es mir hätte träumen lassen. Hoffen wir Erfreuliches von der Zukunft!

„Sie haben mir bezüglich der Bergrede Ihre Kollegienhefte angeboten. Ich bitte um deren Zusendung; sie werden mir von Nutzen sein.

„Bunsens „Zeichen der Zeit" lese ich; nur habe ich bisher viele Arbeiten gehabt, da Pankratius den Kaplan mir entzogen hat. Bunsens Buch könnte, mein' ich, etwas kürzer sein.

„Wie kleinlich, wie pfäffisch gehässig der Bischof und seine Organe in Wort, Schrift und That gegen mich und die Gemeinde verfahren, das ist interessant. Glücklicherweise erzielen diese Leute nichts von dem was sie wollen, sondern bewirken das Gegenteil. Ihre Sache steht schlecht. Nur einige Energie des katholischen Deutschlands, dann sind die römischen Fesseln gebrochen, und wir werden als Brüder uns in die Arme fallen. Welche Freude! Lassen die Laien aber jetzt nach, kommen wir weit rückwärts. Gott wird doch das nicht zulassen."

BX1386 .N713
Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem
Princeton Theological Seminary–Speer Library
1 1012 00001 3997